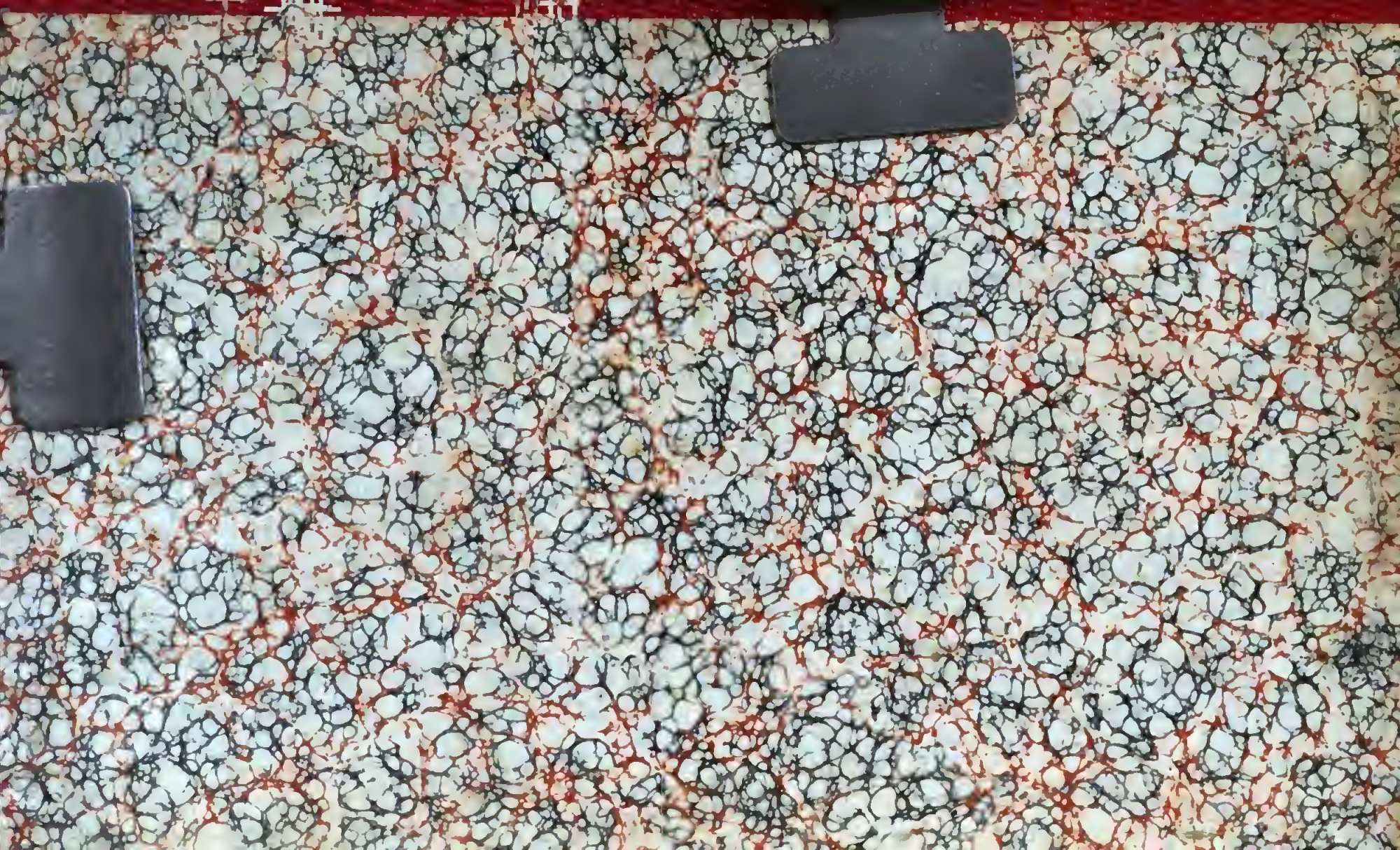


BIBLIOTECA DELLA R. CASA
IN NAPOLI
N.° d'inventario 436/57
Sala Grande
Scansia 9 Palchetto 3
N.° d'ord. 8

Palat. IX. 31

569039 SBN

Deutsche Geschichte

vom

Tode Friedrichs des Großen

bis

zur Gründung des deutschen Bundes.

Von

Ludwig Häusser.

Zweite veränderte und vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Berlin.

Weidmannsche Buchhandlung.
(R. Reimer.)

1859.

BIBLIOTECA NAZIONALE VITTORIO EMANUELE III NAPOLI

Property

Inhalt.

Seite

Drittes Buch.

Das deutsche Reich bis zu seiner Umgestaltung im Jahre 1803. S. 3—373.

Erster Abschnitt. Der Baseler Friede. S. 3—39.

Die Cabinetspolitik in Oesterreich und Preußen 3
Die Demarcationslinie und ihre Bedeutung 5
Eitle Hoffnungen auf einen allgemeinen Frieden 6
Gedanken an einen neuen Fürstenbund 7
Die öffentliche Meinung über den Separatfrieden 8
Der Parteihader in der Presse. . 9
Haltung Preußens. 11
Oesterreich auf's Neue mit der Coalition verknüpft 12
Auch im Innern die contrerevolutionäre Politik eifriger verfolgt 12
Berathung am Reichstage über den Frieden 13
Die preußische Rechtfertigung . . 14
Die Antwort des Kaisers . . . 15
Das Reichsgutachten vom 3. Juli 15
Französisches Buhlen um die preußische Allianz 16
Ein neuer Separatfriede. . . . 18
Lebhafte Erörterungen darüber . . 18
Zweideutige Wege der Thugut'schen Politik. 19
Die Zerrüttung des Reiches . . 20
Frankreich und die „natürlichen Gränzen". 21

Seite

Stillstand auf dem Kriegsschauplatze 22
Kritische Lage der französischen Republik 23
Der Feldzug von 1795. . . 23
Wiedereröffnung des Kampfes . . 23
Die Demarcationslinie von den Franzosen verletzt 24
Uebergabe von Düsseldorf . . . 25
Invasion und Verwüstung auf dem rechten Rheinufer 25
Uebergabe von Mannheim . . . 27
Ein Probestück Thugut's 28
Panischer Schrecken im Reich . . 29
Treffen bei Handschuhsheim (24. Sept.) 30
Clerfayts Erfolge an der Nidda . 31
Flucht der Franzosen 31
Clerfayts Sieg bei Mainz (29. Oct.) 32
Erfolge der Oesterreicher. . . . 33
Der Ausgang des Feldzugs. . . 34
Die Verhandlungen über den Reichsfrieden. 35
Das kaiserliche Decret v. 19. Nov. 36
Eindruck der letzten Erfolge. . . 38
Clerfayts Entlassung 38

Zweiter Abschnitt. Der Feldzug von 1796. S. 40—77.

Die neuen Rüstungen 40
Napoleon Bonaparte . . . 40
Die Kriegslage in Italien . . . 43
Bonaparte's italienischer Feldzug . 44
Der Krieg in Deutschland . 46
Erzherzog Karl 46
Die Streitkräfte beider Theile . . 47
Jourdan dringt nach der Lahn vor 48
Er wird bei Wetzlar geschlagen (15. Juni) 48

	Seite
Moreau's Rheinübergang . . .	49
Kampf an der Murg (9. Juli) .	51
Der Kriegsplan des Erzherzogs .	51
Schwaben vom Feinde überschwemmt	52
Desertion und Abfall der kleinen Staaten	53
Aussaugung Süddeutschlands . .	54
Die Separatverträge Württembergs und Badens	55
Vorboten des Rheinbundes . . .	56
Haltung Preußens	56
Die Reunionspolitik in Franken .	58
Der Berliner Vertrag vom 5. Aug.	59
Jourdans Vordringen nach Franken	60
Schenßliches Verfahren der Feinde	60
Ohnmacht und Furcht des Reichstages	63
Die Taktik des Erzherzogs Karl .	64
Siege über die Franzosen (22—24. Aug.)	64
Treffen bei Würzburg (3. Sept.) .	66
Jourdans Rückzug	67
Moreau in Baiern	68
Die bairische Politik	69
Vertrag von Pfaffenhofen . . .	70
Moreau's Rückzug nach dem Rhein	71
Latour bei Biberach geschlagen (2. Oct.)	73
Ende des Feldzugs	74
Umschlag der Stimmung in Deutschland	75
Vergebliche Friedensbemühungen .	76
Dritter Abschnitt. Leoben und Campo Formio. S. 78—121.	
Ausgang des Feldzugs in Italien	78
Die Lage Oesterreichs	79
Zerklüftung im deutschen Reiche .	80
Dalberg verlangt eine Dictatur .	81
Bonaparte dringt nach Inneröstereich (Frühj. 1797).	82
Entmuthigung des Wiener Cabinets	84
Intriguen für den Frieden . . .	85
Trügerisches Spiel Thugnts . .	85
Bonaparte's Friedensbotschaft . .	85
Vertrag von Leoben (17—18. April 1797)	87
Die letzten Kämpfe am Rhein . .	88
Verspätete Versuche des Widerstandes	89
Die Kleinstaaterei und die russische Protection	90
Die Zeichen der kommenden Auflösung	91
Fortdauer der feindlichen Bedrückungen	92
Revolutionäre Propaganda am Rhein	93
Friedensverhandlung am Reichstage	94
Bonaparte und die französische Politik	95
Schwankungen in Wien	96
Conferenzen zu Montebello . . .	97
Zerfahrenheit der preußischen Politik	98
Ihre Dienstwilligkeit gegen Frankreich	99
Verhandlungen zu Udine	100
Staatsstreich vom 18. Fructidor .	101
In Folge davon übergibt Bonaparte ein Ultimatum (1. Oct.) . . .	102
Sein Gegensatz zur Politik des Directoriums	103
Letzte Verhandlungen zu Udine. .	104
Der Friede zu Campo Formio (17. Oct. 1797)	105
Die Wiener Politik und das deutsche Reich	107
Bonaparte und die deutsche Zwietracht	108
Charakter der österreichischen Verwaltung	109
Franz II. und Thugut	110
Letzte Zeiten Friedrich Wilhelms II.	113
Tod Friedrich Wilhelms II. (16. Nov. 1797)	117
Anfänge Friedr. Wilhelms III.	118
Schaden der inneren Zustände . .	120
Vierter Abschnitt. Der Congreß zu Rastatt. S. 122—166.	
Physiognomie des Congresses . .	122
Bild des deutschen Reiches . . .	124
Die Taktik der Franzosen . . .	127
Deutsche Diplomatie und ihre Haltung	128

Seite

Die Vertreter der französischen Republik 128
Ihre Art die Dinge zu behandeln 128
Deutsches Buhlen um französische Protection 129
Der Anfang der Verhandlung . . 130
Die „Integrität" des Reichs und der Vertrag vom 1. Dec. . . 130
Die Festungen geräumt 131
Die Rheingränze gefordert . . . 132
Einwände der Friedensdeputation 133
Charakter der Verhandlung . . . 134
Revolutionäre Gewaltschritte der französischen Politik 134
Erstes Nachgeben der Friedensdeputation (9. Febr.). 136
Sie bietet die Hälfte des linken Rheinufers 136
Sie wird damit abgewiesen. . . 136
Sie erhebt nun Gegenforderungen (2. März) 137
Oesterreichische und preußische Sondertaktik 138
Gleiche Mitschuld Aller 139
Die Abtretung des linken Rheinufers bewilligt (11. März) . . 139
Der Grundsatz der Entschädigung durch Säcularisation 140
Die geistlichen und weltlichen Stände 141
Bedrohlicher Charakter der französischen Politik 142
Bernadotte und der Excess vom 13. April 143
Anzeichen kriegerischen Bruches . . 144
Graf Ludwig Cobenzl wird Thuguts Nachfolger 145
Zweck der Selzer Verhandlungen 145
Vorboten einer neuen Coalition . 147
Vergeblicher Versuch österreichisch-preußischer Verständigung. . . 147
Wirkung der Säcularisationsfrage 149
Neue Forderungen der Franzosen 151
Gewaltthaten gegen Ehrenbreitstein 151
Lähmung der Congreßverhandlungen 153
Preußen isolirt 154

Seite

Vergebliche Anstrengungen der Coalitionspolitik 156
Charakter der letzten Friedensverhandlung 158
Die neue Coalition gebildet 160
Die Franzosen ertrotzen in Rastatt die Annahme ihres Ultimatums (9. Dec.) 162
Der Krieg in Süditalien schon begonnen 162
Eine preußische politische Denkschrift 164

Fünfter Abschnitt. Der Krieg von 1799. S. 167—232.

Der neue Feldzug. 167
Tod Karl Theodors von Baiern . 168
Friedensillusionen zu Rastatt und Regensburg 169
Eröffnung des Krieges . . 171
Kampf im bündtner Rheinthal . . 172
Die Franzosen im Engadin und in Tirol 173
Jourdan in Oberschwaben . . . 174
Erzherzog Karl siegt bei Ostrach und Stockach (21. 25. März) 175
Der Kampf in Italien 176
Kray's Sieg bei Magnano (5. April) 177
Ankunft von Melas und Suworoff 177
Die letzten Tage des Friedenscongresses 178
Kriegerischellmgebung des Congresses 180
Die Franzosen rüsten sich zur Abreise 181
Verdächtige Anzeichen 181
Mord der Gesandten (28. April) 181
Die Urheber? 183
Das Benehmen des Wiener Cabinets 184
Wahrscheinliche Motive des Mordes 185
Fortgang des Kampfes 186
Die Ereignisse in Graubündten (April, Mai). 186
Die kaiserlichen Armeen in der östlichen Schweiz vereinigt . . . 188
Erste Schlacht bei Zürich (4. Juni) 189

	Seite
Maſſena's Rückzug	190
Die Siege in Italien	190
Suworoff	190
Sein Verhältniß zu den Oeſterreichern	191
Treffen bei Caſſano (27. April)	192
Mailand und Turin beſetzt	192
Macdonald an der Trebbia geſchlagen (17—19. Juni)	193
Glänzende Lage der Verbündeten	193
Gründe ihres Zerwürfniſſes	194
Thugut und Suworoff	195
Czar Paul und ſeine Alliirten	195
Neue Rüſtungen in Frankreich	199
Sieg der Verbündeten bei Novi (15. Aug.)	199
Wachſende Entzweiung der Verbündeten	201
Der neue Operationsplan	202
Wachſendes Zerwürfniß	205
Suworoff muß nach der Schweiz abziehen	207
Der Kampf in der Schweiz	208
Ankunft der zweiten ruſſiſchen Armee	209
Der Feldzug in Deutſchland	210
Umſchlag der Stimmungen	211
Volksbewaffnung	211
Kampf am Oberrhein	212
Der Oberſt Wrede	213
Erſtürmung von Mannheim (18. September)	213
Unthätigkeit des Reichstages	214
Suworoff marſchirt nach dem Gotthard	215
Zweite Schlacht bei Zürich (25. 26. Sept.)	217
Suworoffs kritiſche Lage	218
Der Uebergang über den Gotthard	218
Der Rückzug nach dem Rheinthal	220
Erſchütterung der Coalition	222
Mislingen der holländiſchen Landung	223
Suworoff und der Erzherzog	223
Rückzug der Ruſſen	224
Auflöſung der Coalition	225
Die Politik des neuen Kurfürſten von Baiern	228
Die preußiſche Politik während des Feldzuges	229
Letzte Kämpfe am Oberrhein	231

Sechster Abſchnitt. Der Friede von Luneville. S. 233—285.

	Seite
Der Staatsſtreich des 18. Brumaire	233
Die Anfänge des Conſulats	234
Bonaparte macht Friedensanträge	235
Sein Verhältniß zu England und Oeſterreich	235
Rücktritt Rußlands von der Coalition	237
Bonaparte's Taktik gegen Preußen	239
Die Sendung Dureos nach Berlin	239
Britiſche Subſidienverträge in Deutſchland	240
Der Krieg vom Jahre 1800	240
Moreau in Oberſchwaben	241
Treffen bei Engen, Stockach, Möskirch (Mai)	241
Die Oeſterreicher ziehen ſich auf Ulm	242
Moreau und Kray bei Ulm	242
Donauübergang der Franzoſen	243
Kray's Rückzug	244
Waffenſtillſtand von Parsdorf (15. Juli)	244
Bonaparte's militäriſche Thätigkeit	245
Sein Kriegsplan	245
Die Belagerung von Genua	246
Capitulation der Franzoſen	247
Der Zug Bonaparte's über den Bernhard (Mai)	248
Lage der Oeſterreicher	250
Mailand von den Franzoſen beſetzt (2. Juni)	251
Sie überſchreiten den Po	251
Treffen bei Caſteggio (9. Juni)	252
Die Bewegungen der Oeſterreicher	252
Melas bei Aleſſandria	253
Die Schlacht bei Marengo (14. Juni)	253
Der Vertrag vom 15. Juni	258
Bonaparte's Friedensanerbieten	259
Oeſterreichiſch-britiſcher Vertrag	259

Seite

Die Unterhandlung des Grafen St. Julien 260
Vergebliche Verhandlungen . . . 261
Neue Rüstungen des Kaisers . . 262
Der Vertrag von Hohenlinden (20. Sept.) 263
Thugut's Rücktritt 263
Die Conferenzen zu Luneville . . 263
Die Erneuerung des Kampfes . . 264
Verhältniß der kämpfenden Parteien 265
Der erste Zusammenstoß ist den Oesterreichern günstig (1. Dec.) 267
Die Schlacht bei Hohenlinden (3. Dec.) 267
Ausgang des Feldzugs 271
Waffenstillstand zu Steyer (25. December) 272
Die Lage der besetzten Gebiete . . 273
Noth und Plünderung 274
Die Verhandlungen zu Luneville . 276
Der Friedensschluß (9. Febr. 1801) 280
Die Entschädigung durch Säcularisation 281
Situation am linken Rheinufer . 282
Politische Stimmungen dort . . 283
Joseph Görres 284

Siebenter Abschnitt. Der Reichsdeputationshauptschluß. S. 286—373.

Der Friede vom Reichstage ratificirt 286
Die Stimmung der geistlichen Stände 287
Ihre Einsprachen 287
Die Discussion in der Presse . . 288
Erste Verhandlung am Reichstage 290
Reichsgutachten vom 30. April 1801 291
Das Entschädigungsgeschäft, wie es zu Paris betrieben wird 292
Deutscher Länderhandel 293
Kaiserliches Hofdecret vom 26. Juni 295
Situation am Reichstage . . . 296
Beschluß, eine außerordentl. Reichsdeputation zu bilden (Oct. Nvbr.) 297

Seite

Verhältnisse in Norddeutschland . 297
Preußen tritt der nordischen Neutralität bei 298
Besetzung von Hannover 299
Tod Kaiser Pauls 300
Nächste Folgen für Deutschland . 300
Die streitige Bischofswahl in Cöln und Münster 300
Neuer Stoff zum Streit zwischen Oesterreich und Preußen . . . 301
Oesterreichische Tendenzen in der Theilungsangelegenheit . . . 302
Umschwung der bairischen Politik und Anschluß an Frankreich . . 303
Traurige Zerklüftung des Reiches 304
Die französisch-russische Intervention 305
Der Vertrag vom 11. Oct. 1801 305
Ohnmacht und Unthätigkeit des Reichstages 306
Misgriffe der kaiserlichen Politik . 308
Friede von Amiens 308
Bonaparte als Schiedsrichter in den deutschen Angelegenheiten . . . 308
Seine Absichten 309
Die deutschen Staaten und ihr Verhältniß zu Bonaparte 310
Die österreichisch-preußischen Rivalitäten 311
Der Bonaparte'sche Theilungsplan 312
Preußen sucht Rußlands Freundschaft 313
Französische Separatverträge über die Theilung Deutschlands 314
Vertrag mit Preußen (23. Mai 1802) 314
Vertrag mit Baiern (24. Mai) . 315
Französisch-russische Uebereinkunft über die Theilung (3. Juni) . 315
Charakter der französisch-russischen Intervention 317
Die Lage des Reichstages . . . 317
Kaiserliche Mahnung 318
Preußische und bairische Occupationen 318
Oesterreich besetzt Passau (Aug.) . 319
Einberufung der Reichsdeputation 320

Seite

Der französisch-russische Theilungsplan vorgelegt 320
Verhandlungen der Deputation . 321
Sie beschließt die Annahme en bloc 321
Der Beschluß vom Kaiser verworfen 322
Drohende Erklärung Bonaparte's (Sept.) 323
Erwiederung des Kaisers . . . 323
Reclamationen bei der Deputation 324
Forderungen der geistlichen Stände 324
Forderungen der Reichsstädte . . 325
Gewaltschritte der Begünstigten . 326
Situation Oesterreichs 327
Die fremde Intervention . . . 328
Der modificirte Theilungsplan. . 329
Mannigfaltige Wünsche und Beschwerden 330
Der modificirte Plan angenommen (21. Oct.) 332
Schwedische Erklärung 332
Oesterreich neigt zur Nachgiebigkeit 333
Der Reichsdeputationshauptschluß vom 23. Nov. . . . 333
Vertrag Oesterreichs vom 26. Dec. 335
Der Reichstag über den Reichsdeputationshauptschluß 336
Letzte Redaction des Reichsdeputationshauptschlusses (25. Febr. 1803) 337
Die Abstimmungen am Reichstage 337
Die kaiserliche Ratification nur bedingt 340
Der Streit um den Reichsfürstenrath 341
Der Widerstand des Kaisers . . 341
Auflösung der Reichsdeputation (10. Mai) 343
Vollziehung des Reichsdeputationshauptschlusses. 343
Die österreichische Entschädigung . 344
Die bairische Entschädigung. . . 345
Die preußische Entschädigung . . 346
Abfindung des braunschweigischen Hauses. 347
Vergrößerung Badens 348
Vergrößerung Württembergs . . 349

Seite

Entschädigung Hessens 349
Entschädigung Nassau's 350
Die übrigen Abfindungen . . . 351
Die Reichsgrafen 352
Der Kurerzkanzler 353
Die Reichsstädte 354
Die Ritterschaft 355
Neue Gestalt des Reichsfürstenraths 355
Die anderen Bestimmungen des Recesses 358
Charakter der ganzen Revolution . 360
Das heilige römische Reich aufgelöst 361
Die neue Staatspraxis im Innern 362
Der katholische Clerus 363
Päpstliche Verwahrung 363
Der römische Stuhl sucht Bonaparte's Verwendung 364
Der Reichsadel 365
Die Kleinstaaterei 365
Züge der „guten alten Zeit" . . 366
Das neue bonapartesirende Regiment 367
Vornehmlich in Baiern 368
Montgelas 369
Die bairischen Umwälzungen . . 369
Die Reichseinheit nun aufgelöst . 372
Patriotische Wünsche für ihre Herstellung 372
Die neuen Regungen nationaler Reform 373

Viertes Buch.

Die Zeit deutscher Erniedrigung (— 1806).
S. 375—641.

Erster Abschnitt. Deutschland im Jahre 1803. S. 377—408.

Rückblick 377
Bedrohung Hannovers durch die Franzosen 378
Hannoversche Zustände 378
Die Wehrkraft des Landes . . . 379
Erste Warnung Georgs III. . . 380
Preußens folgenschwerer Misgriff. 380

Seite

Es verweigert das Land zu schützen 381
Kopflose Schwäche der hannoverschen Regierung 382
Walmoden und die Armee . . . 382
Das Volk bei Strafe zur Landesvertheidigung aufgerufen . . . 383
Widerruf 383
Misgriffe bei der Ausrüstung . . 384
Die Franzosen nähern sich . . . 384
Eine Deputation statt der Armee an sie geschickt 384
Rückzug der hannoverschen Truppen 385
Der Vertrag von Suhlingen (3. Juni) 386
Marsch der Truppen an die Elbe. 387
Der Suhlinger Vertrag verworfen 387
Abermals feige Rathschläge . . . 388
Die Armee rüstet zum Widerstande 389
Unruhen unter den Truppen . . 389
Die Elbconvention (5. Juli). 390
Bedrängnisse Hannovers 391
Erste Proben der französischen Verwaltung 392
Allmälige Wirkungen 393
Die Politik der Ruheliebenden . . 394
Preußen sendet Lombard an den ersten Consul (Juli 1803) . . 395
Bonaparte'sche Lockungen 395
Der Reichstag und die hannoversche Sache 396
Der Streit über den Reichsfürstenrath 396
Deutscher Bonapartismus im Südwesten 398
Die ständischen Rechte. 400
Der Sturm gegen die Reichsritterschaft 400
Vorboten ihrer Bedrohung . . . 401
Bairische Maßregeln 401
Neue Faustrechtspolitik 403
Die Ritterschaft findet für diesmal noch Schutz 404
Kaiserliche Einmischung 405
Erklärung Preußens 405

Seite

Das Conservatorium des Reichshofraths (Jan. 1804) 406
Baiern lenkt ein 406
Opposition gegen das Conservatorium. 407
Auch Bonaparte erhebt sich dagegen. 407
Der Freiherr von Stein über den Sturm gegen die Ritterschaft . 408

Zweiter Abschnitt. Das Bonaparte'sche Kaiserthum. S. 409—448.

Die russisch-französische Eintracht erschüttert 409
Die Isolirung Preußens. . 409
Preußen denkt an neue Fürstenbündnisse 410
Ein Plan Dohms 410
Sendung des Prinzen Wilhelm von Braunschweig (1804). . . 412
Johannes Müller in Weimar . . 413
Seine Schilderung des Wiener Hofes 414
Fruchtlose Anknüpfung mit Sachsen. 415
Die Aufhebung des Herzogs von Enghien in Ettenheim (15. März) 416
Der Mord des Prinzen 417
Haltung des Reichstages. . . . 418
Russischer Protest (7. Mai) . . . 418
Schwankendes Benehmen Oesterreichs und Preußens 419
Schwedische Note 419
Baden zu einer Erklärung genöthigt. 420
Dieselbe dem Reichstage übergeben (2. Juli) 421
Bezeichnende Vorgänge in Regensburg. 421
Man will die Sache einschläfern 421
Hannover greift sie wieder auf. . 422
Noth und Verlegenheit am Reichstag 423
Die Gesandten desertiren in Masse 424
Sonstige Verhandlungen in Regensburg 424
Die ritterschaftliche Sache . . . 424

Seite

Bonaparte'ſcher Verweis an den Erhaltungs-Ausſchuß 425
Errichtung des franzöſiſchen Kaiſerthums (Mai 1804). . 426
Charakter der neuen Würde. . . 426
Verhandlungen mit dem römiſchen Kaiſer 427
Stiftung des öſterreichiſchen Erbkaiſerthums (14. Aug. 1804) 427
Politiſches Verhältniß zwiſchen Frankreich und Oeſterreich 428
Schwankungen der preußiſchen Politik 429
Anknüpfungen mit Bonaparte . . 430
Verfehlte Taktik Rußlands . . . 431
Ein preußiſch-franzöſiſcher Bund im Werke. 432
Verhandlung darüber (Ende 1803). 432
Gründe des Scheiterns 433
Neue Vorſchläge 434
Die Ettenheimer Sache wird Anlaß, damit abzubrechen. . . . 434
Verdruß Bonaparte's über Preußen 434
Preußen ſucht ſich mit beiden Parteien zu halten 435
Verträge mit Frankreich und mit Rußland. 435
Aufhebung Rumbolds in Hamburg (Oct. 1804) 436
Die preußiſche Verwendung iſt diesmal von Erfolg. 437
Triumphzug des neufränkiſchen Kaiſerthums am Rhein . . . 437
Die Rheinlande und die ſüddeutſchen Fürſten huldigen. . . . 438
Karl Theodor von Dalberg. . . 439
Die Vorboten des Rheinbundes 440
Deutſche Lage. 441
Stimmungen in der Nation . . 441
Die deutſche Weltbürgerei . . . 442
Ermattung des öffentlichen Geiſtes. 443
Die „papierne Zeit“ 443
Mittelbare Anregungen der neuen klaſſiſchen Cultur 444

Seite

Der Kosmopolitismus auch in ihr noch überwiegend 444
Stimmen der literariſchen Koryphäen 445
Eine Schrift von Friedrich Gentz . 446
Zur Signatur der Zeit 447
Es thut eine harte Prüfung Noth. 448

Dritter Abſchnitt. Die Coalition von 1805. S. 449—477.

Großbritannien und das napoleoniſche Kaiſerthum 449
William Pitt wieder am Ruder . 450
Anfänge einer neuen Coalition auf dem Feſtlande. . 451
Gründe der Entzweiung Napoleons mit Rußland 452
Gegenſeitiges Verhältniß ſeit 1804 452
Die Lage in Oeſterreich 453
Eine Denkſchrift von Gentz . . . 454
Oeſterreichiſche Beſchwerden gegen Bonaparte. 455
Der Vertrag vom 6. Nov. 1804 456
Schwediſch-ruſſiſche Allianz . . . 456
Bund zwiſchen England und Rußland (11. April 1805) . 456
Ziele der neuen Coalition . . . 457
Vergleichung mit 1814—1815 . . 457
Die Stellung Preußens . . 458
Sendung Wintzingerode's nach Berlin (Jan.). 459
Wintzingerode's Miſſion verfehlt 460
Nachtheilige Wirkung ſeiner Taktik 460
Zaſtrow wird nach Petersburg geſchickt 460
Berliner Friedensilluſionen . . . 461
Die Sendung Nowoſilzoffs . . . 461
Verdrehte Stellung der preußiſchen Politik. 462
Bruch mit Schweden 462
Bonaparte'ſche Uebergriffe in Italien. 463
Herausfordernde Haltung . . . 463
Die Nowoſilzoff'ſche Sendung aufgegeben. 464

Seite

Personalveränderungen in der Leitung des österreichischen Kriegswesens 465
Kriegsconferenzen in Wien (Juli) 466
Der Operationsplan . . . 466
Verzögerungen in seiner Ausführung 467
Stand der österreichischen Rüstungen 468
Unglückliches Uebereilen 468
Die oberste Leitung 468
Mack 469
Richtige Ahnungen von Gentz . . 470
Das diplomatische Spiel des Ministeriums 470
Letzte Verhandlungen mit Napoleon. 471
Charakter des bevorstehenden Kampfes. 473
Preußen 473
Situation Napoleons 473
Der britische Landungsplan . . . 474
Versuch Preußen zu gewinnen . . 474
Das Anerbieten Hannovers . . . 475
Eindruck auf die preußische Politik. 475
Widerstreben Friedr. Wilhelms III. 476
Absendung Duroes nach Berlin . 477
Verhängnißvolle Lage der preußischen Politik 477

Vierter Abschnitt. Ulm und Austerlitz. S. 478—556.

Napoleon ist schlagfertig 478
Militärische Vortheile des Lagers von Boulogne 478
Bund mit Baden, Württemberg und Baiern 479
Der Kriegsplan Napoleons. 480
Bewegung seiner Armeen . . . 481
Blindheit seiner Gegner 482
Lage Oesterreichs 483
Die Führung Macks 484
Täuschung auch der Klügsten . . 485
Die Oesterreicher überschreiten den Inn (8. Sept.) . . 486

Seite

Fürst Schwarzenberg in München. 487
Flucht des Kurfürsten in's französische Lager. 487
Proclamation Napoleons. . . . 488
Er überschreitet den Rhein . . . 488
Aufruf an das Heer 488
Die bairische Politik . . . 489
Anschluß der bairischen Truppen an Napoleon. 489
Anrede des französischen Kaisers an sie 489
Anschluß der anderen südwestdeutschen Fürsten . . 491
Friedrich von Württemberg. . . 491
Dessen Erklärung gegen Oesterreich 492
Agonien des Reichstages. . . . 493
Seine Stellung zum Kriege. . . 494
Die französische und deutsche Diplomatie in Regensburg . . . 495
Herabwürdigungen. 496
Eine Dalberg'sche Allocution . . 496
Gestaltung der Kriegsverhältnisse . 497
Die österreichische Macht in Schwaben. 498
Illusionen im Hauptquartier . . 498
Marsch der Franzosen 500
Bernadotte durch Ansbach . . . 500
Mack concentrirt sich bei Ulm 501
Die Franzosen gehen bei Donauwörth über den Fluß 501
München und Augsburg besetzt. . 501
Auffenberg bei Wertingen geschlagen (8. Oct.) 502
Gefecht bei Günzburg (9. Oct.) . 502
Gefecht bei Albeck (11. Oct.) . . 503
Der Abmarsch von Ulm zwar beschlossen, aber verzögert . . . 503
Ein Corps in Memmingen gefangen 503
Macks unsinnige Bethörung. . . 504
Er will Bonaparte über den Rhein verfolgen (13. Oct.) 505
Gefechte vom 14. October. . 505
Abzug Erzherzogs Ferdinands . . 506
Macks Proclamation 506

	Seite
Einſchließung Ulms	507
Unterhandlungen über die Uebergabe	507
Capitulation vom 17. Oct.	508
Unterredung Macks mit Napoleon.	508
Capitulation Werneck's (18. Oct.)	509
Der Erzherzog Ferdinand ſchlägt ſich durch	510
Ulm noch vor der feſtgeſetzten Friſt geräumt	511
Der Auszug der Oeſterreicher (20. Oct.)	511
Macks Ausgang	511
Haltung Napoleons und ſeines Schweifes	512
Wendung in Preußen	512
Duroc in Berlin	513
Widerſtreben des Königs, ſich zu entſcheiden	513
Modificirte Vorſchläge Durocs	514
Man flüchtet wieder in die Neutralität	514
Haugwitz aus Schleſien gerufen	515
Die Verwaltung Hardenbergs	515
Die Diplomatie beider Parteien in Berlin verſammelt	515
Merveldts Ankunft	515
Oeſterreichiſche Hoffnungen	516
Trotziges Anſinnen Rußlands	516
Verkehrte Wirkung	516
Es wird beſchloſſen, die Armee mobil zu machen	517
Die Chancen der Coalition vermindert	517
Die Nachricht vom Durchmarſch durch Ansbach	518
Eindruck des Ereigniſſes	519
Ausbrüche der erſten Aufwallung	519
Die Note vom 14. October	520
Kriegeriſche Maßregeln	520
Ankunft Alexanders	521
Ankunft des Erzherzogs Anton	521
Potsdamer Vertrag (3. Nov.)	522
Die Demonſtration am Grabe Friedrichs des Großen	522
Bedeutung der jüngſten Wendung	523
Die Sendung des Grafen Haugwitz	523
Berliner Kriegseifer	523
Königin Louiſe	524
Prinz Louis Ferdinand	524
Zur Charakteriſtik der Kriegslärmer	524
Johannes Müller	525
Karl vom Stein	526
Rückblick auf die Kriegsereigniſſe	526
Die Schlacht bei Trafalgar	527
Rückwirkungen auf die continentale Politik	527
Der Kampf in Italien	528
Treffen bei Caldiero (30. 31. Oct.)	528
Die Unternehmungen in Neapel und Norddeutſchland	529
Das ruſſiſche Heer am Inn	529
Kutuſow und Merveldt	529
Vorrücken der Franzoſen	530
Ney in Tirol	530
Misgeſchick und Ungeſchick in Tirol	531
Oeſterreich ſucht einen Waffenſtillſtand	533
Kutuſows Rückzug	533
Merveldt zerſprengt (8. Nov.)	534
Napoleon erwartet bei St. Pölten eine Schlacht	534
Mortier bei Dürrenſtein überfallen (11. Nov.)	535
Eindruck der Niederlagen in Wien	536
Stimmungen von Gentz	536
Aufruf des Kaiſers	536
Wien vom Hof verlaſſen	537
Der Uebergang über die Donau von den Franzoſen überraſcht (13. Nov.)	537
Die Franzoſen in Wien	538
Kutuſow bedroht	538
Kriegsliſt mit Kriegsliſt vergolten	539
Bagration bei Schöngrab	539
Ankunft ruſſiſcher Verſtärkungen	539
Stellung bei Olſchan	539
Gründe, die zum Zögern riethen	540
Alexanders Umgebung	542
Ruſſiſcher Uebermuth	542
Er drängt zur Schlacht	542

	Seite
Savary im ruſſiſchen Hauptquartier	543
Dolgorucki bei Napoleon. . . .	543
Die Ankunft des Grafen Haugwitz in Brünn.	544
Sein Zögern	544
Napoleons Taktik	544
Audienz von Haugwitz bei Napoleon	545
Er läßt ſich nach Wien ſchicken .	546
Vorbereitungen zur Schlacht . .	546
Angriffsplan der Verbündeten . .	547
Der Schlachtplan Napoleons . .	547
Schlacht bei Auſterlitz (2. Dec.)	548
Umfang der Niederlage	551
Zuſammenkunft der beiden Kaiſer (4. Dec.)	552
Waffenſtillſtand	552
Rückzug der Ruſſen	553
Die Friedensverhandlung . . .	554
Preußens Abfall	555
Friede von Presburg (26. Dec.)	555

Fünfter Abſchnitt. Der Rheinbund. S. 557—592.

Lage der preußiſchen Politik	557
Rüſtungen nach dem Novembervertrag.	557
Anſichten in den herrſchenden Regionen.	558
Eindrücke der Schlacht von Auſterlitz	559
Verlegenheit und Rathloſigkeit . .	559
Sendung Phulls	561
Haugwitz in Wien.	561
Seine Haltung nach dem Siege vom 2. Decbr.	561
Taktik des franzöſiſchen Kaiſers .	561
Die Schönbrunner Audienz (13. Dec.).	562
Vertrag vom 15. December.	563
Eindruck in Berlin	564
Der Vertrag weder ratificirt noch verworfen.	564
Haugwitz geht nach Paris	565
Stimmung Napoleons	565
Occupation Hannovers	566
Preußen verdirbt ſich beide Parteien	566
Die Aufnahme, die Haugwitz in Paris findet	567
Vertrag vom 15. Februar. .	567
Traurige Situation der preußiſchen Politik.	567
Kränkungen von allen Seiten . .	568
Krieg mit England	569
Trübe Ausſichten	570
Die neue Fürſtenſouveränetät im Süden.	570
Sturm gegen Ritterſchaft und Stände.	571
„Wiederherſtellung" des bairiſchen Königthums	572
Bairiſche Nationalcocarde . . .	572
Kehrſeite der Münze	572
„Es gibt kein Deutſchland mehr".	573
Die neue Bonaparte'ſche Familien- und Lehenspolitik	573
Betäubung in Napoleoniſcher Glorie	574
Die Trümmer der Reichsverfaſſung	575
Anregungen, ſie neu zu geſtalten .	575
Wünſche und Vorſchläge	576
Schweden ſcheidet aus dem Reichstage aus	576
Verfaſſungsgerüchte nach dem Presburger Frieden	577
Verſchiedene Vorſchläge	578
In Paris wird an der deutſchen Verfaſſung gearbeitet	558
Murat wird Herzog von Cleve und Berg	578
Dalberg ernennt den Cardinal Feſch zu ſeinem Coadjutor	580
Erörterungen darüber.	580
Bevorſtehende Entſcheidung der deutſchen Verfaſſungsſache . .	581
Erneuertes Buhlen um franzöſiſche Protection.	582
Gang der Verhandlungen über den deutſch-franzöſiſchen Bund . .	583
Nachrichten in Regensburg . . .	583
Unterzeichnung der Rheinbundsacte (17. Juli) . . .	584

	Seite
Inhalt der Bundesacte	585
Die Mediatisirungen	586
Lage Deutschlands nach dem Abschlusse	588
Bonaparte'sche Sympathien im Rheinbundsgebiete	589
Erklärung der Rheinbündler am Reichstage	590
Abdication des letzten deutschen Kaisers (6. Aug.)	590
Erweiterungen des Rheinbundes	592
Napoleonische Diktatur in Süddeutschland	591
Mord des Buchhändlers Palm	592
Sechster Abschnitt. Jena und Auerstädt. S. 593—641.	
Peinliche Lage Preußens	593
Die inneren Zustände	594
Steins Denkschrift vom April 1806	595
Sendung des Herzogs von Braunschweig nach Petersburg	596
Demüthigungen durch Napoleon	596
Die französisch-britischen Friedensverhandlungen	597
Talleyrands Aeußerung über Hannover	598
Die russische Friedensverhandlung	599
Der Oubril'sche Vertrag vom 20. Juli	600
Napoleons Aufforderung zu einem norddeutschen Bunde	601
Frühere Unterhandlungen darüber	601
Entwurf des norddeutschen Reichsbundes	601
Schwierigkeiten	601
Eine Depesche Lucchesini's	602
Plötzlicher Entschluß Preußens zum Kriege	602
Mobilmachung des Heeres (9. Aug.)	603
Stimmungen im Lande	604
Zustände in der Armee	605
Die Isolirung Preußens	609
Lage in Oesterreich	609
Mistrauen gegen Haugwitz	610
Oesterreich lehnt die Mitwirkung ab	611
Anknüpfungen mit England	612
Sendung Lord Morpeths und seine Aufnahme	612
Die russische Hülfe	613
Suchen nach deutschen Verbindungen	613
Verlauf der Verhandlung über den norddeutschen Bund	614
Particularistischer Widerstand	615
Französische Gegenminen	615
Vergebliches Bemühen um Hessen und Sachsen	615
Die letzten Unterhandlungen zwischen Napoleon und Preußen	617
Eine neue Eingabe Steins (Sept.)	617
Taktik der französischen Diplomatie	618
Schlagfertigkeit Napoleons	618
Erste Bewegungen der franz. Armeen	618
Die preußische Ausrüstung	620
Aufstellung der Truppen	621
Die militärische Leitung	621
Der Herzog von Braunschweig	622
Der Fürst von Hohenlohe	622
Massenbach	622
Der Angriffsplan vom September	623
Berathungen in Erfurt (4—6. Oct.)	624
Neuer Operationsplan	625
Napoleons Anmarsch	625
Das preußische Ultimatum	625
Antwort Napoleons	626
Erste Bulletins	626
Aufruf an sein Heer	626
Preußisches Manifest vom 9. Oct.	627
Concentrirung des preußischen Heeres	627
Vorrücken der Franzosen	627
Gefecht bei Schleiz (9. Oct.)	628
Treffen bei Saalfeld (10. Oct.)	628
Tod des Prinzen Louis Ferdinand	629
Entmuthigung im Hauptquartier	629
Eindrücke in der Armee	630
Der Herzog entschließt sich zum Rückzuge	631
Aufstellung am 13. October	632
Schlacht bei Jena (14. Oct.)	632
Schlacht bei Auerstädt (14. Oct.)	638
Auflösung des Heeres und Staates	641

Drittes Buch.

Das deutsche Reich bis zu seiner Umgestaltung im Jahre 1803.

Erſter Abſchnitt.

Der Baſeler Friede.

So war denn mit dem Frieden von Baſel das Band, welches das Reich noch loſe zuſammenhielt, zerriſſen und Deutſchland fortan in zwei Lager geſchieden. Mit wie kecker Zuverſicht waren die Meiſten im Sommer 1792 in den Kampf eingetreten und wie klang- und ruhmlos ward er jetzt verlaſſen! Und wären es nur die Waffen geweſen, welche dieſe Entſcheidung herbeigeführt; hätte man wenigſtens nach einem tapfern aber unglücklichen Kampfe die Wahlſtatt räumen müſſen! Das Beſchämende war aber, daß der Rückzug ohne eigentliche Niederlage erfolgt war. Die Heere Preußens, die jetzt vom Rheine abzogen, um erſt nach zwanzigjährigen Kämpfen und Leiden den deutſchen Strom wieder zu gewinnen, hatten ſeit 1792 nicht einen einzigen Schlag erlitten, den man einer ernſtlich verlorenen Schlacht vergleichen konnte; vielmehr waren die Soldaten allenthalben noch die Ueberlegenen im Kriegshandwerk geweſen, und doch machten die Ereigniſſe der letzten drei Jahre, wenn man ſie im Ganzen überſchlug, den Eindruck einer Kataſtrophe, welche das Anſehen des Heeres wie des Staates in ihren Grundfeſten erſchüttern mußte.

Die Urſachen dieſer Wendung der Dinge — davon hat die frühere Darſtellung den Beweis gegeben — lagen nicht im Heere, nicht einmal in der bald zwieträchtigen, bald pedantiſchen und unentſchloſſenen Kriegsleitung. Die taktiſche Ueberlegenheit der alten Heere, die mit Muth und Ehren ausgefochtenen einzelnen Erfolge am Rhein wie in Belgien, die bewährte Heldentüchtigkeit von Führern wie Blücher, ſie nützten dem Ganzen nicht, weil die Staatskunſt jener Tage überall verſcherzte, was mit dem guten, tapferen Schwerte gewonnen war. Der Bund von Königen, der einen Kreuzzug für Thron und Altar angekündigt, war früh in einen ſelbſtſüchtigen Kampf um Sonderintereſſen umgeſchlagen, und Keiner von den Theilnehmern konnte vor dem

andern ſich rühmen, daß er größere Treue und Aufopferung für den Grundſatz bewährt, um deſſentwillen der Krieg unternommen war. Mit kleinen Künſten einer Schlauheit, die ſich ſo klug dünkte, wie ſie kurzſichtig und egoiſtiſch war, ward ein Kampf geleitet, in welchem zwei Welten an einander prallten; mit diplomatiſchen Ränken und Kniffen trat man einem Feind gegenüber, der die wild entfeſſelte Kraft einer Revolution und die Macht eines großen kriegeriſchen Volkes zur Verfügung hatte. Während dort die thatkräftigſten und verwegenſten Menſchen alle Kräfte der Nation zu einem verzweifelten Kampfe auf Leben und Tod aufboten, ward im monarchiſchen Lager der Krieg ohne Nerv und ohne Aufſchwung geführt, und wo einmal ein Erfolg mit den Waffen errungen war, ſeine Frucht durch die Zwietracht und Selbſtſucht der Großen wie der Kleinen ſicherlich verſcherzt.

In Oeſterreich wie in Preußen beherrſchte eine Staatskunſt die Cabinete, die ſich einer gewiſſen Routine und Geſchmeidigkeit mit Recht berühmen mochte, die nur der großen Einſichten und der großen geiſtigen und ſittlichen Mittel völlig entbehrte. In Oeſterreich gebot mit der Macht eines Großveziers noch immer Thugut, ein Mann, an dem auch ſeine Gegner Geiſt, Scharfſichtigkeit, lange diplomatiſche Erfahrung und eine zäh ausdauernde Willenskraft anerkannt haben. Aber die Schule, in welcher er ſeine politiſche Bildung erworben, waren die Serailkünſte des Orients geweſen; ohne Begeiſterung und ohne Glauben an die ſittlichen Hebel der Weltordnung, ohne Achtung und Vertrauen für die Menſchen, durch und durch eine ſkeptiſche und negative Natur von ſtark mephiſtopheliſcher Färbung, erſchien er in dieſer neuen, ſchwer erſchütterten Zeit doch nur wie ein Fremdling; die Gährungen einer Weltepoche, aus denen die alten Staaten und Nationen Europa's neugeſtaltet hervorgingen, erſchienen ihm höchſtens wie tumultuariſche Störungen von Ruhe und Ordnung, die mit mechaniſchen Mitteln zu bannen waren. Kriege im alten Stil führen, Bündniſſe und Subſidienverträge geſchickt einfädeln, im Innern die gewöhnlichſten Künſte der Cenſur, Polizei und Spionage emſig handhaben und jede friſche Geiſtesregung als der Revolution verdächtig überwachen, daneben raſtlos Jagd machen auf Erwerb und Vergrößerung, Völker und Länder zerſtückeln und vertauſchen, das waren die Mittel, womit der öſterreichiſche Staatsmann die Revolution zu bewältigen dachte. So haben wir ihn thätig geſehen ſeit 1793, überall in kleinen Künſten Meiſter und doch ohne Verſtändniß für die große Lage der Zeit. So hat er von Anfang an den ernſten Weltkampf mit ſeinen Intriguen um Baiern und Polen zur unglücklichſten Stunde durchkreuzt, leichtfertig den überlieferten Gegenſatz gegen Preußen, den er mildern ſollte, geſchärft, überall vielgeſchäftig ſein Intriguenſpiel angezettelt, dann auch ins Kriegslager mit Hülfe ſeiner Creaturen den Geiſt der Cabale hereingeſpielt und zuletzt in Belgien den Preis des Kampfes freiwillig hingegeben, um den Lieblingsprojecten ſeiner kurzſichtigen Selbſtſucht nachzujagen.

Es war eine andere Persönlichkeit, aber im Großen und Ganzen keine andere Staatskunst, welche damals die Dinge in Preußen leitete. Gegen Thuguts kaustische Schärfe, seine Menschenverachtung und seinen plebejischen Trotz gehalten, erschien Graf Haugwitz mehr ein leichter, geschmeidiger Cavalier der alten Zeit, dessen verbindliche Formen vielleicht flüchtig bestachen, ohne freilich dauerndes Vertrauen einzuflößen. Durch höfischen Einfluß emporgetragen und gehalten, lange Zeit mit der Gräfin Lichtenau und ihrer Macht verflochten, zugleich eifrig bemüht, die Schreiber im königlichen Cabinet, namentlich Lombard, durch niedrige Vertraulichkeit an sich zu fesseln, erweckte Haugwitz nicht sowol den Eindruck eines Staatsmannes, als den eines gewandten, vielerfahrenen Höflings. Ein Mann von ganz anderem Metall, der Freiherr vom Stein, rühmte zwar seinen gewandten, biegsamen, schlauen Verstand, aber er fand zugleich sein Wesen oberflächlich und unzuverlässig und in seinem Charakter vermißte er Reinheit, Stätigkeit und insbesondere alle Wahrheit. Er hatte — urtheilt Stein*) — im Laufe seines Lebens mannigfaltige und einander widersprechende Formen angenommen: ein süßlicher Student, dann Nachahmer der sogenannten Genies, ward er später Landwirth, Theosoph, Geisterseher, Frömmler, Anhänger der Herrnhuter, bei denen er erzogen war, und in deren Sinn er ein Gebetbuch schrieb, zuletzt ausschweifend und genußliebend bis zur Erschöpfung, im Ganzen also ein Mann von oberflächlicher Weltbildung, die er durch Lesen und auf Reisen erworben hatte, aber leer an gründlichen Kenntnissen, ohne Geschäftserfahrung, ohne Fleiß und ohne Stetigkeit. Mit welcher Frivolität und Unzuverlässigkeit er wichtige Staatsgeschäfte trieb, davon haben wir früher, bei der Geschichte des Haager Vertrags vom April 1794, nach seinen eigenen Zeugnissen eine charakteristische Probe gegeben. In seiner weltmännischen Zerfahrenheit unfähig, einen großen Gedanken zu fassen und eine Lebensaufgabe durchzuführen, hat er in den folgenden Welterschütterungen eine Virtuosität darin gesucht, seine staatsmännischen Meinungen gefügig den wechselnden Zeitströmungen anzupassen, und ist so recht eigentlich der Träger jener geschmeidigen, vielgestaltigen Pfiffigkeit geworden, die eine Zeit lang der preußischen Politik den Ruf undurchdringlicher Verschlagenheit erwarb, bis sie am Tage der Katastrophe als die schlechte Kunst unwahrer und ephemerer Auskunftsmittel enthüllt ward.

Dem Abschlusse des Friedens von Basel war am 17. Mai der Vertrag über die Demarcationslinie gefolgt, auf welche schon der Friedensschluß hingedeutet. Es ward eine Linie gezogen, die an der Gränze Ostfrieslands längs der Ems herunterlief bis Münster, dann über Coesfeld, Borken, Bocholt bis

*) S. Stein's Leben von Pertz I. 137.

an die cleviſche Gränze, und von da längs des Rheins bis Duisburg ging, um die Grafſchaft Mark und die Gebiete öſtlich von der Lahn einzuſchließen und ſich dann am Main bis zur pfälziſchen Gränze auszudehnen; von da ſollte ſie das darmſtädter Gebiet aufnehmen, an den Neckar bis Eberbach und ſtromaufwärts nach Wimpfen laufen, um ſich dann ſüdöſtlich gegen Nördlingen zu wenden und längs der bairiſchen, oberpfälziſchen und böhmiſchen Gränze die Gebiete des fränkiſchen und oberſächſiſchen Kreiſes zu umfaſſen. Was hinter der Linie lag, ſollte vom Kriege unberührt bleiben; während die fränkiſche Republik verſprach, ihre Operationen nicht dahin auszudehnen, verbürgte ſich Preußen für die ſtrenge Neutralität der innerhalb der Linie gelegenen Regierungen.

Dieſe Linie entſprach ungefähr den ſpäter laut gewordenen Entwürfen einer Theilung Deutſchlands zwiſchen dem öſterreichiſchen und preußiſchen Einfluß, deſſen Gränze die Mainlinie wäre; daß damals in Preußen eine ähnliche Abſicht im Hintergrunde lag, iſt wohl außer Zweifel. Doch war es nicht der einzige Geſichtspunkt, unter dem die Demarcationslinie aufgefaßt ward. Auch unter den preußiſchen Staatsmännern und Feldherren gab es Einzelne, welche den Abſchluß eines Separatfriedens als bedenklich anſahen; nach ihrer Meinung — und Hardenberg ſelbſt, der Unterhändler von Baſel, neigte dahin — ſollte der Baſeler Friede nur die Brücke werden für einen allgemeinen Frieden des Reiches. Es tauchte denn doch hie und da die Ahnung auf, daß Frankreich nach einem Separatfrieden mit Preußen ſeine ganze Kraft gegen Oeſterreich wenden, ihm durch einen Angriffskrieg in Italien den Frieden aufzwingen und nach Ueberwältigung des Kaiſerſtaates leichtes Spiel haben werde, auch mit dem preußiſchen Einfluß in Deutſchland fertig zu werden. In dieſem Sinne war die Clauſel in den Friedensvertrag gekommen, daß die Reichsſtände, die ſich binnen drei Monaten anſchlöſſen, gleichfalls des Friedens theilhaftig werden ſollten; in gleicher Richtung hoffte man die Convention vom 17. Mai zu benutzen. Der König ſelbſt hatte ja ohnedies beharrlich der Form eines Sonderfriedens widerſtrebt; ſeine Bedenken wurden am erſten beruhigt, wenn dieſer Weg als der ſicherſte dargeſtellt ward, das geſammte Reich zum Frieden zu vermögen.

Wir erſehen aus der Correſpondenz zwiſchen Hardenberg, Möllendorf und dem Erbprinzen von Hohenlohe, daß in dieſem Kreiſe die Hoffnung auf eine allgemeine Pacification wenigſtens in den erſten Wochen nach dem Baſeler Frieden noch feſtſtand. Auf die einzelnen Reichsfürſten rechnete man in jedem Falle, Oeſterreich zu gewinnen ſchien nicht allzuſchwer, ſelbſt an England verzweifelte man nicht. Hardenberg, der im Mai von Baſel nach Berlin ging, benutzte dieſe Gelegenheit, um durch perſönliche Beſprechungen im deutſchen Süden und Weſten in jener Richtung zu wirken, und man verſprach ſich davon guten Erfolg. „Hardenbergs Unterredung, ſchrieb damals Hohen-

lobe an Möllendorf,*) mit dem Markgrafen von Baden und dem Herzoge von Zweibrücken war von Nutzen; das Votum, das Ersterer an den Reichstag hat abgehen lassen, ist vortrefflich; Hardenberg zeigte es Lehrbach, und dieser war vollkommen damit zufrieden, sowie auch das Benehmen des sächsischen Hofes, welches zum Zweck führet, gebilligt wurde. Beide Herren arbeiten bereits daran, zu Regensburg alle Unarten zu hindern, Alles zum gleichen Ziel zu führen. Albini war hier, bei beiden Ministern; beide sind von ihm erbaut. An den Kurfürsten von Cöln habe ich es zu schreiben unternommen." So ward also die erste vertrauliche Erörterung mit Oesterreich, die Hardenberg mit Lehrbach zu Frankfurt pflog, als ganz günstig angesehen; man versah sich auf preußischer Seite so wenig eines schroffen Auftretens von Oesterreich, daß vielmehr auf dessen Mitwirkung zum allgemeinen Frieden gezählt ward. „Man muß — schrieb guten Muthes Möllendorf am 29. Mai — eine Spaltung im Reich zu verhüten suchen und das Zustandebringen einer Generalpacification als das glücklichste Ereigniß betrachten." Diese Täuschung dauerte freilich nur kurze Zeit; schon im Juni war darüber kein Zweifel mehr möglich, daß die Einwirkung Hardenbergs auf die einzelnen Reichsstände überschätzt, die Haltung Oesterreichs ganz irrig beurtheilt worden war. Auch in dem Briefwechsel der Männer, die sich am längsten an diesen Strohhalm von Hoffnung hingen, spricht sich nun die Ueberzeugnng aus, daß der Friede vom 5. April zunächst ein Separatfriede bleiben werde. Denn ganz im Gegensatze zu den friedfertigen Erwartungen, mit denen man sich getragen, wurde der preußische Vertrag recht geflissentlich vor den Richterstuhl der Leidenschaft und des Parteigeistes gezogen.

Im großen Kreise der Nation war zwar die Stimmung keineswegs leidenschaftlich; man wünschte allenthalben das Ende des Krieges, der von Anfang an nicht populär gewesen war. Bei dem Mangel eines starken einheitlichen Nationalgefühls konnte es kaum auffallen, daß man innerhalb der Demarcationslinie herzlich froh war, den Krieg los zu sein, und sich um das Schicksal des übrigen Deutschlands wenig besorgte. Doch tauchte selbst in dieser zerfahrenen und gespaltenen Situation die Ahnung auf, daß es nun auch mit der äußeren Einheit des Reiches zu Ende gehen und der jüngste Separatfriede den gelockerten Bund vollends zerreißen müsse. Im Kreise der kleineren Fürsten war diese Sorge einer allgemeinen Auflösung schon in den letzten Wochen des Jahres 1794, als Preußens Rücktritt drohte, wach geworden. Der Markgraf von Baden hatte mit dem Landgrafen von Hessen in Wilhelmsbad eine Zusammenkunft gehabt, und es war dort der Plan angeregt worden, einen neuen Fürstenbund zu schließen. Um den drohenden Gefahren „mit Anstrengung der äußersten Kräfte" zu widerstehen, die Errichtung einer Landmiliz zu fördern und ein Bundesheer zur Vertheidigung der Reichs-

*) d. d. 21. Mai. (In der angef. Correspondenz.)

gränze zu bilden, auch ſich im Innern über gemeinſame Maßregeln gegen die Revolution zu verſtändigen, zu dieſem Ende ſollten die Fürſten, diesmal natürlich den Kaiſer an der Spitze, zuſammentreten und eine engere Verbindung ſchließen, da man ſich ſagen mußte, daß die überlieferten Formen des Reiches nicht ausreichten zur Erfüllung ſolcher gemeinſamen Zwecke.*) In Wien fand der Plan eine mild ablehnende Erwiederung; man hatte dort ein Mistrauen gegen Alles, was mit engeren Verbindungen innerhalb des Reiches Aehnlichkeit hatte, und ſchlug darum vor, lieber die alten Kreisaſſociationen in zeitgemäßem Sinne zu erneuern. So blieb der Plan ohne weitere Folge. Aber nicht nur in den Cabineten, auch in der Preſſe regten ſich ähnliche Gedanken. Eine damals erſchienene Schrift**) ſchlägt vor, das Heerweſen des Reiches umzugeſtalten, ein großes Heer zum Angriffskriege und eine Landmiliz zur Vertheidigung zu ſchaffen, ſtatt der Römermonate eine allgemeine Reichsſteuer einzuführen, etwa den „gemeinen Pfennig“ der älteren Zeiten wieder aufzulegen. Solche Vorſchläge blieben natürlich fromme Wünſche; indeſſen ſie waren von Intereſſe, weil in ihnen das Eingeſtändniß lag, daß die überlieferten Formen des Reiches nach allen Seiten hin unzulänglich waren.

Wie nun der Abſchluß des preußiſchen Friedens erfolgt war, geriethen die publiciſtiſchen Federn Deutſchlands in die heftigſte Bewegung. Aber es wurde weniger darüber verhandelt, wie dem drohenden Unheil vorzubeugen ſei, als vielmehr nach deutſcher Art gezankt und geſtritten, wer die größere Schuld an dem Uebel trage; man riß die alten Wunden öſterreichiſch-preußiſcher Feindſchaft ungeſtüm wieder auf und nährte die Entzweiung, ſtatt die Einigung zu fördern. In Preußen ſelbſt ſprach ſich eine ſelbſtgenügſame Zufriedenheit über den Vertrag vom 5. April aus; ſelbſt die Beſſeren und Einſichtigeren ließen ſich ihn als eine Nothwendigkeit gefallen. Ward doch ſchon die Meinung laut, der Friede Preußens mit Frankreich genüge nicht einmal; ein enges Bündniß mit der fränkiſchen Republik ſei die natürliche Politik Preußens.“***)

Dem gegenüber wucherte eine ganze Literatur auf, die den preußiſchen Separatfrieden der herbſten Beurtheilung unterwarf. In ſchneidenden Gegenſatz war da der Eifer, womit Preußen 1792 zum Kriege gedrängt, zu der Gleichgültigkeit geſtellt, womit es ſich vom Kampfplatz zurückzog. Preußen ſtehe nach den Reichsgeſetzen überhaupt nicht das Recht zu, einen Separatfrieden zu ſchließen; indem es ihn abſchloß, habe es ohne Vollmacht gehandelt und ſeine reichsſtändiſche Pflicht überſchritten. Der König von Preußen,

*) Häberlin's Staatsarchiv I. 216 ff. IV. 372 ff.

**) Patriotiſche Gedanken und Vorſchläge zur Vermehrung der deutſchen Reichsarmee u. ſ. w. Frankf. u. Leipz. 1794.

***) S. politiſche Lage und Staatsintereſſe des Königreichs Preußen. Von einem Staatsbürger deſſelben. 1795.

hieß es in einer der heftigsten dieser Schriften,*) unterhielt mit dem Reichsfeinde einen freundschaftlichen Zusammenhang. Er unterstützte ihn mit Pässen zur Erhaltung verschiedener Bedürfnisse; er verhehlte dem Kaiser und den Ständen seine bundesbrüchigen Verhältnisse, er stimmte wie Judas noch an dem Tische des Kaisers und seiner versammelten Mitstände für die Eingehung eines gemeinsamen Friedens. Er verschaffte sich durch eine veranlaßte Rücksprache mit dem Kaiser Ansehen bei dem Reichsfeind. Er gewann durch die Täuschung des Reichsoberhauptes Zeit, seinen angefangenen Hochverrath gegen die Constitution auszuführen. Er endigte seine einseitigen Unterhandlungen; er schloß einen Separatfrieden mit dem Reichsfeind und trennte durch eine eigenmächtig gezogene Neutralitätslinie einen großen Theil der Stände von dem Band der Association, der Reichspflicht und ihrem Oberhaupte los, warf sich mit eigner Macht gleichsam zu einem niederdeutschen Kaiser auf, gebot und herrschte gesetzlos.

Solcher Stimmen, an denen freilich die Leidenschaft und der überlieferte Preußenhaß mehr Antheil hatte, als der deutsche Patriotismus, tauchte eine ganze Menge auf. Preußen — so klagte eines der Pamphlete jener Zeit**) — nennt sich Freund der Franken, das ist der Königsmörder, der Mordbrenner, der Meineidigen, der Gottesleugner... Preußen führt mitten in den Schooß zahlreicher reichsständischer Lande die Freiheits- und Gleichheitsprediger, die Trabanten der Illuminaten und Propagandisten, Altäre- und Thronenstürmer, die Feinde der Fürsten und des Adels, die Feinde der Sicherheit des Eigenthums, die Blutegel des Volkes, die Zerstörer guter Sitten, damit durch dies Gift angesteckt aus jenen Landen die Ruhe und Ordnung fliehe, damit die Gesetze verächtlich, die Gemüther erhitzt, der Geist des Gehorsams verbannt, Bruderliebe getödtet, die Länder zum Revolutionsgeiste vorbereitet werden.

Mit besonderem Nachdruck ward von Andern daran erinnert, daß Deutschland keine Föderation unabhängiger Staaten, sondern die einzelnen Stände des Reiches dem Kaiser als Oberhaupt unterworfen seien. Noch bestänben die alten Reichsgesetze, ein Separatfriede sei ein Eidbruch gegen Kaiser und Reich. Es ward an die Reichsgesetze alter Zeiten, an die Executionsordnungen von 1555 und 1556 erinnert, und dem modernen Souverainetätsgelüste der Reichsfürsten die alte monarchische Ordnung des Reiches entgegengehalten. Solche Erinnerungen kamen freilich viel zu spät; die Reichsverfassung war nicht erst seit heute so geworden, wie sie war; das aristokratisch-föderative Element hatte seit mehr als einem Jahrhundert über das

*) Pragmatische Darstellung des constitutionswidrigen preuß. Separatfriedens. Frankf. u. Leipz. 1795.

*) Noch einmal, Bemerkungen über den anderen preußischen Vertrag vom 17. Mai 1795

monarchiſch-einheitliche den vollen Sieg davon getragen. Der Separatfriede von 1795 war nicht der erſte Sondervertrag; er griff nur durch die Zeit und durch die Umſtände, unter denen er erfolgte, beſonders verhängnißvoll in die alte Ordnung des Reiches ein. In Zerrüttung war dieſe ſeit lange gerathen; der Friede vom 5. April war nicht ſowol die Urſache, als vielmehr ein ſehr bezeichnendes Symptom der fortſchreitenden Auflöſung.

Dieſe Ueberzeugung ſprach ſich mit Derbheit und Schärfe in einer Schrift aus, die Deutſchland mit Polen verglich.*) Die Ohnmacht des Kaiſerthums und die Unfähigkeit des Reichstags war mit den gleichen Inſtitutionen des Sarmatenreichs zuſammengeſtellt. „Die berühmte deutſche Freiheit — hieß es — iſt in Geſetzloſigkeit und Anarchie, in Nichtachtung der Reichsgeſetze und Schlüſſe ausgeartet; ſie iſt wie die polniſche, beim Lichte betrachtet, nicht mehr und nicht weniger als das traurige Recht der Ariſtokratie, d. h. des reichsſtändiſchen und des übrigen hohen und niederen Adels, die Unterthanen wie Sklaven zu behandeln, auch in den dringendſten Gefahren nichts zum Beſten des Vaterlandes beizutragen und es durch Fortſetzung des Druckes und der Misbräuche zu Grunde zu richten.“ Der Mangel an Gemeinſinn und nationalem Ehrgefühl, die Verſchwendung und Ausländerei der Vornehmen, die Ohnmacht gegenüber den Nachbarn ward in eine bittere Parallele mit den gleichen Schäden des alten polniſchen Weſens geſetzt. „Die polniſchen pacta conventa und die kaiſerlichen Wahlcapitulationen ſind ſich ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern.“

Neben ſolch einſamen Stimmen, welche die Wurzel des Uebels berührten, gehörte freilich das große Wort denen, die in die Beſprechung des Friedensſchluſſes den ganzen bittern Hader öſterreichiſch-preußiſcher Rivalität verwebten. Preußen, wurde behauptet, ſollte ſich mit den Franzoſen bereits geeinigt haben über die Herrſchaft in Deutſchland; man wolle Oeſterreich iſoliren, bis es erſchöpft und ermüdet ſich gefallen laſſen müſſe, was die beiden ausgemacht hätten.“**) Wurde doch das Sündenregiſter Preußens bis zu deſſen Urſprung zurückgeführt. Die frühere Geſchichte des hohenzollernſchen Staats, der Charakter ſeines Regiments, das ſtarke Selbſtgefühl ſeiner Bewohner ward im feindſeligſten Tone beurtheilt.“***) Der Staat — hieß es — ſei zu künſtlicher Größe geſpannt, die Militärlaſt erdrücke das Land, die Wucht der Steuern führe ſeinen Verfall herbei. Parallelen mit Oeſterreich zeichneten dieſes als eine Macht von unverwüſtlicher Lebenskraft, Preußen als eine ephemere Schöpfung, die dem verdienten Ruin entgegengehe. Es folgt, ſagte ein

*) Deutſchland und Polen. Eine Rhapſodie. 1795.

**) Bericht und Gutachten eines deutſchen Reichstagsgeſandten u. ſ. w. Germanien, gedruckt im Nov. 1795.

***) S. Ueber die politiſche Lage und das Staatsintereſſe P.'s nach der neueſten holländiſchen Revolution. Von dem preuß. Bürger Bauchwitz. Gedruckt im Mai 1795.

anderer,*) eine wichtige und große Lehre für die deutschen Reichsstände: daß es Thorheit wäre, auf einen Beschützer sich zu verlassen, dessen Macht in Friedrichs II. Kopf und in der Bourbonen Unterstützung beruhte; beide sind nicht mehr. Weisheit ist es also, von einer erst wachsenden, mithin gespannten, noch precären Macht sich zu entfernen, wie diese vom Reichskörper sich entfernt hat, und sich dafür an eine solche Macht anzuschließen, die kraftvoll und unerschütterlich dasteht und mit eurer Mitwirkung hinter einer unübersteiglichen Vormauer das deutsche Reich vor den Franken und ihren Anhängern beschützen wird.

Gegenüber dieser Polemik, an die sich zugleich eine eigentliche Schmähliteratur anhing,**) hielt sich Preußen fast in leidender Stellung. Die wenigen Vertheidigungsschriften, die der Rede werth waren, wiederholen ziemlich dieselben Rechtfertigungsgründe. Preußen, hieß es, habe den Krieg nicht fortsetzen können, der Friede sei ihm eine Nothwendigkeit gewesen; da ein allgemeiner nicht zu erreichen war, habe man sich zu einem Separatfrieden entschließen müssen, den Preußen indessen nur als ein Mittel zur Herstellung des Reichsfriedens ansehe. Dem Kaiser und den Ständen des Reiches sei nun der Weg zum Frieden eröffnet. Ueber die reichsrechtliche Frage gehen die preußischen Vertheidigungsschriften meist stillschweigend hinweg; nur eine hält es der Mühe werth, auf die Vorwürfe der Gegner zu erwiedern und zwar auf eine unzweifelhaft merkwürdige Weise. Sie weist Preußen, als dem „Vorsteher des sogenannten Fürstenbundes," das Recht zu, eine solche besondere Verhandlung für das Reich einzuleiten.

Preußen hätte sich unstreitig viel wirksamer vertheidigen können, wenn es die Geschichte des Krieges und der Diplomatie seit Ende 1792 actenmäßig der Welt vorlegte. Oder wenn es auch nur die Frage aufwarf: mit welchem Rechte sich denn die Politik Thuguts eines größeren Patriotismus berühme, als Preußen; und wo etwa der Reichsstand zu finden sei, der seine Sondereinteressen den allgemeinen zu opfern bereit war? Wenn es die Bitterkeit der Dinge mildert, daß die politische Misere im Reich epidemisch war, so hat uns wenigstens dieser Trost nicht gefehlt. Um von vielen Zügen nur einen hervorzuheben: an den bewilligten 50 Römermonaten hatten zu Ostern 1795 nicht weniger als 45 Reichsstände nur einen Theil und 94 gar nichts bezahlt. Und unter den Säumigen waren nicht etwa nur zwei Drittel der

---

*) Patriotische aber ehrfurchtsvolle Bemerkungen über die von S. M. dem König von P. zu Regensburg gemachte Erklärung. 1795.

**) S. z. B.: „Germania im Jahr 1795." Darin sind die Persönlichkeiten der preuß. Diplomatie geschmäht, der Herzog von Zweibrücken beschuldigt, besoldeter Spion der Franzosen zu sein, der mainzische Kanzler Albini angeklagt, daß er, von Preußen und Frankreich bezahlt, Kundschaft für die Franzosen treibe und Aehnliches mehr.

Reichsſtädte, von denen viele klein und verarmt, manche in Feindeshand waren, oder die Mehrzahl der Reichsgrafen und Prälaten, ſondern an der Spitze ſtanden — Kurböhmen und Kurbrandenburg! An ſie ſchloſſen ſich dann die meiſten Erz- und Hochſtifter, von Mainz, Trier und Cöln bis zu den kleinen herab, außerdem jene öſterreichiſche Clientel, die Dietrichſtein, Auersberg und Liechtenſtein, die wie ein Zeitgenoſſe ſagt, wenn es ans Abſtimmen in Regensburg ging, „nicht genug Römermonate bewilligen konnten.“ So entſprachen die Thaten den prahlenden patriotiſchen Reden.

Nach dem Vorſpiele einer ſo heftigen Agitation gegen den preußiſchen Vertrag, einer Agitation, deren leitende Fäden in Wien zuſammenliefen, mußte es allerdings wunderlich erſcheinen, wenn die preußiſche Diplomatie noch bis Juni den Glauben feſthielt, Oeſterreich ſelbſt werde die Schwierigkeiten, die dem Reichsfrieden entgegenſtanden, ebnen helfen. Zwar hatte Thugut noch zu Anfang des Jahres geſchwankt und ähnlich wie Preußen im Frühjahr 1794 ſich geſträubt, ohne weitere Unterſtützung an dem Kampfe ferner Theil zu nehmen, aber dieſer Widerſtand war jetzt überwunden. Am 4. Mai ward zu Wien mit dem britiſchen Unterhändler Morton Eden ein Vertrag geſchloſſen, der Oeſterreich wieder mit der Coalition feſt verflocht; unter der Form eines Anlehens bewilligte England zum Kampfe „gegen den gemeinſamen Feind“ neue Subſidien im Betrag von vier Millionen und ſechsmalhunderttauſend Pfund Sterling, wogegen der Kaiſer wenigſtens 200,000 Mann ins Feld zu ſtellen verſprach. Darauf folgte am 20. Mai der Abſchluß eines neuen Schutz- und Trutzbündniſſes, nach welchem auch Rußland zum Beitritt eingeladen werden ſollte, „um ſo durch die Vereinigung der drei Höfe in Folge der engen Verbindungen, die ſchon unter ihnen beſtehen, ein Syſtem einer Tripelallianz zu gründen, das zur Herſtellung und Erhaltung des Friedens und der Ruhe in Europa dienen kann.“

So war die wankende Coalition neu gekittet und Oeſterreich hatte keine Wahl mehr, auf welcher Seite es ſtehen wollte. Als damals im Mai Hardenberg meinte, er habe Lehrbach in das preußiſche Intereſſe gezogen, war dieſer Diplomat vielmehr eifrig bemüht, die Taktik Preußens an der Quelle kennen zu lernen und ihr bei Zeiten entgegenzuwirken; ſeine Rundreiſe im Süden ſollte jeder Verſuchung einzelner Reichsſtände, an Preußen ſich anzuſchließen, mit allen Mitteln begegnen. Nach den Verträgen vom Mai gab es für Oeſterreich keinen unerwünſchteren Fall, als den, wo die Mehrzahl der Reichsſtände in die preußiſchen Vermittlungsplane einging; das mußte an den einzelnenn Höfen und am Reichstage um jeden Preis gehindert werden.

Auch im Innern des öſterreichiſchen Staates ward der Gegenſatz gegen die Revolution und alle damit verwandten Richtungen ſchärfer herausgekehrt;

Vorgänge, die zu größerer Wachſamkeit mahnten, mochten damals der Thugutſchen Politik nicht unerwünſcht kommen. Seltſamer Weiſe hatten die Grundſätze der fränkiſchen Republik gerade in Oeſterreich den Anſtoß zu den abenteuerlichſten Entwürfen gegeben. Einige Officiere, Hebenſtreit und Riebeln, ein Profeſſor der Mathematik, Pilleck von Pillenberg, und eine Anzahl anderer Leute aus den gebildeten Ständen hatten ſich dazu verbunden, den Grundſätzen der Revolution in Oeſterreich den Sieg zu verſchaffen, und wurden überwieſen, in Schrift und Wort nach dieſem Ziele hingewirkt zu haben. Hebenſtreit ward gehenkt, die Anderen mit Gefängniß und Landesverweiſung beſtraft. Eine ähnliche Verbindung hatte ſich in Ungarn gebildet; der Abt Ignaz Joſeph Martinovich war das Haupt, Leute aus den beſſeren Ständen und aus dem magyariſchen Adel bildeten die Theilnehmer.*) Es iſt noch jetzt nicht ganz klar, ob die Verbindung nur eine langſame demokratiſche Propaganda in Wort und Schrift, oder einen gewaltſamen Umſturz bezweckte; genug, der Bund ward entdeckt und ſieben Todesurtheile an den Häuptern der Verſchwörung vollzogen.

Solche Vorgänge ſchärften den Gegenſatz gegen die Revolution, ja ſie ſteigerten die Abneigung gegen die noch vorhandenen Reſte joſephiniſcher Reformen. Man ſah immer mehr — wie ein öffentliches Organ ſich ausſprach**) — die Aufrechthaltung der Religion und eine ſtrenge Aufſicht über die Druckſchriften als die Mittel an, die Ruhe zu erhalten. Daher rühren ſowol die Buß- und Bettage, die Kirchgänge und der erweiterte Einfluß der Geiſtlichkeit, als die wachſende Strenge der Cenſur und die Ueberwachung deutſcher und franzöſiſcher Schriften.

Indeſſen war der Reichstag zu Regensburg, noch vor der officiellen Anzeige, von dem Abſchluſſe des Baſeler Friedens vorläufig benachrichtigt worden. Es ſei — ſo hieß es in einem Erlaß des preußiſchen Miniſteriums an den Grafen Görtz (18. April) — der Krone Preußen zwar nicht gelungen, dem geſammten Reiche einen unmittelbaren und förmlichen Frieden zu vermitteln, doch habe man die Bedingung erhalten, daß auch allen den Ständen, welche ſich binnen drei Monaten an Frankreich wenden würden, die Wohlthat des Friedens zu Theil werden ſolle. Die Feſtſetzung einer Neutralitätslinie werde vielleicht bei dem kaiſerlichen Hofe und andern Reichsſtänden einigem Mistrauen begegnen, allein bei dem unbefangen denkenden und größeren Theile der Reichsſtände ſei man der dankbaren Anerkennung gewiß. Auch der Kaiſer wartete die officielle Anzeige nicht ab, ſon-

*) S. Mailáth, Geſch. d. Magyaren IV. 129.

**) Polit. Journ. 1. 633.

dern ließ in einem vorläufigen Reſcript (30. April) der preußiſchen Ankündigung Antwort geben. Wie bisher, ſo ſei der Kaiſer auch fernerhin bereit, für den Frieden zu wirken, dagegen hege er auch zu den Ständen des Reiches das Vertrauen, daß ſie auf conſtitutionsmäßige Weiſe zuſammenhalten und nicht aus dem Reichsverbande austreten würden. In dieſen Plänkeleien kündigte ſich das Verhältniß der Politik an, welche die beiden Großmächte auf dem Reichstage einhielten: Preußen ſucht zu ſeinem Separatfrieden womöglich das ganze Reich, wenn auch im Nothfall ohne den Kaiſer, herüberzuziehen; Oeſterreich ſtrebt mit allen Mitteln die Mehrzahl der Reichsſtände bei ſeiner Politik feſtzuhalten und ihnen den Uebergang zur preußiſchen Neutralität zu verwehren.

Am 7. Mai erſt traf zu Regensburg die officielle Anzeige vom Abſchluß des Friedens ein; ihr war eine gewandt geſchriebene Erklärung vom 1. Mai beigelegt, aus welcher freilich das Geſtändniß herausſprach, daß der Friedensſchluß der Rechtfertigung bedürfe und den Vollmachten nicht entſpreche, welche Preußen vom Reich ertheilt worden waren. Die Erklärung zählte die Opfer auf, die Preußen gebracht, und hob hervor, wie der preußiſche Staat von Anfang an kein unmittelbares und eigenes Intereſſe an dieſem Kriege gehabt, ſondern nur aus patriotiſcher Sorge für die Sicherheit und Vertheidigung des bedrängten deutſchen Vaterlandes daran Theil genommen habe. Die drei koſtſpieligen Kriegsjahre, die Opfer und die Bedrängniſſe waren einzeln aufgezählt; der polniſche Krieg, hieß es, habe die Laſten noch erhöht und es der preußiſchen Monarchie auf die Dauer unmöglich gemacht, den Krieg auf eigene Hand fortzuſetzen. Schon im Anfang des Jahres 1794 habe man dies offen ausgeſprochen; wie die Verſuche, beim Reich Unterſtützung zu finden, fruchtlos geweſen und der Subſidienvertrag mit England raſch vereitelt worden ſei, war dann aus den bekannten Vorgängen nachgewieſen. Nun habe ſich zwar in Frankreich auf den Trümmern des Schreckensſyſtems ein feſteres Regiment in gemäßigtem und friedfertigem Sinne gebildet, allein die durch den Kaiſer verſuchte Friedenseinleitung ſei gleichwol erfolglos geweſen und es ſcheine, als ob das Reich, trotz ſeiner deutlich ausgeſprochenen Neigung zum Frieden, fortdauernd in dieſen unglückſeligen Krieg verflochten bleiben ſolle. Preußen könne das nicht, ohne ſich aufzuopfern; ſeine innere wie ſeine äußere Lage forderten es dringend auf einem Kriege zu entſagen, deſſen Fortſetzung nur Verderben bringen könne. Die Erklärung ſchloß mit der Hoffnung, daß die übrigen Reichsſtände dem Beiſpiele Preußens folgen würden, zumal ihnen durch die Beſtimmungen des baſeler Friedens der Weg dazu eröffnet ſei.

Auf dies preußiſche Manifeſt konnte die Antwort Oeſterreichs nicht lange ausbleiben. Ein Hofdecret vom 19. Mai brachte ſie, noch in mäßigem Tone, doch ſo gehalten, daß der Ingrimm gegen Preußen vernehmlich genug herausklang. Es war darin an die Schritte erinnert, die der Kaiſer ſeit

Ende des vorigen Jahres für den Reichsfrieden gethan, und von denen ſich Preußen zurückgezogen, um einen Sondervertrag abzuſchließen. Da durch dieſen Abſchluß die Lage des Reiches vielfach anders geworden ſei, fordere der Kaiſer zur Beſchleunigung des Friedens den Reichstag auf, ungeſäumt ſelber über die Ernennung einer Friedensdeputation, ihre Vollmacht und Inſtruction in Berathung zu treten. Deutſchlands politiſches Anſehen und Gewicht gründe ſich auf die glückliche Uebereinſtimmung des deutſchen Geſamtwillens der mit ihrem Oberhaupte geſetzlich vereinigten Kurfürſten, Fürſten und Stände, und deſſen dauerhaftes Wohl beruhe auf der Achtung für die Unverletzlichkeit ſeiner Grundſätze und Reichsſchlüſſe. Der Kaiſer ſelbſt ſei den Geſetzen unterworfen, darum hege er aber auch das Vertrauen, daß man nicht einſeitig handle, ſondern „bei noch fortdauerndem Reichskriege mit Erfüllung aller reichsſchlußmäßigen Obliegenheiten ſo lange fortgefahren werde, bis Deutſchland wieder von den Leiden eines beiſpielloſen Krieges befreit und der ſo ſehnlich gewünſchte billige, gerechte, anſtändige und annehmliche Reichsfriede im Gange der Conſtitution hergeſtellt ſein werde."

Nun begann das Werben und Bearbeiten auf beiden Seiten. Der preußiſche Geſandte gab ſich alle Mühe, um die einzelnen Stände zu überreden, daß Separatunterhandlungen der beſte Weg zum allgemeinen Frieden ſeien; er verſicherte namentlich, Preußen werde es ſich angelegen ſein laſſen die Franzoſen zur Wiederabtretung des linken Rheinufers zu vermögen. Im Fürſtenrath ward erklärt: daß es Preußen durchaus nicht auf eine Spaltung des Reiches abgeſehen habe, ſondern daß der Wunſch des Königs auf einen allgemeinen Frieden gehe. Es hänge denn freilich von den einzelnen Reichsſtänden ab, wie weit dieſer Wunſch in Erfüllung gehe.

Die einzelnen Reichsſtände neigten ſichtlich zu dieſer von Preußen befürworteten Politik; Kurmainz ging mit dem Antrage voran, die preußiſche Vermittelung in Berathung zu ziehen, und nach den Stimmen, wie ſie bis Anfang Juni abgegeben wurden, war eine Genehmigung der preußiſchen Friedensvermittelung höchſt wahrſcheinlich. Die kaiſerliche Diplomatie in Regensburg trat nun nicht officiell, aber vertraulich mit der Drohung hervor, einen Beſchluß dieſer Art werde der Kaiſer nie genehmigen; in den öffentlichen Blättern, die unter öſterreichiſchem Einfluß ſtanden, ward geradezu in Ausſicht geſtellt, daß in ſolch einem Falle der Kaiſer ſeine Truppen in die Erbſtaaten zurückziehen und das Reich ſeinem Schickſale überlaſſen würde.

So kam nach bewegten Verhandlungen am 3. Juli ein Reichsgutachten zu Stande, das einen Mittelweg einſchlug; die preußiſche Vermittelung war darin nicht abgelehnt, aber doch in einer Weiſe genehmigt, die es dem Kaiſer möglich machte, zuzuſtimmen. Das Gutachten bezeichnete als beharrlichen Wunſch des Reiches, „in ungetheilter, unwandelbarer Vereinigung ſämmtlicher Reichsſtände mit dem Reichsoberhaupte einen allgemeinen

Reichsfrieden im Wege der Conſtitution und durch denſelben Wiederherſtellung der Integrität ſeines Gebiets und Sicherheit ſeiner Verfaſſung je eher je beſſer zu erhalten." Als Ort der Friedensverhandlung ward Frankfurt vorgeſchlagen, zugleich die Erwartung ausgeſprochen, daß ein Waffenſtillſtand, oder wenigſtens die Einſtellung aller Requiſitionen und Verheerungen der Verhandlung vorangehen werde. Die erſte Einleitung des Friedensgeſchäfts ward lediglich Ihrer kaiſerl. Majeſtät auf eine Art, wie es allerhöchſtihrer Weisheit am angemeſſenſten dünkt, in ehrerbietigem Vertrauen anheimgeſtellt"; jedoch war zugleich an Preußen der Antrag gerichtet, zur Herſtellung eines „die Integrität und Verfaſſuug des Reiches ſichernden Friedens" mitzuwirken. Dabei beruhigten ſich beide Theile; Preußen erklärte ſich bereit, auch ſo für den Frieden thätig zu ſein, der Kaiſer ließ ſich in dem Ratificationsdecret vom 29. Juli die preußiſche Vermittelung in dieſer Form gefallen. Zwar, hieß es darin, bedürfe man einer beſonderen Verwendung oder Vermittelung eines Dritten nicht, vielmehr beſitze das deutſche Reich Anſehen und Macht genug, durch ſich ſelbſt einen billigen und anſtändigen Frieden zu erlangen; allein der Kaiſer wolle dem Wunſche des Reichstages in der Vorausſetzung nachgeben, daß das Reich, „in ungetheilter, unwandelbarer Vereinigung ſämmtlicher Reichsſtände mit dem Reichsoberhaupte einen allgemeinen Reichsfrieden im Wege der Conſtitution verlange."

Im Auguſt ward die Friedensdeputation ernannt; ſie beſtand aus Kurmainz, Kurſachſen, Oeſterreich, Baiern, Bremen (Hannover), Baden, Würzburg, Heſſendarmſtadt und den Reichsſtädten Frankfurt und Augsburg. Erſt im September kam man an die Berathung der Vollmacht und Inſtruction. Es war darnach vorauszuſehen, daß der raſchere Gang der Weltbegebenheiten die bedächtige Friedensvermittelung im Regensburger Reichstagsſaale ſtillſchweigend zu Grabe tragen werde.

Die Verſtändigung, die in dem Reichsgutachten lag, verhüllte kaum den Zwieſpalt der öſterreichiſch-preußiſchen Politik; Oeſterreich blieb feſt an die Coalition geknüpft, Preußen war, wenn ſeine Vermittelung eines allgemeinen Friedens ſcheiterte, nur um ſo unbedingter an Frankreich überliefert.

Schon genügte den Franzoſen der Friede nicht mehr; ſie verlangten mit zudringlicher Haſt ein engeres Bündniß mit Preußen. In Baſel kamen ſolche Anträge an Hardenberg, ſie tauchten aber auch an andern Stellen auf. Es liegt uns ein Bericht von Meyerink vor, dem Generaladjutanten Möllendorfs, einem Manne, der damals am Rhein wie in Polen in wichtigen politiſchen Unterhandlungen gebraucht ward, obwol ſein leichtfertig eitles Weſen und ſeine Zugänglichkeit in Geldſachen von einer ſolchen Verwendung hätte abmahnen ſollen. In einer militäriſchen Sendung nach Holland geſchickt, ward er von Sieyes und Reubel in Beſchlag genommen und ſchreibt dann

entzückt, „daß er gar nicht schildern könne, wie ihn Sieyes careſſirt habe, und wie vertraulich man mit ihm geweſen.“ Die beiden Conventscommiſſaire überſchütteten allerdings den Adjutanten Möllendorfs mit Schmeicheleien, öffneten ihm die Ausſicht auf große politiſche Erfolge und rühmten ihm, wie es Frankreichs eifrigſtes Beſtreben ſei, „Preußen den größten Einfluß, Conſideration und Größe zu geben.“ Die Rheingränze für Frankreich ward dabei natürlich als die erſte Bedingung des allgemeinen Friedens, wie des engeren Einverſtändniſſes mit Preußen bezeichnet. Intereſſant war die Aeußerung von Sieyes gegen Meyerink, daß eine allgemeine Pacification nicht einmal wünſchenswerth für Frankreich ſei; bei den Zuſtänden im Innern ſei es nicht zweckmäßig, ſo viele Armeen plötzlich zurückkehren zu laſſen, ſondern beſſer, man ſchließe einzelne Friedensverträge und bringe die Truppen allmälig zurück.

Drum ſahen es die Franzoſen nicht ungern, daß die Idee Hardenbergs, den Baſeler Frieden als eine Brücke zur allgemeinen Pacification zu benutzen, vereitelt ward. Wohl ſchien anfangs Baſel der Mittelpunkt einer Unterhandlung zu werden; eine Menge der kleineren Herren hatten Abgeſandte hingeſchickt, Oeſterreich war wenigſtens durch einen Beobachter vertreten. Aber zu dem allgemeinen Frieden kam es nicht; Oeſterreich ergriff ſchon die Forderung der Rheingränze als Anlaß, um eine Unterhandlung abzulehnen, die es nach ſeinen eben abgeſchloſſenen Verträgen mit England und Rußland doch nur zum Scheine hätte betreiben können. Dazu ſtimmte auch des Kaiſers Haltung in Regensburg; wenn er dort den Frieden nicht abgelehnt, ſo war dies doch nur die diplomatiſche Form, um der Vermittelung Preußens die Spitze abzubrechen und die Leitung der Verhandlungen dem Berliner Cabinet aus der Hand zu winden.

Gleichwohl gab Hardenberg die Hoffnung noch nicht auf, geſtützt auf das Reichsgutachten mit der Friedensvermittelung zum Ziele zu kommen. Er kehrte gegen Ende Juli nach Baſel zurück, ſuchte auf dem Wege dahin, wie früher im Mai, einzelne Höfe und einflußreiche Perſonen für ſeine Idee zu ſtimmen und überreichte dann (24. Juli) den Franzoſen eine Note, welche nach den Aufſtellungen des Reichsgutachtens die Einleitung zum Reichsfrieden treffen ſollte. Ein Waffenſtillſtand, Einſtellung aller kriegeriſchen Maßregeln, insbeſondere der Contributionen und Requiſitionen, und Verſammlung eines Friedenscongreſſes zu Frankfurt, wo die Franzoſen mit dem kaiſerlichen Commiſſair und der Reichsfriedensdeputation verhandeln ſollten, das waren die Vorſchläge, die der preußiſche Staatsmann den franzöſiſchen Unterhändlern überreichte. Die Antwort lautete, wie zu erwarten, ablehnend; die Franzoſen fanden natürlich bei den Verhandlungen mit den Einzelnen beſſer ihre Rechnung und ſprachen das auch verſtändlich genug aus. Indem ſie ſich weigerten, mit Kaiſer und Reich in Friedensverhandlung zu treten, ermuthigten ſie doch den preußiſchen Unterhändler, in der Vermittelung für die einzelnen

Reichsſtände nicht nachzulaſſen. Zugleich ward an einem ſchlagenden Exempel noch einleuchtender, wie ſie die Friedensverhandlung verſtanden. Die Republik war nämlich wieder mit einem einzelnen Reichsſtande, der die preußiſche Vermittelung benutzte, dem Landgrafen von Heſſen-Caſſel, in Unterhandlung getreten und ſchloß mit ihm am 28. Auguſt zu Baſel einen Separatfrieden, worin der Landgraf volle Neutralität zuſagte und alle Subſidienverträge mit England ſowol abzubrechen als nicht zu erneuern verſprach, außerdem zuließ, daß ſeine linksrheiniſchen Gebiete nach wie vor von den Franzoſen beſetzt blieben. Auch Hannover, das, in die Demarcationslinie eingeſchloſſen, anfangs wenig Neigung zeigte, die Bedingungen der Neutralität einzuhalten, ward durch preußiſche Bemühungen bewogen, ſeine Solidarität mit der britiſchen Politik aufzugeben und durch ſtricten Anſchluß an den Vertrag vom 17. Mai die Sicherheit des Gebietes zu erkaufen. Das geſchah freilich erſt, als die Gefahr unmittelbar vor den Thoren war.

Nach ſolchen Vorgängen mußte einem Jeden das „Rette ſich wer kann“ als die natürliche Politik erſcheinen. Das ſprach auch der Herzog von Braunſchweig in einem Schreiben an den kaiſerlichen Geſandten beim weſtfäliſchen Kreiſe unverhohlen aus.*) Er bedauerte die Nothwendigkeit, die dem Einzelnen keine Wahl mehr laſſe, als die, ſich entweder der Willkür eines unaufhaltſamen Feindes hinzugeben, oder zu ſeiner Selbſterhaltung mit demſelben in Sonderverhandlungen zu treten; aber er meinte doch, dieſe Abweichungen von der Reichsverfaſſung ſeien verzeihlich und dem wahren Wohle des Vaterlandes weniger nachtheilig, als eine ohne kräftige Unterſtützung unausführbare Beharrlichkeit in Behauptung der alten Verfaſſung werden müſſe; dabei würden nur die von allem Schutze entblößten Gegenden Deutſchlands in ein unnennbares und nicht zu berechnendes Verderben geſtürzt werden.

Dieſes Schreiben eines angeſehenen Fürſten ſprach nur das ehrlich aus, was die Mehrzahl dachte; die Hülfloſigkeit der Einzelnen und Schwachen war ja offenkundig genug, um jene Politik der Reſignation zu erklären. Aber im öſterreichiſchen Lager ward der Brief zu heftigen publiciſtiſchen Erörterungen ausgebeutet. Ein pſeudonymer Autor, der ſich Graf Strengſchwerd nannte und durch ſeine herben, einſchneidenden Brochüren damals eine gewiſſe Celebrität erlangte,**) unterwarf den Brief einer Kritik, in welcher die beſtehenden Ordnungen des Reiches viel ſchonungsloſer verdammt wurden, als es das Schreiben des Herzogs gethan. Die Reichsverſammlung zu Regensburg war darin als ein „gefühlloſer Rath“ bezeichnet, welcher „die Nation entehre.“ „Sollen wir Deutſche — rief der kaiſerliche Publiciſt aus — uns noch län-

*) Häberlin, Staatsarchiv I. 227 f.

**) Man glaubte, daß der kaiſerl. Concommiſſarius zu Regensburg, Baron Hügel, unter der Maske verſteckt ſei. Der Herausgeber der Lebensbilder aus dem Befreiungskriege II. 386 nennt dagegen mit Beſtimmtheit Karl Friedrich Kolbielsky als Verfaſſer.

ger durch ſolch eine Repräſentation beſchimpfen laſſen? Wozu verwenden unſere Fürſten unſern Schweiß und unſer Blut, wenn für Rettung des Vaterlandes und für Nationalehre kein Geld zu finden iſt?... Auf, Deutſche, zu unſerem Kaiſer! Laßt uns ihn bitten, ihn beſchwören, daß er uns ein Unterhaus giebt, wo der Eigenthümer und Stadtbürger ſich ſelbſt repräſentiren kann, und dann wollen wir ſehen, wo Deutſchlands Ehre und Anſehen beſſer ſollte verfochten werden, im Unterhauſe deutſcher Bürger, oder im Oberhauſe der Reichsfürſten?" ...„Der Kaiſer iſt ledig ſeines Schwures gegen die Fürſten, denn ſie brachen zuerſt den mit ihm geſchloſſenen Bund. Aber er iſt nicht los des Schwures gegen die Nation, die ihn da, wo ſie von Fürſten nicht gezwungen ward, weder verließ noch verrieth." Man kann ſich denken, welch einen Sturm dieſe Aeußerungen im landesfürſtlichen Lager hervorriefen. Mit den jakobiniſchen Rednern des Palais-Royal ward der kaiſerliche Publiciſt verglichen und das ganze Regiſter alter Sünden der öſterreichiſchen Hauspolitik gegen Deutſchland hervorgezogen, um darzuthun, daß es nicht die Reichsfürſten allein geweſen, die Deutſchland in den Stunden der Gefahr preisgaben. Allerdings hatte kein Theil dem andern viel vorzuwerfen.

Während die öſterreichiſche Diplomatie einen ſo verwegenen Ton anſchlug, tauchte immer von Neuem das Gerücht auf, daß die Politik des Wiener Hofes fortwährend nur von dem einen Gedanken beherrſcht ſei, ſich durch den Erwerb von Baiern zu arrondiren. Man nannte die Perſonen und die Orte, die zur Wiederaufnahme des wiederholt geſcheiterten Planes gebraucht worden ſeien.*) Agenten der zweideutigſten Art wurden als die Unterhändler zwiſchen Wien und Paris namhaft gemacht, die im Namen Oeſterreichs die Abtretung des linken Rheinufers angeboten hätten, wenn Oeſterreich den Lech als Gränze erhalte.**) Eine Unterſtützung in den Augen der Welt erhielt

*) Es wird immer ſchwer bleiben, das Detail ſolcher ganz im Dunkeln und Geheimen betriebenen Verhandlungen genau zu ermitteln; wir wagen daher auch nicht, aus dem, was die Mémoires d'un homme d'état III. 153. 154. 174., Fain's Manuscrit de l'an III. p. 279 und Hurter's Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decennium des 18. Jahrhunderts S. 51 f. erzählen, Einzelnheiten als zuverläſſig mitzutheilen; daß aber die Sache wieder lebhaft von Thugut betrieben ward, darüber, ſcheint uns, kann ſowol nach dieſen zuſammenſtimmenden Zeugniſſen, als nach dem, was vorausgegangen und nachgefolgt iſt, billiger Weiſe nicht gezweifelt werden.

**) Wir erinnern zugleich daran, daß Bonaparte als erſter Conſul im J. 1802 in einer Stunde der Erbitterung den Oeſterreichern den Vorwurf machte: „que les projets de la cour de Vienne tendaient à porter son territoire jusqu'au Lech et auroient eu par conséquent pour effet do rayer la Bavière du nombre des puissances." (Note vom 13. Sept.) Die öſterreichiſche Erwiederung wies zwar dieſen Vorwurf zurück, allein in einer Weiſe, die nicht dazu angethan war, ihn vollſtändig zu beſeitigen.

dieſer Verdacht durch die auffallende Heirath, zu welcher der öſterreichiſche Einfluß den greiſen Kurfürſten von Pfalzbaiern vermocht hatte. Am 15. Februar vermählte ſich der mehr als ſiebzigjährige Karl Theodor mit der Erzherzogin Marianne Leopoldine, der Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Oeſterreich, die kurz zuvor ihr achtzehntes Jahr vollendet hatte. Wie in den Jahren 1778 und 1785 erwachte mit aller Stärke der Verdacht öſterreichiſcher Arrondirungsplane; der preußiſche Hof und der zweibrücker Pfalzgraf*) waren eifrig bemüht, den Beweiſen dieſer Umtriebe auf die Spur zu kommen. Die folgende Zeit bewies denn allerdings, daß der Gedanke, Baiern zu erwerben, niemals aufgehört hatte, der Lieblingsplan der Thugut'ſchen Politik zu ſein. Die Entzweiung Oeſterreichs und Preußens nahm darüber mit jedem Tage zu; wie in den Zeiten vor dem Fürſtenbunde, ſuchte Oeſterreich eine Stütze an Rußland; Preußen, im vollen Gegenſatze zu den Oſtmächten, bemühte ſich, an Frankreich und den einzelnen Reichsfürſten ein Gegengewicht zu gewinnen.

Um dem Reichsgutachten vom 3. Juli ſcheinbar zu genügen, hatte indeſſen der Kaiſer den Freiherrn von Bartenſtein zum Bevollmächtigten bei den Friedensverhandlungen ernannt und (Ende Juli) den däniſchen Hof erſucht, im Namen des Kaiſers Friedensanträge bei Frankreich zu machen. Die däniſche Regierung erhielt ähnliche Aufträge, wie ſie Hardenberg einige Wochen zuvor vergeblich gemacht; man war in Wien wohl nicht überraſcht, daß ſie auch jetzt keinen Eingang fanden. Vielmehr ward gerade während dieſer Vermittelungsverſuche der Kampf eifrig wieder aufgenommen und dauerte noch fort, als endlich im October die ſpäte Ablehnung der durch Dänemark eingebrachten Vorſchläge erfolgte.

So ging das Reich nach allen Richtungen auseinander; Oeſterreich, von Neuem durch britiſche Subſidien gewonnen und in ſeinen Abſichten auf Baiern von den Franzoſen nicht unterſtützt, wirkte dem Reichsfrieden entgegen; Preußen, durch dieſe Haltung des Kaiſers in ſeinen Pacificationsplanen gehemmt, ſtand mit Frankreich im Separatfrieden, vielleicht bald im engen Bunde; die kleineren Reichsſtände hatten entweder ſchon ihren Frieden mit der Republik gemacht, oder ſie waren bereit, bei der erſten drängenden Gefahr dem Beiſpiele der Mächtigeren zu folgen.

Dieſer Zerrüttung und Zwietracht gegenüber waren die Franzoſen diplomatiſch und militäriſch gleich entſchieden im Uebergewicht; ihr Syſtem ſtand feſt und ſie waren in der Lage, ihm mit den Waffen den rechten Nachdruck zu geben. Jene philanthropiſche Lehre, wonach einſt der

*) Maximilian Joſeph; ſein Bruder Karl Auguſt war am 1. April 1795 geſtorben.

Grundſatz der Eroberung war verworfen worden, theilte bereits das Schickſal vieler anderer Doctrinen von 1789; ſie hatte der derben Wirklichkeit der Dinge weichen müſſen. Schon zu Anfang des Jahres 1793 war der Satz von den „natürlichen Gränzen“ aufgetaucht und Sieyes wird als der Mann genannt, der dies Wort zuerſt vom Rhein gebraucht habe.

Im Convent fand die erſte einläßliche Erörterung im Herbſt 1795 ſtatt. Die Republik war nun im Beſitz der Gebiete bis zum Rhein; die Frage, welches das künftige Schickſal dieſer Lande ſein ſollte, war nicht mehr zu umgehen. Ein Bericht von Roberjot (Ende Sept.) unterwarf zuerſt die Frage einer ausführlichen Prüfung und entſchied ſie im Sinne der ſogenannten natürlichen Gränzen, wobei man freilich überſah, daß nach aller geſchichtlichen Erfahrung Flüſſe in der Regel niemals eine natürliche Gränzſcheide bilden, vielmehr durch ſie die Gemeinde und der Gau jederzeit eher verbunden als getrennt worden ſind. Eine ganz einmüthige Anſicht hatte ſich indeſſen damals in Frankreich noch nicht feſtgeſetzt; noch wurden Stimmen laut, welche die Zurückgabe der eroberten Gebiete für das Klügſte hielten, oder wenigſtens eine Beſchränkung auf die Maasgränze anempfahlen. Sie hoben die Nachtheile hervor, welche ein zu ausgedehntes Gebiet der Republik mit ſich führe; der Friede ſelbſt ſchien ihr wenig geſichert, wenn man durch die Erwerbung ſo werthvoller Provinzen dem Feinde immer neuen Vorwand und Sporn gebe zur Erneuerung des Kampfes. Was der franzöſiſche Bürger, hieß es, auf den die Laſten des Krieges ſo ſchwer drückten, dadurch gewinne, wenn ein paar tauſend Quadratmeilen mehr zu Frankreich kämen? Ob Frankreich nicht ohnehin faſt zu groß für einen Freiſtaat ſei? Ob ſeine alte Gränze ihm nicht Sicherheit genug gewähre; dieſe Gränze, die das kriegeriſche Genie überall mit Meiſterwerken der Befeſtigung verſchanzt habe, eine Gränze, deren Ueberſchreitung den deutſchen Heeren ſo verderblich geworden? Frankreichs Kraft, wodurch es Europa beſiegt habe, liege weſentlich darin, daß die ganze Nation eine in jeder Hinſicht gleichartige Maſſe bilde, und daß der Staat ſelbſt ſeiner Lage und Rundung nach mit einer Gedrängtheit und Behendigkeit zu wirken vermöge, wie kein anderer in Europa — Vortheile, welche durch die Vereinigung ſo heterogener Völker und durch eine allzugroße Ausdehnung durchaus verloren gehen würden. Selbſt Kriegsleute, z. B. der General Miranda, huldigten dieſer Anſicht. Luxemburg, Mons, Tournay, Nieuport, Kaiſerslautern und allenfalls noch einige andere feſte Plätze würden, meinte er, Frankreichs Gränzen ohne Vergleich haltbarer machen, als die gefährliche Ausdehnung bis zum Rhein. Es war — ein Deutſcher, der es unternahm, das Gegentheil zu beweiſen! Der Mainzer Exjacobiner Hofmann ſetzte einen Preis von 6000 Livres für Denjenigen aus, der nur mit einigem Schein darthun würde, daß die fränkiſche Regierung, wenn ſie von der Rheingränze abſtehe, nicht im höchſten Grade ungerecht und unpolitiſch handle!

Indeſſen hatte das Conventsmitglied Roberjot den Auftrag erhalten,

die Gebiete zu bereiſen, um ſowol das Land als die Geſinnungen der Bewohner kennen zu lernen; die Frucht dieſer Miſſion war der Bericht vom September, der ſich für die Rheingränze entſchied. Dort war auf den reichen Ertrag der Länder, ihre Fruchtbarkeit, ihre Induſtrie hingewieſen und ihr Beſitz zur Sicherſtellung des Friedens für unentbehrlich erklärt. Erſt dadurch ſei die Republik befeſtigt, erſt dann könne Oeſterreich und das deutſche Reich keine feindlichen Unternehmungen mehr wagen. Denn auf dem rechten Rheinufer von Mainz bis Cleve könne ſich eine Armee nur mit Mühe behaupten; das linke dagegen biete zum Kriege die unvergleichlichſten Hülfsmittel. Nicht der Ertrag des Bodens allein mache dies Land für jeden künftigen Krieg zu einem unſchätzbaren Beſitze; auch die dort blühende Gewerbthätigkeit, der Handel, die Bergwerke würden Frankreich eine unerſchöpfliche Quelle des Reichthums eröffnen. Durch ihre Erwerbung könne die Republik daran denken, ſich die Zweige des Handels zuzueignen, die bis jetzt im ausſchließlichen Beſitz Englands geweſen ſeien. Daß die Bewohner ſelbſt die Einverleibung mit Frankreich wünſchten, ward von den Franzoſen als ausgemachte Thatſache angenommen.

So war das Loos der Beute beſtimmt; wo war in Deutſchland die Macht, zu hindern, was im Convent beſchloſſen war?

Die diplomatiſchen Schachzüge des Jahres 1795 wurden durch kriegeriſche Ereigniſſe nicht geſtört; bis zum Herbſte des Jahres war thatſächlich eine faſt ununterbrochene Waffenruhe eingetreten. Als Preußen zu Baſel ſeinen Frieden mit der Republik gemacht, beſetzte ein Theil der Oeſterreicher den Oberrhein von Baſel bis Mainz, der Reſt mit den Reichscontingenten dehnte ſich vom Main bis zur Sieg und Wupper aus. Was zu Ende April 1795 zum Schutz des rechten Rheinufers aufgeſtellt war, wurde im Ganzen auf 137 Bataillone, 119 Compagnien und 251 Escadrons berechnet, ohne die Verſtärkungen, die noch fortwährend aus Oeſterreich ankamen. Den Oberbefehl hatte Graf Clerfayt, einer der begabteſten Belgier, die ſich im kaiſerlichen Waffendienſt hervorgethan haben. Dem hennegauiſchen Adel entſproſſen, früh in das öſterreichiſche Heer eingetreten, im ſiebenjährigen und im Türkenkriege ausgezeichnet, zählte er bereits zu den Veteranen im kaiſerlichen Lager, aber ſeiner jugendlichen Friſche und Raſchheit war es zu danken, daß in dieſer trüben Zeit der Sieg wieder an die kaiſerlichen Fahnen geknüpft ward.

Die Franzoſen beſchränkten ſich darauf, das linke Rheinufer zu behaupten und die einzigen feſten Punkte, die dort noch in deutſcher Hand waren, Luxemburg und Mainz, zu bedrohen. Auf dem Hartenberg bei Mainz hatten ſie Verſchanzungen angelegt, die der Feſtung gefährlich werden konnten; ein tapferer Angriff der Oeſterreicher, den Wartensleben am 30. April ausführte, ſchlug den Feind mit Verluſt heraus und der Hartenberg blieb in den Händen

der Kaiserlichen. Das war in mehreren Monaten das einzige nennenswerthe kriegerische Ereigniß; es trat eine Pause ein, die wenig unterbrochen bis zum Herbste fortdauerte. Pichegru, der die Truppen am mittleren und oberen Rhein anführte, Jourdan an der Spitze der Maassambre-Armee und Marceau in seinem Lager bei Coblenz, sie hielten sich alle in der Defensive, und die verwegene, angriffslustige Kriegführung der beiden letzten Jahre schien völlig vergessen.

Es waren zwingende Gründe, welche die Franzosen in der Defensive hielten. Die Truppen litten Mangel an Allem; es fehlte ebenso sehr an einer geordneten Verpflegung, wie an dem Material, um Plätze zu belagern, Brücken zu schlagen, Artillerie zu befördern. Die Soldaten desertirten massenhaft und die von Parteikämpfen zerrüttete Regierung hatte die Macht nicht, dem Allem zu steuern. Nachdem der Terrorismus die Kräfte der Nation aufs Aeußerste gespannt, stellte sich nun der Nachlaß ein; die Natur forderte ihre Rechte und an die Stelle höchster, gewaltsamster Ueberspanntheit trat die unvermeidliche Erschöpfung. Die Allgewalt der Regierung und ihrer Hülfsquellen hörte auf; sie konnte nicht hindern, daß das Papiergeld, womit Frankreich überschwemmt war, seinen Werth völlig verlor, und die durch künstliche Brodpreise zurückgehaltene Theuerung sich nun in Folge der Misernte und eines strengen Winters um so heftiger geltend machte. In allen Armeen war diese innere Krisis zu spüren. Der Krieg selbst hatte aber noch immer eine Ausdehnung, die gewaltige Kräfte forderte; von Nizza bis zum Helder waren die Gränzen zu schützen, in der Vendée und der Bretagne die Gegenrevolution trotz des Vertrages von La Jaunaye noch keineswegs überwältigt. Dazu kam die innere Krisis der Regierung selbst, die gegen royalistische und jacobinische Parteien mehr als einmal im Laufe dieses Jahres gezwungen war, ihre Existenz in blutigem Kampfe zu vertheidigen. Es war in solcher Lage begreiflich, daß die Partei der Emigration und die Bourbons auf eine nahe Herstellung des Königthums hofften; hatten sie doch ihre Einverständnisse bis ins Kriegslager der Republik ausgesponnen und einer der begabteren Feldherren der Revolution, Pichegru, zählte zu den Ihrigen.

Am 7. Juni öffnete nach achtmonatlicher Einschließung Luxemburg, durch Hunger bezwungen, seine Thore; es war der einzige Erfolg, der den Franzosen bis jetzt im Feldzuge von 1795 längs der Rheingränze zugefallen war. Es galt als ausgemacht, daß auch dies hätte gehindert werden können, wenn der Hofkriegsrath Clerfayt's Rath befolgt und ihm die Ermächtigung ertheilt hätte, den Platz zu entsetzen. Aber die Niederlande wurden als aufgegebenes Gebiet betrachtet und die österreichische Politik hatte, wie wir wissen, andere Eroberungen im Auge. Auch mochte solch ein einzelner Erfolg nicht schwer wiegen neben der wieder frisch erwachten Hoffnung, daß in nächster Zeit eine royalistische Gegenbewegung die ganze Lage Frankreichs umgestalten werde. Am Oberrhein fanden Verhandlungen statt zwischen Hüningen und dem

Condé'schen Hauptquartier in Müllheim; der britische Gesandte Wickham war in lebhaftem Verkehr mit Condé, Pichegru ward ins Verständniß gezogen. Im kaiserlichen Lager am Oberrhein war es seit Juli lebendig; die Truppen im Breisgau wurden verstärkt und die Zeitungen redeten offen davon, daß eine Invasion in die burgundische Freigrafschaft im Werke sei. In England ward eine Expedition gerüstet, um den besten und thatkräftigsten Theil der Emigranten an die bretonische Küste zu werfen; erfolgte dann am Oberrhein unter Pichegru's Leitung die erwartete Contrerevolution, so schien der Augenblick gekommen, wo der Thron der Bourbons wieder aufgerichtet werden konnte. Es war wohl am meisten der tragische Ausgang der Landung in der Bretagne (20. 21. Juli), was diese hochfliegenden Hoffnungen rasch vereitelt und auch am Oberrhein den Invasionsgedanken ein Ziel gesetzt hat.

Die französische Maassambre-Armee unter Jourdan hielt, etwa 85,000 Mann stark, das linke Rheinufer von Coblenz bis Cleve besetzt; die vereinigte Rhein- und Moselarmee unter Pichegru, nahezu 90,000 Mann stark, hatte Mainz umzingelt und war am Oberrhein bis Hüningen ausgedehnt. Was die Oesterreicher diesen Heereskräften auf der Linie von Basel bis Duisburg entgegenstellten, belief sich ungefähr auf die gleiche Zahl. Seit Ende August regte es sich im feindlichen Lager; die Franzosen schienen entschlossen, in der Gegend von Neuwied den Rheinübergang zu erzwingen. Dort waren zwischen der Lahn und Sieg nach den höchsten Angaben 14,000 Oesterreicher aufgestellt; an sie lehnten sich zwischen der Sieg und Wupper 9000 Mann, und von der Sieg rheinabwärts bis nach Duisburg schloß ein Corps von 11,000 Mann den ausgedehnten Cordon. Hinter Duisburg begann die Demarcationslinie und zog sich durch die Grafschaft Mark über Werden, Gemarke nach der Lahn hin. Hier an dem äußersten Ende der langen Vertheidigungslinie wollte Jourdan den Rhein überschreiten; was bei Neuwied geschah, sollte diese Bewegung maskiren. Die traurige Trennung des Reiches in eine neutrale und kriegführende Partei erleichterte den Uebergang.*) In der Nacht vom 5—6. Sept. setzten sich die Franzosen in drei Colonnen, bei Neuß, bei Uerdingen und in der Nähe von Duisburg in Bewegung. An dieser letzten Stelle ward eine Kriegslist angewandt, die den Erfolg entschied. Innerhalb der Demarcationslinie lag als Enclave der bergische Ort Eikelskamp, den die Kaiserlichen, wahrscheinlich mit diesem Verhältniß unbekannt, nicht besetzt hatten. Auf preußischer Seite war man vollkommen überzeugt, die französische „Loyalität" werde die Demarcationslinie achten, und die Franzosen selber nahmen die Miene an, als sei ein Zweifel darüber beleidigend. Noch

*) Ueber das Folgende s. die genauen localen Mittheilungen in der Schrift: Die Helden der Republik und Bürger und Bauern am Niederrhein in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts u. s. w. Elberf. 1851. S. 14. 15 f.

kurz zuvor hatten die unzweideutigſten Erörterungen darüber ſtattgefunden und den Oeſterreichern war verſichert worden, auch jene bergiſche Enclave gehöre mit zur Demarcationslinie.*) Jetzt landete hier eine franzöſiſche Diviſion, indeſſen die andere Miene machte, bei Neuß und Uerdingen den Uebergang zu erzwingen. Vergebens erhoben die preußiſchen Officiere Proteſt gegen die Verletzung der Demarcationslinie; dreiſt erklärten nun die Franzoſen, Eikelskamp gehöre nicht dazu. Von der Ueberzahl angegriffen, leiſteten die öſterreichiſchen Poſten tapfern Widerſtand, aber die Gefahr, von allen Seiten eingeſchloſſen zu werden, zwang ſie zum Rückzug. Während der Feind hier die kaiſerlichen Stellungen im Rücken faßte, war ein anſehnliches franzöſiſches Corps bei Düſſeldorf über den Rhein gegangen und bedrohte die Feſtung. Der Platz war, bis auf drei Compagnien Oeſterreicher, mit pfälziſchen Truppen beſetzt, die ſchon im vorigen Herbſt, als Bernadotte den Platz vom linken Ufer beſchießen ließ, eilig nach Elberfeld und Barmen retirirt waren; das Gouvernement der Feſtung war gleichfalls in pfälziſchen Händen. Der öſterreichiſche Führer, Graf Erbach, ſuchte mit ſeinen drei Compagnien, denen noch vier andere und zwei Schwadronen zu Hülfe gekommen waren, den Franzoſen Widerſtand zu leiſten und drängte ſie aus der Neuſtadt, die ſie überfallen, wieder hinaus. Aber indeſſen capitulirten die Pfälzer, getreu der Politik, die ihre Regierung ſeit 1792 eingehalten; Düſſeldorf mit 353 Geſchützen, 10,000 Gewehren und anſehnlichen Vorräthen war in den Händen der Franzoſen. Mit jedem Tage wuchs ihre Zahl auf dem rechten Rheinufer; die Oeſterreicher ſchlugen ſich überall tapfer, aber ihre Stellung war unhaltbar geworden. Um die Mitte September hatten die kaiſerlichen Truppen ſammt und ſonders den Niederrhein verlaſſen und waren hinter die Lahn zurückgegangen.

Es war das erſte Mal, daß dieſe Gegenden des rechten Rheinufers von der revolutionären Invaſion berührt wurden. Doch lagen nun Erfahrungen aus der Nachbarſchaft genug vor, um gegen die fremde Freiheit kühler geſtimmt zu ſein, als in früheren Tagen. Die Berechnung, daß im Cölniſchen, in Jülich und Limburg, in den Reichsſtädten Cöln und Aachen, im Trierer Gebiet und in der Pfalz ungefähr 54 Millionen Gulden an Kriegsſteuern und Requiſitionen erpreßt worden waren,**) dämpfte doch, trotz den Feudallaſten und den drückenden Schäden des alten Regiments, die Sympathien mit den Anfängen der Revolution. Das friſche Beiſpiel der Reichsſtadt Cöln ſtand beſonders warnend vor den Augen der Nachbarn rechts vom

*) S. Oeſterr. militär. Zeitſchr. 1832. II. 43. 44. Daß die Franzoſen vorher ſchon Localität und Terrain erkundet hatten, und wie matt man auf preußiſcher Seite ſich benahm, zeigen die Mittheilungen in den Memoiren des General Ludwig von Reiche. 1857. I. 106.

**) S. polit. Journ. 1795. I. 468 f.

Rheine. Die Stadt hatte im vorigen Jahre die Franzoſen mit unzweideutigen demokratiſchen Sympathien empfangen; ein Theil der Bürger, einzelne Advocaten, auch wie in Mainz Geiſtliche und Mönche waren die lauteſten Träger einer Bewegung, die raſch dieſelben Phaſen durchlief, wie die Mainzer Republik von 1792. Die gründliche Ausleerung der an Alterthümern und Kunſtſchätzen reichen Stadt, der offene Raub, die theure Verpflegung übermüthiger und zuchtloſer Truppen, die Lieferungen und Kriegsſteuern, die raſche Verödung und Armuth, in die das „heilige“ Cöln fiel, und aus der es ſich binnen der nächſten zwanzig Jahre franzöſiſcher Herrſchaft nicht mehr erholte, dies Alles reichte hin, die Bewohner der einſt ſo blühenden Reichsſtadt raſch zu überzeugen, was eine Freiheit werth iſt, die auf fremden Bajonetten gebracht wird. Schon im Januar 1795 gab eine Klagſchrift an den Convent die bittere Enttäuſchung kund, die dem revolutionären Rauſche gefolgt war.

Das erſte Auftreten der Franzoſen am rechten Rheinufer entſprach dieſen Cölner Erfahrungen. Die Jourdan'ſche Armee, durch Noth und Entbehrung an das Plündern gewöhnt, dazu unbändiger und zuchtloſer als irgend ein anderes revolutionäres Heer jener Tage, hat damals zuerſt den verdienten Ruf einer räuberiſchen und ſchamloſen Bande erlangt, den ſie hier an der Lahn, am Main und bis nach Baiern hinein auf allen ihren Kreuz- und Querzügen bewahrt hat. Das bergiſche Land ward zunächſt von ungeheuren Lieferungen heimgeſucht, dann ihm drei Millionen Livres Contribution auferlegt, deren Minderung nur durch reiche Geldſpenden an die Commiſſarien erkauft ward.*) Viel ſchlimmer als dieſe organiſirten Räubereien war das planloſe Plündern, womit die Armee im Einzelnen ſich equipirte. Von der Fußſohle bis zum Wirbel mußten die zum Theil wirklich „ſansculotten“ Horden gekleidet und verſorgt werden. Die Räubereien, die in einzelnen Orten verübt wurden, die Gewaltthätigkeiten, die thieriſchen Ausſchweifungen hatten ihres Gleichen nur an den Schrecken des dreißigjährigen Krieges. Zerſtörte Kirchen, ausgeplünderte und verwüſtete Dörfer und Städte, rauchende Brandſtätten bezeichneten hier, wie im folgenden Jahre in Franken, die Spuren dieſer Armee. Weiter aufwärts gegen die Lahn hatten indeſſen ihre royaliſtiſchen Landsleute ſich mit gleicher Schande bedeckt. Die Emigrantencorps Rohan und Buſſy hatten beim Rückzuge der Oeſterreicher auf dem Weſterwalde ſolche Plünderungen und Exceſſe verübt, daß der öſterreichiſche Anführer ihrer eine ziemliche Anzahl zum warnenden Exempel erſchießen ließ.**) Das waren befreundete Franzoſen; es ließ ſich danach erwarten, wie es die Feinde treiben würden.

---

*) S. die Berichte von Augenzeugen in den „Helden der Republik“ S. 20. 28—30.

**) Rhein. Antiq. II. 3. S. 462. 463.

Auch an der Lahn waren die Stellungen der Oesterreicher nicht zu halten. Während die Franzosen in immer größeren Massen auf dem rechten Rheinufer erschienen, Ehrenbreitstein einschlossen und nach der Lahn hin drängten, war im Rücken der Kaiserlichen ein unerwarteter Schlag erfolgt, der sie zwang, ihre Stellung aufzugeben. Die pfalzbairische Regierung hatte durch die Uebergabe von Mannheim am Oberrhein ein würdiges Seitenstück geliefert zu dem Verrathe von Düsseldorf.

Die Beziehungen der pfälzischen Regierung in Mannheim zu den Franzosen waren schon seit Juli nicht unverdächtig gewesen. Damals hatte der Feind die Räumung der Stadt und des pfälzischen Gebietes am Rheine von den Kaiserlichen verlangt und für den Fall der Weigerung mit einem Bombardement gedroht. Der pfälzische Gouverneur, ein Freiherr von Belderbusch, und der Minister Graf Oberndorf hatten das dem österreichischen General Kospoth, der bei Mannheim commandirte, verborgen und eine Deputation nach München geschickt, um dort Befehle einzuholen. Doch hatte Kospoth bald die Spur einer verdächtigen Verhandlung, und er wie Clerfayt, der deshalb persönlich nach Mannheim kam, legten Protest ein gegen den bedenklichen Verkehr der Pfälzer mit dem Reichsfeinde, zumal die angebotene Verstärkung der Garnison mit Oesterreichern abgelehnt und mit dem Verlangen, die Oesterreicher aus der Stadt wegzuziehen, beantwortet ward.*) Die kurfürstliche Regierung in München gebot wenigstens, die Stadt mit ihren reichen Vorräthen erst im „äußersten Nothfall durch eine ehrenvolle Capitulation" zu übergeben; die militärische Lage war aber von der Art, daß die Franzosen, bei der Nähe österreichischen Entsatzes, an eine rasche gewaltsame Bezwingung der Stadt nicht denken durften. Am 19. Sept. forderte Pichegru die Stadt auf und drohte mit einem Bombardement; schon am andern Morgen erschloß ihm eine Capitulation, die Alles eher als „ehrenvoll" war, die Thore der Reichsfestung. Die pfälzer Regierung lieferte selbst die Pontons, damit der Feind sich eine Brücke über den Rhein schlagen konnte!

Es war schwer, dabei nicht an Verrath zu denken, und die Anklage ward so laut und bestimmt ausgesprochen, daß die pfalzbairische Regierung selber bei der später gepflogenen Untersuchung gegen Oberndorf die Frage an den allmächtigen pfälzischen Minister richten ließ, ob nicht Geschenke und Versprechungen zur Uebergabe mitgewirkt? In Wien wollte man noch andere Mitschuldige kennen. Die Rathgeber des Zweibrücker Pfalzgrafen, also des präsumtiven Thronerben, um dessen Ausschließung sich Oesterreich früher und auch neuerlich wieder so viel Mühe gegeben, sollten den Verrath mit zu Stande gebracht haben und die Ueberlieferung der Festung eine der Bedingungen gewesen sein, wofür die fränkische Republik den Pfalzgrafen in

*) S. Oesterr. Militärzeitschr. 1832. I. 277 f. II. 134. Vergl. des Verf.'s Gesch. der Pfalz II. 984 f.

ſeinem Erbrecht gegen Oeſterreich zu ſchützen verhieß. Dieſe angebliche Protection, die den Lieblingsplan der öſterreichiſchen Politik zu vereiteln drohte, erbitterte Thugut viel mehr als die Preisgebung der Reichsfeſtung. In ſeinem despotiſchen Groll übte er einen Gewaltſtreich, der, als Nachſpiel der Mannheimer Geſchichte, Reich und Reichstag noch lange Zeit beſchäftigt hat. Das Factotum des Zweibrücker Hofes, namentlich unter dem jüngſt verſtorbenen Herzog Karl Auguſt, war der Miniſter Salabert geweſen.*) Urſprünglich franzöſiſcher Abbé, der aus Lothringen nach Zweibrücken gekommen war, mit den Sitten und Geſinnungen eines Roué der altfranzöſiſchen Zeit, aber verſchmitzt, geſchmeidig und in Intriguen viel erfahren, konnte Salabert wohl zur Uebergabe der Feſtung mitgewirkt haben, obgleich er ſelbſt zur Zeit, wo dies geſchah, in München war, und zwar im Auftrag ſeines Herrn, der ihn allerdings, um eine Capitulation zu befürworten, dorthin geſchickt hatte. Salabert war aber in einer andern Eigenſchaft, als tiefeingeweihter Vertrauter der Zweibrücker Politik, eine wichtige Perſon für den Wiener Miniſter. Wie daher im November Mannheim von den Oeſterreichern wiedergenommen ward, ließ Thugut außer Oberndorf auch Salabert verhaften, ſeine Papiere verſiegeln und ihn ein Vierteljahr ohne jedes Verhör gefangen halten. Es war ein Ausbruch jener gewaltthätigen Politik, die ein paar Jahre ſpäter in dem Walde bei Raſtatt ein Probeſtück von trauriger Berühmtheit abgelegt hat. Zugleich gab ſich der öſterreichiſche Staatsmann nicht einmal die Mühe, zu verbergen, daß er den ehemaligen Abbé nicht ſowol wegen der Mannheimer Capitulation, als wegen der Zweibrücker Politik feſthalte. Ehe Salabert verhört war, wurden ſeine Papiere eröffnet und durchſucht; ja man ſchickte um die Mitte Februar 1796 einen eigenen Agenten an den Pfalzgrafen nach Mannheim und ließ ihm anbieten: man wolle Salabert frei laſſen, wenn der Herzog verſpreche, denſelben auf immer von ſeiner Perſon und von aller Theilnahme an den Geſchäften zu entfernen. Durch dies offenbar mehr türkiſche als deutſche Verfahren ward die Mannheimer Angelegenheit in den Hintergrund gedrängt; das ganze Reichsfürſtenthum, vom König von Preußen an bis zum Kurfürſten von Cöln, dem Oheim des Kaiſers, nahm Partei für Salabert gegen Thuguts Gewaltthätigkeit. Wie man in Deutſchland jederzeit mit der Feder raſch bei der Hand iſt, erwuchs auch aus dieſer leidigen Sache eine kleine Brochüren-Literatur. Jener übereifrige kaiſerliche Diplomat, der ſich kurz vorher als „Graf von Strengſchwerd" hatte vernehmen laſſen, ergriff auch jetzt das Wort, beſtritt den Landesfürſten das Recht, ohne kaiſerliche Genehmigung über die in ihren Gebieten gelegenen Feſtungen zu verfügen, und ſchlug den Ton der Reichseinheit und der nationalen Eintracht unter der Aegide des Kaiſers an. Indeſſen wollte dieſe neue Anwendung der Einheit, um Thugut'ſche Polizeigewaltthätigkeiten damit zu decken,

*) S. Gagern, Mein Antheil an der Politik I. 25.

nach keiner Seite munden; eine ganze Reihe von Entgegnungen lehnten ſich gegen den „groben Cäſarianismus“ des angeblichen Grafen Strengſchwerd mit aller Entſchiedenheit auf. Salabert ward aber ſpät genug, erſt im December 1797, wieder freigelaſſen.*)

Die unerwartete Uebergabe von Mannheim und der Rückzug der Kaiſerlichen von der Lahn verbreitete am rechten Rheinufer einen ähnlichen paniſchen Schrecken, wie 1792 der Streifzug Cuſtine's. Aus Darmſtadt wurden Hunderte von Wagen nach Franken geflüchtet, der Landgraf ſelbſt eilte nach Weimar; der Kurfürſt von Mainz zog ſich nach Erfurt zurück, der von Cöln nach Franken; der Biſchof von Speyer floh nach Oberſchwaben, der Markgraf von Baden nach Ulm. Alle Heerſtraßen am Rhein herauf und hinab waren mit Flüchtigen bedeckt, bis nach Schwaben hinein reichte die Auswanderung. Und nicht nur die einzelnen ſchutzloſen Höfe ließen ſich zur übereilten Flucht fortreißen. Das kurſächſiſche Contingent zog, allen kaiſerlichen Remonſtrationen zum Trotz, im Anfang October aus dem Lager von Bobenheim durch Franken und das Voigtland nach Hauſe; ein Befehl des Kurfürſten wollte es ſo, „da bei dem ſchnellen Vordringen der Franzoſen die eigenen Staaten in naher Gefahr ſeien und deshalb, den Reichsgeſetzen gemäß, das Contingent zu deren Schutz zurückziehe.“ Wie dankbar flüchtete man jetzt hinter den preußiſchen Adler, der die Neutralitätslinie bezeichnete! Der Erbprinz von Hohenlohe, der den Cordon befehligte und ſein Hauptquartier in Frankfurt hatte, ward nach dem Ausdrucke eines zeitgenöſſiſchen Berichtes wie ein ſchützender Genius betrachtet. Der preußiſche Geſandte beim fränkiſchen Kreiſe ſetzte trotzig eine Friſt von fünf Tagen, binnen welcher die Kreisſtände ſich über ihren Beitritt zur Demarcationslinie ausſprechen ſollten.**) Hannover, bis jetzt immer noch ſäumig, die Demarcationslinie, die es umſchloß, durch ſtrenge Neutralität anzuerkennen, zeigte ſich nun, da der Feind vor den Thoren war, raſch bereit, die bisher verzögerte Neutralität unter Preußens Vermittelung dankbar anzunehmen.

Bevor indeſſen die Schwäche und Rathloſigkeit ſich noch greller bloß-

---

*) S. Häberlin's Staatsarchiv I. 346 ff. und die Schriften: „Rechtliches Gutachten, die Uebergabe der Feſtung Mannheim betreffend. Von Karl Grafen Strengſchwerd. Regensb. 21. Oct. 1795.“ — „Ho! Ho! oder rechtliche Verwunderung über einige Stellen einer Druckſchrift u. ſ. w. Jena 1796.“ — „Freimüthige ſtaatsrechtl. Prüfung des ſogen. rechtlichen Gutachtens. Regensburg im Febr. 1796,“ — „Unpartheiiſche Prüfung der vom Grafen S. aufgeſtellten Grundſätze. Frankf. und Leipz. 1796.“ — „Prüfung des S.'ſchen Gutachtens von einem Göttinger Akademiker. Gött. 1796.“ — „Beiträge zur richtigen Beurtheilung der Kapitulation von Mannheim. 1796.“ — „Uebergabe der Feſtung Mannheim, von keinem Grafen, aber einem ehrlichen Reichsbürger. 1796.“

**) S. Rhein. Antiquar. II. 3. 464 f. Polit. Journ. II. 1033. 1082. 1105. Poſſelt Annalen IV. 239.

ſtellte, hatten die Kaiſerlichen mit einigen raſchen, glücklichen Schlägen gut gemacht, was durch die Capitulationen von Düſſeldorf und Mannheim verſchuldet war. Gelang es den Franzoſen nach der Beſetzung von Mannheim die Linie der Oeſterreicher zwiſchen Rhein und Neckar zu durchbrechen, ihre Magazine in Heidelberg wegzunehmen, ſo war die Verbindung zwiſchen Clerfayts und Wurmſers Heeren zerriſſen, vielleicht die ganze Stellung am obern Rheinufer unhaltbar geworden. Dies zu hindern, verſtärkte Clerfayt mit größter Schnelligkeit die Poſten an der Bergſtraße, auch Wurmſer ſetzte ſich vom Oberrhein her in Bewegung; indeſſen die Franzoſen drängten bereits den Neckar herauf gegen Heidelberg, bevor die Verſtärkungen eintreffen konnten. Die Kaiſerlichen unter Quosdanovich ſetzten ſich, um Heidelberg zu decken, in den nahegelegenen Dörfern an der Bergſtraße, namentlich am rechten Ufer in Neuenheim und Handſchuhsheim feſt und erwarteten mit etwa zehn Bataillonen und einiger Reiterei den Angriff, den zwei franzöſiſche Diviſionen am 24. September gegen die Bergſtraße verſuchten. In einem lebhaften Gefechte um das Dorf Handſchuhsheim, das durch einen tapfern Angriff von ſechs Schwadronen Reiterei unter Oberſtlieutenant Graf Klenau entſchieden ward, wurden die Franzoſen in wilde Flucht geworfen, ihr Führer gefangen.

Während man ſich an der Bergſtraße ſchlug, war Mainz von beiden Ufern blokirt, das Land bis zum Main und der Nidda von Jourdan beſetzt worden. Clerfayt entſchloß ſich ihn anzugreifen, obwol er nur etwa 40,000 Mann zur Operation gegen einen viel zahlreicheren Gegner verwenden konnte. Es kam ihm die Lage des Feindes freilich zu Hülfe. Die franzöſiſche Armee war ſchlecht verpflegt und gezwungen, ſich in einem Lande, deſſen Vorräthe ſchon aufgezehrt waren, den Unterhalt ſelbſt zu ſchaffen. Auf ein ſchmales Terrain eingeengt, von der Demarcationslinie umſchloſſen, ohne Magazine und Transportmittel, um die in Cöln und Coblenz geſammelten Vorräthe herbeizuführen, war Jourdan in einer Situation, die jeden Exceß förderte, die Bande der Disciplin vollends löſte. Von Pichegru war viel Hülfe nicht zu hoffen; ſein Zaudern weckte mit jedem Tage mehr den Verdacht, daß er mit ſeinem Herzen nicht mehr bei der republikaniſchen Sache ſei. Die Stellung Jourdans berührte mit dem linken Flügel die Demarcationslinie; machten es dort die Oeſterreicher ſo, wie die Franzoſen eben das Beiſpiel bei Eikelskamp gegeben, ſo war eine Umgehung ihrer Poſition nicht ſchwer. Clerfayt hielt den franzöſiſchen Feldherrn abſichtlich in dem Wahne, die Oeſterreicher würden das neutrale Gebiet gewiſſenhafter achten, als es die Franzoſen gethan, und ſein Centrum und ſeine Rechte etwa bei Höchſt angreifen. Sobald Clerfayt gewiß war, daß Jourdan auf dieſe Gutmüthigkeit der Oeſterreicher feſt baue, wollte er ſich mit ſeiner Hauptmacht rechts wenden, raſch oberhalb Frankfurt den Main paſſiren, auf Bergen vorrücken, ſich des linken Niddaufers und der Straße, die von Frankfurt in die Wetterau führt, bemächtigen. Damit war der linke Flügel der Franzoſen umgangen. Der Plan gelang

vollkommen. Die Oeſterreicher überſchritten bei Seligenſtadt den Main und paſſirten, während die Aufmerkſamkeit des Feindes durch Scheinbewegungen bei Höchſt feſtgehalten ward, die Kinzig, um plötzlich zur Ueberraſchung der Franzoſen zwiſchen Bergen und Friedberg zu erſcheinen (11. Oct.). Der Angriff, den die Franzoſen am nächſten Tage an der Nidda machten, mislang und zwang ſie zum Rückzuge.*) Viel raſcher, als ſie den Weg zur Lahn und zum Main erfochten, waren ſie an den Niederrhein zurückgedrängt. Bei Neuwied, Bonn und Düſſeldorf eilte der größte Theil der Maasſambre-Armee auf's linke Ufer zurück. Hatten die Kaiſerlichen vorher gegen die Uebermacht jede Meile Landes hartnäckig vertheidigt, ſo war der Rückzug der Jourdanſchen Schaaren raſch in die ſchimpflichſte Flucht ausgeartet; ſie liefen in wilder Haſt vom Main bis zur Lahn, und ihre einzigen Thaten, von denen die Geſchichte Zeugniß giebt, waren ſcheußliche Plünderungen und Verwüſtungen. Schon an der Lahn warfen ſie maſſenweiſe Waffen und Gepäck weg, um ſchneller laufen zu können; aber allenthalben ward von den Flüchtigen geplündert, Pferde und Vieh mit fortgeſchleppt, Mädchen und Weiber geſchändet. Die Städte Hadamar und Limburg wurden von der Beſtialität ihrer Ausſchweifungen beſonders ſchwer heimgeſucht. Ueber beide Orte ward eine Plünderung verhängt, in Limburg die eine Vorſtadt verbrannt, auf die, welche löſchen wollten, wurde gefeuert, gegen Frauen Schandthaten ohne Zahl verübt.**) Geraubt ward überall, ſo weit ſie kamen; wie der Volksausdruck jener Tage lautete, nur Mühlſteine und glühendes Eiſen nahmen ſie nicht mit fort. In den Gegenden, die ſchon auf dem Hinmarſche der Schauplatz der Greuel geweſen, flüchtete Alles; Berge und Waldungen waren die Zuflucht von Tauſenden geworden, die dort halb nackt und hungernd die kalten Herbſtnächte zubrachten, bis der böſe Schwarm der Dränger vorübergebrauſt war. Krankheiten waren die Folge der Kälte und Entbehrung; viele Hunderte wurden von der Ruhr hinweggerafft. In einzelnen Gegenden am Niederrhein, in Bensberg und Mülheim z. B., ſchlug die Erbitterung des Volkes zum verzweifelten Widerſtand und einem kleinen Kriege aus, der freilich die Wildheit der Dränger nur ſteigerte.

Es reichten mäßige Streitkräfte hin, dieſe demoraliſirten Horden im Schach zu halten; drum brach Clerfayt mit dem Gros ſeines Heeres (25. Oct.) von der Lahn auf und wandte ſich gegen Mainz zurück, um einen Schlag gegen die Rheinmoſelarmee zu führen. Beinahe ein Jahr hatten die Franzoſen an den Verſchanzungen gearbeitet, welche Mainz von der Weſtſeite einſchloſſen; dieſelben zogen ſich in einem Bogen von Mombach über Marienborn, Hechtsheim bis nach Laubenheim. Die Franzoſen rühmten die Arbeiten als unüberwindlich. Es waren Erdwälle von acht Fuß Dicke aufgeworfen, Gräben von zwanzig Fuß Breite

*) Oeſterr. milit. Zeitſchr. a. a. O. 289. 297. 298.

**) Rhein. Antiquar. II. 3. 469 f. 568 ff.

und zehn Fuß Tiefe angelegt, zudem durch eine ununterbrochene Linie von Wolfsgruben das Terrain der Reiterei unzugänglich gemacht. Etwa 150 Schritte vor dem Walle waren ſtarke Hornwerke und Redouten errichtet; eine ſtattliche Reihe von Feuerſchlünden war darin aufgepflanzt, das Ganze mit einer dreifachen Verpalliſadirung umgeben und vor der Linie ſtarke Verhaue von Holz angebracht. Dieſe Reihe von Befeſtigungen, die ſich mehrere Stunden weit ausdehnten und 30,000 Mann Beſatzung zählten, machte auf die Zeitgenoſſen den Eindruck eines undurchdringlichen Bollwerks; auch die Franzoſen ſchienen ſich mehr auf die Stärke dieſer Erdwälle als auf die eigene Wachſamkeit zu verlaſſen. Doch tadelten die Leute vom Fach, daß die Strecke zwiſchen Laubenheim und dem Rhein etwas vernachläſſigt war und dem Angriff eine ſtarke Blöße gab, auch die Werke zu ausgedehnt waren für die Zahl der Vertheidiger und deshalb, wenn die Linie an einem Punkte durchbrochen war, bei dem Mangel hinreichender Reſerven, ſich nur ſchwer behaupten ließen.*) Was Clerfayt zum Angriff gegen die Schanzen aufbieten konnte, war an Zahl kaum der Beſatzung gewachſen, welche die Befeſtigung deckte; aber es gelang ihm, die Franzoſen und ihre etwas ſorgloſe Führung vollkommen zu überraſchen. Unbemerkt waren die Oeſterreicher vom rechten Rheinufer in die Feſtung geführt worden; am Abend und in der Nacht vom 28. zum 29. October ward Alles vorbereitet zum Angriff des kommenden Morgens und die Franzoſen hatten keine Ahnung von dem Schlage, der ſie bedrohte. Die kaiſerlichen Truppen ſelbſt erfuhren erſt im letzten Augenblicke den Zweck des Unternehmens; in größter Stille, mit ungeladenen Gewehren gingen ſie vor, ein ſtarker Weſtwind verbarg dem Feinde das Geräuſch des nächtlichen Marſches. Früh, am Morgen, zwiſchen fünf und ſechs Uhr, begann, um die Aufmerkſamkeit der Franzoſen dorthin zu lenken, der Angriff auf Mombach; das Dorf ward im erſten Sturme genommen. In demſelben Augenblicke waren die Verſchanzungen an der ſchwächſten Stelle bei Laubenheim mit Macht angegriffen worden, indeſſen eine kleinere Abtheilung weiter oben über den Rhein geſetzt war und die Linien zu umgehen drohte. Von den Franzoſen unbemerkt warfen ſie ſich auf Bodenheim, überfielen und zerſprengten was dort von Franzoſen ſtand, und kaum rettete ſich der Führer der Diviſion vor Gefangenſchaft. Eine zweite Sturmcolonne, bei welcher ſich Clerfayt ſelbſt befand, war auf den wichtigſten Punkt, auf Hechtsheim losgegangen und hatte, anfangs mit heftigem Feuer zurückgewieſen, beim wiederholten Angriff den Ort erſtürmt. Während ſich ſo in der Mitte und auf dem linken Flügel der Feind ſchon in verworrener Flucht zurückzog, hatte eine dritte Colonne auch Bretzenheim

*) S. Geſchichte d. Kriege IV. 24. Oeſterr. milit. Zeitſchrift 1832. III. 145 ff. Aehnlich Soult Mém. I. 263, der die Beſatzung zudem nur auf 25,000 Mann ſchätzt, übrigens Clerfayts Anordnungen alles Lob zollt.

angegriffen, die Linien beschossen und erobert. Nur an der dritten Linie war die Vertheidigung länger und hartnäckiger gewesen. Doch war schon vor Mittag die ganze Reihe der Befestigungen in den Händen der Kaiserlichen. Der kurze Kampf hatte allerdings Opfer gekostet; die Oesterreicher hatten gegen 1500 Mann, darunter viele Officiere, verloren, aber auch der Verlust des Feindes war bedeutend; gegen 1700 Gefangene, 138 Geschütze und eine Menge Munition war die Beute der Sieger geworden. Die Franzosen, deren Colonnen zum größten Theil vereinzelt und zusammenhanglos das Weite suchten, sammelten sich erst hinter der Pfriem, auf der Linie von Worms und Pfeddersheim gegen den Donnersberg hin. Der Eindruck des Tages wirkte im ganzen Reiche aufrichtend und erfrischend; der Sieg vom 29. October war nach langer diplomatischer Misère die erste kecke, kräftige Kriegsthat. Sogar die Reichstruppen und noch dazu die geistlichen Contingente von Bamberg, Lüttich, Salzburg und Mainz nahmen an der Ehre dieses Tages rühmlichen Antheil. Für Oesterreich war es aber ein hoher Triumph, durch einen glänzenden Act zu zeigen, daß es auch allein und von Preußen verlassen stark genug war, sich mit dem Gegner in glücklichem Kampfe zu messen.

Am ganzen Rhein waren diese Octobertage, besonders der 29., durch Erfolge der österreichischen Waffen bezeichnet. Zwischen Neuwied und Ehrenbreitstein wurden die feindlichen Verschanzungen auf der Rheininsel Niederwerth genommen und die Festung von dieser Seite wieder frei gemacht. Am Oberrhein machte sich Wurmser auf, um die Franzosen aus Mannheim zu drängen. Ein glückliches Gefecht (17.—18. Oct.) schob die französischen Colonnen, die außerhalb der Stadt den Neckar entlang aufgestellt waren, zurück; Neckarau, eine Stunde von Mannheim am Rhein gelegen, ward besetzt und die Ebene, die sich zwischen Rhein und Neckar dort ausbreitet, vom Feinde gesäubert. Auf dem rechten Neckarufer blieb nur eine verschanzte Anhöhe, der Galgenberg, den eine stehende Brücke mit der Festung verband, in der Gewalt der Franzosen; ein rasch und glücklich unternommener Angriff entriß dem Feinde diesen Punkt an dem nämlichen Tage, wo Clerfayt ihn bei Mainz aus seinen Schanzen schlug. Die Kaiserlichen konnten nun daran denken, das französische Heer in die Stellungen zurückzudrängen, die es vor den Erfolgen in den letzten Wochen des Jahres 1793 eingenommen hatte. Seit dem 10. Nov. schlug man sich an der Pfriem. Von dort weggedrängt, suchten sich die Franzosen am Haardtgebirge zu halten; auch hier mit Erfolg angegriffen (13. 14. Nov.) nahmen sie ihre Stellung hinter der Queich. So hatten die Oesterreicher ungefähr die Linien inne, welche vor dem Missgeschick von 1793 von den Preußen besetzt waren; Kaiserslautern, Homburg, Zweibrücken waren wieder in deutschen Händen. Nun war auch Mannheim entblößt und die Einschließung konnte auf der linken und rechten Seite des Rheins beginnen. Ein heftiges Bombardement brachte die Festung bald zur

Uebergabe. Am 22. Nov. ergab ſich die Beſatzung kriegsgefangen; die Stadt, durch die Beſchießung zum großen Theil verwüſtet, mußte büßen, was der kurzſichtige Leichtſinn ihrer höchſten Beamten geſündigt hatte.

Die Maasſambre-Armee hatte ſich nach ihrer ſchmachvollen Flucht erſt einige Wochen ruhig gehalten, dann vergebliche Verſuche gemacht, Pichegru zu Hülfe zu kommen. Sie beſetzte (11. November) Kreuznach, zog ſich aber, als eine öſterreichiſche Colonne ſich näherte, nach wenigen Tagen zurück; ein Verſuch, auf dem rechten Ufer vorzudringen, war nicht glücklicher, die Spuren ihres Weges waren wieder wie vorher durch ſcheußliche Ausſchweifungen bezeichnet. Als Pichegru hinter die Queich ging, rückte Jourdan (Ende Nov.) zum zweiten Male vor, beſetzte wieder Kreuznach und drang gegen die Nahe vor, aber indeſſen war Mannheim gefallen und damit ein weſentlicher Theil ſeines Zweckes verfehlt. Bei Meiſenheim und Alſenz erlitt zudem die rechte Flanke des Jourdan'ſchen Heeres eine blutige Schlappe (8. Nov.) und auch ein Verſuch Pichegru's, vorwärts zu dringen, hatte keinen Erfolg. Die Maasſambre-Armee mußte abermals den Rückzug antreten.

Die kleinen Neckereien an der Queich und im Weſtrich, zum Theil in hartnäckige und blutige Gefechte umgeſchlagen, dauerten bis in die letzten Wochen des Jahres; erſt gegen Ende December trat ein Ruhepunkt ein, der durch die Jahreszeit und die natürliche Erſchöpfung geboten war. Es war auf beiden Seiten der Wunſch gleich lebhaft, durch einen Waffenſtillſtand Athem zu ſchöpfen; am Neujahrstage verſtändigte man ſich darüber. Die Franzoſen hielten das linke Rheinufer von Baſel bis zur Queich beſetzt; von da zog ſich ihre Linie weſtwärts längs der Blies und Nahe und traf erſt bei Niederdiebach wieder mit dem Rhein zuſammen. Die Oeſterreicher hielten das rechte Ufer des Stromes von Baſel bis zur Sieg beſetzt; links vom Rhein ging ihre Gränze von Speyer in der Richtung des Haardtgebirges bis zum Hundsrück und der Nahe hin und berührte bei Oberdiebach den Rhein.

Der Feldzug war von kurzer Dauer und an großen kriegeriſchen Ereigniſſen nicht eben reich geweſen, aber er hatte gleichwol unter allen ſeit 1792 den Rheinlanden die tiefſten Wunden geſchlagen. Der Landſtrich von der Sieg bis über die Lahn hinaus war durch die wilden Ausſchweifungen der Jourdan'ſchen Banden am ſchwerſten heimgeſucht, und auch links vom Rhein, wo die Franzoſen ſich ſchon als künftige Herren fühlten und mehr Schonung zu erwarten war, ſah es traurig genug aus. Ein Mitglied des Convents ſelber entwarf davon im Herbſt 1795 der Verſammlung ein erſchütterndes Gemälde. „Die Pfalz — ſagte er — iſt gänzlich verwüſtet; Alles was Menſchen heilig und werth geweſen, alle geſellſchaftliche Ordnung und Gerechtigkeit iſt vernichtet, den Einwohnern ihre Güter auf die ſchändlichſte Art geraubt und oft ſelbſt die geraubten Gegenſtände den früheren Eigenthümern wieder verkauft. Der franzöſiſche Name iſt zum Abſcheu in jenen Gegenden

geworden; denn die Barbarei der Commiſſarien ging ſo weit, daß ſie die Unglücklichen, welche ſich über die Plünderung beklagten, niederſchießen ließen, um ihre Klagen nicht zu hören.“ Der Druck mußte einen furchtbaren Grad erreicht haben, wenn ſolche Schilderungen aus franzöſiſchem Munde zu hören waren. Es kam die Noth des bittern Hungers hinzu, die im Jahr 1795 einen großen Theil von Europa heimſuchte. In der Nachbarſchaft von Mannheim mußten die Landleute Meilen weit laufen, um ſich Brod in knappen Portionen zu verſchaffen; ſie waren genöthigt, in größeren Haufen zu gehen, um ſich vor hungernden Banden zu ſchützen, welche die ſonſt ſo blühende Gegend jetzt durchſtreiften.

Es war hohe Zeit, daß dieſe furchtbare Kriegsnoth ein Ende fand. Dies Gefühl ging bei Clerfayts letzten Siegen durch alle Gemüther; mit Begeiſterung ward überall der muthige Feldherr genannt, der zuerſt wieder Deutſchland Siege und durch ſie den Frieden zu bringen verſprach. Wie war man erſtaunt, als wenige Wochen nachher die Kunde kam, daß der erſte öſterreichiſche General, der nach einem glücklichen Feldzuge vor den Thron ſeines Kaiſers getreten war, — ſeinen Abſchied gefordert und erhalten habe. Clerfayt theilte, wie wir ſehen werden, das Schickſal aller Männer von Talent, die während Thuguts Verwaltung das Obercommando führten; er mußte weichen, weil er eine eigene Meinung und einen eigenen Willen zeigte, weil er die Bedürfniſſe des Krieges und die vorhandenen Mängel furchtlos vor Augen legte. Thugut und ſein Hofkriegsrath konnten aber nur Creaturen brauchen; darum vermochte ſich weder Clerfayt noch der Erzherzog Karl auf die Dauer an der Spitze der Armeen zu behaupten.

Die Verhandlungen über den Reichsfrieden hatten ſeit Auguſt, wo wir ſie verließen, zu keinem beſſeren Ergebniß geführt. Ein Verſuch Hardenbergs, durch die Abtretung Belgiens die Franzoſen zu befriedigen, Oeſterreich im Reiche einen Erſatz zu bieten und das übrige linke Rheinufer zu retten, war natürlich abſchlägig beſchieden worden; die Franzoſen ſprachen nun offen den auch im Convent ſanctionirten Grundſatz aus: daß es für ſie ohne die Rheingränze keinen dauerhaften Frieden gebe. Die kaiſerlichen Anträge, die durch däniſche Vermittelung angebracht wurden, blieben ebenfalls erfolglos, da vorerſt weder in Wien noch in Paris eine aufrichtige Neigung für den Frieden vorhanden war.

Nur der Reichstag fuhr unverdroſſen fort, mit gewohnter Breite über die Reichsfriedensdeputation, über ihre Vollmachten und Inſtructionen Rath zu pflegen. Der ehrwürdige Körper war nicht ſo leicht aus dem einmal betretenen Geleiſe herauszudrängen. Es kam erſt die Anzeige Preußens (17. Sept.), daß der Verſuch, einen Waffenſtillſtand zu erlangen, in Baſel geſcheitert ſei; dann die überraſchende Botſchaft, daß auch Heſſencaſſel den

Weg eines Separatfriedens eingeſchlagen; aber der Reichstag ſetzte ſeine Arbeit mit einer Geduld fort, die eines beſſeren Erfolges werth geweſen wäre. Der heſſencaſſeler Friedensſchluß, friſch geſchloſſen, nachdem eben noch der Kaiſer (29. Juli) feierlich von Separatverträgen abgemahnt, konnte indeſſen doch nicht ganz unbeſprochen bleiben; wenn auch der Reichstag ſchwieg, ſo hatte doch der Kaiſer keine Urſache, mit ſeiner Meinung hinter dem Berge zu halten. Ein Hofdecret vom 18. Sept. gab der Misſtimmung über den neueſten Abfall vom Reiche einen ſehr beſtimmten und ſcharfen Ausdruck. Ein Friede des Reiches unter billigen und anſtändigen Bedingungen, hieß es darin, ſei nicht wohl zu erreichen, wenn einzelne Stände nach eigener Willkür aus dem Reichsverbande austräten, ihr Intereſſe durch Separatverträge und geheime Artikel von der gemeinſamen Sache des Reiches trennten und dieſes ſelber in lauter Sonderintereſſen auflöſten. Der Kaiſer verlangte ein Gutachten des Reiches über die Frage, wie ein ſolcher Friedensvertrag nach der deutſchen Verfaſſung zu beurtheilen, und welche Maßregeln zu nehmen ſeien zur Aufrechthaltung der Freiheit, Würde und Selbſtändigkeit des deutſchen Staatskörpers. In dem Augenblicke, wo dies Hofdecret in Regensburg eintraf, war durch die Capitulation von Mannheim dem Kaiſer eine neue Gelegenheit geboten, ſeine Misbilligung kundzugeben; er bezeichnete jene Uebergabe nicht als ein unglückliches Kriegsereigniß, ſondern als eine Folge jener „einſeitigen Maßnahmen, durch welche die Reichsoperationen offenbar gehemmt und die Erwirkung eines billigen und anſtändigen Reichsfriedens immer mehr entfernt würde."

Mittlerweile war der Reichstag (14. Oct.) mit der Entwerfung der Vollmachten und Inſtructionen für die Friedensdeputation fertig geworden; es ſollte, hieß es darin, dieſer Reichskrieg, welcher dem deutſchen Reiche zur Vertheidigung ſeiner Verfaſſung aufgedrungen, auf der Grundlage der Integrität und Wiedererlangung der entzogenen geiſtlichen und weltlichen Rechte und Beſitzungen durch einen billigen und annehmlichen Frieden beendigt werden. In dem Augenblicke, wo dies Gutachten vollendet war, ſtanden ſich die Armeen in erneuertem Kampfe gegenüber. Die kaiſerliche Beſtätigung, die am 19. Nov. erfolgte, gab denn auch dieſer Lage einen bezeichnenden Ausdruck. Unter der Form, die vorgeſchlagenen Friedenseinleitungen zu beſtätigen, mahnte das Actenſtück dringender als je zum Kriege. Es theilte den Briefwechſel mit, welcher das Mislingen der däniſchen Friedensvermittelung beurkundete, es erinnerte an den bekannten Bericht Roberjots und an die unzweideutig ausgeſprochene Abſicht der Franzoſen, nur um den Preis der Rheingränze Frieden zu ſchließen; es berichtete dann die kriegeriſchen Vorgänge vom September und October, die deutſchen Siege am Neckar, Main und Rhein und ſprach im nachdrücklichſten Tone die Ueberzeugung aus, daß ein billiger und anſtändiger Friede nur mit den Waffen in der Hand errungen werden könne. Treffend und prophetiſch ward die Taktik der Franzoſen, den

Friedensverhandlungen mit dem Reiche auszuweichen und nur Separatverträge zu schließen, als ein Mittel bezeichnet, dem Reiche die Friedensgesetze zu diktiren. „Ja Deutschlands Verhängniß würde mit dem Verluste der reichsten, bevölkertsten und ansehnlichsten Provinzen entschieden gewesen sein, wenn der von dem Feinde in besonderem Vertrauen auf seine Trennungspolitik dem deutschen Reiche zubereitete letzte Hauptschlag gelungen wäre; aber es bestätigen zugleich eben die herrlichen Siege, welche diesen tödtlichen Schlag abgewendet haben, daß die feindlichen, auch an Zahl überlegenen und durch die fürchterlichsten Feldverschanzungen geschützten Heere deutschem Muthe und deutscher Kriegskunst nicht unbezwinglich sind. Nur durch vereinte Anstrengung der deutschen Gesammtkraft, durch erhöhtes Nationalgefühl, durch Einigkeit, deutschen Muth, Energie und Ausharren ist der Feind, der das deutsche Reich zerstücken und dessen Verfassung zerrütten will, zu einem billigen und gerechten Frieden zu bewegen."

Mit diesem kriegerischen Manifeste schlossen die Friedensverhandlungen des Jahres 1795 in bezeichnender Weise ab. Die Reichsfriedensdeputation blieb vorerst ein todtgebornes Ding und mit erneutem Eifer sollte der Friede auf dem Schlachtfelde erfochten werden. Aber es war nicht das Reich, welches dies Wagniß unternahm, nur Oesterreich und dessen ausländische Verbündete; vom Reiche waren zwei angesehene Fürsten in Frieden mit dem Feinde eingetreten, die meisten kleineren waren heute eher wie morgen bereit, wenn die Noth drängte, den gleichen Weg zu gehen. Die kaiserliche Politik war auf diesen Fall gefaßt, ihre Organe sprachen offen die Drohung aus, der Kaiser werde fortan auch seinen besondern Weg ohne das Reich gehen. „Der kaiserliche Hof — hieß es in einem Aufsatze jener Zeit — wird die gemachten Eroberungen und Fortschritte als seine eigene Sache ansehen und wird sich darüber mit Frankreich verständigen; und wenn der Kaiser dann einwilligte, daß Frankreich seine Gränze bis an den Rhein ausdehnte, und noch Mainz dazu hergäbe, welche Hindernisse könnte er finden, wenn er eine gerechte Entschädigung von dem Reiche nähme?" Für Pfalzbaiern war dieser Wink deutlich genug.

Das Verhältniß zu Preußen war indessen weniger schroff geworden; es ward wenigstens der bittere und herausfordernde Ton gemieden. Daß die polnische Angelegenheit endlich erledigt war, trug am meisten dazu bei, zwischen den östlichen Höfen ein etwas besseres Vernehmen herzustellen. Aber an einen Umschlag der preußischen Politik war darum nicht zu denken. Wohl waren die Lectionen des letzten Jahres für die Neutralitätspolitik herb genug gewesen, Preußen hatte alle seine Vermittelungsversuche scheitern gesehen und Hardenberg verließ jetzt zu Ende des Jahres Basel, ohne daß irgend eine wesentliche Hoffnung, die man im Frühjahr gehegt, erfüllt war. Die Demarcationslinie war erst von den Franzosen, dann von den Oesterreichern verletzt worden und beide Male hatten die Verwahrungen und Einsprachen

Preußens höchſtens gleichgültiges Achſelzucken zur Folge gehabt. Mit Oeſterreich war man über den Separatfrieden zerfallen, mit Rußland drohte es darüber zum offnen Bruch zu kommen, der Verſuch, die Reichsfürſten vom öſterreichiſchen Einfluſſe zu trennen und unter preußiſcher Aegide zu ſammeln, war in der Hauptſache mislungen. Wer Augen hatte zu ſehen, der mußte ſich ſagen, daß die preußiſche Politik ſich auf einem Abwege befand, der ihr nichts übrig ließ, als die zweideutige franzöſiſche Freundſchaft. Zur Umkehr von dieſem Wege war aber in Berlin weniger Ausſicht als je.

So lag denn der Krieg weſentlich auf Oeſterreichs Schultern. Zwar waren in Deutſchland unter dem Eindrucke der letzten Erfolge die mattherzigen Stimmungen des Friedens um jeden Preis gewichen; im Kreiſe des Volkes regten ſich wieder muthige und kriegeriſche Gedanken. Selbſt der Regensburger Reichstag trat aus ſeiner ſteifen Eintönigkeit heraus und richtete ein beſonderes Dankſchreiben an den Kaiſer für die jüngſten Siege. Während in Frankreich die Exiſtenz der Republik von inneren Erſchütterungen noch mehr als vom äußeren Feinde bedroht ſchien, gab ſich in Deutſchland eine gehobene Stimmung kund. Als Clerfayt jetzt im Winter vom Rhein nach Wien ging, ward er mit Huldigungen überſchüttet; in Frankfurt, in Wien ſelbſt feierte der Held des erſten glücklichen Feldzuges die lauteſten Triumphe. Die Hülfe freilich, die das officielle Reich zu leiſten verſprach, eine Reichsſteuer von hundert Römermonaten, deren Ertrag man auf eine Million Gulden berechnete, wollte im Vergleich mit den Bedürfniſſen eines ſolchen Krieges nicht viel bedeuten.

In Oeſterreich ſelbſt überhob man ſich vielleicht in der Beurtheilung der letzten Erfolge; ſie waren nur errungen worden, weil man endlich einmal die Kriegsleitung einem Feldherrn, nicht den Künſten der Diplomatie überlaſſen hatte. Noch ſtand aber in Wien derſelbe Mann mit unbegränztem Einfluß an der Spitze, deſſen ſchlechten Künſten ein großer Theil des Unheils ſeit 1793 zuzuſchreiben war; noch waren in der Umgebung des Kaiſers und an gewichtigen militäriſchen Stellen alle die Perſönlichkeiten thätig, mit denen höchſtens Mack, aber kein Mann von ſelbſtändigem Talent und Willen ſich vertragen konnte. Auch Clerfayt ſollte jetzt dieſe Erfahrung machen. Sein Oberbefehl war ihm hinlänglich verbittert worden durch die Thugut'ſche Kabale und durch den Hofkriegsrath; erſt hatte man von Wien aus ſeine Thätigkeit gelähmt und, wie es Thugut's Art war, die militäriſchen Bewegungen von kleinen diplomatiſchen Berechnungen, die in der Regel fehlſchlugen, abhängig gemacht. Dann hatte der Obergeneral ſich mit dem Hofkriegsrathe herumzuzanken, der Behörde, die ſich in Alles miſchte, aber das Erſte und Nöthigſte, die Bedürfniſſe der Armee, auf eine ſchmachvolle Weiſe vernachläſſigte und der Corruption der Heeresverwaltung freien Spielraum ließ. Ein Glück war es, daß Clerfayt, wo er immer konnte, ſeinen eigenen Weg ging, aber eben dieſe Selbſtändigkeit ward ihm in Wien nicht verziehen. Daß

er den Krieg nicht selten im Widerspruch mit den Rathschlägen von Wien führte, an die Begünstigten des Hofkriegsraths, wie Wurmser, Befehle statt Bitten richtete, daß er die Sorglosigkeit der Verpflegung, die Unterschleife im Lager ohne Schonung rügte, hatte die Stimmung der Leute von Einfluß gegen ihn entschieden. Als er nun mit dem vollen Selbstgefühl der erfochtenen Siege nach Wien kam, erntete er bei dem Hofkriegsrath Tadel statt Lob; man rügte seine Eigenmächtigkeit, unterstellte seine einzelnen Operationen einer kleinlichen Kritik und erbitterte ihn durch grundlose Mäkeleien. Grollend nahm er seine Entlassung, deren Beweggrund man vergebens durch äußere Auszeichnungen zu verdecken suchte; alle Welt fühlte, daß wieder ein fähiger und populärer Feldherr dem bekannten System erlegen war.

Die Leitung des Kriegswesens war nun wieder, durch keine überlegene Persönlichkeit beschränkt, in den Händen eines Ausschusses, in dem nur ein namhafter Soldat, der General Nostitz, saß. Referent war der Oberst Rollin, jene complete Mittelmäßigkeit, die wir von 1793 her durch ihre Freundschaft für Wurmser kennen. Ihm zur Seite stand Thugut; einige unbedeutende Personen aus der obersten Kriegsbehörde waren noch beigegeben, weil sie den Einfluß der Cotterie nicht störten. Man mochte sich in Wien schmeicheln, daß der junge Erzherzog, den man jetzt an Clerfayts Stelle berief, sich eher von dieser Behörde am Gängelbande leiten ließ; aber ihm waren die Erfahrungen seines Vorgängers in noch reicherem Maße beschieden.

Zweiter Abschnitt.

Der Feldzug von 1796.

Die französische Republik hatte gewaltige Rüstungen gemacht zu dem erneuerten Kampfe. Fünf große Armeen waren von der Nordsee bis zum Mittelmeere aufgestellt; während die Heere im Norden und an den Alpen eine beobachtende Stellung einnehmen sollten, war der Maas-sambre-, der Rhein-Armee und der italienischen die eigentliche Action zugetheilt. In einer zusammenhängenden Operation sollten die beiden ersten nach dem Innern von Deutschland hereinbrechen und dem durch Oberitalien nach Innerösterreich vordringenden italischen Heere die Hand reichen. Gelang der Plan so sicher, wie er kühn entworfen war, dann ward dem Kaiser in seinen eigenen Erblanden der Friede vorgeschrieben.

Die Entscheidung dieses Jahres lag auf den Schlachtfeldern Italiens, nicht weil dort die größere Masse der Streitkräfte wirkte, sondern weil dort zuerst in selbständiger Thätigkeit der Mann hervortrat, um den sich in den nächsten Jahrzehnten die Geschichte Europa's bewegt hat. Aus dem Feldzuge von 1796 ist die militärisch-politische Glorie Napoleon Bonaparte's emporgewachsen.

Das französische Directorium sandte als Oberfeldherrn den Mann nach Italien, dessen Verdienst es zum guten Theil gewesen, daß die neue französische Verfassung und Regierung nicht schon vor ihrem Eintritt unter dem Aufstande vom October 1795 begraben ward. Eine solche That verdiente den Dank eines Regiments, dessen Geburt schon die Ermattung der revolutionären Kraft und das Uebergewicht des Lagers und der Feldherren verkündigte; welch besserer Dank war ihm zu geben, als das Commando auf einem Kriegsschauplatze, dessen militärische und politische Natur ihm vertraut war, wie kaum einem Anderen?

War die Revolution selbst gewaltig und riesenhaft angelegt, so schloß

ſie auch ihre erſte Epoche mit einem Manne ab, der den außerordentlichen Stempel ſeines Urſprungs an ſich trug. Er brachte die Bildung und Technik der alten Zeit mit herüber, glich aber der Revolution durchaus an Gewaltſamkeit und jenem Mangel an Pietät für das Geſchichtliche und Ueberlieferte, der einer ihrer Grundzüge iſt. Ein Kind der großen Welterſchütterung und doch ohne einen Zug jenes philanthropiſchen Enthuſiasmus, der die erſte Morgenröthe derſelben umgab, kündigte er ſich gleich in den Anfängen als das ſcharfe Gegenbild aller Verfaſſungsſchwärmer und politiſchen Theoretiker von 1789 an. Aber wie wunderbar hatte die Natur dieſen Mann ausgerüſtet, wie mächtig die Schule des Lebens ihn großgezogen! Ein Geiſt von durchaus praktiſcher Genialität, von jener Urſprünglichkeit und vielſeitigen Schöpfergabe, die das Kennzeichen des ächten Genies iſt, noch im ganzen Feuer ſeiner erſten Jugend, aber frühreif und im Gebrauch ſeiner Mittel ſo gewandt und elaſtiſch, wie es nur Südländer ſind, auch bei aller Jugend voll ſelbſterworbener Erfahrung und Menſchenkenntniß, ſchien er in der That mehr als ein anderer Sterblicher dazu geboren, die Revolution zu bezwingen, aber auch ſie abzuſchließen und die Verſöhnung herzuſtellen zwiſchen der alten und der neuen Zeit. Allein der ſchlichte Sinn für friedliches Menſchenglück und bürgerliche Freiheit war dieſem Manne fremd; der philantropiſchen Begeiſterung des Jahrhunderts, dem er angehörte, ſtand er mit der Kälte vollendeter Selbſtſucht und mit jener tiefen Menſchenverachtung entgegen, die der Hingebung für das Ideale wie einer kindiſchen Thorheit ſpottet. Die Lorbeeren, die auf dieſer Bahn errungen werden, haben ihn nie gelockt; wohl aber hatte der Zauber äußeren Ruhmes und Glanzes ſeine Seele mit unwiderſtehlichem Reize umſtrickt. Die einen Waſhington für dieſe kranke Welt in ihm hofften, die konnten ſchon aus den Ereigniſſen von 1796 ihren Irrthum erkennen. Die Cäſaren Roms waren ſeine Schule und ſein Vorbild. Große äußere Werke, wie ſie nur im Glanze einer Weltherrſchaft gedeihen, materielle Schöpfungen, die den Stempel des Gewaltigen und Rieſenhaften an ſich tragen, neben innerer Oede und Unfreiheit; Gleichheit Aller unter der Despotie eines Einzigen, wiewol verhüllt in demokratiſche Formen, ſoldatiſche Macht und Zucht neben dem Schein republikaniſcher Erinnerungen, Haß gegen alles wahrhaft Ariſtokratiſche, beſtehe es in Geburt, Geſinnung oder Bildung, aber dafür Fütterung der Maſſen, Blendwerke und Schauſpiele für den großen Haufen — mit dieſen Künſten hatten die römiſchen Imperatoren einſt wie eine Gottheit auf Erden über die Welt gewaltet, und darauf ging auch die bonapart'ſche Menſchenbeglückung aus.

Verwandte Naturen hatte ſchon das ſpätere italieniſche Mittelalter erzeugt, dem die Bonapartes durch Art und Abſtammung angehören; Naturen von ähnlicher Weltanſchauung, von derſelben dämoniſchen Gewalt über die Maſſen, von der nämlichen ſeltſamen Miſchung ſoldatiſcher Tyrannei und revolutionärer Rhetorik. Aber noch niemals war eine Perſönlichkeit aufge-

treten, in welcher mit ſolchen Reminiscenzen ſich dieſe individuelle Größe und die herbe Schule einer großen Revolution verband. Der kosmopolitiſche Zug, der durch das achtzehnte Jahrhundert hindurchgeht, kam hier zu einem eigenthümlichen und furchtbaren, die Welt bedrohenden Ausdruck; nicht in vagem, weltbürgerlichen Empfinden gab er ſich kund, ſondern in dem gewaltigen Wollen einer Despotennatur, die entſchloſſen war, mit Verachtung des Individuellen und Nationalen der Welt ihr perſönliches Gepräge aufzudrücken. Es war wie eine ernſte Probe, die das Schickſal den Völkern dieſes Welttheils vorlegte; ob ſie ſich ſelber noch angehören oder bonapartiſch umgeſchmolzen werden ſollten, war eine Zeit lang die ernſte, zweifelhafte Frage. Uns zumal, dem deutſchen Weſen und ſeiner Eigenthümlichkeit, iſt dieſe romaniſche Cäſarenpolitik mit aller Feindſchaft entgegengetreten; zwei Jahrzehnte wird ſich nun unſre Geſchichte um dieſen Mann und ſeine Ziele bewegen. Den Grund zu der kommenden Macht und Herrlichkeit haben aber die Ereigniſſe von 1796 gelegt.

Gleich nach den erſten Erfolgen weiſſagte Bonaparte mit der Sicherheit des Mannes, der an ſeine Zukunft glaubt, Triumphe, deren kühner, phantaſtiſcher Flug ſelbſt ſeine ſchwärmeriſchen Bewunderer frappirte. Kaum in Mailand eingezogen, hielt er einem ſeiner vertrauten Adjutanten ſchon die Unterwerfung Italiens, den Einbruch nach Deutſchland wie nahe, ſichere Ergebniſſe vor Augen. Es iſt, ſagte er, nichts Großes in unſrer Zeit unternommen worden; an mir iſt es, das Beiſpiel zu geben.*)

Der frühere Gang des Krieges in Italien ließ nicht erwarten, daß von dorther die Entſcheidung kommen werde; mit Ausnahme einer einzigen größeren Schlacht, die zu Ende November 1795 bei Loano geſchlagen worden, war auf dieſem Schauplatze bisher von großen und folgenreichen Kriegsthaten nichts zu verzeichnen geweſen. Auch jetzt betrug das franzöſiſche Heer, das ſich, durch den Kamm der Apenninen gedeckt, an der genueſiſchen Küſte ausdehnte, höchſtens einige vierzigtauſend Mann und ſchien durch die an Zahl etwas ſtärkere öſterreichiſch-piemonteſiſche Armee genügend im Schach gehalten. Doch war der Unterſchied der Zahlen in Schätzung der Streitkräfte nicht allzuhoch anzuſchlagen. Die franzöſiſchen Truppen waren zwar ausgehungert, ſchlecht verpflegt und gekleidet, aber kriegsgeübt und voll Ungeduld, zum Kampfe herausgeführt zu werden in die fruchtbaren Ebenen Italiens. Die Oeſterreicher waren nicht viel beſſer verſorgt; denn die angebliche Fülle, worin ſie ſich befanden, bezog ſich, wie ein bewährter Meiſter urtheilt,**) auf tauſend halb oder ganz entbehrliche Gegenſtände des Gepäcks und der Verpflegung, mit denen ſich das Vorurtheil der damaligen Heere herumſchleppte, aber keineswegs auf das Wohlleben der Soldaten. Die Truppen waren

*) S. Mémoires du Duc de Raguse I. 178. 186.

**) Clauſewitz, hinterlaſſene Werke IV. 12.

vielmehr durch Anſtrengung und Entbehrung entkräftet und mismuthig, die Piemonteſen zudem dem öſterreichiſchen Bündniß abgeneigt; die Sympathien mit der Revolution reichten hier bis in die Armee. Dem Führer der Oeſterreicher, Beaulieu, gebrach es weder an Fähigkeit und Kriegserfahrung, noch an Raſchheit, und aus den erſten Tagen des Revolutionskrieges (1792) ward ſein Name mit Auszeichnung genannt; einem Bonaparte war er aber nicht gewachſen. Ein Siebziger, in der herkömmlichen Kriegsart grau geworden, von dem Wiener Hofkriegsrath abhängig, des Terrains, auf dem er jetzt ſtand, wenig kundig, auch dem Heere, das er führte, fremd und nicht ohne Oppoſition in den höheren Kreiſen der Officiere empfangen, ſtand Beaulieu einem genialen, ſiegesdurſtigen Feldherrn von 27 Jahren gegenüber, der ſich ſeine eigene Kriegsart ſchuf, der vollkommen Herr ſeiner Handlungen war, der Land und Leute kannte wie ſich ſelber, der wie Wenige die Gabe beſaß, ſeine Soldaten zu begeiſtern und an ſich zu feſſeln. Der erſte Aufruf, womit er ſein Heer begrüßte, ließ die ganze Virtuoſität des Mannes ahnen; in wenig Sätzen von antiker Kraft und Einfachheit war darin zugleich dem Selbſtgefühle des Soldaten geſchmeichelt, die Zuverſicht des Sieges in ihm geweckt und die blühenden Ebenen Italiens ihm als das Siegesfeld gezeigt, wo ſtatt Noth und Entbehrung nur Genuß und Ruhm ſeiner warte. Ein Feldherr ſolcher Art, der die Politik zu handhaben wußte, wie die Kriegskunſt, befand ſich hier ganz auf ſeinem rechten Boden. Italien hatte in ſeiner politiſchen Geſtaltung manche Aehnlichkeit mit Deutſchland; es hatte, außer dem Mangel einer nationalen und einheitlichen Action, beſonders die Kleinſtaaterei mit uns gemein. Jenſeits wie dieſſeits der Alpen war es nicht allzuſchwer, die einzelnen Regierungen zu überraſchen, von der gemeinſamen Sache zu trennen und durch Sonderbündniſſe an die Politik Frankreichs zu knüpfen. Es iſt denn auch in dieſem Feldzuge an beiden Stellen, dieſe Politik mit wahrer Virtuoſität gehandhabt worden: Oeſterreich völlig zu iſoliren, dort Sardinien, Neapel, Parma, Modena, hier Preußen, Baiern, Württemberg, Baden in den Dienſt der franzöſiſchen Politik zu verflechten.

Die Oeſterreicher eröffneten in Italien den Feldzug (10. April); beſorgt um Genua, warfen ſie ſich auf den rechten Flügel der Franzoſen, ehe dieſe den Angriff erwarteten, bevor die öſterreichiſchen Streitkräfte ſelbſt vollſtändig beiſammen waren. Der erſte Stoß, von Beaulieu auf Voltri gerichtet, hatte einen kleinen Erfolg; inzwiſchen war eine andere öſterreichiſche Abtheilung unter Argenteau gegen Montenotte vorgegangen. Zwei Bataillone Franzoſen, die unter Oberſt Rampon ſich in die verlaſſenen Schanzen auf dem Monte Legino zurückgezogen, leiſteten dort den hartnäckigſten Widerſtand und wieſen den Angriff der Kaiſerlichen zurück. Dieſen Moment benutzte Bonaparte, um am nächſten Tage mit überlegener Macht die öſterreichiſche Colonne anzugreifen und zu zerſtreuen. Eine Strecke weſtwärts, bei Milleſimo, ſtand eine gemiſchte Abtheilung unter Provera; gegen ihn wandte ſich nun Bona-

parte (13. April) und zwang ihn, sich in das Bergschloß Cossaria zurückzuziehen. Während Augereau diesen Posten einschließt und zur Uebergabe zwingt, wirft sich dann Bonaparte rasch gegen die Verschanzungen von Dego (14. April) und schlägt den dortigen Posten vollständig. Ein Corps von 3000 Oesterreichern unter Wukassowitsch, das durch Misverständniß erst jetzt eintraf, erschien dann am 15. von Neuem bei Dego, überraschte die Franzosen und drang anfangs gegen sie mit siegreicher Kühnheit vor. Ihre Schanzen wurden erstürmt, ihre Geschütze genommen. Aber als Bonaparte mit überlegener Macht zu Hülfe eilte, erlag die kleine Colonne nach tapferem Kampfe der Uebermacht. So war in einer Reihe einzelner Gefechte die österreichisch-piemontesische Macht überall zersplittert und in geringerer Zahl aufgetreten; überall hatte Bonaparte mit überlegenen Massen den Kampf entschieden. Die Oesterreicher hatten sich an allen Stellen mit großer Bravour geschlagen; aber das Resultat dieser Gefechte kam dem Verluste einer großen Schlacht gleich.

Nach diesen ersten Erfolgen wandte sich der französische General rasch gegen die sardinische Armee, die unter Colli bei Ceva stand. Es ward an drei Tagen (19. 20. 22. April) bei Ceva, Cursaglia, Mondovi gefochten und allenthalben Colli zurückgedrängt. Schon am 23. kam aus dem piemontesischen Lager das Anerbieten eines Waffenstillstandes. Der Turiner Hof, erschreckt durch die letzten Schläge, voll Sorge vor einer demokratischen Erhebung und der Stimmung des Heeres nicht sicher, beeilte sich durch den Abfall von der Coalition seine Existenz zu retten, die freilich fortan der französischen Politik auf Gnade und Ungnade überantwortet war. Zu Chierasco ward am 28. April der Waffenstillstand geschlossen, der Sardinien von der Coalition trennte, einen Theil des Gebietes den Franzosen einräumte und ihnen die wichtigsten Festungen zum Pfande gab. Der Vertrag ward auch für die anderen italienischen Regierungen entscheidend; das „Rette wer sich kann" war nun die Losung ihrer Politik.

Beaulieu war nach dieser Wendung außer Stande, den oberitalienischen Westen zu behaupten; schon die Zahl der Truppen gab Bonaparte jetzt ein entschiedenes Uebergewicht, noch mehr die Stimmung und Führung. In feurigen Proclamationen wurde das Heer zu weitern Siegen begeistert, die Regierungen durch die Furcht vor einer Erhebung der Völker erschreckt, die Völker selbst durch den verführerischen Klang der neuen Freiheit aufgeregt. Beaulieu vermochte das Vordringen des Feindes über den Po nicht zu hindern; auch der Adda-Uebergang ward nach der Erstürmung der Brücke bei Lodi (10. Mai) erzwungen und vier Tage später zog Bonaparte in der lombardischen Hauptstadt ein. Wie beeilten sich nun die italienischen Fürsten, um hohen Preis von dem revolutionären Krieger ihre Existenz zu erkaufen! Schon am 9. hatte Parma durch 2 Mill. Livres, durch 1700 ausgerüstete Pferde, große Vorräthe an Lebensmitteln und 20 Gemälde seine Neutralität erlangt; am

15. machte Sardinien zu Paris seinen Frieden mit der Republik, trat Savoyen, Nizza u. s. w. ab, überließ seine Festungen den Franzosen und versprach als Vorboten engeren Einverständnisses einen Handelsvertrag mit der Republik zu schließen. Auch Modena erkaufte um achthalb Millionen Livres baar Geld, dritthalb Millionen an Vorräthen und zwanzig Gemälde seine schwankende Existenz von dem revolutionären Feinde. Bis nach Rom und Neapel zitterte die Angst vor der Revolution, die eben dadurch nur beschleunigt ward, daß die alten Gewalten ihre Ohnmacht an den Tag legten. Fähige und muthvolle Regierungen hätten auch hier, wie in Deutschland, dem Feinde verderblich werden können; aber diese kleinen Despoten überkam jetzt die Gewissensangst für die vergangenen Thaten, sie waren nun so muthlos, wie sie vordem gewaltthätig gewesen. Zwar waren in Italien, zumal in den mittleren und höheren Klassen, stärkere Sympathien mit der Revolution als in Deutschland und der Sirenengesang der neuen Freiheit riß anfangs Viele mit sich fort. Allein die Enttäuschung folgte bald; dem republikanischen Gaukelspiele', das den leichtgläubigen Kindern und Thoren aufgeführt ward, gingen schamlose Erpressungen, Plünderungen und Gewaltthaten jeder Art zur Seite. Dem ersten Taumel folgten bald verspätete Volkserhebungen, deren blutige Ueberwältigung für's Erste die Sicherheit der neuen Eroberung verbürgte. In den letzten Tagen des Mai ward auch der Mincio von den Franzosen überschritten; die Oesterreicher waren auf Mantua beschränkt und es blieb nur noch diese Festung zu nehmen, dann war die Eroberung Oberitaliens vollendet. Auch das mittlere und südliche Italien beeilte sich nun, mit der siegreichen Macht Frieden zu schließen; der Papst und Neapel erkauften um theuren Preis unsichere Waffenstillstände mit der Republik.

So hatte Bonaparte's Kunst, mit einer vielgewandten politischen Taktik seine militärischen Bewegungen zu unterstützen, allenthalben siegreich das Feld behauptet. Wo die naive Bewunderung jener Tage nur die Größe des Helden sah, können wir jetzt überall zugleich die Anfänge und das Werden des künftigen Bonapartismus erkennen. In hundert einzelnen Zügen kündigte sich diese neue Macht an, deren Druck ein Jahrzehnt später auf den Nationen Europa's lastete. Die Verbindung despotischer und revolutionärer Eigenschaften, der imperatorische Stil seiner Bülletins, der Ton, den er gegen die besiegten Gewalten anschlägt, die Ernährung des Krieges durch den Krieg, die Requisitionen und Plünderungen, Alles zeigt die Keime einer Gewalt, wie sie das Bonaparte'sche Kaiserreich nachher vollendet darstellt. Und welche Meisterschaft, sich Alles dienstbar zu machen, Alles in den Zauberkreis seines Interesses hereinzubannen! Seine Umgebungen berauscht und bezaubert er, so daß sie ihm schon mit dem Vorgefühl einer „unbegrenzten Zukunft" dienen,*) der geldarmen Regierung Frankreichs wirft er die Spolien Italiens zu, der

*) Aeußerung Marmonts in den Mémoires I. 186. 187.

Nation ſchmeichelt er mit Trophäen, Bildern und Statuen, die Fürſten Italiens hält er durch die Furcht vor der Revolution gefeſſelt, die Völker knüpft er durch die Hoffnung auf eine Umgeſtaltung an ſich.

Zur Zeit, wo ſich bei Mantua der letzte Entſcheidungskampf um Oberitalien vorbereitete, hatte auch in Deutſchland der Feldzug begonnen. Die Laſt des Kampfes lag hier auf Oeſterreich; die meiſten übrigen Reichsſtände zögerten, ſelbſt ihre beſcheidenen Beiträge zu zahlen; ward es doch als beſondere Merkwürdigkeit in den Blättern der Zeit verzeichnet, daß Holſtein und Württemberg ihre Römermonate bezahlten, Kurſachſen ſein Contingent mobil machte, die Reichsſtädte Frankfurt und Ulm dem kaiſerlichen Hofe mit Anleihen zu Hülfe kamen.*) Das linke Rheinufer ward indeſſen von den Franzoſen ausgeſogen und gebrandſchatzt; im Norden dachte man, nachdem die alte von keiner Seite reſpectirt worden, an eine neue Demarcationslinie. Das locale Intereſſe der niederdeutſchen Stände traf zuſammen mit den Intentionen der Haugwitz'ſchen Politik, in ein noch engeres Verhältniß zu Frankreich zu treten und die norddeutſchen Staaten unter preußiſcher Aegide von einer Betheiligung an dem Kampfe im Süden und Weſten abzuhalten. In Wien waren die Unfälle in der Lombardei nicht ohne Eindruck geblieben, zumal da ſich nun lauter als vorher die Klage hören ließ über die Entfernung Clerfayts und über den Einfluß der militäriſchen Hofcoterie. Es tauchte ſogar nach dem Abfall Sardiniens und dem Rückzuge Beaulieu's einen Augenblick der Gedanke auf, den Frieden zu ſuchen, aber Thugut fand es für diesmal noch gerathener, dem Bündniß mit Rußland und England treu zu bleiben. Um dem Unwillen über die kriegeriſche Leitung eine ſcheinbare Conceſſion zu machen, traten die Grafen Wallis und Ferraris aus dem Hofkriegsrathe aus (Mai)**); im Uebrigen blieb es beim Alten. Die militäriſche Camarilla beherrſchte nur noch unumſchränkter die Dinge und gerade einer ihrer Lieblinge, Wurmſer, ward jetzt als Beaulieu's Nachfolger nach Italien geſchickt.

Zum Theil dieſelbe Rückſicht auf den öffentlichen Unmuth über Clerfayts Abſchied hatte auf die Ernennung des deutſchen Oberfeldherrn am Niederrhein eingewirkt: man hatte den Erzherzog Karl dazu ernannt und hoffte mit Grund, durch ihn bald den populären Namen des Siegers von 1795 vergeſſen zu machen. Der Erzherzog war das einzige jüngere Talent, das in den letzten Feldzügen mit Auszeichnung hervorgetreten war: ein Führer von ausgezeichneter Schule, von ſtrengſter wiſſenſchaftlicher Methode und Meiſter in der ſichern Ausführung ſchwieriger Combinationen. Man hat an ihm ge-

*) Polit. Journ. I. 413 ff.

**) Polit. Journ. I. 547.

tadelt, daß ihm die wahre feurige Kriegsluſt fehlte und er den Krieg mehr wie ein Schachſpiel, die Schlacht wie die Löſung eines ſchwierigen und intereſſanten Problems betrachtet habe; und allerdings ſcheint ihm nur das rechte Maß von Energie und Leidenſchaft gefehlt zu haben, um im Innern der widerſtrebenden Elemente beſſer Meiſter zu werden und auf dem Schlachtfelde der vollkommenſte Feldherr zu ſein.

Es ſtanden ſich im Frühjahr 1796 am Rhein die beiden Armeen unthätig gegenüber; der Waffenſtillſtand war noch nicht abgelaufen. Der Maasſambre-Armee unter Jourdan, die etwa 76,000 Mann ſtark war, ſtand die niederrheiniſche unter dem Erzherzog gegenüber, die mit Einſchluß der Garniſonen von Mainz und Ehrenbreitſtein ungefähr 91,000 Mann zählte; die Rhein-Moſel-Armee Moreau's, 77,000 Mann ſtark, war durch Wurmſers oberrheiniſches Heer von einigen 80,000 Mann im Schach gehalten. Beſtand auf deutſcher Seite ein kleines Uebergewicht der Zahl, ſo war die Stellung der Franzoſen ungleich günſtiger als die der Oeſterreicher. Rechts an die neutrale Schweiz gelehnt, links durch Holland und die Maasfeſtungen gedeckt, im Rücken die Vogeſen, von Hüningen, Straßburg und Landau an bis Thionville, Metz, Saarlouis und Luxemburg im Beſitz der ſtärkſten Feſtungen, bei Düſſeldorf auch Herren des rechten Rheinufers, boten die Franzoſen kaum eine Seite, die zum Angriff günſtig war. Ihre Gegner hatten weder am Oberrhein noch in Schwaben ähnliche Haltpunkte, ihr rechter Flügel war ziemlich entblößt. Der Erzherzog Karl iſt daher, im Gegenſatz zu den Wiener Rathgebern, der entſchiedenen Meinung geweſen,*) die Oeſterreicher ſeien zu einer Angriffsoperation zu ſchwach und nur eben zu einer tüchtigen Defenſive ſtark genug geweſen. Noch ehe es zur Eröffnung des Feldzuges kam, machte ſich ſchon die Rückwirkung der Ereigniſſe in Oberitalien fühlbar. Sardinien war abgefallen, die Lombardei beſetzt, ſchon rüſtete ſich Bonaparte, den Mincio zu überſchreiten und Mantua, den letzten Haltpunkt der öſterreichiſchen Herrſchaft in Oberitalien, zu belagern. Da traf denn (Ende Mai) am Oberrhein der Befehl ein, Wurmſer ſolle ſchleunigſt einen Theil ſeiner Armee durch Tirol gegen Mantua ſenden. Sofort brachen 25,000 Mann aus der Gegend von Mannheim nach dem Mincio auf. Wurmſer ſelbſt folgte dem Corps bald nach, um das Commando in Oberitalien zu übernehmen; Latour ward ſein Nachfolger. Latour war kein bedeutendes Talent, aber er ordnete ſich den Befehlen des Erzherzogs willig unter. Dieſer Umſtand, der die Einheit im Commando erzeugte, war, nach des Erzherzogs Anſicht, das Glück Oeſterreichs und rettete, trotz der unzweckmäßigen Baſis, auf welche die Operationen gegründet wurden, und aller daraus erfolgten fehlerhaften Einleitungen, die Ehre ſeiner Waffen im Feldzuge von 1796.

Der Abmarſch Wurmſers traf mit dem Augenblicke zuſammen, wo der

*) S. (Erzh. Karl's) Grundſätze der Strategie. II. 12 ff.

Waffenſtillſtand in Deutſchland abgelaufen war. Am 1. Juni begann der Feldzug; die erſten Gefechte fanden in der Pfalz am linken Rheinufer ſtatt; die Stellung der Oeſterreicher, die ſie gemäß dem Waffenſtillſtande eingenommen, war dort nicht zu behaupten; ſie wurden auf Mannheim zurückgedrängt. Während der Feind ſie hier beſchäftigte, ſchickte ſich zugleich die Maasſambre-Armee an, am Niederrhein den Fluß zu überſchreiten und über die Sieg und Lahn vorzudringen. Das öſterreichiſche Corps, das an der Sieg ſtand, verſäumte den rechten Augenblick, in welchem der Angriff der Gegner leicht wäre abzuwehren geweſen; den Franzoſen gelang es unter Kleber, gleich beim erſten Angriff (1. Juni) die vorgeſchobenen Poſten der Kaiſerlichen gegen Altenkirchen zurückzudrängen. Indeſſen nun dieſe in den nächſten Tagen unter lebhaften Gefechten gegen die Lahn geſchoben wurden, ging Jourdan mit dem größeren Theile der Maasſambre-Armee bei Neuwied über den Strom und drängte die Kaiſerlichen über die Lahn zurück. Am 12. Juni ſtanden ungefähr 50,000 Franzoſen auf dem rechten Ufer der Lahn, von Lahnſtein bis über Weilburg hin ausgedehnt. Ein raſcher Angriff hätte wahrſcheinlich die Oeſterreicher in der Stärke und Stellung, worin ſie waren, ebenſo genöthigt, weiter zurückzugehen, wie ſie das Terrain zwiſchen Sieg und Lahn hatten räumen müſſen. Daß Jourdan jetzt zögerte mit dem Angriff, war um ſo folgenreicher, als der Erzherzog ſchon ſeit dem erſten Rückgange von der Sieg den Bewegungen am rechten Ufer des Niederrheins aufmerkſam gefolgt war und alle Vorbereitungen traf, dem weiteren Vordringen des Feindes ein Ziel zu ſetzen. Er war mit 32 Bataillonen und 61 Escadrons (Oeſterreicher und Sachſen) vom Taunus her im Anzug, um die Lahn unterhalb Wetzlar, wo der Uebergang wenig Hinderniſſe bot, zu überſchreiten, den Feind durch einen Angriff auf ſeinen linken Flügel in die Flanke zu nehmen und von der Lahn zurückzuwerfen. Am 13. und 14. Juni, während Jourdan ſich zum Kampfe vorbereitete, trafen die Truppen des Erzherzogs ſchon zwiſchen Butzbach und Wetzlar ein. Am 15. Juni, früher als es urſprünglich in ſeinem Plane gelegen, erfolgte der Uebergang über die Lahn zwiſchen Wetzlar und Leun; die erſten Colonnen geriethen mit dem linken Flügel der Franzoſen unter Lefevre in einen lebhaften Kampf, deſſen Folge ein übereiltes Weichen der Letzteren war. Es war am Nachmittag, als der Erzherzog dies bemerkte; raſch bildete er ſeine Angriffscolonne, um eine Anhöhe, die der Schlüſſel der feindlichen Stellung war, zu erſtürmen, und ließ zugleich in der Ebene ſeine Streitkräfte entwickeln. Der Kampf, an dem ſich Oeſterreicher und Sachſen gleich rühmlich betheiligten, dauerte bis in die Nacht und endigte auf allen Seiten mit dem Siege der deutſchen Waffen. Nun ſtand der Erzherzog in Jourdans linker Flanke; der franzöſiſche Feldherr entſchloß ſich daher zum Rückzuge. In derſelben Weiſe, wie ſie gekommen waren, gingen die Franzoſen an den Niederrhein zurück; Jourdan überſchritt wieder bei Neuwied den Strom, Kleber ging nach der Sieg, von Kray eifrig verfolgt. Am 19. Juni lieferten ſich

beide bei Kircheip (in der Nähe von Altenkirchen) noch ein Gefecht; beide Theile fochten dort mit wetteifernder Tapferkeit und es kam zu einem der hartnäckigſten Handgemenge mit dem Bajonnet, aber die Franzoſen waren doch genöthigt, in ihre früheren Stellungen zurückzugehen. Kray ging nach Siegburg vor (21. Juni); ſeine leichten ſchwärmenden Truppen folgten dem Feinde bis an die Wipper.

Indem Jourdan es vermied, ſeine Armee durch eine Schlacht an der Lahn auf's Spiel zu ſetzen, und lieber mit einigem Verluſte wieder zurückging, hatte er doch den einen Zweck erreicht: den Erzherzog zu beſchäftigen und von dem abzulenken, was ſich am Oberrhein vorbereitete. Denn während die Kaiſerlichen ſich an der Lahn glücklich ſchlugen und dem Feinde bis an die Sieg folgten, gelang den Franzoſen bei Straßburg der Uebergang auf's rechte Rheinufer.

Dem Erzherzog war dieſe Gefahr nicht entgangen; er hatte ſchon am 21. einen Theil der Truppen von der Lahn zurückgeſchickt an den Neckar und zugleich Latour die Weiſung gegeben, die Gegend bei Kehl nicht zu vernachläſſigen, bei Offenburg ein Reſervecorps zu concentriren und bei Mannheim nur ſo viel Truppen zu verwenden, als die dortigen Befeſtigungen bedürften. Dieſe Weiſung, welche den ganzen Plan der Franzoſen vereiteln konnte, traf zu ſpät ein; Wurmſers fehlerhafte Aufſtellung erleichterte dann dem Feinde ſeinen Uebergang.*)

Am Oberrhein ſtanden auf dem rechten Ufer von Philippsburg bis zur Schweizergränze im Ganzen 32,000 Mann, in weitläufige Cordonsſtellungen zerſplittert; die Strecke zwiſchen der Rench und Schutter, Straßburg gegenüber, war nur von 7230 Mann ſchwäbiſcher Kreistruppen bewacht und dieſe zudem meiſt ſchwadronen- und compagnienweiſe in die Dörfer vertheilt; nur in Kehl ſtanden zwei Bataillone und bei Wilſtett 6 Bataillone und 4 Schwadronen vereinigt. Dieſer mangelhaften Beſetzung gegenüber hatte Moreau in der Stille einen anſehnlichen Theil ſeiner Truppen vereinigt, durch Scheinangriffe in der Nähe von Mannheim (20. Juni) die Aufmerkſamkeit der Kaiſerlichen dorthin gelenkt und im größten Geheimniß alle Anſtalten getroffen, um bei Straßburg den Fluß zu überſchreiten. Es ſtanden dort über 27,000 Mann bereit, in der Nacht vom 23—24. Juni den Uebergang zu gewinnen. Im Angeſicht und unter dem Schutze der Feſtung wurden in der Nacht mehrere tauſend Mann auf Schiffen übergeſetzt und landeten am frühen Morgen auf den Rheininſeln bei Kehl, indeſſen zugleich an zwei andern Stellen der Uebergang verſucht war. Die Ueberraſchung der ſchwäbiſchen Kreistruppen gelang vollkommen; in wilder Flucht gingen ſie zurück und brachen nicht einmal die Brücken ab, welche die Inſeln mit dem Ufer verbanden. Eilig ſetzten die Franzoſen immer neue Abtheilungen über; wie

*) Grundſätze der Strategie II. 105. 106.

ſechs öſterreichiſche Bataillone aus dem Wilſtetter Lager herankamen, fanden ſie ſich ſchon einem überlegenen Feinde gegenüber. Die Schanzen am deutſchen Ufer wurden erſtürmt, Kehl genommen, gegen Mittag ſtanden die Franzoſen bereits über der Kinzig und auf der Straße nach Offenburg. Ungeſtört konnte nun eine Brücke über den Rhein geſchlagen und am andern Tage ein großer Theil der franzöſiſchen Armee auf's rechte Ufer geſchafft werden. Die Bewegungen der Kaiſerlichen waren vereinzelt und ohne Zuſammenhang; ſie kamen zu keinem rechten Entſchluſſe, nicht einmal dem, ſich bei Offenburg oder bei Bühl vereinigt aufzuſtellen. Latour machte zwar Miene, von Mannheim herauf zu dringen, aber die zehntauſend Mann im Breisgau blieben unthätig, und was am Oberrhein im Ganzen zuſammenzubringen war, reichte, zumal bei der Zerſplitterung der Poſitionen, nicht hin, den funfzigtauſend Franzoſen, die jetzt ſchon um Kehl vereinigt waren, die Spitze zu bieten. Die Straße ins Kinzigthal ward von ihnen beſetzt, ein Corps Oeſterreicher auf den Höhen zwiſchen Oberkirch und Renchen geworfen (28. Juni) und der Eingang ins Renchthal gewonnen, die Kniebisſchanzen und Freudenſtadt von dem württembergiſchen Contingent ohne Schwertſtreich verlaſſen. Ein paniſcher Schrecken ergriff bereits die Kleinſtaaterei im deutſchen Süden und Weſten; es bereiteen ſich ähnliche Abfälle vor, wie ſie bei Bonaparte's Vordringen in Italien vorgekommen waren. Hätte Moreau die verwegene Raſchheit Bonaparte's gehabt, ſchon jetzt wäre die Deſertion an den meiſten Stellen erfolgt, die wenige Wochen ſpäter den deutſchen Südweſten dem Reichsfeinde preisgab.

Die wichtigſten Uebergänge des Schwarzwaldes waren in den Händen der Franzoſen, die Oeſterreicher ungefähr auf die Murg beſchränkt. Jetzt näherte ſich in drängender Eile der Erzherzog. Er hatte ſein Hauptquartier im Weſterwald, als er am 26. Juni Moreau's Rheinübergang erfuhr. Raſch überſchaute er die franzöſiſchen Erfolge in ihren weiteren Wirkungen; daß Jourdan nun von Neuem wieder vordringen und der ganze Stoß der vereinigten Heere ſich dann gegen die öſterreichiſchen Erblande richten werde, hielt er für zweifellos. Die kaiſerliche Armee ſchien aber nach Abſendung des Wurmſer'ſchen Corps zu ſchwach, um es mit den beiden feindlichen Heeren zugleich aufzunehmen; ihre Aufgabe war, ſich mit aller Schnelle und Ueberlegenheit getrennt auf die eine und die andere Armee zu werfen. Der Erzherzog hat es ſpäter ſelbſt bedauert, daß er nicht eben nur das Allernothwendigſte an Truppen am Niederrhein zurückließ und mit Allem, was ihm zu Gebote ſtand, nach dem Oberrhein und Neckar aufbrach. Doch ſetzte er ſich auf die erſte Kunde von den Ereigniſſen bei Kehl mit 15 Bataillonen und 20 Escadrons raſch in Bewegung und erreichte in Eilmärſchen das Oberrheinthal. In dem Augenblick, wo ſeine Vorhut ſich der Murg näherte, hatten die Oeſterreicher (5. Juli) um Gerusbach und Kuppenheim tapfer geſtritten aber, weichen müſſen; ſie ſtanden nun hinter der Murg. Der Erz-

herzog ließ Pforzheim und die Posten im Gebirge besetzen, um zugleich hier und in der Rheinebene den Feind anzugreifen. Am 9. Juli ward auf beiden Seiten hitzig gefochten; in der Ebene stritt man sich hartnäckig um Malsch, das zweimal gewonnen und wieder verloren ward, bis sich die Oesterreicher zum dritten Male darin behaupteten. Die Franzosen gingen gen Rastatt zurück. Aber im Gebirge war es ihnen gelungen, bei Loffenau und Herrenalb die Oberhand zu gewinnen; der Erfolg des Erzherzogs in der Ebene verlor dadurch seine Bedeutung. Er entschloß sich zum Rückzuge auf Pforzheim, um dem Feinde wenigstens am obern Neckar zuvorzukommen. Dessen Ueberlegenheit war freilich jetzt entschieden; die Festungen am Rhein, die er im Rücken ließ, hielten ihn nicht auf, der Weg nach Schwaben lag Moreau offen, indessen Jourdan, nachdem der Erzherzog sich entfernt, sich von Neuem in Bewegung setzte (Ende Juni) und, diesmal mit geringeren Hindernissen als zuvor, gegen den Main und nach Franken hin vordrang. Die Oesterreicher, die an der Sieg und Lahn gestanden, waren unter Wartensiebens Führung zurückgegangen.

In dieser Lage bildete sich der Erzherzog den Kriegsplan: dem Feinde das Vorrücken Schritt für Schritt streitig zu machen, ohne sich doch zu einer Schlacht zwingen zu lassen, dagegen Alles darauf anzulegen, daß es ihm gelang, seine in zwei Armeen getrennten Streitkräfte zu vereinigen und sich mit ihnen auf eines der beiden feindlichen Heere zu werfen.*) Es war darum von der höchsten Wichtigkeit, einmal Moreau so zu beschäftigen, daß er nicht in gleicher Höhe mit Jourdan vorrücken und sich mit ihm verbinden könne, dann selber die eigene Verbindung mit Wartensleben so zu sichern, daß die beiden kaiserlichen Feldherren auf ihrem Rückzuge ungehindert sich vereinigen konnten. Ein Glück für Deutschland, daß diesmal der Oberbefehl in einer Hand lag, während die Bewegungen der Gegner von zwei selbständigen Führern geleitet wurden.

Das Vordringen der Feinde nach Schwaben war vorerst freilich nicht mehr aufzuhalten. Während sich der Erzherzog von Pforzheim nach dem oberen Neckar zurückzog und die Flußübergänge bei Canstatt und Eßlingen besetzte, waren in den Schwarzwaldthälern an der Kinzig, der Elz, der Gutach die letzten noch zurückgebliebenen Abtheilungen deutscher Truppen von den Franzosen zurückgedrängt (14. 15. Juli) und die Uebergänge nach Schwaben vollends frei gemacht worden. Besonders rasch operirten indessen die Franzosen nicht; sie ließen den zurückziehenden österreichischen Heeren volle Zeit, sich in guten Positionen aufzustellen, von wo sie die Magazine retten, die Festungen verproviantiren und dem vordringenden Feinde jeden Fußbreit Landes theuer verkaufen konnten. So ward (21. 22. Juli) am Neckar bei Canstatt und Eßlingen gefochten und die französischen Angriffe mit beträcht-

*) S. Grundsätze der Strategie II. 202.

lichem Verluste abgeschlagen; die Oesterreicher setzten ihren Rückzug unverfolgt durch das Rems- und Filsthal fort. Nur langsam folgten ihnen die Franzosen nach; es blieb dem Erzherzog unbenommen, zwischen Göppingen und Heidenheim alle Maßregeln zum Schutz der Magazine bei Ulm und Günzburg zu treffen (26. 27. Juli) und dann unangefochten in den ersten Tagen des August gegen Neresheim zu ziehen, wo er den Feind erwarten wollte.

So bereitete der deutsche Feldherr Alles vor, um Moreau und Jourdan auseinanderzuhalten und sich seine Verbindung mit Wartensleben zu sichern. Die kaltblütige Ruhe und Besonnenheit, womit er diese Bewegungen leitete, hat nachher Deutschland von der französischen Invasion befreit und dem Feinde in wenig Tagen die ganze Frucht der früheren Erfolge aus den Händen gewunden.

Aber der Zerrüttung der deutschen Reichsorganisation, der Ohnmacht und Furcht der Kleinstaaterei vermochte der Erzherzog nicht zu steuern; während er die zukünftigen Erfolge vorbereitete, griff wie eine Epidemie ringsum Abfall und Desertion um sich. Die schwäbischen Kreistruppen, die hauptsächlich den raschen Erfolg Moreau's beim Rheinübergange verschuldet, entwichen mit einem Male (21. Juli) dem österreichischen Corps, dem sie beigegeben waren, und ihr General gab die Erklärung: da der schwäbische Kreis in Unterhandlung mit den Franzosen getreten sei, könne das Contingent keinen Antheil mehr an den Operationen nehmen. Schon vorher hatte der Herzog von Württemberg beim ersten Vordringen der Franzosen seine Truppen von Kniebis ohne Schwertstreich zurückgehen lassen. Auch das sächsische Contingent, dessen Führer, General Lindt, schon lange des Krieges müde war und dessen Schuld es zum Theil gewesen, daß der Erfolg des Kampfes bei Malsch verloren ging, folgte jetzt der um sich greifenden Desertion. Wie der Erzherzog vom Neckar weiter zog, weigerte sich Lindt, an den Operationen länger Theil zu nehmen; aller Vorstellungen des Oberfeldherrn ungeachtet ließ er sich nicht einmal bewegen, sich an Wartensleben in Franken anzuschließen, sondern zog unaufhaltsam über Nürnberg nach der sächsischen Gränze zurück.

Es war richtig, was der Führer der Kreistruppen als Grund der Desertion angab: der schwäbische Kreis stand schon mit Moreau in Unterhandlung. Die Franzosen lehrten jetzt die Deutschen, wie viel man diesen kleinen Gebieten zumuthen konnte; dieselben, die sich zum größten Theil oft und lange gesträubt, ihr Contingent und ihre Römermonate zu stellen, gaben jetzt dem Reichsfeinde das Zehn- und Zwanzigfache von dem, was sie dem Reiche zu ihrem eigenen Schutze verweigert hatten.

In der Bevölkerung regten sich wohl Gedanken des Widerstandes und es wäre vielleicht nicht schwer gewesen, die Schwarzwälder und Oberschwaben zu einem Volkskriege zu begeistern, aber die Regierungen hielten es für ge-

rathener, dem Feinde mit großen Opfern einen zweifelhaften Schutz abzukaufen. Als die Franzoſen am Oberrhein erſchienen, waren die ſchwäbiſchen Kreisſtände in vertraulicher Beſprechung zu Ulm beiſammen, um über die Lage zu berathen. Schon war die Furcht allgemein; unbedeutende Vorgänge, unter andern eine Prügelei zwiſchen Condé'ſchen Soldaten und den Bauern in Schelklingen, verbreiteten längs der Donau einen paniſchen Schrecken. Wohl ſuchten einzelne Stände für eine Organiſation des Landſturmes zu wirken, aber gerade von den angeſeheneren mahnten Mehrere dringend davon ab. „Die Franzoſen ſchienen ſehr milde Geſinnungen gegen den ſchwäbiſchen Kreis zu hegen; man ſolle den ſchlafenden Löwen nicht wecken und durch einen unglückſeligen Landſturm raſend machen," war z. B. der Rath, den der Vertreter eines der angeſehenſten Kreisſtände gab. Aber auch hochgeſtellte Officiere mahnten dringend ab. Auffenberg ſchilderte in den grellſten Farben die ſchlimmen Folgen, die eine Volkserhebung nach ſich ziehen müßte; raſche Unterwerfung und Waffenſtillſtand war ſein Rath. „Man nenne mich Jakobiner, Illuminat, Freimaurer oder Demokrat, es iſt meine Pflicht, das offen zu ſagen." So verſtummten denn, als am 18. Juli zu Augsburg ein förmlicher Kreisconvent gehalten ward, die Neigungen zum Widerſtand; man entſchied ſich für eine Unterhandlung.*)

Der Herzog von Württemberg hatte ſchon einen Tag vor Moreau's Rheinübergang ein Schreiben an den Kaiſer gerichtet (23. Juni)**), worin er offen erklärte, im Fall die Gefahr näher käme, werde ihm nichts übrig bleiben: „als zur Rettung von Land und Leuten ein Abkommen mit den Franzoſen zu treffen, um ſein ſo ſehr gedrücktes Land nicht den gränzenloſen Verheerungen eines ſchonungsloſen Feindes preisgeben zu müſſen." Es folgten die bekannten Ereigniſſe; eiligſt ward nun ins franzöſiſche Lager geſchickt und am 17. Juli im Hauptquartier zu Baden ein Waffenſtillſtand für den Herzog und die Reichsſtädte Eßlingen und Reutlingen geſchloſſen, der das württembergiſche Contingent vom Kriegsſchauplatze abrief, das Herzogthum den Franzoſen öffnete und gegen den zugeſagten Schutz von Perſonen und Eigenthum dem Lande eine Contribution von vier Millionen Livres auferlegte. Der Vertrag ſollte zugleich die Brücke werden zu einem Separatfrieden; der württembergiſche Miniſter von Wöllwarth, der ihn abgeſchloſſen, begab ſich nach Paris, um darüber zu unterhandeln. Wie ſpäter die Gefahr vorüber war, wurde die Verantwortlichkeit auf ihn gewälzt. Nun beeilte ſich auch Baden, mit dem nach Stuttgart vorgerückten Feinde einen Vertrag zu ſchließen (25. Juli) und die „Sicherheit von Perſonen und Eigenthum" mit einer Contribution von zwei Millionen Livres, der Lieferung von tauſend

*) Nach der handſchriftlichen Correſpondenz des Kreistages und der ſchwäbiſchen Stände.

**) Häberlin's Staatsarchiv II. 205 ff.

Pferden, 500 Ochſen, 25,000 Centnern Getreide, 12,000 Säcken Hafer, 5000 Centnern Heu und 25,000 Paar Schuhen zu erkaufen. An dem nämlichen Tage ſchloſſen die übrigen Stände des ſchwäbiſchen Kreiſes ein ähnliches Abkommen. Die franzöſiſche Armee erhielt freien Durchzug und ward ohne Entſchädigung einquartirt; für den verheißenen Schutz zahlte der Kreis zwölf Millionen Livres und lieferte achttauſend Pferde, fünftauſend Stück Ochſen, 150,000 Centner Brodfrüchte, 100,000 Säcke Hafer, 150,000 Centner Heu und 100,000 Paar Schuhe. Außerdem ward den Stiftern zu Kempten, Buchau, Lindau und der geſammten Prälatenbank noch eine Contribution von ſieben Millionen Livres auferlegt.

Dies Alles geſchah für einen verſprochenen „Schutz von Perſonen und Eigenthum", bei dem doch, wie die Erfahrung bald bewies, Beides der brutalſten Gewalt preisgegeben war. Es war nach dieſen Vorgängen nicht zu verwundern, wenn der Erzherzog den Kreis als feindliches Gebiet behandelte, das Contingent entwaffnen, das Zeughaus zu Ulm ausleeren ließ und die Beſchwerden der Stände mit der Erklärung beantwortete: er könne ſolche Anſinnen nur von einer Kreisverſammlung erwarten, die, uneingedenk ihrer gegen Kaiſer und Reich tragenden Pflichten, Stände und Länder, die noch nicht in der Gewalt des Feindes ſeien, ihm zinsbar mache und damit vor dem Vaterlande ein ewig ſchimpfliches Denkmal ihrer voreiligen Zaghaftigkeit hinterlaſſen habe. Freilich ward dadurch der Riß im Reiche nur erweitert. Es beſtand eine alte Spannung zwiſchen dem kaiſerlichen Heere und dem ſchwäbiſchen „Kragen", wie man die lächerliche Armada des Kreiſes nannte; die Oeſterreicher verbargen ihre Verachtung gegen dieſe abſurde und buntſcheckige Ausrüſtung zu keiner Zeit, die Kreistruppen ihrerſeits ſprachen, während ſie unter einer Fahne mit einander fochten, ihre Schadenfreude laut aus, wenn die „Koſtbeutel" eine Schlappe erlitten. Drum machte es jetzt beſonders böſes Blut, als der Feldmarſchalllieutenant Fröhlich, auf Befehl des Erzherzogs, die ſechs Bataillone Kreistruppen, die noch übrig waren, bei Biberach einſchloß, die Mündungen der Kanonen auf ſie richtete und ihnen die Waffen abnahm. Die Erbitterung der Oeſterreicher gab ſich denn auch in Exceſſen kund, wie ſie die Armee des Kaiſers im deutſchen Reiche nie hätte verüben ſollen. So wuchs auf allen Seiten die Entzweiung, die dann ſpäter unter Bonaparte wucheriſchen Zins getragen hat.*)

Wohl ſind die Gebiete, die ſich auf ſolche Weiſe mit dem Feinde abfanden, um etwas beſſer weggekommen, als die andern, die ſich ihm auf Gnade und Ungnade übergaben; allein der Feind hätte überhaupt nie den Rhein überſchritten, wenn ſich z. B. der ſchwäbiſche Kreis früher dazu verſtand, die fünfundzwanzig Millionen Livres dem Reiche zu liefern, die er jetzt dem fremden Feinde ohne Widerſpruch bezahlte. Was vorher weder das Be-

*) Vgl. Häberlin, Staatsarch. II. 15. 17. Polit. Journ. II. 924. 925.

dürfniß noch der patriotiſche Eifer hatte aufbringen können, das wurde jetzt im Nu durch die drängende Furcht erwirkt. Die hülfloſe Schwäche der einzelnen Regierungen trat jetzt nicht minder grell zu Tage, als 1792 bei der Razzia Cuſtine's. „Dieſe große, merkwürdige Fürſtenflucht — ſagt ein loyales Blatt jener Tage*) — war ohne Beiſpiel, ſo wie die raſchen Märſche der franzöſiſchen Heere.“ Die geiſtlichen Kurfürſten waren weit ins Innere des Reiches geflüchtet, der Mainzer nach Erfurt, der von Trier nach Dresden, der Cölner nach Leipzig, wohin ſich auch der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt gerettet hatte. Der Coadjutor Dalberg war nach der Schweiz, ein anderer geiſtlicher Fürſt nach Tirol geflüchtet, eine ganze Reihe kleiner Herren hatten in dem neutralen Preußen Schutz geſucht. Bis in den fränkiſchen und oberſächſiſchen Kreis reichte der paniſche Schrecken, zumal ſeit Jourdan von der Lahn und dem Main her nach Süden vordrang. Auch Franken glaubte ſich mit ſechs Millionen Livres und der Lieferung von Naturalien im Werth von zwei Millionen abkaufen zu müſſen; der Kurfürſt von Sachſen, nachdem er ſein Contingent bei Zeiten zurückgerufen, ſchloß ebenfalls einen Neutralitätsvertrag mit Moreau (13. Aug.).

Württemberg und Baden hatten noch mehr gethan; ſie waren nicht ſäumig geweſen, die Bedingung des Waffenſtillſtandes zu erfüllen, welche auf definitive Friedensſchlüſſe mit Frankreich hinwies. Am 7. Auguſt machte Württemberg, funfzehn Tage ſpäter auch Baden ſeinen Frieden mit der Republik. Württemberg trat von der Coalition zurück, begab ſich in Frieden und Freundſchaft mit Frankreich, entſagte ſeinen Beſitzungen auf dem linken Rheinufer (Mömpelgard, Hericourt, Paſſavaut, Horburg, Reichenweyer und Oſtheim) und verſprach zugleich, in Zukunft keiner mit der fränkiſchen Republik verfeindeten Macht Hülfe zu leiſten, „ſelbſt wenn Württemberg als Mitglied des deutſchen Reiches dazu aufgefordert würde.“ Das Gleiche verhieß Baden, indem es ſeinen überrheiniſchen Anſprüchen an Sponheim, Rodemachern, Herſpring, Gräfenſtein, Beinheim und Rott entſagte, die ihm gehörigen Rheininſeln abtrat und auf die Erhebung von Rheinzöllen verzichtete. Das war aber nicht Alles; die beiden Mitglieder des künftigen Rheinbundes gingen noch einen bedeutſamen Schritt weiter. In geheimen Stipulationen ließ ſich Württemberg das Straßburger Amt Oberkirch, die Abtei Zwifalten und die Propſtei Ellwangen zuſagen, verſprach aber zugleich, außer der ſtricteſten Neutralität, für den Grundſatz der Säculariſation geiſtlicher Güter, für die Abtretung des linken Rheinufers und den Verzicht aller deutſchen Anſprüche an Italien beim künftigen Friedensſchluſſe wirken zu wollen. Baden ließ ſich die Abtei Reichenau, die Propſtei Oehningen, das Amt Schliengen, die ſpeyerſchen Gebiete auf dem rechten Rheinufer, das Amt Ettenheim, Seligenſtadt und einzelne kurmainzer Beſitzungen

*) Polit. Journ. II. 841.

verſprechen, die letzteren, um ſie gegen Hanau-Lichtenberg, Lahr und Gerolsdeck zu vertauſchen. Auch die Einſchmelzung der geiſtlichen Güter, die Abſchaffung der Taxisſchen Poſt und die Beſeitigung der geiſtlich-lehensherrlichen Rechte hatte der geſcheidte badiſche Unterhändler, Freiherr von Reizenſtein, in richtiger Ahnung der Auflöſung des Reiches und der künftigen landesherrlichen Souverainetät zu erwähnen nicht vergeſſen. Dafür ging Baden die gleichen Verpflichtungen wie Württemberg ein und verhieß noch außerdem für die Schleifung von Philippsburg zu ſorgen, „wenn es nicht vorziehe, den Platz durch franzöſiſche Truppen beſetzen zu laſſen.“*) Es war die Politik von Luneville und Preßburg, der Reichsdeputationsreceß und der Rheinbund, der hier in allen Grundzügen anticipirt ward.

So ſchritt die Auflöſung des Reichsverbandes raſch vor. Indem Württemberg und Baden Verpflichtungen eingingen, zu denen ſie als Reichsſtände nimmer berechtigt waren, erreichte die franzöſiſche Politik ihren Zweck; ſie trennte, wie früher Preußen, ſo jetzt auch den deutſchen Südweſten vom Kaiſer, erzwang Separatverträge und iſolirte Oeſterreich, bis es auch ſeinerſeits mit der Republik Frieden auf Koſten Deutſchlands ſchloß. Es war nun Jedem einleuchtend, warum Frankreich ſich beharrlich geweigert, mit Kaiſer und Reich ſich in billige Friedensunterhandlungen einzulaſſen; es entſprach ſeinem Intereſſe mehr, nach einander Preußen, Heſſen-Caſſel, Württemberg, Baden, Baiern u. ſ. w. einzeln an ſich zu knüpfen und ſich eine Clientel im deutſchen Süden und Weſten großzuziehen. Die Politik des Rheinbundes war eine Ueberlieferung, die ſich bei den Franzoſen inſtinctmäßig geltend machte; ſie beherrſchte die Staatskunſt Heinrichs IV., Richelieu's und Ludwigs XIV. ſo gut wie die der Revolution und Bonaparte's und iſt jederzeit im günſtigen Momente wieder aufgetaucht, mochten legitime oder revolutionäre Gewalten über Frankreich gebieten.

Auch in Preußen ſchwanden jetzt manche Bedenken gegen eine engere Verbindung mit Frankreich und die Feſtſtellung einer neuen Demarcationslinie. Entſchuldigten ſich die kleinen Gebiete im Südweſten mit dem Beiſpiele, das Preußen 1795 gegeben, ſo ſuchte man ſich in Preußen mit dieſem Vorgange der Kleineren das Gewiſſen zu beruhigen. Allerdings war die preußiſche Politik gezwungen, ſich zu einer beſtimmten Stellung zu entſchließen, nachdem das Syſtem von Baſel, der Friedensvermittler für das Reich zu werden, und inzwiſchen durch die Neutralitätslinie einen Theil deſſelben dem Kriege zu entziehen, völlig mislungen war. Aber welche Stellung zu wählen ſei, darüber gingen die Anſichten der preußiſchen Staatsmänner auseinander. Hardenberg war der Meinung, durch eine ſtarke militäriſche Beſetzung könne man die Demarcationslinie zur allgemeinen Anerkennung bringen und ſo der preußiſchen Neutralität nach beiden Seiten hin Reſpect ver-

*) Poſſelt, Ann. 1796. III. 342 f. 345 f. Reuß, Staatscanzlei 1799. VII. 15 ff.

ſchaffen; Haugwitz dagegen neigte zu einem unverhohlenen Anſchluß an Frankreich. Es waren die alten Gegenſätze, wie ſie ſchon 1795 zu Baſel die beiden Staatsmänner geſchieden hatten. In dieſe ſchwankenden Stimmungen ſpielten dann die Bemühungen von beiden Seiten herein: Frankreichs, ſich der preußiſchen Politik völlig zu verſichern und ihr die Hoffnung auf reiche Entſchädigungen durch Säculariſationen geiſtlicher Stifter zu eröffnen, Englands, Preußen durch die lockende Ausſicht auf neue Subſidien wieder in die Coalition hereinzuziehen. Aber die preußiſche Politik vermochte ſich weder jetzt noch nachher bis zur Kataſtrophe von 1806 zu einem rechten Entſchluß nach der einen oder der andern Seite hin zu entſcheiden; ſie ſtrebte mit beiden kämpfenden Parteien in leidlichem Frieden zu ſein und verſcherzte damit das Vertrauen Beider. Die Tradition Friedrichs II., daß ein Staat, wie Preußen, in jeder großen politiſchen Verwickelung eine entſcheidende Rolle ſpielen müſſe, ſchien vergeſſen; wenigſtens bedurfte es erſt der bitterſten Erfahrungen, bis man inne ward, daß ein Staat, der in ſolcher Kriſe die Rolle des müßigen und unentſchloſſenen Zuſchauers ſpielt, Gefahr läuft, in Folge dieſer Selbſtgenügſamkeit Anſehen und Namen einer Großmacht einzubüßen.

Indeſſen brachte die herannahende Kriegsgefahr den Entſchluß zur Reife, eine neue Demarcationslinie zu ziehen und ihr, wie das Hardenbergs Meinung war, durch eine ſtärkere militäriſche Beſetzung Anſehen zu ſchaffen. Seit dem Frühjahr unterhandelte Dohm mit den niederdeutſchen Ständen, um für die Armee, die im Norden aufgeſtellt werden ſollte und deren Unterhalt die Tragkraft der preußiſchen Finanzen überſtieg, die Mitwirkung und die Geldbeiträge der übrigen Regierungen im niederſächſiſchen Kreiſe und den angränzenden Gebieten zu erlangen. Anfangs wollten die preußiſchen Anträge keinen rechten Anklang finden, bis die Furcht vor der franzöſiſchen Invaſion auch die Widerwilligſten, namentlich Hannover, geſchmeidig machte.*) Ein Convent, der in Hildesheim (Juni) zuſammentrat, um das Einzelne feſtzuſtellen, berieth unter dem Eindruck der Erfolge, welche die Franzoſen in Deutſchland und Italien erfochten. Hier war Bonaparte bis zum Mincio vorgedrungen, dort bedrohte Moreau Süddeutſchland mit einer Invaſion. Kam dies den preußiſchen Planen zu Hülfe, ſo glaubten auch die Franzoſen, jetzt ſei die Zeit gekommen, wo man Preußen zum offenen Anſchluß bewegen könne. Sie traten unverblümter mit ihren geheimen Gedanken heraus. Preußen ſolle, meinten ſie, den Gedanken, die Integrität des Reiches zu erhalten, ganz aufgeben, vielmehr ſich mit Hülfe Frankreichs reiche Entſchädigungen ſchaffen, theils durch Säculariſation geiſtlicher Güter, theils durch die Preußen naturgemäß zufallende Protection der kleineren Fürſten. Sogar die confeſſionelle Rivalität in den deutſchen Dingen wurde von der franzöſiſchen Diplomatie nicht vergeſſen; es ſei jetzt die beſte Gelegenheit, das katholiſche Uebergе-

*) S. Häberlins Staatsarchiv I. 392 f. 432 f. III. 45 f. 281 f. 373 f.

wicht, das auf den geiſtlichen Staaten beruhe, zu brechen und die Leitung der verſtärkten evangeliſchen Reichsſtände an ſich zu nehmen.

Daß ſolche Rathſchläge in Berlin Eingang finden würden, war in hohem Grade wahrſcheinlich, wenn man das Verfahren ſah, das ſich Preußen im nämlichen Augenblicke in Franken erlaubte. Man hatte dort die ſeit dem Heimfall der fränkiſchen Fürſtenthümer betriebene Politik der Reunionen mit neuem Eifer wieder aufgenommen und ſchien entſchloſſen, die zweideutigen oder auch verjährten Anſprüche an geiſtliche, reichsſtädtiſche, ritterſchaftliche und andere Enclaven oder Nachbargebiete, die ſeit 1792 wieder aufgetaucht waren, nun mit Gewalt geltend zu machen. Der Regierungsrath Kretſchmann ſpielte dabei eine ähnliche Rolle, wie der Metzer Parlamentsadvocat Ravaux bei den berüchtigten Reunionen Ludwigs XIV. Vor Allem war es auf die Reichsſtadt Nürnberg abgeſehen, deren tiefer Verfall jetzt beſſern Erfolg der ſtreitigen Anſprüche verſprach, als in den Zeiten, wo die ſtolze Stadt mächtig genug war, den Forderungen der hohenzollernſchen Markgrafen Trotz zu bieten. Nachdem der Schriftenwechſel ſeit dem Baſeler Frieden lebhaft erneuert worden, Nürnberg beim Reichshofrath Schutz geſucht und gefunden hatte, entſchloß ſich die preußiſche Verwaltung in Franken, mit Gewalt ihr ſtreitiges Hoheitsrecht auf das angeſprochene Nürnberger Gebiet und die Vorſtädte Wörth und Goſtenhof geltend zu machen. Am 2. Juli kündigte Hardenberg das der Stadt an; ihrer Vorſtellungen ungeachtet rückten zwei Tage ſpäter preußiſche Regimenter ein, beſetzten die Vorſtädte und ergriffen im Namen der Krone Preußen förmlichen Beſitz. Der Vorgang ſtimmte ganz zu der Politik, welche die Franzoſen in Berlin anempfahlen: die kriegeriſche Bedrängniß zu nützen, um ſich auf Koſten der Schwachen und Hülfloſen zu vergrößern. Nur die Hegemonie in Deutſchland, auf die Frankreich lockend hinwies, ward auf dieſem Wege nicht errungen. Der Gewaltſtreich in Nürnberg, deſſen materieller Gewinn kaum der Rede werth war, gab den Anſtoß zu einer Reihe der widerwärtigſten Erörterungen, in denen Preußen ſich ganz iſolirt fand, da die geſammte Maſſe der Reichsſtände den lebhafteſten Proteſt gegen die Reunionspolitik erhob und dem grollenden Mistrauen gegen Preußen neue Nahrung zugeführt ward. Oeſterreich gewann an Vertrauen, was Preußen verlor. In dem Augenblicke, wo die Oeſterreicher ſich tapfer gegen den gemeinſamen Feind ſchlugen, um deſſen Invaſion nach Süddeutſchland abzuwehren, gebrauchte ein Staat, der bis dahin eine leitende Rolle in den deutſchen und europäiſchen Dingen geſpielt, ſeine Truppen dazu, um eine wehrloſe Reichsſtadt zu überfallen. Dieſe Thatſache ſprach zu laut, als daß nicht die für Preußen peinlichſten Parallelen hätten gezogen werden ſollen.

Nach ſolch einem Verfahren konnte man in Berlin kaum noch bedenklich ſein gegen die Politik, im Bunde mit Frankreich durch Säculariſationen in Deutſchland ſich zu vergrößern. England kam zu ſpät, wenn es glaubte, jetzt noch

Preußen auf dieſem abſchüſſigen Wege zurückhalten zu können; als der britiſche Abgeſandte Hammond in Berlin ankam, war dort am 5. Auguſt der Vertrag im Sinne der franzöſiſchen Rathſchläge bereits abgeſchloſſen. Der Vertrag ſetzte eine neue Demarcationslinie feſt, die längs der Nordſee hinlief, die Mündungen der Elbe, Weſer und Ems umfaßte, dann an der holländiſchen Gränze und der alten Iſſel ſich hinzog bis zu deren Mündung in den Rhein; von da ſollte ſie dieſem Strome bis nach Weſel und der Ruhrmündung folgen, am linken Ufer der Ruhr bis zu deren Quelle ſich erſtrecken und von dort, indem ſie die Stadt Medebach zur Linken ließ, ihre Richtung mit der Fulda nehmen und längs dieſes Fluſſes bis an ſeine Quelle aufwärts ſteigen. Alle Gebiete innerhalb dieſer Linie und außer ihnen auch die Grafſchaft Mark, Sayn, Bendorf und die fränkiſchen Fürſtenthümer ſollten unter gleichen Bedingungen, wie früher, als neutral betrachtet werden. Viel inhaltſchwerer war der geheime Vertrag, den Preußen am nämlichen Tage mit der franzöſiſchen Republik einging.*) Preußen gab darin den Standpunkt der „Erhaltung der Integrität des Reiches", den es noch 1795 in Worten feſtgehalten, förmlich auf; es ſtimmte nun ohne Clauſel zur Abtretung der Rheingränze, zu dem Grundſatze der Säculariſationen und ließ ſich, als Entſchädigung für ſeine linksrheiniſchen Gebiete, einen Theil des Stiftes Münſter und der Herrſchaft Recklinghauſen verſprechen. Aehnliche Entſchädigungen ſollten dem heſſiſchen Fürſtenhauſe zu Theil werden, die Caſſeler Linie zugleich die Kurwürde erhalten. Das Haus Oranien ſollte, im Falle ſeine Wiedereinſetzung in Holland nicht zu erreichen war, einmal eine Entſchädigung von der bataviſchen Republik für die verlorenen Güter in Holland, dann im Reiche einen Erſatz erhalten durch die Säculariſation der Stifter Würzburg und Bamberg, die den Oraniern nebſt der Kurwürde zufallen und bei ihrem Ausſterben an das Haus Hohenzollern übergehen ſollten. Die Unabhängigkeit der Hanſeſtädte verſprach Preußen zu erhalten.

Dieſe diplomatiſchen Siege der franzöſiſchen Politik wogen ſchwerer, als die militäriſchen Erfolge Moreau's am Oberrhein. Der Norden und der Südweſten Deutſchlands waren damit den Franzoſen völlig hingegeben, bevor noch die Entſcheidung des Feldzuges gefallen war.

Wir haben den Rückzug des Erzherzogs und das Vordringen Moreau's bis in den Anfang Auguſt begleitet; der Erzherzog näherte ſich der Donau, der franzöſiſche Feldherr folgte ihm durch Schwaben. Auch Jourdan hatte

---

*) Der von Martens VI. 653 ff. gegebene Abdruck iſt eine franzöſiſche Ueberſetzung einer deutſchen Ueberſetzung des Originals; uns liegt eine wortgetreue Abſchrift vor, die zwar nicht in der Sache, aber im Ausdruck vielfach davon abweicht.

ſich vom Niederrhein her wieder in Bewegung geſetzt. Als Moreau über den Rhein gegangen und der Erzherzog raſch vom Weſterwalde nach der Murg geeilt war, blieben außer den Truppen, die Mainz und die nächſte Umgebung deckten, ungefähr 36,000 Mann Oeſterreicher unter Wartensleben gegen die franzöſiſche Maasſambre-Armee zurück. Sie waren vertheilt auf dem Weſterwald und an der Sieg, deckten den Rheinübergang bei Neuwied, dehnten ſich an der Lahn aus und die Reſerve unter Werneck war bis zum Taunus zurückgeſchoben. Schon an Zahl den Gegnern nicht gewachſen, nahmen dieſe Truppen ſo ausgedehnte Stellungen ein, daß Jourdan ſich der Uebergänge über den Rhein und die Sieg bemächtigen konnte, bevor die Kaiſerlichen im Stande waren ſich zu vereinigen. Die Männer von Fach tadeln beſonders, daß die Vorhut zu weit von der Hauptſtellung entfernt, Neuwied zu ſchwach beſetzt und die Reſerve zu irgend einer raſchen Hülfe zu entlegen war.*)

In den letzten Tagen des Juni begann ein Theil der Franzoſen von Düſſeldorf aus in der Rheinebene und über die Höhen vorzugehen; wie früher war auch diesmal ihr Weg mit unwürdigen Gewaltthaten aller Art bezeichnet und der 29. Juni, der Peter- und Paulstag, hat darum in der Erinnerung der Zeitgenoſſen dort noch lange fortgelebt. Bei Neuwied ward der Strom überſchritten (2. Juli), die einzelnen Abtheilungen der Kaiſerlichen mußten weichen, das ganze Heer ſah ſich in wenig Tagen genöthigt, vom Weſterwalde hinter die Lahn zurückzugehen. Dort ſtanden die Oeſterreicher ſeit dem 6. Juli in einer weitausgedehnten Stellung, die mehr einem Cordon ähnlich, als einem raſchen Geſammtangriff des Gegners gewachſen war. Wo die Truppen in Cordons aufgelöſt ſind, da denkt, wie der Erzherzog bei dieſem Anlaſſe bemerkt,**) jeder Commandant nur auf die Vertheidigung des eigenen Poſtens; keiner hat Vertrauen auf die Feſtigkeit des Ganzen und jeder ergreift den erſten Vorwand, um ſich aus einer ſo prekären Lage zu ziehen. So reichte denn auch der Verluſt eines ſonſt wenig bedeutenden Poſtens an der Lahn für Werneck hin, Limburg preiszugeben und damit den Rückzug der ganzen Armee zu bewirken. Der Erzherzog hatte früher den Befehl gegeben, die Stellung bei Friedberg nicht ohne Kampf zu räumen; drum ſtellte ſich Wartensleben, ehe er über die Nidda ging, noch einmal dem Feinde und lieferte ihm ein Gefecht, das rühmlich, aber erfolglos war. Hinter den Main zurückgeſchoben, verſtärkte der kaiſerliche Feldherr durch Zuzüge aus Mainz ſein Heer auf einige vierzigtauſend Mann, ſchickte Werneck mit einem kleinen Corps voraus, um ſich die Verbindung mit Aſchaffenburg und Würzburg zu decken, und warf eine Beſatzung von 2400 Mann nach Frankfurt, nicht in der Abſicht, dieſe Stadt zu halten, ſondern mehr um den

*) Grundſätze der Strategie II. 172. 174.

**) Grundſätze der Strategie II. 185 f.

Feind zu beschäftigen und sich selber ungestörten Rückzug zu verschaffen. Am 12. und 13. Juli ward die reiche Handelsstadt von den Franzosen beschossen; Wartensleben hatte seinen Zweck erreicht, als er am 14. den Bitten des Magistrats nachgab und mit dem Feinde wegen der Uebergabe unterhandelte. Es sollte nach der Uebereinkunft, die er schloß, eine Waffenruhe von achtundvierzig Stunden stattfinden, die Franzosen indessen die Kinzig nicht überschreiten und erst am Morgen des 16. Juli die Thore der Stadt ihnen geöffnet werden. Völlig ungefährdet traten die Oesterreicher ihren Rückzug gegen Würzburg an; dort schien es gegen Ende des Monats, als wolle Wartensleben, einer früheren Weisung des Erzherzogs getreu, sich zur Schlacht aufstellen und den Platz wenigstens nicht ohne Kampf verlassen. Allein die übertriebene Sorge, er möchte von der Tauber her umgangen werden, bewog ihn, davon abzustehen und seinen Rückzug nach Franken in östlicher Richtung fortzusetzen. An keiner Stelle hatten die Franzosen diesen Rückzug so benutzt, wie er nach Ansicht der Kenner zu benutzen war: zum raschen Angriff und zu einem ungünstigen Treffen, dessen Ausgang die Kaiserlichen zersprengt und jede Aussicht auf eine Vereinigung mit dem Erzherzog vereitelt hätte.

Auch auf Seiten der Oesterreicher war wohl Manches besser zu machen, aber es war doch die wesentliche Aufgabe, der Rückzug in der Richtung, die zur Vereinigung mit dem Erzherzog führte, ungestört verfolgt worden. Der ganze Feldzugsplan, wie ihn der kaiserliche Prinz nach Moreau's glücklichem Vordringen entworfen, blieb demnach unerschüttert, und je näher die beiden feindlichen Armeen der Donau kamen, desto sicherer drohte ihnen auch die Gefahr, durch rasche Schläge der vereinigten österreichischen Heere überwältigt zu werden.

Waren die kriegerischen Thaten der Maassambre-Armee in diesem Feldzuge keines besonderen Ruhmes werth, so hat sie sich dafür in allen Gegenden, die sie durchzog, durch unerhörte Gewaltthaten und Verwüstungen ein um so denkwürdigeres Gedächtnißmal gestiftet. Nicht als wenn die Rheinarmee, die Moreau führte, etwa ein Muster von Mannszucht und Mäßigkeit gewesen wäre! Vielmehr war auch vor ihr baares Geld, Lebensmittel, Silber, Kirchengeräthe und überhaupt Alles, was nicht niet- und nagelfest war, so wenig sicher, als die Bewohner durch den theuer erkauften „Schutz", den Schwaben mit Millionen bezahlt, vor empörender Mishandlung bewahrt wurden. Eine ganz ins Einzelne gehende Berechnung, die aufzeichnet, was Dorf für Dorf, Stadt für Stadt nur im Herzogthum Württemberg geraubt worden ist, berechnet den Verlust an gestohlenem Gute auf eine Million und 242,376 Gulden, ohne den Schaden auf den verwüsteten Feldern, ohne das, was vor dem Waffenstillstande geplündert worden war. Es hat sich eine kleine Literatur gesammelt über die Räubereien und Gewaltthaten, womit dem Vertrage zum bittern Hohne das schwäbische Land heimgesucht worden

iſt.*) „Der General — ſo verſichern die Berichte der Augenzeugen — handelte wie ſein Koch und Kutſcher und der Officier hatte die nämliche Denkungsart, wie der Gemeine.“ Als Haupträuber wurden Duhem, Delmas, Laroche und Vandamme genannt, mit Ehren ausgenommen nur St. Cyr und der uns von Mainz her bekannte Eickemeyer. Die ſchamloſeſten Erpreſſungen, mit Drohungen von Mord und Brand erzwungen, wahre Spitzbübereien der niederſten Sorte wurden von den Führern in Menge berichtet; war es zu wundern, wenn nach dieſem Vorbilde der gemeine Soldat zum Raub noch die rohen und ſittenloſeſten Gewaltthaten hinzufügte? Das Alles geſchah von einem Heere, das noch den Ruf der beſſeren Disciplin genoß, geſchah in einem Lande, das ſich den „Schutz von Perſonen und Eigenthum“ mit vielen Millionen erkauft hatte!

Weit überboten ward freilich Alles, was in Schwaben geſchah, durch die Thaten der Maasſambre-Armee; ihre eigenen Greuel vom Jahr 1795, die wir früher erzählt haben, erblaſſen neben dem, was jetzt nachfolgte, und man glaubt ſich bei der Schilderung des Details in die wildeſten Zeiten des dreißigjährigen oder des orleansſchen Krieges zurückverſetzt. Die Contributionen in baarem Gelde und Naturalien, deren Frankfurt ſechs, das verarmte Nürnberg nahezu zwei Millionen entrichten mußte, waren unbedeutend zu nennen neben den Plünderungen der Einzelnen, wie ſie von faſt Allen, vom General an bis zum Troß herab, ohne Zahl verübt worden ſind. Die Commiſſarien insbeſondere raubten ins Ungemeſſene; dafür ließen ſich denn die Einwohner noch gegen gute Bezahlung „Sauvegarden“ geben, die „ſo lange blieben, als von ihrem Hauswirth etwas zu erpreſſen war.“ Waren die Kiſten und Schränke geleert, ſo wurden wohl die Betten zerſchnitten, die Federn umhergeſtreut, die Ueberzüge mitgeſchleppt. Den Frauen wurden die Tücher, womit ſie Kopf und Bruſt bedeckten, vom Leibe geriſſen, die Männer niedergeworfen und ihre Taſchen ausgeleert. Bei einem Dorfe in Baunachgrund kam es vor, daß ein Bettler angefallen und aus ſeinem Zwerchſack die paar Groſchen, die er ſich erbettelt, herausgeholt wurden. Kirchen und Heiligthümer waren natürlich nicht ſicherer, als das profane Eigenthum. Wo die Raubgier ungeſättigt blieb, folgten Mishandlungen der wehrloſen Bewohner; aus der Gegend von Bamberg und Nürnberg wurde eine ziemliche Anzahl Leute namhaft gemacht, die man ermordete, als nichts mehr zu plündern war. Zu dem Allem kamen dann die entſetzlichſten Ausbrüche thieriſcher Sinnlichkeit. Weiber von ſiebzig Jahren, Kranke, Schwangere wurden auf öffentlicher Gaſſe von Vielen gewaltſam mishandelt; achtjährige Kinder erlagen dieſer Beſtialität. **)

*) S. Pahl, Materialien zur Geſchichte des Kriegs in Schwaben III. 533—624. Vgl. die anſchauliche Schilderung in den „Briefen deutſcher Bürger und Landleute über das Betragen der Franken in Deutſchland im Sommer und Spätjahr 1796.“

**) S. die Franzoſen in Franken im Jahr 1796. Von Julius Soden, Reichsgrafen. Nürnberg 1796.

Das macht es denn begreiflich, daß ſelbſt dies geduldige Volk, vom Grimm der Verzweiflung ergriffen, ſich nachher gewaltſam erhob und an den Flüchtigen blutig züchtigte, was die Sieger in ſcheußlichem Uebermuth verbrochen hatten.

Das Reich hatte den Schutzloſen keine Hülfe bringen können, vielmehr war der Körper, welcher die Reichseinheit vertrat, jetzt ſelber in der Lage, um Schutz und Sicherheit zu bitten. Der Regensburger Reichstag hatte in einſchläfernder Weitläufigkeit ſeine gewöhnlichen Materien discutirt, die ſich um rückſtändige Römermonate, um Bittgeſuche verarmter Reichsſtädte, geiſtlicher Herren und Reichsritter, oder auch um die fehlenden Subſiſtenzmittel des Reichskammergerichts bewegten, als in dieſe Verhandlungen die Schreckensbotſchaft von dem verheerenden Vordringen der Franzoſen hereinfiel. War die Verſammlung 1792 und 1795, als Cuſtine und Jourdan ſich dem Main näherten, verſucht geweſen, ſich zu flüchten, ſo war nach den Vorgängen in Franken der paniſche Schrecken zu ermeſſen, der die Verſammelten ergriff. Wie der Feind ſich Nürnberg näherte, trat man in Berathung, was zu thun ſei. Wohl war die Mehrzahl der Geſandten noch der Anſicht, es ſei am beſten, ungetrennt zuſammenzubleiben, aber es ſchien doch auch zugleich zweckmäßig, durch Vermittelung der neutralen Mächte bei dem vorrückenden Feinde Garantieen für die Sicherheit des Reichstages nachzuſuchen. Der preußiſche Geſandte, Graf Görtz, war im Verein mit den Vertretern von Dänemark, Schweden und Heſſen-Caſſel zu ſolch einem Schritte bereit; ſie richteten ein Schreiben an den franzöſiſchen Feldherrn, worin ſie ſich als Miniſter der Höfe bezeichnen, „die den Vortheil haben, in guter Freundſchaft mit der Republik zu ſtehen, deren ſiegreiche Heere ſich in dieſem Augenblicke dem Sitze des Reichstages nähern.“ Unaufgefordert eilten die Vertreter von Württemberg und Würzburg dieſem neutralen Boten nach, gelangten aber nicht bis ins feindliche Lager; unterwegs kam ihnen ſchon der von Preußen geſchickte Bote mit dem Beſcheide entgegen: die Franzoſen hätten erklärt, erſt an's Directorium berichten zu müſſen. Der Beſcheid vermehrte die Verwirrung. In dringendſtem Tone ward jetzt der Erzherzog um Hülfe angegangen, indeſſen die Deſertion anfing einzureißen. Der kaiſerliche Concommiſſarius rieth zur unbeſtimmten Verlängerung der Ferien, ein Theil der Geſandten reiſte auch einſtweilen ab, Emigrirte und Franzoſenfeinde wurden fortgeſchafft, es konnten, wie ein Bericht aus jenen Tagen ſagt, „nicht Päſſe genug ausgeſtellt werden“ — als mit einem Male der Umſchlag erfolgte, der den gefürchteten Feind an die Lahn und den Niederrhein zurückwarf.

Der Reichstag erhielt ſeine Sicherheit wieder, aber eine bittere Nachwirkung blieb doch. Es entſpann ſich ein peinlicher Schriftenwechſel mit dem Erzherzoge, der, ſeines Erfolges jetzt ſchon faſt verſichert, mit unverhohlenem Mismuth den Schritten der Regensburger Diplomatie gefolgt war. In einem Schreiben, das er am 31. Juli an den Reichstag erließ, äußerte er:

es müsse wohl Jedermann fühlen, wie unzeitig und nachtheilig es sei, schon im gegenwärtigen Augenblicke an den feindlichen General eine Deputation zu schicken. „Ich hätte — fügte er hinzu — mehr Contenance, Standhaftigkeit und Entschlossenheit von der erleuchteten Reichsversammlung erwartet und zum wenigsten glauben sollen, daß man vordersamst meine Antwort und meine Gesinnungen abgewartet hätte, da es offen liegt, daß bei einem solchen Schritte die beiden Armeen militärisch wesentlich interessirt sind."

Der Reichstag ließ diese Rüge nicht unbeantwortet; in einer eigenen Schrift appellirte er an die öffentliche Meinung, ohne freilich den Vorwurf übereilter Besorgniß ganz abwehren zu können.*) Die Hülflosigkeit, in welcher sich bei diesem Anlasse die Versammlung befand, war ein getreuer Spiegel der Lage des deutschen Reiches selber.

Indessen nahte die Entscheidung, die Süddeutschland von seinen Drängern befreite. Wir haben die beiden deutschen Heere in dem Augenblicke verlassen, wo der Erzherzog durch das Fils- und Remsthal gezogen war und sich der Donau näherte, Wartensleben sich von Würzburg östlich gewendet hatte. Noch war die eine Gefahr nicht ganz beseitigt, daß der Letztere, von Jourdan bedrängt, zum Rückzuge nach Böhmen genöthigt ward, aber der französische Feldherr ließ nicht nur diese Gunst des Augenblicks unbenützt, sondern er drängte vielmehr durch seine Bewegungen die Armee Wartenslebens zur Vereinigung mit dem Erzherzog hin. Am 1. August brach Wartensleben gegen Bamberg auf, um sich längs der Regnitz auf der Straße nach Forchheim und Nürnberg zu ziehen; die Franzosen folgten und es kam zu kleinen Gefechten, die indessen den Rückzug der Oesterreicher nicht stören konnten. Geradezu auf Nürnberg loszugehen, hielt der kaiserliche Feldherr für gewagt; die Armee wandte sich daher (8. Aug.) seitwärts, um durch das Gebirge den Weg nach Amberg zu gewinnen. Wartensleben war ein braver Soldat aus der alten Schule, aber eben darum leicht versucht, auf die Deckung einer Strecke Landes, auf die Sicherstellung eines Magazins einen allzu großen Werth zu legen. Der Marsch an die Donau, durch den er Böhmen und die an den Gränzen aufgehäuften Vorräthe einzubüßen fürchtete, stand daher mit seiner ganzen Anschauung vom Kriege im Widerspruche und er mochte wohl nicht ohne inneren Kampf sich den Befehlen eines jungen Feldherrn fügen, der seine Stellung vorerst noch mehr der Geburt als dem Verdienste zu danken schien. Drum griff er, wie der Erzherzog sagt, selbst nach jeder auch nur scheinbaren Ursache, die ihn berechtigen konnte, seinen Bewegungen die Richtung zu geben, die er für die beste hielt; so wich er auch jetzt wieder den

*) S. „Getreue Darstellung und Beurtheilung der Handlungen der Reichsversammlung bei ihrer unlängst gefährdeten Sicherheit. Im Sept. 1796."

Befehlen des Prinzen aus und wandte ſich ſtatt nach Nürnberg lieber öſtlich gegen Amberg. Dieſe Bewegung konnte ſehr bedenklich werden für die Entſcheidung des Feldzuges; die Armee Wartenslebens entfernte ſich damit vom Erzherzog, ſtatt ſich ihm zu nähern, ſie kam auf ein Terrain, wo ſie ſich wenig entfalten, insbeſondere ihre Reiterei kaum gebrauchen konnte, indeſſen Jourdan noch einmal die Ausſicht eröffnet war, ihr durch einen raſchen Marſch an die Donau zuvorzukommen. Denn nahm der franzöſiſche Feldherr jetzt ſeinen Vortheil wahr, ſo konnte er von Forchheim in vier bis fünf Märſchen ſich der Donau nähern, den Erzherzog zum Rückzuge auf das rechte Ufer zwingen und vereinigt mit Moreau einen überlegenen Schlag gegen ihn führen. Daß dies nicht geſchah, das hat die entſcheidende Wendung des Feldzuges herbeigeführt.

Der Erzherzog hatte ſich in den erſten Tagen des Auguſt von Heidenheim gegen Neresheim zurückgezogen; indeß er über Wartenslebens Stellung in Ungewißheit war, folgte ihm der Feind und hing ſich jetzt ſchon in gedrängter Aufſtellung an ſeine Ferſen. Der Prinz entſchloß ſich zum Kampfe, als dem einzigen Mittel, den ſicheren Rückzug nach der Donau zu erlangen. Am 11. Auguſt kam es bei Neresheim zu einem hitzigen Treffen, das für keine der beiden kämpfenden Parteien einen entſcheidenden Sieg herbeiführte, aber dem öſterreichiſchen Feldherrn verſchaffte, was er gewollt, den ungeſtörten Marſch nach der Donau. Zwei Tage nach dem Treffen ging er bei Donauwörth auf das rechte Ufer des Fluſſes. Ungefähr 30,000 Mann unter Latour, nebſt dem Corps von Condé, blieben am Lech, an der Iller und in Vorarlberg aufgeſtellt; was der Erzherzog ſelbſt jetzt an der Donau vereinigte, um es Wartensleben entgegenzuführen, das betrug mit den Verſtärkungen, die aus Oeſterreich angelangt waren, etwa 28,000 Mann. Wartensleben war von Amberg hinter die Nab zurückgegangen; hier ſollte er nach der Weiſung des Oberfeldherrn entweder bleiben, oder falls der Feind mit Macht auf ihn dränge, ſich nach Regensburg ziehen. Eben jetzt überſchritt der Erzherzog die Donau, um in der Oberpfalz die Verbindung mit dem andern Heere herzuſtellen; er ging (19. 20. Auguſt) über die Altmühl und näherte ſich nun mit überlegener Macht dem rechten Flügel Jourdans, der nur etwa 9000 Mann ſtark unter Bernadotte bei Neumarkt ſtand. So war Jourdans Flanke bedroht und die Verbindung der beiden öſterreichiſchen Heere kaum mehr zu hindern. Die nächſten Tage mußten die Entſcheidung bringen.

Bei Teining ſtieß am 22. Auguſt der Erzherzog mit Bernadotte's Diviſion zuſammen; hitzige Gefechte an dieſem und am nächſten Tage zwangen den franzöſiſchen General zum Rückzuge. Er zog ſich auf Neumarkt und Nürnberg, aber ſchon ſtreiften öſterreichiſche Plänkler bis vor die Thore der alten Reichsſtadt. So war der rechte Flügel der Franzoſen verdrängt; es galt nun noch, einen Schlag gegen das Gros der Armee zu führen. Jourdan war auf die Kunde von Bernadottes Rückzug entſchloſſen, über Amberg und

hinter die Pegnitz zurückzugehen, allein der Erzherzog hatte für diesen Fall seine Anstalten schon getroffen. Ein Theil seiner Truppen verfolgte Bernadotte, er selbst setzte sich mit dem Reste gegen Amberg in Bewegung (24. Aug.), um Jourdan anzugreifen, indessen zugleich Wartensleben angewiesen war, über die Nab zu gehen und von der andern Seite her den Feind zu attakiren. Von seinem Flügel getrennt und auf zwei Seiten angegriffen, konnte Jourdan die Niederlage nicht abwenden; sie war entschieden, bevor es zum Schlagen kam. So fand sich denn Jourdan am 24. Aug. in einen sehr ungünstigen Kampf verwickelt; Wartensleben stürmte von der Nab her auf seine Front, der Erzherzog bedrängte ihn im Rücken. Mit Verlust gingen die Franzosen über die Pegnitz zurück, indessen die Vereinigung der beiden österreichischen Heere stattfand.

Die Maassambre-Armee befand sich nun in einer kritischen Lage; hinter ihr lagen die Festungen Philippsburg, Mannheim, Mainz und Ehrenbreitstein und ihr Rückweg führte durch Gebiete, deren Bewohner bereits zu den Waffen griffen, um die fliehende Armee für die Greuel zu züchtigen, womit sie die Tage ihres Erfolgs bezeichnet hatte. Nur schlechte Wege und ungünstiges Terrain blieben Jourdan zum Rückzug frei; schon drängten die österreichischen leichten Truppen ihm in die Flanke, indessen das Gros der kaiserlichen Armee sich ihm an die Fersen hing und mit einer raschen und kraftvollen Verfolgung leicht im Stande war, den Rückzug zu einer völligen Niederlage zu machen.*) Das französische Heer, noch etwas über 40,000 Mann stark, war körperlich erschöpft, und die Mannszucht, ohnehin nie die starke Seite dieser Armee, gerieth nach den letzten Unfällen in volle Auflösung. So langte sie in den letzten Tagen des August am Main an; die Kaiserlichen waren ihr gefolgt und der Erzherzog hoffte nun den letzten Schlag zu führen, der den Feind vollends unschädlich machte und ihm selber erlaubte, sich mit ganzer Macht gegen Moreau zu wenden. Jourdan zog am Main hin und stand bei Schweinfurt, als die erste österreichische Colonne bereits Würzburg überfiel und die der Stadt zunächst gelegenen Anhöhen besetzte (1. Sept.). Auch Jourdan wandte sich am andern Tage nach Würzburg; es kam zu kleinen Gefechten, in denen die Oesterreicher sich gegen die feindliche Ueberzahl behaupteten. Nun beschloß der französische Feldherr auf den folgenden Tag einen allgemeinen Angriff; er hoffte, der Erzherzog habe einen Theil der Armee nach dem Lech gegen Moreau entsendet und es werde ihm dann gelingen, mit der Masse die vereinzelte österreichische Macht zu erdrücken. Aber auch der kaiserliche Anführer hatte sich zur Schlacht entschlossen; noch waren zwar seine Streitkräfte nicht vereinigt, indessen er zählte sicher auf ihre Ankunft. So begannen am Morgen des 3. Sept. die Oesterreicher selbst den Angriff; der Kampf schwankte und einzelne Posten mußten an die Uebermacht des Feindes

*) S. Grundsätze der Strategie III. 74 f. 145 f.

überlaſſen werden. Indeſſen die erwartete Hülfe kam noch zur rechten Zeit. Eine Colonne unter Wartensleben und Kray paſſirte den Main bei Schwarzach; während die Infanterie auf einer Brücke überging, hatte Wartensleben mit 24 Schwadronen Kuiraſſieren den Fluß weiter unten durchritten, um raſcher auf das Schlachtfeld zu gelangen, von dem der Kanonendonner ihm verkündete, daß ſich der heiße Kampf bereits entſponnen. Dieſen Kuiraſſieren Wartenslebens war der Ruhm des Tages beſchieden; ſie kamen und warfen die franzöſiſche Reiterei in einem gewaltigen Choc, der Jourdans Rückzug entſchied. Nun traf auch Kray mit der Infanterie auf dem Schlachtfeld ein und ſchlug den linken Flügel des Feindes zurück; die ganze öſterreichiſche Linie ging raſch vor, um den Sieg zu vollenden. Der Erfolg des Tages war bedeutend; dem geſchlagenen Feinde war die große Straße nach Frankfurt verlegt, und er zum Rückzug durch die Speſſart- und Rhöngegenden gezwungen.

Schon vor der Niederlage hatte in Franken eine Erhebung des Volkes begonnen und dem Feinde nicht geringen Abbruch gethan. Ganze Gemeinden waren dort aufgeſtanden und verfolgten, mit Senſen, Heugabeln und Dreſchflegeln, Manche auch mit Flinten bewaffnet, die zerſtreuten Haufen der Franzoſen, griffen kleinere Haufen an und nahmen ganze Transporte von Wagen, Pferden, Waffen und Munition weg. Dieſe Volksbewegung machte ſich den rückziehenden Feinden ſo furchtbar, daß ſie lieber den Kaiſerlichen entgegengingen und ſich zu Gefangenen ergaben, als den Bauern in die Hände fallen wollten. Neue Verwüſtungen, die ſie, um abzuſchrecken, auf dem Marſch von Würzburg nach Bamberg verübten, ſteigerten nur die Erbitterung des Volkes; viele Tage hindurch hörte man auf weite Strecken hin die Sturmglocken läuten, welche den fränkiſchen Bauer zur Jagd auf die Franzoſen ermunterten. Seit der Würzburger Niederlage breitete ſich dieſe Bewegung nach dem Speſſart hin; ja bis in die Gegend von Fulda waren die Bauern aufgeſtanden, um ihre Dränger zu züchtigen. Die Einbuße, welche die Franzoſen an Leuten und Waffen durch dieſen kleinen Bauernkrieg erfuhren, kam im Ganzen dem Verluſte einer Schlacht gleich.

Die Armee nahm ihren Rückweg über Hammelburg und Brückenau nach der Lahn; die Truppen unter Marceau, die zur Einſchließung von Mainz und Ehrenbreitſtein zurückgeblieben waren, zogen ſich ebenfalls dahin. Auch die Lahn ward ohne eigentliche Schlacht verlaſſen; während die Kaiſerlichen durch einen Scheinangriff auf Wetzlar die Aufmerkſamkeit des Feindes abzogen, ward zugleich ſeine Stellung bei Limburg und Diez angegriffen (16. Sept.) und er gezwungen, an die Sieg zurückzuweichen. Auf dem Rückzug dahin verloren die Franzoſen bei Altenkirchen (19. Sept.) einen ihrer beſten und ritterlichſten Führer, Marceau, den beim Recognosciren eines der Defilées auf dem Weſterwald eine öſterreichiſche Kugel tödtlich traf.

Damit war die Thätigkeit der Maasſambre-Armee für dieſes Jahr be-

ſchloſſen; zu Ende September ſtanden ihre Abtheilungen theils hinter der Sieg und bei Düſſeldorf, theils auf dem linken Rheinufer. Es genügten mäßige Streitkräfte auf Seiten der Kaiſerlichen, um den erſchöpften Gegner dort für dies Jahr im Schach zu halten. Mit der Maſſe der Truppen ſetzte ſich der Erzherzog jetzt nach dem Oberrhein in Bewegung, um dort Moreau's Rückweg zu bedrohen.

Moreau war bis nach Baiern vorgedrungen, als die Entſcheidung bei Neumarkt und Amberg fiel. Wir erinnern uns, der Erzherzog hatte, als er nach dem Neresheimer Treffen über die Donau nach der Oberpfalz vorging, den Feldzeugmeiſter Latour mit einem Theile des Heeres zurückgelaſſen, um Moreau zu beobachten. Latour ſollte mit etwa 30,000 Mann den doppelt ſo ſtarken Feind im Schach halten, damit er nicht plötzlich über die Donau gehe, dem Erzherzog in den Rücken falle und die Vereinigung mit Wartensleben vereitle. Dieſe Vereinigung blieb dem Erzherzog immer der entſcheidende Punkt; wenn Moreau auch bis vor Wien kommt, äußerte er gegen Latour, als ſie ſich trennten, ſo thut es nichts, wenn ich nur Jourdan ſchlage. Die Verbindung mit dem Erzherzog zu unterhalten, Moreau zu beſchäftigen, ſich dem Feinde nicht in zerſtreuten Aufſtellungen zum Kampfe zu bieten, ſo daß er etwa zerſprengt und der Erzherzog im Rücken gefährdet ward, das war demnach die Aufgabe, die Latour zufiel. Sie ſchien erleichtert durch eine zögernde Vorſicht des Gegners, wie ſie ſonſt den Revolutionsgeneralen nicht eigen war. Moreau hatte nach dem Gefechte bei Neresheim die Oeſterreicher nicht verfolgt, er machte auch keine Miene, durch einen raſchen Marſch nach der Oberpfalz die Verbindung mit Jourdan zu ſuchen, ſondern er überſchritt erſt am 19. Auguſt die Donau und wandte ſich, ſtatt nördlich den Spuren des Erzherzogs zu folgen, nach dem Lech hin, um nach Oberbaiern vorzudringen. An dem Tage, wo bei Amberg der entſcheidende Schlag gegen Jourdan erfolgte, ging die franzöſiſche Rheinarmee über den Lech und warf bei Friedberg die Oeſterreicher mit Verluſt zurück, da Latour dem Reiz nicht widerſtehen konnte, in ungünſtiger Aufſtellung den Angriff des überlegenen Gegners zu erwarten. Ein Glück, daß Moreau ſeinen Vortheil nicht energiſcher verfolgte, ſondern noch langſamer als bisher vorwärts drang. Während ſich dann die Franzoſen in dem Winkel zwiſchen Lech, Donau und Iſar ausbreiteten, verſuchte Latour (1. Sept.) bei Geiſenfeld ihren linken Flügel zu faſſen, aber auch dies führte nach keiner Seite hin zu einer Entſcheidung. Moreau ſcheint von der wirklichen Situation des Gegners keine recht beſtimmte Vorſtellung gehabt zu haben; ſeine Operationen trugen, wie der Erzherzog ſagt, das Gepräge eines Mannes, der, ſeiner Sache und der zu ergreifenden Mittel ungewiß, zwiſchen allen hin- und herſchwankte, alle verſuchte und ſich für keines mit ſo viel Zuverſicht beſtimmte, um ſeinen Ent-

ſchluß mit hinlänglichen Kräften durchzuführen. Während man von ihm hätte erwarten ſollen, daß er raſch vorging und gegen Latour entſcheidende Schläge führte, denen dieſer dann mit kluger Schonung ſeiner Kräfte auswich, that jeder der beiden Feldherren das Gegentheil; Latour vertheilte ſeine Truppen in weiten Stellungen von der Donau bis zu den tiroler Päſſen und war allezeit zum Kampfe bereit; Moreau begnügte ſich, durch einzelne Poſtengefechte langſam Terrain zu gewinnen.

Inzwiſchen hatte der Erzherzog die Maasſambre-Armee an die Lahn und Sieg zurückgedrängt, die Feſtungen am Rhein entſetzt, und rüſtete ſich eben, dem Feinde auch die letzten Vortheile zu entwinden, die der Feldzug im Sommer ihm gebracht. Die Lage Moreau's war nun in der That bedenklich geworden. Ohne Verbindung mit Jourdan, im Rücken bedroht, hundert Stunden vom Rhein entfernt, vor ſich eine feindliche Armee, hinter ſich einen bedenklichen Rückweg in ſpäter Jahreszeit, war der franzöſiſche Feldherr in einer Situation, deren Verlegenheit mit jeder Stunde wuchs; das Verweilen in Baiern war gefährlich, der Rückzug war es ebenfalls. Wenn es ihm gleichwol in dieſem kritiſchen Augenblick noch gelang, ohne Waffengewalt einen großen friedlichen Erfolg zu erringen, ſo war dies weniger ſein Verdienſt, als vielmehr die Schuld der allerwärts zunehmenden Auflöſung deutſcher Staatsverhältniſſe.

In Baiern war der Krieg gegen Frankreich von Anfang an nicht populär geweſen; wir kennen die Schwankungen und Zweideutigkeiten, in welchen ſich die Politik Karl Theodors ſeit 1792 bewegte. In der Bevölkerung kamen andere Motive hinzu, den Krieg an Oeſterreichs Seite verhaßt zu machen. Der Anſchluß des Kurfürſten an die Wiener Politik wurde mit den Empfindungen des Haſſes und Mistrauens betrachtet, welche die Erinnerung an 1778 und 1785 erweckte; der Einfluß der öſterreichiſchen Diplomatie in München, die Heirath des ſiebzigjährigen Kurfürſten mit einer achtzehnjährigen öſterreichiſchen Prinzeſſin ſteigerte die Sorge, daß die früher vereitelten Entwürfe auf Baiern mit mehr Vorſicht wieder aufgenommen ſeien. Die Vorfälle nach der Uebergabe von Mannheim kamen ſolch einem Verdacht natürlich zu Hülfe und es galt allmälig als ausgemachte Sache, daß das alte Tauſchproject wieder aufgefriſcht ſei. Wenigſtens machte der Herzog von Zweibrücken in Regensburg die förmliche Mittheilung (Frühj. 1796), daß ein öſterreichiſcher General ihm eine Aeußerung über neue Tauſchplane gemacht habe, und daß er jetzt wie früher niemals dazu die Hand bieten werde.

Zu dem Allen kamen die Laſten der Kriegsrüſtung, die bei der ſorgloſen Finanzwirthſchaft Karl Theodors und ſeiner Günſtlinge doppelt ſchwer drückten. Schon 1794 waren die faſt vergeſſenen Landſtände mit herben Beſchwerden hervorgetreten, unter denen auch die Belaſtung des Landes durch den Krieg eine Stelle einnahm; doch gelang es, ſie damals noch zu beſchwich-

tigen. Im Volk gährte das Misvergnügen fort, zumal der Erwerb darniederlag und die Preise der Lebensmittel stiegen; im Herbst 1795 kam es darüber in München zu einem ernsten Tumult, der vom Kurfürsten die Getreidesperre erzwang und die Herstellung einer selbständigeren Gemeindeverfassung der Hauptstadt im Sinne ihrer alten Privilegien nach sich zog. Es folgte die Kriegsnoth von 1796; zum ersten Male ward auch Baiern der Schauplatz eines Kampfes, der bis jetzt nur die Rheinlande heimgesucht. Freund und Feind, Kaiserliche und Franzosen verhängten nun bittere Drangsale über das schutzlose Land. Einzelne österreichische Colonnen und das fremde Gesindel in Condés Emigrantencorps wetteiferten mit der Brutalität von Jourdans Horden; was allein im Monat Juli durch Plünderung und Erpressung dem Lande war entzogen worden, berechneten officielle Quellen auf mehr als dritthalb Millionen Gulden. Es erwachte der alte Groll der Baiern gegen Oesterreich, den eine verkehrte Politik genährt, mit neuer Macht; von einem tiefer gehenden Interesse an dem Kampfe, von patriotischer Einsicht und Opferbereitschaft konnte ja in dieser deutschen Misère ohnedies keine Rede sein. Als Moreau sich dem Lech näherte, hatte der Kurfürst, nach dem Beispiel der übrigen süddeutschen Fürsten, rasch sein Contingent abgerufen und war mit dem Hofe nach Sachsen geflohen; die Regierung überließ er einigen Beamten vom hohen Adel, wie es hieß mit der Ermächtigung, sich mit den Franzosen abzufinden. Wohl war München bedroht und ein rascherer Feldherr als Moreau hätte die Stadt vielleicht schon weggenommen, aber in demselben Augenblick, wo sich vor den Thoren der Stadt und an der Isar die Heere gegenüberstanden, zu Ende August im Anfang September, war auch schon der Umschwung bei Amberg eingetreten, von dem alle Zeitungen Bericht gaben. Indessen in solchen Zeiten übt die kurzsichtige Furcht eine ansteckende Gewalt und die schwäbischen Reichsstände waren ja mit dem Beispiel vorangegangen. So wirkte Alles zusammen, die Furcht vor dem Feinde und der stille Haß gegen den widerwärtigen Freund, um einen der kopflosesten Entschlüsse hervorzurufen, der aus der Geschichte jener Tage zu verzeichnen ist. Es ward eine Deputation ins französische Lager geschickt, um von einer zum Rückzug genöthigten Armee den Frieden zu erbitten! Die hohe Aristokratie und die Landstände übernahmen diesmal die Rolle, die anderwärts den Dynastien und Höfen zugefallen war; wir finden die Namen der Arco, Seinsheim, Thurn und Taxis u. s. w. unter denen, die jetzt ins Lager nach Pfaffenhofen gingen, von Moreau einen Schutz zu erkaufen, den er binnen wenig Tagen nicht mehr geben konnte. Am 7. Sept. ward ein Vertrag zu Pfaffenhofen unterzeichnet, welcher der Oberpfalz, Neuburg, den pfälzischen und bergischen Gebieten am rechten Rheinufer und den in Baiern gelegenen Stiftern einen Waffenstillstand gewährte; das bairische Contingent sollte zurückgezogen werden, die Franzosen freien Durchzug haben, Personen und Eigenthum geschützt sein und in Paris für den Frieden unterhandelt werden.

Dafür verſprach Baiern zehn Millionen Livres, 3300 Pferde, 200,000 Centner Getreide, 100,000 Säcke Hafer, 200,000 Centner Heu, 100,000 Paar Schuhe und 30,000 Ellen Officierstuch zu liefern, auch ſollten, wie das Bonaparte in Italien begonnen, zwanzig Gemälde aus den Gallerien zu München und Düſſeldorf den Franzoſen abgetreten werden. „Wenn die Kriegsoperationen," hatte Moreau vorſichtiger Weiſe feſtgeſetzt, „die franzöſiſche Armee von Baiern entfernen ſollten, ſo müſſen jene Naturalleiſtungen durch baares Geld (über 4 Millionen Livres) erſetzt werden." Deutſchland hat aus jenen Tagen manchen Act ſchmachvoller Unterwürfigkeit zu verzeichnen; der Vertrag von Pfaffenhofen behauptet indeſſen den Ruhm, daß die kurzſichtige Thorheit ſeiner Urheber noch größer war als ihr Mangel an Gemeingeiſt.

In dem Augenblick, wo Moreau dieſe fette Beute erhandelte, war auch ſchon ſein längeres Verweilen in Baiern militäriſch unmöglich geworden. Ein Corps unter Deſaix, das er (10. Sept.) bei Neuburg über die Donau geſchickt, war gegen Eichſtädt und Nürnberg vorgegangen, entdeckte aber natürlich nichts mehr von der Maasſambre-Armee; vielmehr kam Deſaix am 16. wieder in Neuburg an und brachte die niederſchlagende Gewißheit mit, daß Jourdan nach dem Rhein zurückgedrängt war. Der Rückzug aus Baiern war jetzt unvermeidlich. Moreau zog daher das ganze Heer auf dem rechten Donauufer zuſammen und machte ſich fertig, den Rückmarſch nach dem Lech anzutreten. Die Oeſterreicher folgten ihm bei der erſten rückgängigen Bewegung nach und drohten ihn an der Donau und der obern Iller zu überflügeln; es war alſo Eile nöthig, wenn der Lech, die Iller und die Donau bei Ulm unangefochten erreicht werden ſollten. Indeß Latour den Franzoſen nachrückte, trat auf den beiden Flanken die Gefährlichkeit der Lage ſchon deutlich ins Licht. Der linke Flügel der Kaiſerlichen an der tiroler und vorarlberger Gränze ſchob die einzelnen franzöſiſchen Colonnen zurück; Fröhlich drängte eine Abtheilung (17. Sept.) aus Immenſtadt und Kempten hinaus und ſchlug ſie mit anſehnlichem Verluſt (20. Sept.) bei Isny, während Giulay eine andere nach blutigem Gefecht aus Memmingen wegtrieb (22. Sept.) und Nauendorf, am nämlichen Tage zwiſchen Heidenheim und Ulm angelangt, die erſten Corps der rückziehenden Armee (24. Sept.) auf Ulm zurückwarf. Moreau ſtand in dieſem Augenblick erſt an der Günz und mußte eilends Verſtärkungen nach Ulm ſchicken, damit ſeine vorgeſchobenen Poſten nicht von Nauendorf erdrückt würden. Inzwiſchen war ihm aber auch Latour ſchon auf der Ferſe und hatte über Burgau und Leipheim die Verbindung mit Nauendorf hergeſtellt. Die Hoffnung, mit der ſich Moreau bis jetzt noch trug, bei Ulm und an der Iller eine beobachtende Stellung einzunehmen, war damit vereitelt, der volle Rückzug unvermeidlich.

Die Gefahr dieſes Rückzugs wie ſein Verdienſt iſt übertrieben worden; nicht nur von den Franzoſen, ſondern auch auf deutſcher Seite hat man den

geschmacklosen Vergleich mit Xenophons Rückzug der zehntausend Griechen angestellt.*) Daß Moreau seine geschwächte und ermüdete Armee von vierzig- bis fünfzigtausend Mann, ohne feste Communicationen und sichere Nachrichten, vorn und im Rücken vom Feinde bedroht, durch ein vielfach durchschnittenes und gebirgiges Terrain, zum Theil umgeben von einer erbitterten Bevölkerung, glücklich bis in das Rheinthal geführt hat, dies Verdienst spricht — zumal bei einem Führer französischer Truppen — für sich selbst; man hat nicht nöthig, seine fünffache Zahl mit den Zehntausend des Xenophon, oder den Marsch von Ulm an den Rhein mit dem wunderbaren Zuge aus der Nähe Babylons bis nach Byzanz in eine Parallele zu bringen. Schon die Vorgänge vor dem Rückzuge konnten zeigen, daß er es mit keinem allzugefährlichen Gegner zu thun hatte. Latour hatte wohl die Vorzüge eines tapfern Soldaten, aber nicht die eines Feldherrn; der begabtere Führer bei der österreichischen Donauarmee war Nauendorf, allein die Ueberlieferungen der militärischen Hierarchie erlaubten es nicht, daß man ihn so mit einem Male an die Spitze stellte. Dem Uebel abzuhelfen, hatte der Erzherzog eine nicht unbedenkliche Auskunft gewählt; er hatte Nauendorf gestattet, selbständig und unabhängig von Latour zu handeln. Dies Verhältniß war früher einigemal von guter Wirkung gewesen, jetzt griff es störend ein. Einem Feinde gegenüber, der noch immer gegen 50,000 Mann in einer Masse vereinigte, waren die Kaiserlichen auf eine bedenkliche Weise zersplittert und nirgends einem Gesammtangriff gewachsen. Ein Corps unter Petrasch von etwa 7000 Mann machte sich vor Kehl und am obern Neckar zu schaffen, bot die schwarzwälder Bauern auf und drohte durch einen kleinen Krieg in den Defileen jener Berge den Franzosen den Rückzug abzuschneiden; Nauendorf stand mit 10,000 Mann bei Ulm den Franzosen gegenüber, Fröhlich hielt mit 14,000 die obere Iller besetzt, Latour folgte mit dem Gros des Heeres, 23—24,000 Mann, den Franzosen auf dem Fuße nach. Eine Masse von 55,000 Mann war demnach so vertheilt, daß Moreau überall mit Gegnern zusammentraf, die ihm an Zahl lange nicht gewachsen waren.

Am 26. und 27. Sept. setzte sich Moreau von Ulm in Bewegung, zunächst gegen Biberach und den Federsee, um so durch Oberschwaben den Durchgang über den Schwarzwald zu erreichen. Latour war der Meinung ihm zu folgen, Nauendorf verfocht die Ansicht, auf der Sehne des Bogens, den Moreau beschrieb, gegen Urach und Tübingen vorzugehen, sich mit den zerstreuten Abtheilungen unter Petrasch auf dem Schwarzwalde zu vereinigen und dann mit einer Truppenmasse von wenigstens 40,000 Mann vor der Ankunft der Franzosen den Schwarzwaldübergang zu gewinnen. Die Uneinig-

*) In Posselts Annalen 1796. IV. S. 249 f. ist z. B. mit allem gelehrten Aufwand der Satz durchgeführt, daß die Aehnlichkeit im Ganzen sehr groß sei, wenn auch im Einzelnen beide Züge von einander abwichen.

keit der Führer hat hier jeden größeren Erfolg vereitelt. Latour blieb bei seinem System und folgte den Fußtapfen der Franzosen; Nauendorf machte von seiner Vollmacht Gebrauch und ging auf eigene Hand nach dem Schwarzwald. Die Folge war sehr einfach; auf dem Schwarzwald hatten die Oesterreicher vorerst nicht über zwölftausend Mann stehen und die Armee, die den Franzosen folgte, war durch Nauendorfs Abzug auf einige zwanzigtausend Mann verringert. Gelang es also Moreau, sein Heer zusammenzuhalten, so waren voraussichtlich die Oesterreicher weder in Oberschwaben noch auf dem Schwarzwalde zahlreich genug, ihm seinen Rückzug zu verlegen. Die öffentliche Meinung jener Tage, durch den raschen Umschwung des Kriegsglücks erregt und zum Theil gegen die Franzosen heftig erbittert, bewegte sich in seltsamen Illusionen; sie sah bereits die Moreau'sche Armee abgeschnitten und kriegsgefangen, als wenn sich eine Armee von mehr als 40,000 Mann so leicht in einem Netze fangen ließe! Daß diese sanguinische Hoffnung nachher vereitelt ward, erregte dann um so größere Sensation und hat wesentlich mit dazu beigetragen, von der Gefahr und Schwierigkeit des Rückzugs übertriebene Vorstellungen zu erwecken.

Auch Latour schien zu besorgen, der Feind könne ihm entwischen. Er drängte ihm von Ulm nach und in der Nähe des Federsees bei Biberach stießen die beiden Heere zusammen. Wie die Sachen standen, lag es im Vortheil der Oesterreicher, daß Moreau seinen Rückzug nicht allzusehr beschleunigte; denn noch waren erst die Streitkräfte auf dem Marsche, die ihm den Rückweg nach dem Rheinthal verlegen sollten. Ein paar Tage Verzögerung, und Moreau's Zug über die Gebirgspässe war äußerst schwierig geworden. Da hatte denn freilich Latour kein Interesse, sich ihm zur Schlacht zu bieten und sich dann mit seinen 23,000 Mann von der fast doppelten Zahl schlagen zu lassen; vielmehr gebot ihm seine Lage, dem Erzherzog sein Corps möglichst unvermindert zuzuführen. Die Täuschung, der Feind sei in eiligem Rückzug, und die Ungeduld, einen entscheidenden Schlag gegen ihn zu führen, verleitete indessen den österreichischen Führer, den Franzosen gerade die Gelegenheit zu geben, die sie suchten. Moreau hatte bedächtig alle Vorbereitungen zu der Schlacht getroffen, in die sich (2. Oct.) Latour bei Biberach verwickeln ließ. In ungünstiger Aufstellung, mit unzulänglichen Streitkräften, ward er von den Franzosen angegriffen, auf Biberach zurückgeworfen, ihm 5 Bataillone und 16 Kanonen abgenommen — eine Niederlage, die Latours Corps für den Rest des Moreau'schen Rückzugs so gut wie unschädlich machte und den französischen Feldherrn in Stand setzte, ungestört von seinem Verfolger im Rücken mit vereinter Macht den Weg über die Gebirgspässe anzutreten.

Noch waren die Oesterreicher im Rheinthal theils erst im Anmarsch, theils in so kleinen Colonnen zersplittert, daß sie nicht hoffen konnten, Moreau aufzuhalten. In dem Augenblick, wo er jetzt Biberach verließ und sich

gegen Sigmaringen und Stockach in Bewegung ſetzte, ſtand der Erzherzog noch hinter der Murg, Nauendorf bei Hechingen, Petraſch bei Schweningen, die Corps der beiden Letzteren in Streifcolonnen und Poſtenketten ſo zerſplittert, daß ſie nirgends ſtark genug waren, einer rückziehenden Colonne des Feindes mit Erfolg entgegenzutreten. Zwiſchen dem 7. und 9. Oct. näherten ſich die Franzoſen den Schwarzwaldübergängen; ein Theil des Heeres war über Sigmaringen, Rotweil, Villingen, ein anderer über Stockach auf Donaueſchingen losgegangen; das ſchwere Geſchütz nebſt dem Train war über Thengen und Stühlingen längs des ſchweizer Oberrheins auf Hüningen dirigirt worden. Die einzelnen ſtreifenden Colonnen der Oeſterreicher, auf die man ſtieß, wurden überall von überlegenen Maſſen zurückgedrängt.

Unter den Uebergängen war die Straße durch das Kinzigthal von Natur die geeignetſte, allein eben darum war hier auch am meiſten Widerſtand von den Kaiſerlichen zu beſorgen; der franzöſiſche Führer entſchied ſich daher für den Paß, der von Neuſtadt durch das Höllenthal nach Freiburg führt. Der Weg war der kürzeſte, ein Durchbrechen der nicht ſtarken feindlichen Poſten hier am wahrſcheinlichſten. Am 11. Oct. brach St. Cyr von Neuſtadt auf, gewann den Höllenthalpaß, warf die kleinen Abtheilungen der Oeſterreicher zurück und näherte ſich am 12. Freiburg. An dem nämlichen Tage rückte auch Deſaix mit dem Gros der Armee gegen Neuſtadt. Wohl drängte jetzt Latour, der über Oſtrach, Möskirch gegen Donaueſchingen ſeinen Weg nahm, in ſtarken Märſchen den Franzoſen nach, aber der Verluſt an Zeit und Truppen, den ihm das Treffen bei Biberach gekoſtet, ließ ſich nicht mehr einholen. Am 13—15. Oct. zog die feindliche Armee ungehindert durch das Höllenthal nach dem Breisgau. Der Erzherzog hatte nun alle die zerſtreuten Abtheilungen, Latour, Nauendorf und Petraſch angewieſen, nach dem Oberrheinthal zu ziehen und ſich mit ihm zu vereinigen.

In den nächſten Tagen waren die öſterreichiſchen Streitkräfte mit dem, was der Erzherzog herbeiführte, hinter der Elz vereinigt und erwarteten die Franzoſen, falls ſie rheinabwärts gegen Kehl vordringen wollten. Am 19. und 20. Oct. kam es in der Nähe von Emmendingen zu einem Treffen, das dem franzöſiſchen General ſeine Stellung auf dem rechten Rheinufer unmöglich machte. Er ſchickte einen Theil ſeiner Truppen gleich bei Breiſach über den Rhein und zog mit dem Reſte, noch einigen 30,000 Mann, ſtromaufwärts gegen Schliengen. Die Oeſterreicher folgten; am 24. Oct. kam es dort zu einem zweiten Treffen, in Folge deſſen die Franzoſen bei Hüningen über den Rhein zurückgingen. Gern hätte nun der Erzherzog ſeinen Truppen ruhige Winterquartiere verſchafft und die Hand geboten zu einem Waffenſtillſtande, allein in Wien wollte man den Feind auch ferner beſchäftigt wiſſen, damit er nicht einen Theil ſeiner Truppen nach Italien entſenden könne. So ſchloß der denkwürdige Feldzug mit der Belagerung der Brücken-

köpfe von Kehl und Hüningen, die in den ersten fünf Wochen des folgenden Jahres an die Oesterreicher übergeben wurden.

Die Erfolge der kaiserlichen Waffen im Herbst ließen einen Augenblick vergessen, welche Drangsale vorausgegangen waren. Allenthalben in Süddeutschland jubelte man wie über einen großen Sieg und freute sich über die Züchtigung der fremden räuberischen Horden. Die Bewegung in der Masse des Volkes und der kleine Bauernkrieg zeigte, daß es der Nation an tüchtigen Elementen des Widerstandes nicht fehlte; nur war die Organisation und Leitung des Ganzen nicht dazu angethan, irgend eine Regung nationalen Gemeinsinns zu fördern und glücklich zu benutzen. Wie in Franken und Schwaben, so regte sich auch in Oesterreich unter dem Volke ein frischer, opferbereiter Geist; zu den Freicorps drängte sich die Jugend bereitwillig heran, der Krieg war Sache des Volkes geworden. Auch bis in die officiellen Kreise war der Rückschlag dieser letzten glücklichen Kriegsthaten so stark, daß das bekannte militärische Factotum, der Generaladjutant Rollin, jetzt vom Kaiser entfernt und an eine unschädliche Stelle gesetzt ward. Beschämend genug war die Rückwirkung der Siege dort, wo man sich dem vordringenden Feinde eilfertig gefügt oder seinen jetzt werthlos gewordenen Schutz um hohen Preis erkauft hatte. Allenthalben ward jetzt die politische Physiognomie eine andere.

Preußen, erinnern wir uns, vollzog seine Reunionsplane in Franken in dem Augenblick, wo der Reichsfeind im Süden vordrang; erschreckt hatten damals die fränkischen Reichsstände dem Druck nachgegeben, zumal seit die Nähe der Franzosen es wünschenswerth machte, durch den neutralen preußischen Adler gedeckt zu sein. Nürnberg hatte sich unterworfen und es waren preußische Truppen eingerückt; jetzt erfolgte von Berlin der Bescheid, daß der König sich nicht entschließen könne, den Unterwerfungsact anzunehmen, und die Truppen räumten wieder die Stadt (1. Oct.).*) In Baiern weigerte sich der Kurfürst, als er nach München zurückkam, den Vertrag vom 7. Sept. zu ratificiren. In Württemberg warf der Herzog seine volle Ungnade auf den Minister von Wöllwarth, welcher bei dem württembergischen Friedensvertrage der Unterhändler gewesen, und „die Chicanen, womit man ihn jetzt verfolgte, zeigten, daß eben die Zeiten sich geändert hatten.“**) Auch der deutsche Reichstag, der sich so übereilte Sorgen um seine Sicherheit gemacht, sammelte sich allmälig wieder in Regensburg und kündigte durch ein Rundschreiben an, daß in Folge der „siegreichen Fortschritte der kaiserlichen Waffen“ die auf

---

*) Nach der Versicherung des Ritters von Lang (Memoiren I. 300) war es besonders die Eifersucht von Haugwitz gegen Hardenberg, die den Entschluß gefördert hat.

**) S. Häberlin Staatsarch. II. 481 f.

einige Zeit ausgesetzten Verhandlungen wieder fortgesetzt würden. Der schwäbische und fränkische Kreis schickten Deputationen nach Wien, um sich wegen ihrer Gefügigkeit gegen den Reichsfeind zu entschuldigen; in gleicher Absicht hatte auch der Herzog von Württemberg den Erbprinzen an den Kaiser abgesandt.

Im Lager der Coalition hatten die letzten Ereignisse einen Augenblick die Hoffnung geweckt, daß jetzt nach dem Scheitern des Feldzuges in Deutschland ein billiger Friede mit den Franzosen zu schließen sei. Das britische Ministerium ergriff diesmal selbst die Initiative und ließ unter dem Eindruck von Jourdans Niederlage bei Amberg durch dritte Hand dem Directorium eine Verhandlung über den Frieden anbieten. Indessen der Ton, in dem die französische Regierung diese Eröffnungen aufnahm, zeigte schon daß man sich in London geirrt, wenn man auf einen entschiedenen Umschlag der Pariser Stimmungen rechnete. Es bedurfte erst des Schlages bei Würzburg, des vollen Rückzugs von Jourdan, um das Directorium soweit zugänglich zu machen, daß es auf die nun wiederholten Anträge des britischen Ministeriums einzugehen sich bereit erwies. Aber ein anderer Vorgang zur nämlichen Zeit mußte die Hoffnungen auf einen allgemeinen Frieden, wie man sie in London hegte, herabstimmen. Es ward durch Bonaparte's Vermittelung halb drohend halb zudringlich dem Wiener Hofe angesonnen, sich mit den Franzosen in besondere Unterhandlungen einzulassen, also England ähnlich zu isoliren, wie man im deutschen Reiche den Kaiser durch die Separatverträge mit den einzelnen Fürsten isolirt hatte. Man zeigte dabei die verführerische Lockspeise einer Arrondirung durch Baiern, die seit zwanzig Jahren so oft die österreichische Politik von den höheren und allgemeineren Interessen abgelenkt, jedoch diesmal ohne Erfolg. Oesterreich wollte sich von seinem britischen Verbündeten nicht trennen und das Directorium mußte sich, schon um des Scheines willen, bequemen, in die von England angebotenen Unterhandlungen einzutreten. Gegen Ende October traf Lord Malmesbury, den wir aus den Unterhandlungen von 1794 kennen, in Paris ein, aber seine sonst viel bewährte diplomatische Geschicklichkeit war diesmal nicht glücklich. Die Franzosen blieben ihrer Taktik getreu, die Verbündeten zu entzweien, und wie ihnen das nicht gelingen wollte, kamen sie mit übertriebenen Forderungen, die jede Aussicht auf einen nahen Frieden vereitelten. Die Verhandlung hatte nur den Werth, daß man der französischen Politik etwas genauer in die Karten sehen lernte. Vor Allem wollte Frankreich sich durch Belgien und die Rheingränze verstärken und seine Gränzen nach Holland und Italien hin durch neuerrichtete Filialrepubliken decken, deren Existenz völlig von Frankreich abhing. Die Entschädigungen dachte man durch Säcularisationen geistlicher Stifter, durch Vertauschungen und Verpflanzungen, kurz durch jenen Menschen- und Länderhandel zu beschaffen, der die Friedensverträge des nächsten Jahrzehnts charakterisirt, und worin das Directorium dem Consulat

und Kaiſerreich emſig vorgearbeitet hat. Die Politik William Pitts war aber nicht geneigt, um ſolchen Preis den Frieden zu ſchließen; ſchon das Schickſal Belgiens wurde für die Friedensverhandlung zu Paris ein unüberwindliches Hinderniß. Noch vor Ende des Jahres trennte man ſich mit der Ueberzeugung, wie weit man von einem allgemeinen Frieden noch entfernt war. Die brüske Art, wie damals die revolutionäre Regierung in diplomatiſchen Dingen verfuhr, und der hoffärtige Ton, den ihre officielle Preſſe anſtimmte, trugen das Ihrige dazu bei, die vorhandene Verbitterung zwiſchen den kämpfenden Parteien zu vergrößern.

Dritter Abſchnitt.

Leoben und Campo Formio.

Indeſſen man ſich in Deutſchland mit der eiteln Hoffnung trug, das Mislingen der Invaſion werde die Franzoſen dem Frieden zugänglicher machen, erfolgte in Italien eine Entſcheidung, wie ſie den franzöſiſchen Eroberungsplanen entſprach.

Als der Feldzug in Deutſchland begann, war Wurmſer mit 25,000 Mann vom Oberrhein nach der Lombardei geſandt worden, wo die Franzoſen bis zum Mincio gedrungen waren und Mantua belagerten. Er kam Ende Juli, durch Truppen aus den Erblanden verſtärkt, in Südtirol an, und brach dann in zwei Colonnen am Gardaſee hervor. Bonaparte hob die ſchon begonnene Belagerung Mantuas wieder auf, warf ſich raſch auf die einzelnen öſterreichiſchen Corps und lieferte ihnen in den letzten Tagen des Juli und zu Anfang Auguſt eine Reihe von ſiegreichen Gefechten, welche die Kaiſerlichen zwangen, ſich nach Tirol zurückzuziehen. Von bewährten Meiſtern der Kriegskunſt wird es als ein folgenſchwerer Misgriff angeſehen, daß man durch die nutzloſe Diverſion nach Italien ſich den vollſtändigen Erfolg in Deutſchland verdorben hat.*) Wurmſers Armee, in Italien ohne Erfolg thätig, hätte nach ihrer Anſicht in Deutſchland entſcheidend eingreifen können, wenn ſie, im rechten Augenblick nach Schwaben oder Baiern geworfen, die Niederlage Jourdans oder Moreau's vollenden half und indeſſen Bonaparte ſeine Kräfte vor Mantua aufbrauchen ließ. Indeſſen die Wiener Kriegsleitung blieb bei ihrer Anſicht, immer neue Verſtärkungen nach dem Mincio zu ſenden und war durch dies erſte Mislingen nichts weniger als abgeſchreckt. Ein zweiter Verſuch der Oeſterreicher, im September unternommen, hatte aber ſo wenig Erfolg, wie der erſte; wieder benutzte Bonaparte die Trennung

*) S. Clauſewitz hinterl. Werke IV. 147. 169.

der feindlichen Streitkräfte, um sie einzeln zu schlagen; nur drang diesmal Wurmser mit einem Theile des Heeres nach Mantua ein, ein freilich zweideutiger Gewinn, insofern dadurch die Besatzung des Platzes über das Bedürfniß vermehrt und eine ansehnliche Truppenzahl, hinter die Mauern der Festung eingeschlossen, dem Kampfe draußen entzogen ward. Dies Alles entmuthigte die Oesterreicher nicht, einen dritten Versuch zu wagen. Rasch ließ der Hofkriegsrath alle noch in den Erblanden vorhandenen Truppen, die größtentheils aus Depots und ungeübten kroatischen Landbataillons bestanden, nach Friaul entsenden, um eine neue Armee zu bilden, die Alvinzy durch's venetianische Gebiet der bedrängten Festung zuführen sollte. Bonaparte ging dem neuen Heer entgegen; die ersten Angriffe an der Brenta und bei Caldiero gaben keine Entscheidung, erst der blutige Kampf von drei Tagen, der sich (15—17. Nov.) bei Arcole entspann, vereitelte auch diesen dritten Versuch, Mantua zu entsetzen.

Das geschah gerade zu der Zeit, wo Moreau, auf das rechte Rheinufer gedrängt, dem Erzherzoge einen Waffenstillstand anbot. Der Erzherzog hielt das Anerbieten für annehmbar, denn es gab ihm Zeit, von seinen Truppen einen Theil nach der Etsch abzusenden und mit diesen tüchtigen, kriegsgewohnten Elementen die Rekruten Alvinzys zu verstärken. Seine Ansicht war aber nicht die des Hofkriegsraths; er erhielt vielmehr den bestimmten Befehl, Kehl zu erobern, es koste was es wolle.*) Kehl ward zwar im Januar 1797 erobert, allein gleich nachher ging Mantua verloren. Alvinzy hatte sich gesammelt und war zum zweiten Male vorgerückt; die Niederlage, die ihm aber Bonaparte bei Rivoli (14. Jan.) beibrachte, war entscheidender und verlustvoller als die frühere. Es war an Entsatz nicht mehr zu denken; am 2. Februar fiel Mantua. Der wankende Gehorsam der italienischen Regierungen ward nun von Bonaparte neu befestigt, der Papst für seine stillen Widerstandsgelüste in dem Frieden von Tolentino hart gestraft und in völlige Abhängigkeit von der französischen Politik gebracht. Mit Italien im Reinen, konnte Bonaparte seine Kraft ungetheilt gegen Oesterreich selber wenden.

Die Mittel des Kaisers gingen aber auf die Neige; die Folgen eines fünfjährigen Krieges machten sich überall fühlbar, in den Finanzen wie im Heerwesen. Daß das deutsche Reich die Lücke decken und in dem neuen Kriege mehr Thatkraft und Einigkeit an den Tag legen werde, als im jüngsten Feldzuge, das war nicht wohl zu erwarten. Bis zum November 1796 hatte sich der Wiener Hof auf russische Hülfe verlassen, die endlich England bei Katharina ausgemittelt; aber die Kaiserin starb in dem Augenblicke, wo der Vertrag ratificirt werden sollte. Der Nachfolger, Czar Paul, verwarf den Vertrag und beschränkte sich in einer Eröffnung an den deutschen Reichstag

*) Grundsätze der Strategie III. 306 ff.

auf die wohlfeile Ermahnung: es ſollten alle Glieder und Staaten des Reiches zur Sicherung der allgemeinen Ruhe in Deutſchland mit aller Anſtrengung mitwirken.

Wohl ſuchten manche von den Reichsſtänden, die ſich im ablaufenden Jahre durch eilige Nachgiebigkeit am meiſten compromittirt, dies jetzt gut zu machen durch eine gewiſſe Oſtentation ihres patriotiſchen Eifers; der ſchwäbiſche Kreis rief ſeinen Geſandten wieder von Paris ab, der oberrheiniſche beſchloß ſämmtliche Contingente auf den Kriegsfuß zu ſetzen und auch in Franken ſchien ein neuer Kriegseifer zu erwachen. Aber Württemberg und Baden beharrten doch in ihrer franzoſenfreundlichen Neutralität, der ganze Norden von Deutſchland ſah mit dem Gefühle des Behagens, durch die Demarcation geſchützt zu ſein, dem Kampfe, der Deutſchlands Schickſal entſchied, gleichgültig zu, und auch die, welche jetzt rüſteten und waffneten — wer hätte erwarten wollen, daß ſie bei einem wiederholten Einfalle des Feindes muthiger und aufopfernder handelten, als im Jahre 1796? Der innere Hader und die Entzweiung wühlte ſich vielmehr mit jedem Tage tiefer ein und drängte auf die Kataſtrophe hin, der Deutſchland mit beſchleunigtem Schritte entgegenging.

Auch am Reichstage prägte ſich dieſe Zerklüftung der Parteien in bezeichnender Weiſe aus. Der Kaiſer verlangte nachdrückliche Hülfe, allein er richtete das Actenſtück, worin dies geſchah, nur an die geiſtlichen Reichsſtände und zwar in einem Tone, der ſie zugleich bei der Sorge um ihre Exiſtenz und bei ihrem confeſſionellen Eifer faſſen ſollte! Als wenn Deutſchland der Zerrüttung nicht genug gehabt und auch noch der Wiederbelebung des Sectengeiſtes bedurft hätte, erklärte jetzt der kaiſerliche Geſandte (10. Febr.), dem Beiſpiele des Abfalles ſeien mehrere proteſtantiſche Reichsſtände gefolgt, und doch war die Erinnerung noch friſch genug wie eben der erſte katholiſche Reichsſtand nach dem Kaiſer ein beſonders ärgerliches Beiſpiel gegeben, und der katholiſche Kurfürſt von Sachſen bei der erſten dringenden Gefahr ſein Contingent zurückgezogen hatte! Wiederholt, fügte der Geſandte hinzu, habe darum der Kaiſer die geiſtlichen Stände darauf aufmerkſam gemacht, daß ihre Exiſtenz in Gefahr ſei, indem Säculariſationsentwürfe geſchmiedet würden und allem Anſehen nach die Aufopferung der geiſtlichen Reichsſtände zur Grundlage des Friedens gemacht werden ſolle. Einen ſolchen Frieden würde dann wohl Preußen und die von ihm abhängige proteſtantiſche Macht dem wehrloſen Reiche wider Willen aufdringen. Der Kaiſer habe ſolchen Entwürfen ſtets beharrlich widerſtrebt und ſei zum Aeußerſten entſchloſſen, nur müſſe man ihm in dieſer Lage beſonders eifrige Hülfe leiſten. Dieſe Aeußerungen fanden das rechte Echo im Kreiſe der geiſtlichen Herren. Hülfe zwar verſprachen ſie keine, vielmehr zählten ſie alle auferlegten Opfer, die Beſetzung ihrer Gebiete, die Ausſaugung ihrer Lande und Anderes auf, um die Unmöglichkeit weiterer Anſtrengungen zu beweiſen. Aber der Vorwurf gegen Preußen und

und die „proteſtantiſchen“ Reichsſtände fiel auf fruchtbaren Boden; die Antworten der geiſtlichen Geſandten waren ein verſtärkter Widerhall der kaiſerlichen Anklage. Man nahm die Säculariſationspläne als ausgemacht an, ſprach von den „gutgeſinnten“ Reichsſtänden im Gegenſatz zu den übelgeſinnten weltlichen, und redete von einer mächtigen Conföderation proteſtantiſcher Fürſten, welche ſich geeinigt hätte, nichts mehr für die gemeinſame Sache zu thun. Dieſe ſeltſame Correſpondenz, die wahrhaftig nicht dazu angethan war, die Stärke und Eintracht des Reiches zu fördern, erregte, wie ſich denken läßt, einige Senſation und Hannover wies in einer eigenen Erklärung (25. März) dieſe confeſſionelle Taktik zurück. Wir haben — hieß es da — mit Bedauern den Ton bemerken müſſen, welcher auf eine ſyſtematiſche Entgegenſtellung der katholiſchen und proteſtantiſchen Reichsſtände abzielt. Es iſt, um den mildeſten Ausdruck zu gebrauchen, ein ſolches Beginnen ſehr gewagt; die Zeiten der Liga und Union geben ein abſchreckendes Beiſpiel, zumal in der gegenwärtigen Lage des Reiches.

Nur eine Stimme aus dem geiſtlichen Lager mahnte zur allſeitigen Eintracht; es war die Dalbergs, des Mainzer Coadjutors. Er erinnerte an das Wort des alten römiſchen Geſchichtſchreibers: indeß man zu Rom berath, geht Sagunt zu Grunde. Die Kriſis ſei von der Art, daß Deutſchland eines Dictators bedürfe, der über alle Mittel des Kampfes, über die Mannſchaft, die Vorräthe, die Kaſſen unbedingt verfügen könne. Der Mann ſei gefunden: Erzherzog Karl; er müſſe das Steuer ergreifen, um das ſchwankende Boot vor dem Schiffbruch zu ſchützen. Der Vorſchlag war charakteriſtiſch für Dalberg; ſo wie der Mann ſein Leben lang war, ſtets betäubt von ſeinen eigenen heißblütigen Illuſionen und ſtets beherrſcht und ausgebeutet von fremden kaltblütigen Berechnungen, ſo hatte er jetzt in dem Erzherzoge ſeinen Helden und Retter gefunden — wie er ihn ſpäter in Bonaparte fand. Wäre in Deutſchland an den Gemeingeiſt und die Verleugnung von Sonderintereſſen auch nur zu denken geweſen, die Dalbergs Vorſchlag verlangte, und hätte ſich in ſeinen Fürſtengeſchlechtern der Mann vorgefunden, den ſolch ein Amt verlangte, ſo wäre uns ſchon lange geholfen geweſen, weil es dann nie ſo weit kommen konnte, wie es jetzt 1797 geworden war. Aber bis in der Nation ſolche verwegene Gedanken erwachten, bis die Fürſten einen einzigen Augenblick ſich ſelbſt vergaßen, bis die dictatoriſche Macht emporwuchs, die über Männer, Vorräthe und Kaſſen ſchrankenlos verfügte, bis dahin mußten erſt noch andere und herbere Lectionen kommen, als die Jahre 1792—1796 ſie gegeben hatten.

Indeſſen pochte die Gefahr ſo raſch und dringend an die Pforten der öſterreichiſchen Erblande, daß alle Reichshülfe zu ſpät kam, auch wenn ſie eifriger als ſonſt wäre geleiſtet worden. Die letzten Erfolge hatten in Italien Bonaparte freie Hand gegeben; Neapel war von der Coalition getrennt, der Papſt zu Tolentino gedemüthigt, Sardinien durch ein enges Bündniß an die

französische Politik geknüpft, die kleinen Staaten mit gebundenen Händen an Frankreich überliefert. Die kaiserlichen Heere, an Zahl und Kräften erschöpft, waren zwischen 20 und 30,000 Mann stark gegen Friaul zurückgegangen; nur einzelne Posten hielten sich zwischen dem Piave und Tagliamento. Die Soldaten waren durch die letzten Ereignisse tief herabgestimmt, ohne Zuversicht auf die eigene Kraft und ohne Vertrauen zu den Führern. Der Erzherzog Karl, jetzt in der Noth an die Spitze gerufen (Febr.), mußte damit beginnen, Officiere abzusetzen, die Regimenter zu reorganisiren, militärische Zucht und Ordnung neu zu begründen.

Was Bonaparte um sich an Streitkräften vereinigte, reichte hin, die Kaiserlichen über die karnischen und julischen Alpen zurückzudrängen. Drei französische Divisionen rückten der Etsch entgegen nach Tirol vor; die übrige Masse, über 40,000 Mann stark, sollte nach Innerösterreich vordringen. Im Anfang März setzte sich Bonaparte mit diesem Heere in Bewegung; kämpfend, wenn auch ohne eine größere Schlacht, wichen die Oesterreicher vor dem überlegenen Feinde; der Tagliamento und der Isonzo wurden überschritten und noch ehe der März zu Ende ging, standen die Franzosen in Illyrien. Am 25. März hatten sie Laibach besetzt; ein Theil der Kaiserlichen stand noch bei Klagenfurt, der Rest war nach St. Veit zurückgegangen. Nach wenig Tagen waren auch diese Stellungen geräumt und die Franzosen drangen über St. Veit und Friesach in Steiermark vor. Ohne Widerstand besetzten sie am 5. April Judenburg und ihre Vorhut ging schon bis Leoben vor. Die Kaiserlichen, obwol auf dem Marsche durch einzelne Truppenabtheilungen vom Rhein verstärkt, zogen sich zurück; es schien ihr Plan, sich durch nutzlose Gefechte nicht zu zersplittern, vielmehr für eine Hauptschlacht in der Nähe von Wien ihre Kräfte zusammenzuhalten.

Der Feind stand nicht mehr viele Märsche von der Hauptstadt weg und in der vornehmen Welt ward es unruhig; sie fing an, aus Wien zu flüchten. Aber es war auch viel guter patriotischer Eifer sichtbar, der sich bereit erwies, dem Feinde mit den Waffen zu begegnen. Die Bürgerschaft, die Zünfte, die Studirenden erboten sich freiwillig zur Vertheidigung der Hauptstadt mitzuwirken; von Außen strömten Zuzüge von Bauern herzu und das sorglose, genußsüchtige Wien bot mit einem Male den Anblick eines Feldlagers. Ein Freicorps in Wien hatte seine Werbeplätze aufgerichtet, Studenten, Kaufleute, Handwerker drängten sich herzu und Alles zeigte den besten Willen, den vaterländischen Boden zu vertheidigen. Dazu die Gebirgslande, insbesondere Tirol, gleich gut gerüstet und gesinnt; kurz allenthalben eine tüchtige unverbrauchte Volkskraft, die unter einer thatkräftigen und hochsinnigen Regierung Gewaltiges zu leisten vermochte, ja die sich selber überlassen, wie das Jahr 1809 bewies, mit Glanz und Ehren zu fechten verstand. Hier wie anderwärts in Deutschland, war wohl diese unbenutzte, der Organisation und Leitung bedürftige Macht der Nation fähig und bereit, den fremden Dränger abzu-

wehren, allein in der officiellen Welt war Alles ſchlaff und muthlos. Gerade die Männer, die Oeſterreich lenkten, waren am wenigſten dazu angethan, ſolch ſittliche Hebel zu verſtehen oder zu nützen; die Erinnerung an Maria Thereſia und an die Mittel, mit denen ſie einſt die wankende Monarchie gerettet, war für die geiſtloſen Bureauleute und die diplomatiſchen Routiniers, die dort regierten, nicht vorhanden. „Dem ſiegreichen Feinde — ſo ſoll ſich der Cabinetsminiſter Graf Colloredo ausgelaſſen haben — ſtopfe ich mit einer Provinz den Mund, aber das Volk bewaffnen heißt den Thron umſtürzen.*)“

Die Situation des franzöſiſchen Heeres war nichts weniger als ungefährdet. Eine Armee von einigen vierzigtauſend Mann, mit wenig Reiterei, war nicht dazu angethan, den Krieg in das Donauthal herabzutragen und großen Schlachten mitten im Feindeslande entgegenzugehen. Das Heer unter Joubert, das zur Linken nach Tirol vordrang, ſah ſich in dieſe natürliche Bergfeſte eingeengt und von dem mächtig erwachenden Haſſe des kampfluſtigen Gebirgsvolkes bedroht; es war zweifelhaft, ob es Bonaparte gelingen werde, die Verbindung zwiſchen Steiermark und Tirol herzuſtellen. Als er den Marſch über die Alpen angetreten, um die Kaiſerſtadt zu bedrohen, hatte er vorausgeſetzt, daß vom Rheine her eine gleichzeitige Bewegung nach der Donau ihn unterſtützen werde. War es Verſäumniß oder wollte das Directorium dem gefährlichen Manne nicht alle Streitkräfte der Republik in die Hand geben, genug, zu Ende März war weder die Rheinmoſel- noch die Maasſambre-Armee im Stande, den Rhein zu überſchreiten, und Bonaparte's dringendes Begehren um Hülfe ward mit dem verblümten Beſcheide erwiedert: es ſei für jetzt die Eröffnung des Feldzuges am Rhein noch nicht möglich.**) Zugleich erwuchs eine andere Verlegenheit, die eine Folge Bonaparte'ſcher Künſte war. Um die Republik Venedig, die eine der Prämien des Friedens werden ſollte, der Auflöſung entgegenzuführen, war eine Reihe ſchmachvoller Intriguen angeſponnen worden; die wehrloſe, eingeſchüchterte Republik, die ihre alten Ueberlieferungen politiſcher Größe völlig verloren, ſollte zu feindſeligen Schritten gegen Frankreich gereizt und damit der Vorwand offenen Angriffs gegen ſie gefunden werden. Mit perfider demagogiſcher Taktik waren

*) S. „J. C. Hotze, ſpäter Friedrich Freih. von Hotze, k. k. Feldmarſchalllieutenant, von dem Verf. der kriegeriſchen Ereigniſſe in Italien.“ Zürich 1853. S. 149. Thugut ſelbſt rühmte ſich übrigens, zu den Entſchlüſſen muthigen Widerſtands gerathen zu haben. S. die Note Raſumowski's bei Miliutin, Geſchichte des Kriegs im Jahr 1799. III. 440.

**) S. Correspondance inédite de Napoleon Bonaparte. Italie. T. II. 492 493. Vgl. Mémoires du duc de Raguse I. 272, welcher bemerkt: cette réponse changeant tout à fiat l'état delaquestiou, nous élaugait dans une position que le moindre revers pouvait rendre très-périlleuse; aussi fit-elle beancoup d' impression sur l'esprit du général en chef.

revolutionäre Bewegungen angezettelt und dadurch die venetianiſche Regierung in die Alternative gedrängt worden, entweder ſich allen Schimpf nutzlos bieten zu laſſen, oder ſich offen ihrer Exiſtenz zu wehren. Bevor die Regierung ſich zu einem Entſchluſſe ermannte, war von dem Volke die Entſcheidung gegeben: es erfolgte ein nationaler Gegenſchlag gegen die franzöſiſchen Wühlereien und die Landbewohner waffneten ſich, die fremden Dränger zu überwältigen. Auch jetzt hatte die Regierung nicht den Muth, den Franzoſen offen den Handſchuh hinzuwerfen, nur in der Stille ſuchte ſie die Inſurrection zu fördern. So war die Bonaparte'ſche Kabale der Reife nah, allein gerade in dieſem Augenblicke kam der Ausbruch ſehr unerwünſcht. Von Wien zwar nur einige zwanzig Meilen entfernt, aber von Joubert in Tirol getrennt, ohne Ausſicht auf Hülfe vom Rhein her, war Bonaparte durch einen Aufſtand im venetianiſchen Gebiet, durch welches ſeine Rückzugslinie ging, ernſtlich gefährdet. Indeſſen er kannte ſeine Gegner in Wien und ſein charakteriſtiſches Wort: „der Krieg iſt weſentlich eine Sache der Pſychologie" fand in dieſer kritiſchen Lage die glänzendſte Bewährung.

In Wien hatten die Zuſtände manche Aehnlichkeit mit der Lage Preußens kurz vor dem Abſchluſſe des Friedens von Baſel. Man führte officiell noch Krieg und der Kaiſer ſelbſt war der kriegeriſchen Anſicht zugethan, aber mächtige Einflüſſe am Hofe und in der Regierung arbeiteten auf den Frieden hin. Schon gegen Ende des Jahres 1796, als Mantua noch belagert und eine neue Armee zum Entſatze aus Südtirol hingeſchickt ward, waren darüber Berathungen gepflogen worden. Selbſt Thugut verbarg ſeinen Vertrauten nicht mehr, daß ihm um den Preis der Rheingränze der Friede nicht zu theuer erkauft ſcheine; die Integrität des deutſchen Reiches war eine gleichgültige Sache, wenn eine tüchtige Entſchädigung für Oeſterreich herausſprang. Ein dem Kaiſerhauſe nahe verwandter Hof, der neapolitaniſche, von einer ſonſt wüthenden Franzoſenfeindin, der Königin Marie Caroline, beherrſcht, neigte jetzt zu friedfertigen Stimmungen und ein neapolitaniſcher Diplomat, der Marcheſe de Gallo, einer der Vertrauten Thuguts, ward zum Vermittler bei Bonaparte erſehen. Schon im December war es dem franzöſiſchen Feldherrn kein Geheimniß, daß ſich in Wien hinter der officiellen Kriegsluſt eine rührige Friedensintrigue verſtecke, die es vielleicht nicht einmal ungern ſah, wenn die noch Widerſtrebenden, die Anhänger der britiſchen Allianz und vor Allen der Kaiſer ſelbſt, durch militäriſche Erfolge der Gegner auf Friedensgedanken gebracht wurden. Der Schlag von Rivoli, der Fall von Mantua kam dieſem Treiben mächtig zu Hülfe. Ein Verſuch, Rußland zu thätiger Hülfe heranzuziehen, ward von Kaiſer Paul mit Friedensmahnungen beantwortet.*) Auf dem deutſchen Reichstage zwar legte Oeſterreich noch ganz kriegsmuthige Meinungen an den Tag und es iſt dies, aller Wahrſcheinlichkeit nach, auch noch

*) Michailowski-Danilewski. Feldzug von 1799. Bd. I. S. 26 ff.

des Kaisers eigene Meinung gewesen; allein das Mangelhafte der Rüstungen, die Schwäche der Truppen in Friaul, ihre unglückliche Aufstellung ließ dem Verdachte Raum, daß die Friedensmänner sicher und unverdrossen auf ihr Ziel hinarbeiteten. Daß der Held von 1796, der Erzherzog Karl, an die Spitze der Armee gerufen und mit einer gewissen Feierlichkeit zum „Generalissimus" ernannt worden war, störte jene Friedenstendenzen keineswegs. Gerade von einem so arglosen, für das politische Intriguenspiel so wenig geeigneten Charakter hatte der leitende Minister weniger Wachsamkeit und Widerstand zu befahren, als von jedem Andern. Der Name des Prinzen hatte zugleich den Werth, das doppelzüngige Spiel hinter den Coulissen mit einer ehrenhaften Hülle zu bedecken und in der öffentlichen Meinung die frohe Zuversicht wach zu halten, daß nun Alles in die besten Hände gelegt sei. Indessen übte das Vordringen Bonaparte's auch auf den Kaiser eine einschüchternde Wirkung; die Thätigkeit des leitenden Ministers, das Drängen des neapolitanischen Hofes, zumal der Kaiserin selbst, die eine Tochter Marien Carolinens war, that das Uebrige. In den Berathungen, die zu Ende März stattfanden, hatte die Friedenspolitik bereits das Uebergewicht, und dem Vertreter Englands blieb nichts übrig, als darauf zu bestehen, daß man wenigstens noch eine kurze Frist einhalte und nicht ohne britischen Rath den entscheidenden Schritt thue. Eine allgemeine Zusage in diesem Sinne zu geben und doch anders zu handeln, war für einen Mann wie Thugut eine unbedenkliche Sache.

Von allen diesen Dingen war Bonaparte unterrichtet. Es hat eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß ihn die vermittelnde neapolitanische Diplomatie im Zusammenhange erhielt, wenn es gleich sehr schwer ist zu sagen, wie weit solche nicht in Acten und Urkunden niedergelegten Eröffnungen gegangen sind. Doch war es Bonaparte genug, zu wissen, daß man in Wien nach Frieden dürstete; was konnte ihm willkommener sein in seiner Verlegenheit? Die Lage der Dinge war so geworden, daß sich kaum sagen läßt, wem diese Verwicklung der Dinge erwünschter kam, Thugut oder Bonaparte? Der eine konnte unter dem Eindrucke des siegreichen Vorrückens den letzten Widerstand der Friedensfeinde überwinden, der andere bedeckte alle möglichen Gefahren seiner vorgeschobenen Stellung mit einem raschen friedlichen Abschluß.

So erklärt sich der Schritt, den Bonaparte jetzt zum Frieden that. Von Klagenfurt richtete er am 31. März ein Schreiben an den Erzherzog, das im salbungsvollen Tone eines Friedensapostels die Hand zum Frieden bot. „Ich würde mich stolzer fühlen — schrieb der große Kriegswürger des Jahrhunderts — auf die Bürgerkrone, die ich durch die Rettung eines einzigen Menschenlebens verdiente, als auf all' den traurigen Ruhm, der aus kriegerischen Erfolgen entspringen kann." In der Antwort, die der Erzherzog darauf gab (2. April), entschuldigte er sich mit dem Mangel einer Vollmacht zur Frie-

densunterhandlung und ſchlug einen Waffenſtillſtand vor. Das lehnte Bonaparte ab; nur über den Frieden wollte er verhandeln. Als deſſen Bedingungen nannte er: Unabhängigkeit der Lombardei, Abtretung Belgiens und des linken Rheinufers. Graf Merveldt überbrachte dieſe Vorſchläge nach Wien. Das Vorrücken war durch dieſe Verhandlungen nicht unterbrochen worden; am 3. April waren die Franzoſen aus Kärnthen nach Steiermark vorgerückt und beſetzten Neumarkt; in den nächſten Tagen gelangten ſie bis Judenburg, Knittelfeld und Leoben.

Die Bedingungen, die Merveldt überbrachte, waren die nämlichen, die man in Wien bisher und auch jetzt noch als unannehmbar bezeichnete; dennoch beeilte ſich jetzt Thugut, auf die dargebotene Unterhandlung einzugehen. Am 7. April kam Merveldt, vom General Bellegarde begleitet, nach Judenburg zurück mit den öſterreichiſchen Vorſchlägen. Die kaiſerlichen Abgeſandten fanden Bonaparte zugänglicher als es vorher ſchien. Ein Waffenſtillſtand vom 7—13. April, der den Franzoſen freilich die Stellungen bis Bruck, Gratz, Mautern, Rottenmann im Ens- und im Drauthale einräumte, ward von Bonaparte jetzt gewährt, weil „er zu dem ſo erſehnten und nützlichen Frieden den Weg bahnen könne.“ In der Unterredung mit den öſterreichiſchen Officieren beharrte er auf der Rheingränze; Italien, fügte er hinzu, werde Gegenſtand der Unterhandlung ſein. Damit ſchien dem Kaiſer wieder eine Ausſicht auf die Lombardei eröffnet; Venedig ſchon jetzt als die Entſchädigung für Oeſterreich zu bezeichnen, dazu waren die Dinge noch nicht weit genug gediehen.

Dieſe Eröffnungen waren alſo gemäßigter als die früheren Bedingniſſe. In einer Depeſche an das Directorium hob Bonaparte alle die Momente hervor, welche dieſe mäßigeren Forderungen annehmbar machen müßten; ſeine Armee, gab er zu verſtehen, ſei vereinzelt und weit vorgeſchoben, am Rhein der Feldzug noch nicht begonnen, Italien in wilder Aufregung; zudem werde Frankreichs Macht durch die Rheingränze, durch den Beſitz von Mainz, durch die Vergrößerung der cispadaniſchen Republik mit Modena und Carrara hinlänglich erweitert. In dieſer Auffaſſung fand ſich der franzöſiſche Feldherr ſchon faſt auf einem Wege mit dem öſterreichiſchen Premierminiſter; auch dieſem ſchien die Aufopferung Belgiens und der Rheingränze erträglich compenſirt durch den Gewinn der venetianiſchen Gebiete und er ſah wohl mit gleicher Schadenfreude wie Bonaparte die Ausbreitung des Aufſtandes, welche den Vorwand gab, auf die machtloſe Republik Beſchlag zu legen.

Indeſſen war zu Wien die Entſcheidung im Sinne des Friedens gefallen. Wohl hörte man auch jetzt noch Stimmen, die auf Bonaparte's kritiſche Lage, auf den Kriegseifer im öſterreichiſchen Volke, auf die Angriffsluſt der Tiroler und den Aufſtand in Italien hinwieſen, aber die Friedenspolitik trug den Sieg davon; der Waffenſtillſtand ward verlängert und auf Grundlage von Bonaparte's Eröffnungen die Friedensunterhandlung beſchloſſen. Am

13. April begab sich die kaiserliche Gesandtschaft ins französische Hauptquartier nach Göß, der bischöflichen Residenz bei Leoben,*) um die Präliminarien des Friedens zu unterzeichnen. Die Wahl der Personen war charakteristisch für den Geist, in welchem die Unterhandlung geführt werden sollte. Neben Merveldt, der übrigens nur figurirte, war der Hauptunterhändler — der neapolitanische Gesandte Marchese de Gallo, derselbe Mann, der seit Monaten unermüdet daran gearbeitet, um der Sicherheit des neapolitanischen Hofes willen, Oesterreich in die Bahnen eines Separatfriedens hineinzuleiten! Wie 1793 und 1795 in Preußen die Leitung der deutschen Geschicke einem italienischen Höflinge, dem Marchese Lucchesini, überlassen war, so lag jetzt die Verhandlung Oesterreichs, die über die Zukunft des deutschen Reiches entschied, in den Händen eines Neapolitaners und eines Corsen. Bonaparte selbst hat diese traurige Anomalie den Unterhändler höhnisch empfinden lassen.**) Ihr Name ist kein deutscher, äußerte er bei der ersten Audienz. Das ist richtig, erwiederte der Marchese, ich bin Gesandter von Neapel. Seit wann, fragte Bonaparte, unterhandle ich mit Neapel? Wir sind ja in Frieden; hat denn der Kaiser Niemanden mehr von der alten Wiener Aristokratie?! Wie uns Bonaparte selbst erzählt, hat er gegen diesen Diplomaten eine ähnliche Taktik gebraucht, wie später gegen Cobenzl und Haugwitz: den Ton pathetischen Trotzes und Drohens, der auf ängstliche Gemüther seine Wirkung nicht verfehlt. „Die französische Republik — rief er aus, als Gallo deren Anerkennung in den Vertrag aufnehmen wollte — will nicht anerkannt sein; sie ist in Europa, was die Sonne am Horizont, um so schlimmer für den, der sie nicht sehen und von ihr nicht Vortheil ziehen will."

Was die beiden Italiener am 15. u. 16. April über Oesterreich, Deutschland und Italien mit einander verabredet haben, bildet den Inhalt der Uebereinkunft, die in der Nacht vom 17. zum 18. in Göß bei Leoben abgeschlossen und von den beiden Regierungen in Wien und Paris genehmigt worden ist. Diese Präliminarien von Leoben traten an Frankreich Belgien und die „durch die constitutionellen Gesetze der Republik" bewilligte Gränze, d. h. die Rheingränze ab; ein Congreß sollte den Frieden mit dem deutschen Reiche feststellen und zwar auf Grundlage der „Integrität des Reiches." Ein Congreß zu Bern war bestimmt, den Frieden auch mit den übrigen kriegführenden Mächten anzubahnen. Oesterreich entsagte seinen Besitzungen, die jenseits des Oglio lagen, und erhielt dafür den Theil des venetianischen Gebietes, der zwischen dem Oglio, dem Po und dem adriatischen Meere gelegen war, nebst Istrien und Dalmatien; auch sollten nach der Ratification des defini-

*) Ueber die Localitäten s. den genauen Bericht eines Augenzeugen im polit. Journ. 1797. II. 747 ff., wo auch die gewöhnliche Angabe berichtigt ist, als habe Verhandlung und Abschluß im Eggenwald'schen Gartenhause stattgefunden.

**) S. Corresp. inédite II. 556.

tiven Friedens die Feſtungen Mantua, Palmanova und Peſchiera nebſt einigen kleineren Forts an Oeſterreich zurückgegeben werden. Die Romagna, Bologna und Ferrara ſollten zu Entſchädigungen für Venedig verwandt, auch Modena für ſeine Verluſte abgefunden, die in Oberitalien neugebildete Republik von beiden Seiten als unabhängig anerkannt werden.

Es ſind wenig Verträge geſchloſſen worden, deren Immoralitäten und Widerſprüche ſich mit den Präliminarien von Leoben meſſen können. Man verfügte hier, wie bei der Theilung Polens, über venetianiſche Gebiete, ohne Venedig ſelbſt zu hören; man beſtimmte ihm Entſchädigungen, während es doch bereits beſchloſſene Sache war, den ganzen venetianiſchen Staat aufzulöſen und zu vertheilen. Ein Theil des linken Rheinufers ward Frankreich mit unzweideutigen Worten abgetreten und wie zum Hohne die „Integrität des Reiches“ als Baſis des Friedens beſtimmt;*) Bonaparte verſprach den Oeſterreichern die Rückgabe von Mantua und Peſchiera, und doch war kein Zweifel, daß Frankreich nie geneigt war, dies Verſprechen zu erfüllen. Indeſſen beſtand darüber bei den Mächten, die den Vertrag ſchloſſen, wohl kaum eine Selbſttäuſchung; was beiden als Hauptſache galt, war erreicht. Bonaparte hatte Belgien, die Rheingränze und Oberitalien in der Geſtalt einer Tochterrepublik erlangt; alles Andere war weniger ernſtlich gemeint, als darauf berechnet, die Welt zu täuſchen. Auch dies gelang; die Bedingungen, ſo wie ſie damals an die Oeffentlichkeit kamen, reichten eine Zeitlang hin, die Welt zu düpiren, bis denn freilich immer handgreiflicher die Widerſprüche an den Tag kamen. Die Vernichtung Venedigs warf das erſte grelle Schlaglicht auf den wirklichen Sinn des Vertrages; der Raſtatter Congreß brachte allmälig auch über das Andere, namentlich über die „Integrität des Reiches“, die volle bittere Wahrheit an den Tag.

Während man in Steiermark Friedenspräliminarien unterzeichnete, ward am Rhein noch lebhaft und blutig gefochten. Auf die Raſchheit der Entſchließungen in Wien iſt dies von fühlbarer Wirkung geweſen und das war auch wohl die Abſicht der Franzoſen, als ſie in einem Momente, wo der Friede mit Sicherheit zu erwarten ſtand, noch eine Razzia auf das rechte Rheinufer unternahmen. Es waren, nachdem die Verſtärkungen nach Inneröſterreich abgegangen waren, noch etwa 90,000 Mann Oeſterreicher am Rhein zurückgeblieben, 40,000 unter Latour von der Schweizergränze bis nach Mannheim, 25,000 unter Werneck am Niederrhein, der Reſt beſtand in Reſerven

*) Das Directorium ſelbſt äußerte darüber in einer Note v. 19. Mai: le principe est modifié dans les préliminaires mêmes par le consentement qu'ils énoncent à la cession des evêchés de Liège et de Bâle, à celles qui nous ont été faites par des traités, à celles qui resultent des decrets de la convention nationale; ce qui nous assurerait Aix-la-Chapelle, Mayence, Worms, Spire et la plus grande partie de ce qui est entre Moselle et Rhin.

und Beſatzungen. Dieſer Macht gegenüber ſtand Moreau mit 60,000 Mann im Elſaß; Hoche in etwas größerer Stärke am Niederrhein. Lange Zeit waren die beiden Heere nicht ſo weit ſchlagfertig geweſen, um den Rhein zu überſchreiten; ſie begannen den Kampf erſt, als ſich Alles zum allgemeinen Frieden anließ. Scheinbare Unterhandlungen über eine Verlängerung des Waffenſtillſtandes hatten die Kaiſerlichen vollends ſicher gemacht; als der Angriff plötzlich erfolgte, waren ſie überraſcht, ihre Anſtalten mangelhaft. Am 18. April, an dem Tage, wo zu Leoben der Friede unterzeichnet ward, brach Hoche bei Neuwied über den Rhein, ſchlug die Kaiſerlichen aus ihren Verſchanzungen, drängte ſie gegen Montabaur und Hachenburg zurück und ließ ihnen keine Raſt, bis ſie das Gebiet bis zur Nidda geräumt hatten. Indeſſen näherte ſich ſchon von Mainz her eine zweite Colonne Frankfurt und die reiche Stadt hätte abermals, wie 1792 und 1796, den Brandſchatzungen der Franzoſen erliegen müſſen, wäre nicht in dieſem Augenblicke ein Courier mit der officiellen Botſchaft von dem Vertrage von Leoben eingetroffen, welcher dem weiteren Vordringen ein Ziel ſetzte. So trat auch hier die Waffenruhe ein; die Nidda trennte beide Heere. Am Oberrhein hatte der Feind ebenfalls die letzten Stunden benutzt, um einen Schlag auf's rechte Rheinufer auszuführen. Bei Straßburg ward (19—20. April) eine Landung verſucht; zwar leiſteten die Kaiſerlichen hier kräftigen Widerſtand, aber die Franzoſen gewannen doch den Uebergang, drängten die Oeſterreicher über die Reuch und Kinzig zurück und nöthigten das ſchwach beſetzte Kehl zur Uebergabe. Am 22. und 23. April ſtand der größte Theil von Moreau's Heer auf dem rechten Rheinufer und ſchob ſeine Vorpoſten nach den Schwarzwaldpäſſen vor, als auch hier die officielle Friedensbotſchaft dem Kampfe ein Ende machte. Eine Demarcationslinie, die von Ettenheim über Lahr, Gengenbach, Oberkirch, Achern nach Lichtenau lief, ſchied die beiden Armeen. Die wenigen Tage, die ſie dem Frieden noch abgetrotzt, hatten den Franzoſen über eilftauſend Gefangene, zahlreiches Geſchütz und andere Trophäen gebracht; Deutſchland lag wieder vor ihnen offen, wie im Sommer 1796. Ein Glück noch, daß dies nicht ein Paar Wochen früher gekommen war; Oeſterreich hätte dann wahrſcheinlich die Bedingungen von Leoben nicht erhalten. So konnten die Franzoſen allerdings mit einem gewiſſen Schein von Wahrheit, was ſie dort erlangt, noch als Beweiſe ihrer „Mäßigung“ rühmen!

Dieſe letzten Tage der Noth hatten alle Erinnerungen an die Bedrängniß des vergangenen Jahres wieder aufgefriſcht; man wollte ſich nicht ſo wohlfeil wie damals der feindlichen Ausbeutung hingeben. Die trägen Körperſchaften des alten Reiches geriethen noch einmal in eine vorübergehende Bewegung, um bald für immer dem Todesſchlafe zu verfallen. Zum erſten Male ſeit Menſchenaltern ſah man wieder in Ulm einen ſchwäbiſchen Grafen-

tag versammelt (Ende März), der über die Beschützung des bedrohten Vaterlandes berieth. Auch die schwäbischen Städte traten (6. April) in Ulm zu ähnlichem Zweck zusammen. Der kaiserliche Minister beim schwäbischen Kreise hielt in Kempten eine Versammlung der Kreisstände, um eine Volksvertheidigung der bedrohten Gebiete und die Organisation eines Landsturmes anzuregen; kriegerische Proclamationen forderten die Städte und Einwohner Schwabens auf, sich zum Schutze des Vaterlandes zu vereinigen. Der Waffenstillstand setzte diesen spätgekommenen Versuchen nationaler Erhebung eine Gränze; wir werden wohl kaum irren, wenn wir behaupten, daß davon auch kein Erfolg zu erwarten war. Dieselbe Verschrobenheit der Formen und der engherzige, pedantische Sinn, der an allen andern Stellen eine gesunde Entfaltung unserer Reichsverhältnisse gehemmt hat, wäre auch hier störend in den Weg getreten. Bedeutsam an diesen Kundgebungen war nur die richtige Ahnung eines nahen Umsturzes der alten Ordnung, welche alle diese Ueberreste, die geistlichen Herren, die Grafen und Städte unwillkürlich überkam. Lediglich diese Sorge um die eigene Existenz war es auch, was die „verfaulten Flecken" des heiligen römischen Reiches plötzlich den Ton des besorgten Patriotismus anstimmen ließ; das bewies am sprechendsten ein Vorgang, der in dieselbe Zeit fällt. Wir erinnern uns,*) wie seit dem Teschener Frieden die russische Politik ihre Freundschaft für Deutschland mit einer verdächtigen Zudringlichkeit geltend machte und sichtbar bemüht war, sich im Süden und Westen eine Clientel großzuziehen. Nun, an diese russische Intervention appellirten jetzt die rheinischen und der schwäbische Kreis und bestrebten sich ihre Wohlfahrt dort „devotest anzuempfehlen" —**) ein bitteres Zeugniß, was es mit der Vaterlandsliebe und dem Nationalstolz dieser Herren auf sich hatte. Das Reich und die Nation sammt ihrer Macht und Ehre konnten zu Grunde gehen, wenn nur diese winzigen Herren, sei es auch durch die Protection des Auslandes, ihre Existenz erhielten!

*) S. Band I. S. 155. 287.

**) S. Polit. Journal 1797. II. 731. 985. In dem oberrhein. Kreisconclusum war es als „allerseitiger Wunsch bezeichnet, daß gegenwärtiger Veranlaß ergriffen werde, um Sr. kais. Maj. von Rußland Namens der Fürsten und Stände dieses Kreises für die höchst schätzbare Theilnahme an der Wohlfahrt des deutschen Reiches überhaupt und dieses Kreises insbesondere die Versicherung der wärmsten Dankbarkeit und Erkenntlichkeit darzubringen und zugleich um die Fortdauer des geneigten Wohlwollens ehrerbietigst anzuflehen, mit dem Zusatze, daß Fürsten und Stände, durch die Erneuerung jener großmüthigen Kaisergesinnungen aufgemuntert, nicht umhin können, um die vielvermögende Einwirkung in einer Epoche zu bitten, wo das unter den Drangsalen eines zur gerechten Nothwehr abgedrungenen Krieges schmachtende deutsche Reich dessen Beendigung durch einen annehmlichen Frieden mit Sehnsucht entgegensieht." — Der Wunsch um russische Intervention ging 1801 und 1802 in Erfüllung!

Während man ſich im Süden den Czaren zu Füßen warf, empfand man im Norden ein gewiſſes ſchadenfrohes Behagen, durch den Abfall von der gemeinſamen Sache vor den Plünderungen, die Süddeutſchland heimſuchten, bewahrt zu ſein. Es war kein Wort zu viel geſagt, was Gentz etwa ein Jahrzehnt ſpäter über die Stimmungen dieſer Zeit urtheilte. Der gemeinſchaftlichen Gefahr auf jedem nur erdenklichen Wege entrinnen, wenn Theilnahme nicht mehr abgelehnt werden konnte, ſich auf die dürftigſte und unwirkſamſte beſchränken, und ſobald nur ein Ausgang ſich zeigte, auf jede Bedingung den Schauplatz verlaſſen, das ſchien die Summe aller Staatsklugheit zu ſein. Wer damals von einer gemeinſchaftlichen Sache, von der Nothwendigkeit gemeinſchaftlicher Maßregeln und heilſamer Bündniſſe ſprach, wurde, wenn es ihm noch gnädig erging, wie ein gutmüthiger Schwärmer, gewöhnlich wie ein gedungenes Organ einer oder der anderen Regierung behandelt. Seine perſönliche Sicherheit auf's Spiel ſetzen, ſeine Schätze angreifen, ſeine Truppen ausrücken laſſen, um einem Anderen zu Hülfe zu eilen, wurde wie eine Art von Wahnſinn betrachtet. Man erſchöpfte ſich in Lobreden auf die, die ſich vor jeder auch nur augenblicklichen Verſuchung, der allgemeinen Wohlfahrt ein Opfer zu bringen, am ſorgfältigſten zu verwahren gewußt hatten. Die Verkehrtheit ſtieg wirklich ſo hoch, daß die am zärtlichſten geliebt wurden, die man am entſchloſſenſten ſah, an dem Kampfe gegen den gemeinſchaftlichen Feind nicht den geringſten Antheil zu nehmen.

Die Politik von Baſel, die Demarcationslinie, die Sonderbündniſſe von 1796, der Vertrag von Leoben, das Streben nach franzöſiſcher oder ruſſiſcher Protection, es ſind dies alles nur Symptome derſelben Auflöſung, die das alte Reich vollends aus den Fugen brachte. Oeſterreich und Preußen, die mittleren und die ganz winzigen Reichsſtände, ſie theilten ſich faſt gleichmäßig in die Schuld und keiner hatte Grund, ſich vor dem Anderen eines Beſſeren zu berühmen. Höchſtens überbot jetzt Thugut die vorausgegangenen Thaten der Andern. Der kaiſerliche Hof hatte zu Leoben das Gleiche gethan, womit Preußen 1795, die ſüddeutſchen Fürſten 1796 begonnen hatten: er hatte nur wenig verblümt den Franzoſen die Rheingränze zugeſagt und ſich ſelber für ſeinen Verluſt ausreichenden Erſatz auf Koſten Dritter zuſichern laſſen. Man ſtrebte aber in Wien zugleich nach dem Ruhme einer beſonderen Stellung; die Welt ſollte glauben, nur der Kaiſer ſei bis zuletzt ſeiner Pflicht gegen Deutſchland unverbrüchlich treu geblieben. So war in den Vertrag vom 18. April die nichtsſagende Phraſe von der „Integrität des Reiches" aufgenommen worden, der doch ſchon der erſte Satz des nämlichen Vertrages geradezu widerſprach. In dieſem Sinne geſchah denn auch die Eröffnung an den Reichstag. Der Reichstag beeilte ſich (28. April) die Empfindungen der Freude und des Dankes für die Erhaltung der Reichsintegrität auszuſprechen; es „ſei dies eine neue Probe von Ihro kaiſerl. Majeſtät immer unermüdeten, immer gleichen Sorgfalt und Aufmerkſamkeit für das Wohl des Reiches, von

den ſo allgemein wohlthätigen Folgen allerhöchſtihrer Standhaftigkeit und von der ſich auf die Rettung, Ruhe, Sicherheit, Erhaltung und das Glück ſo vieler Millionen Menſchen ausbreitenden Wirkung allerhöchſtihrer großmüthigen, über jeden Ausdruck erhabenen, edlen Denkungs- und Handlungsweiſe, Seelengröße und Herzensgüte."

Beides, die Eröffnung, wie der Dank, erinnerte an die Zeiten des byzantiniſchen Reiches; ſo viel Unwahrheit und ſo viel Schwulſt, wo die Wirklichkeit der Dinge ſo laut und wahrhaftig redete! Und wie raſch mußte die Täuſchung zerrinnen! Denn ſchon während man ſich in Regensburg mit ſüßen Redensarten begrüßte, mußte jeder Zweifel darüber ſchwinden, welches der wirkliche Sinn der Verabredungen von Leoben war.

Der Waffenſtillſtand und die Präliminarien erwieſen dem Reiche nicht einmal die Wohlthat einer raſchen Milderung der Kriegsdrangſale. Nicht das linke Rheinufer allein, ſondern auch die rechte Seite ward von den Franzoſen nach wie vor ausgeſaugt. Die Brandſchatzungen und Requiſitionen, welche die Franzoſen an der Lahn, an der Sieg, Nidda und in der Wetterau erhoben, erinnerten an die Zeiten Cuſtine'ſcher und Jourdan'ſcher Erpreſſung; Hoche ſchrieb auf dem rechten Ufer blos an baarem Gelde eine Contribution von nahezu 4 Millionen Livres aus — der Leiſtungen an Naturalien, der zahlloſen einzelnen Plünderungen nicht zu gedenken, wodurch jetzt, wie in den Jahren 1792, 1795 und 1796, dieſe ſchutzloſen Gebiete heimgeſucht waren. Die Lahngegenden namentlich waren mit franzöſiſcher Einquartirung ſo überfüllt, daß die Bewohner von allen Geißeln des Krieges, Armuth, Hunger und Krankheit faſt aufgerieben wurden. Zwiſchen der Sieg und Wied ſtanden ganze Dorfſchaften leer, deren Bewohner ſich ins neutrale preußiſche Gebiet geflüchtet hatten, um dort Sicherheit zu finden. Der Misbrauch der Requiſitionen, der Geldauflagen und der Plünderungen im Kleinen drückte ſo arg wie je, und es war keine Macht vorhanden, die Deutſchland davor geſchützt hätte. Das Alles geſchah, während ſich das officielle Deutſchland zu Regensburg über die Segnungen und die Wohlthaten des Friedens becomplimentirte! Wohl wechſelten die Truppenzüge und es nahm ſeit den Sommermonaten ihre Zahl auch ab, aber die Bedrückung blieb im Ganzen die nämliche. Im Herbſt wurde im Naſſauiſchen eine neue Contribution von 2 Millionen Livres auferlegt und mit dem Abholzen der Waldungen gedroht, falls ſie nicht ſofort bezahlt würde.*) In Cöln ſetzte man die beiden Bürgermeiſter und einige Stadträthe ins Stockhaus, um die raſchere Zahlung des noch fehlenden Reſtes der Contribution zu erzwingen. Aehnlich ging es am ganzen Rheine, von der Schweizergränze bis zur norddeutſchen Demarcationslinie, es hing nur von der Perſönlichkeit der Befehlshaber ab, ob die Geißel härter oder ſchonender geſchwungen ward. Das einzige Lebenszeichen, welches das officielle Reich

*) Polit. Journ. 1797. II. 980 f.

gegenüber dieſen Vorgängen von ſich gab, war eine Erklärung des Kaiſers am Reichstage: daß ſich der Erzherzog Karl wiederholt bei der franzöſiſchen Generalität zum Beſten der bedrängten deutſchen Gebiete verwandt habe.

Während ſo der Weſten von Deutſchland nur den Namen, nicht die Wohlthaten des Friedens genoß, zeigten andere Vorgänge, was es mit der „Integrität" der Reichsgränzen, die zu Leoben ſtipulirt war, für eine Bewandtniß hatte. Schon früher haben wir berichtet, wie die Franzoſen ſich auf dem linken Rheinufer häuslich einrichteten und die Gebiete nach ihrem Zuſchnitt organiſirten und verwalteten; auch die Requiſitionen, Kriegsſteuern und Bedrückungen jeder Art blieben natürlich nicht aus. Jetzt begann links vom Rhein eine ähnliche revolutionäre Propaganda, wie die, welche in Italien die alten Regierungen ſtürzen half. In Cöln, Bonn, Trier, Coblenz, Worms wurden unter franzöſiſcher Aegide demokratiſche Verbindungen und Clubs gegründet, revolutionäre Aufrufe, Schriften und Flugblätter verbreitet und gegen die alten Regierungen planmäßig agitirt. Man ſprach von einer „cisrhenaniſchen Republik", die hier als Seitenſtück zur cisalpiniſchen errichtet werden ſollte. In den Eifelgegenden fingen die Landgemeinden an, ſich für „frei und unabhängig" zu erklären und Freiheitsbäume zu errichten; wo in den Städten ſich ein Widerſtand regte, da wurden, wie jetzt im September zu Cöln, die Gemeindebehörden abgeſetzt und eine Municipalität franzöſiſchen Gepräges octroyirt. So gelang es denn, eine Anzahl Magiſtrate in Aachen, Cöln, Trier, Coblenz zu veranlaſſen, daß auch ſie ſich für „unabhängig" erklärten und jene „cisrhenaniſche Republik" ausriefen, die, aus cölniſchen und trierſchen Gebieten zuſammengeſetzt, nichts als der Vorbote franzöſiſcher Einverleibung war. Kurfürſt Maximilian Franz erließ von Mergentheim aus einen offenen Brief an ſeine Unterthanen (20. Sept.), worin er die Getreuen zu ſtandhaftem Ausharren ermuthigte und die Hoffnung ausſprach, es würden binnen Kurzem die gegenwärtigen Uebel ihr Ende erreichen. Im Ganzen glichen die revolutionären Ausbrüche den Mainzer Erſcheinungen von 1792 und 1793; mit demokratiſchen Agitationen fing man an, die Einverleibung mit Frankreich war das Ende. Es wurde viel gelärmt und geredet, Freiheitsbäume aufgepflanzt, Proclamationen erlaſſen, revolutionäre Proceſſionen und Maskeraden im franzöſiſchen Stil aufgeführt, indeſſen das eigentliche Volk blieb theilnahmlos wie damals und die Anhänger der franzöſiſchen Demokratie waren lange nicht der zahlreichſte, nur der lauteſte Theil der Bevölkerung. Vielmehr fehlte es nicht an Symptomen, daß die Maſſe der Bewohner, nicht aus Anhänglichkeit an die alten Misbräuche, ſondern aus geſundem Inſtinct gegen die fremden aufgedrungenen Dinge eher zum Widerſtande als zur Sympathie angethan war.*) Welchen diplomatiſchen Zweck die franzöſiſche

*) Polit. Journ. II. 1043 f. 1082 f.

Regierung mit diesen republikanischen Kundgebungen im Auge hatte, werden wir später sehen.

Diese Zustände machen es begreiflich, daß der ersten unwillkürlichen Freude über die Herstellung des Friedens eine schwüle und gedrückte Stimmung gefolgt war. Zudem deutete Manches mehr auf Krieg, als auf Frieden. Auf beiden Seiten ward lebhaft gerüstet und recrutirt, die Kriegsbedürfnisse wie für einen neu bevorstehenden Kampf vorbereitet. In Baiern und der Oberpfalz standen noch die österreichischen Heerhaufen, nach Franken zogen neue Verstärkungen, bei Würzburg, Ulm und Heilbronn wurden Lager abgesteckt, indessen die Franzosen auch auf dem rechten Ufer vom Niederrhein bis zum Taunus sich ausdehnten und die Schwarzwaldübergänge im Rench- und Kinzigthale besetzten. Dazu kamen die Truppenbewegungen in Italien, der Einmarsch der Oesterreicher in Istrien; Schritte, die allerdings nur eine Folge der geheimen Einverständnisse von Leoben, aber in ihren wahren Beweggründen der Menge noch nicht verständlich waren. Was dem von Thugut und Bonaparte verabredeten Streich gegen Venedig galt, das konnte den Uneingeweihten ebenso gut als ein Symptom neuer kriegerischer Ereignisse erscheinen.

Der Reichstag war so bedeutungslos, daß er über die eigentliche Lage der Dinge fast zuletzt unterrichtet ward. Jener Anzeige, die gleich nach dem Vertrage von Leoben gemacht war, folgte eine Pause von Monaten, in welcher die Versammlung beinahe völlig unthätig blieb. Daß eine Reichsfriedensdeputation erwählt und eine Instruction für dieselbe ausgearbeitet werden sollte, das waren die einzigen nennenswerthen Acte vom April bis in den Sommer. Am 23. Juni traf dann ein kaiserliches Hofdecret ein, welches die Einleitung zum allgemeinen Frieden betraf; noch, hieß es darin, dauerten die Unterhandlungen über den Ort des Friedenscongresses fort; es werde aber darüber bald eine Entscheidung erfolgen. „In der Zwischenzeit sollten die deputirten Reichsstände sich beeifern, alles Erforderliche zur Beschleunigung des Geschäfts ihrerseits vorkehren, um hernach, vereinigt unter ihrem Reichsoberhaupte, nach überlebten vielen Stürmen im Geiste patriotischer Eintracht und Standhaftigkeit das große Werk zu beginnen, auf der Basis der Integrität Deutschlands Verfassung und Wohlfahrt, dem Sinne der Reichsinstruction gemäß, zur bleibenden Wonne der friedliebenden Menschheit auf Jahrhunderte zu befestigen.“ Der Reichstag beantwortete die Eröffnung gleich salbungsvoll, gedachte jedoch zugleich der Bedrängnisse, denen der westliche Theil Deutschlands auch während des Waffenstillstandes unterworfen blieb. Es verflossen wieder einige Monate, bis die Instructionen eingeholt und das weitläufige Geschäft der Abstimmung in den drei Reichscollegien zu Ende gebracht war; am 11. August kam es endlich zu dem Beschlusse: daß Se. kaiserl. Maj. geruhen möge, die Abschließung des Reichsfriedens zu übernehmen; sollte es aber, wie der Anschein sei, dem Kaiser nicht gefällig sein,

dem allgemeinen Wunsche zu entsprechen, so werde die bereits beschlossene Reichsdeputation sich einzufinden bereit sein.

Es charakterisirte die Zerklüftung des Reiches, daß der eine der beiden mächtigsten Reichsstände, Preußen, an diesem Beschlusse nicht einmal Antheil nahm, sondern — allerdings consequent im Geiste der Verträge von 1795 und 1796 — diese Berathungen wie etwas ansah, das die preußische Politik zunächst nicht berührte.

Ob der Friede so rasch zu Stande kommen würde, darüber waren im Laufe des Sommers 1797 die Meinungen von Neuem in Schwanken gerathen; mitten durch die Friedensverhandlungen, deren nahen Abschluß man schon verkündete, drangen plötzlich Botschaften von neuen Kriegsrüstungen, Gerüchte von einer großen Coalition, die sich wieder gegen Frankreich gebildet, Schilderungen von den Vorbereitungen zum Volkskriege im großen Stil. Noch in den Tagen, wo zu Campo Formio der Abschluß erfolgte, ward in den Zeitungen erzählt, wie die Bildung des Landsturmes fortschreite, und wie viele Tausende zur Erneuerung des großen Kampfes bereit ständen.

Diese Schwankungen erklären sich aus dem Verlaufe der diplomatischen Verhandlung, die volle sechs Monate brauchte, bis aus den Präliminarien ein definitiver Friede ward. Dem Vertrage von Leoben waren zunächst die Umwälzungen in Italien gefolgt, die Bonaparte während des Kampfes vorbereitet: der Umsturz der alten venetianischen Republik und die demokratische Umschmelzung Genuas in einen ligurischen Freistaat. Der französischen Eroberung und Propaganda war nun in Oberitalien ein solches Uebergewicht geschaffen, daß die übrigbleibenden Dynastien kaum durch die demüthigste Geschmeidigkeit ihre bedrohte Existenz zu erhalten vermochten. Der Mann, von dessen Wink ihre Geschicke abhingen, war Bonaparte; es gab in der französischen Republik keinen Einfluß, der dem seinen hätte trotzen mögen. Nicht wie ein Feldherr, sondern wie ein Organisator, Staatsmann und Diplomat stand er den Verhältnissen gegenüber; er hatte seine eigene Politik, die mit der von der Regierung verfolgten nicht selten im Widerspruche war, aber im Conflict beider Meinungen jedes Mal den Sieg behauptete. Der Plan, den er sich jetzt vorgezeichnet, war: Frankreich mit der Rheingränze zu erweitern und durch die Schöpfung der italischen Tochterrepubliken zu verstärken, Oesterreich durch die Erwerbung venetianischer Beute, durch den Besitz von Istrien und Dalmatien zu gewinnen und dessen Politik dauernd von der britischen Allianz zu trennen. Im französischen Directorium bekämpften sich zwei widerstrebende Meinungen; drei Mitglieder der Regierung wollten mit der ungeduldigen Hitze alter Jacobiner Propaganda und Eroberung treiben, allerwärts wühlen und plündern; die beiden Andern, besonders Carnot,

ſahen nicht in der künſtlichen Anſchwellung des Umfanges, ſondern vor Allem in dem Frieden und der friedlichen Ausbildung der inneren Verhältniſſe die beſte Gewähr für die Dauer der Republik. Bonaparte hatte ſich keiner der beiden Fractionen in der Regierung hingegeben; er bediente ſich bald der einen, bald der andern und ſah ruhig zu, wie ſie ſich einander bedrängten und zerfleiſchten; dieſer innere Conflict verſchaffte um ſo ſicherer ſeiner Politik den endlichen Sieg.

Die Präliminarien von Leoben waren raſch ratificirt worden und die erſten Eröffnungen über den definitiven Frieden, wieder von dem Neapolitaner Gallo überbracht, zeigten den Wiener Hof bereit, vorerſt einen Separatfrieden zu ſchließen, dem der Friede mit dem Reiche ſpäter folgen würde. Auf dieſer getrennten Verhandlung unwandelbar zu beſtehen, darüber waren Bonaparte und das Directorium vollkommen einer Meinung. Vielleicht, ſo rechnete man in Paris, ließ ſich der Kaiſer dazu herbei, ſeine Truppen aus den Reichslanden herauszuziehen, Mannheim, Mainz und Ehrenbreitſtein zu räumen; dann konnte man die franzöſiſchen Heere auf deutſche Koſten nähren und war zugleich in der Lage, jeden Widerſpruch der Wiener Politik mit dem Gewichte ſeiner militäriſchen Stellung zum Schweigen zu bringen. Ueber die Friedensbedingungen hatte ſich das Directorium die Meinung gebildet, daß die Rheingränze nicht ſchwer zu erlangen ſei, zumal eine Reihe von Reichsfürſten in Sonderverträgen bereits dazu ihre Einwilligung gegeben. Widerſtand erwartete man nur von den geiſtlichen Herren und von Oeſterreich, inſofern die Fortdauer dieſer kirchlichen Reichsſtände einer der erſten Wünſche der überlieferten Wiener Politik war. Man hoffte dieſe Schwierigkeiten damit zu ebnen, daß man Oeſterreich ſelbſt durch die Ueberlaſſung von Salzburg, Trient und Brixen an der Beute Theil nehmen ließ. Die Entſchädigung der Häuſer Oranien und Modena ſollte auf das Reich geworfen, Würtemberg und Baden begünſtigt, Preußen dagegen nicht vergrößert werden, damit ſich Oeſterreich beruhige.*)

Aehnlich beurtheilte Bonaparte die öſterreichiſche Politik. Wenn man in Wien der Abtretung des ganzen linken Rheinufers widerſtrebte, ſo ſah er darin mit Recht weniger die Fürſorge für die Integrität des Reiches, als die Furcht, es möchte bei dieſer Abtretung auch Preußen für ſeine kleinen Verluſte große Entſchädigungen erlangen und ſich in Norddeutſchland arrondiren. Der Jammer der deutſchen Reichszuſtände und das leichte Spiel, welches dieſelben dem fremden Einfluſſe gewährten, ward ſchon damals von dem künfti-

*) S. die Actenſtücke in der Correspondance inédite de Napoléon Bonaparte (Campo Formio. Paris 1819.) S. 31. 45. Les arrangemens, hieß es dort am Schluſſe, laisseront subsister la puissance fédérative dite le corps germanique: ainsi ils n'ont rien, qui contrarie essentiellement les vues de la maison d'Autriche.

gen Protector des Rheinbundes scharf herausgesehen. „Wenn der deutsche Reichskörper — schrieb er*) — nicht existirte, so müßte man ihn ausdrücklich zu unserem Nutzen erschaffen."

Große Schwierigkeiten schienen kaum mehr zu bestehen und Bonaparte zählte die Zeit des Friedensabschlusses nicht mehr nach Wochen, sondern nach Tagen. So schnell rechnete man aber in Wien nicht. Die Präliminarien waren dort in der ersten Angst vor Bonaparte's Vorrücken unterzeichnet worden; seit die Gefahr gewichen, schöpfte man wieder Athem und die kriegerischen Meinungen wurden wieder lauter. Die kritische Lage der Franzosen in den steierer und tiroler Bergen, die Verlegenheiten des venetianer Aufstandes, die großen natürlichen Hülfsquellen Oesterreichs, der patriotische Sinn der Tiroler, die Opferbereitwilligkeit der Ungarn, das Alles erschien wieder in frischeren Farben, seit Bonaparte nicht mehr auf dem Wege von Klagenfurt nach Wien stand. Die britische Politik war eifrig bemüht, diese Stimmung zu fördern. Die Gegner Thuguts klagten ihn jetzt um des Friedens willen an, indessen was verschlug es ihm, der Strömung rasch zu folgen und in die unfriedfertigen Ansichten einzugehen! Zunächst war es seine Taktik, zu zögern und zu temporisiren; statt des raschen Abschlusses begann ein neues Intriguenspiel, das den österreichischen Staatsmann in dem ungleichen Kampfe gegen eine Macht zeigt, die verschlagen und doppelzüngig wie er, an wildem Trotz ihm mindestens gewachsen, an materieller Kraft ihm weit überlegen war. Wohl ward der Abschluß des Friedens dadurch um einige Monate verschoben; in der Hauptsache löste sich aber Alles so wie die Franzosen es im April und Mai gewollt und erwartet hatten.

Wie Gallo jetzt an den französischen Feldherrn geschickt ward, sollte sein Zweck eher sein, ihn auszuhorchen, als mit ihm abzuschließen; ging er weiter, so konnte man ihn ja desavouiren. Der neapolitanische Diplomat fand Bonaparte in dem lombardischen Schlosse Montebello und verständigte sich mit ihm dort (24. Mai) über die Grundlagen der Friedensverhandlung: zunächst sollte nur mit dem Kaiser, dann zu Rastatt mit dem Reiche der Friede abgeschlossen, für die übrigen Alliirten nur vermittelt werden. Auch über die Bedingungen selbst war Bonaparte nicht zurückhaltend und Gallo schien geschmeidig in seine Gedanken einzugehen; die Rheingränze für Frankreich, die Etschgränze und Mantua für die cisalpinische Republik, Venedig, Salzburg und Passau für den Kaiser, für Preußen nur eine Entschädigung, keine Vergrößerung, das war die Vertheilung der Beute, wie sie der General anbot.**)

Es waren also nicht die Bedingungen von Leoben, sondern zum Theil wesentlich neue, wie die Abtretung Mantuas, die Bonaparte aufstellte; ein

*) Correspondance S. 5.

**) Correspondance inédite S. 4. 60.

Anlaß mehr für die Wiener Diplomatie, der jüngsten Verstimmung nachzugeben. Sie wies diese neuen Vorschläge zurück, tadelte den neapolitanischen Unterhändler über seine Gefügigkeit und verlangte einen allgemeinen Friedenscongreß. Jetzt entdeckte die österreichische Politik mit einem Male — was schon zu Leoben mit mäßigem Scharfsinn einzusehen war — daß die Integrität des deutschen Reiches bedroht sei; sie nahm die Miene an, als sei das ihre erste und dringendste Sorge. Ein Ausdruck dieser Taktik war das früher erwähnte Hofdecret vom Juni, welches die Integrität des Reiches so nachdrücklich betonte. Diese Tonart des deutschen Patriotismus verkündigte nicht etwa eine glückliche Umwandlung der Thugut und Lehrbach, sondern sie zeigte nur den Wechsel der politischen Strömung, der in Wien augenblicklich eingetreten war. Hatte Oesterreich zu Leoben die Verbindung mit England rasch abgebrochen, um fortan seine Entschädigungen im Einverständniß mit den Franzosen zu suchen, so war jetzt ein voller Rückschlag zu Gunsten der Coalitionspolitik eingetreten. So erklären sich die Rüstungen, die im Sommer des Jahres auf einmal die Kriegsgefahr neu heraufzubeschwören schienen; und war auch der Krieg noch nicht vor der Thüre, so war man doch dem Frieden nicht um einen Schritt näher gekommen. Als die erste Hälfte des Jahres abgelaufen war, stand man da, wo man um die Mitte Mai gewesen, bevor der Marchese de Gallo die jetzt desavouirten Bedingungen von Montebello eingegangen hatte.

Zwar geschah in demselben Augenblicke von England ein Schritt, auf den man am wenigsten gefaßt war; Lord Malmesbury ging zu Anfang Juli nach Lille, um im Namen der britischen Krone mit Frankreich zu unterhandeln. Theils die innere Bedrängniß, theils der immer lautere Ruf der Opposition nach Frieden hatte diesen Entschluß hervorgerufen; ob er zum Ziele führen würde, war freilich sehr zweifelhaft. Aber selbst das Scheitern der Verhandlungen, wie es nachher im Herbst erfolgt ist, hatte den Werth, die Stellung Pitts zu befestigen; die öffentliche Meinung schöpfte daraus die Lehre, daß die Zeit des Friedens mit Frankreich noch nicht gekommen sei.

So lagen die Dinge im Sommer 1797, während Aushebungen und Truppenmärsche einen neuen Kampf ankündigten, ein großer Theil von Deutschland unter der Wucht fremder Occupation seufzte und die Lande links vom Rhein für die Französirung vorbereitet wurden. Ahnungsvoll sprach damals ein britischer Diplomat die kassandrische Weissagung aus: wie einst Julius Cäsar die durch inneren Unfrieden entzweiten Gallier unterjocht, so werde jetzt auf einem größeren Gebiete Bonaparte als neuer Cäsar Frankreich und Europa seinem Willen unterwerfen.

Wie anders hätten sich auch jetzt noch für Deutschland die Sachen gestalten können, wenn Oesterreich und Preußen einig gewesen wären und nicht die Leitung der Politik in Wien und Berlin in der Hand grundsatzloser

Intriguanten gelegen hätte! In Berlin war man in den seit 1795 betretenen Geleisen so festgefahren, daß nur die gewaltsamste Erschütterung wieder herausleiten konnte. Selbst einem Manne wie Hardenberg, dem es wohl an eherner Festigkeit des Charakters, aber gewiß nicht an Einsicht und wohlwollenden Meinungen fehlte, waren die Sinne so umfangen, daß er Preußen glücklich pries, gegenüber den Schwankungen der Zeit in der festen Position des Baseler Friedens dazustehen! Preußen solle dabei bleiben, sich auf diese Weise das Uebergewicht im Norden zu sichern, seine militärische Macht und seine finanzielle Ordnung erhalten, um gleichsam zuwartend und in eingebildeter Selbständigkeit zwischen den streitenden Parteien zu stehen, so lautete der politische Quietismus, den sich auch Hardenberg damals angeeignet hatte. Als wenn es in solch einer Weltkrisis einer Großmacht erlaubt wäre, unthätig zu sein ohne Verlust an moralischer Macht und Ansehen; als wenn diese Politik pfiffigen Zuwartens für einen Staat, dessen ganze Geschichte und Ueberlieferung auf rascher, kühner Action beruhte, nicht die gefahrvollste Taktik gewesen wäre! Indem man auf die klare und bestimmte Stellung verzichtete, offen *mit* der fränkischen Republik, oder offen *gegen* sie zu gehen, blieb denn freilich nichts übrig, als die unsichere, schwankende Intrigue, in der sich Haugwitz und Lucchesini als Meister dünken mochten. Es gab eine Zeit, wo diese Künste vielleicht ausreichten; einem Manne wie Bonaparte gegenüber, der die List eines Italieners mit dem gewaltigen Trotze und der Kühnheit eines revolutionären Imperators verband, konnten solche Mittel nicht verfangen. Vergebens hatte sich Lucchesini im Frühjahre bemüht, auf einem Ausfluge nach Italien die geheimen Absichten Bonaparte's und der französischen Politik zu erforschen; das war damals für den corsischen Meister aller Listen nur eines der Mittel geworden, die Oesterreicher zum raschen Abschlusse von Leoben zu drängen. Indem er Andeutungen fallen ließ, wie sich Lucchesini an ihn herandränge und weitgreifende preußische Plane gegen Oesterreich im Kopfe trage, denen vielleicht Frankreichs Unterstützung werden könne, übte er ein wirksames Schreckmittel, das in Wien die letzten Bedenken gegen den Abschluß von Leoben überwinden half.*) Lucchesini ward dabei selbst das Opfer seiner vermeintlichen Schlauheit; er hatte sich dem Wiener Hofe gegenüber zu sehr compromittirt, um dort länger Gesandter bleiben zu können, und der französische Moniteur erzählte seine Abberufung in ziemlich geringschätzigem Tone. Diese bittere Erfahrung, zu gleicher Zeit von Bonaparte abgewiesen und von Oesterreich mit Mistrauen betrachtet zu sein, hinderte dieselben Staatsmänner nicht, jetzt im Sommer 1797 den Franzosen

*) Welche Erbitterung in Wien gegen Preußen herrschte und wie man dieselbe in den stärksten Ausdrücken kund gab, indem man sich zugleich Rußland zudringlich anbot, zeigen die österreichischen Noten bei Michailowski-Danilewski Krieg von 1799. I. 319. 321 f.

einen sehr willkommenen Dienst zu leisten. Es galt diesen damals, den geheimen Verabredungen über den Grundsatz der Säcularisationen eine gewisse Förmlichkeit und Oeffentlichkeit zu geben; vielleicht gab sich Preußen dazu her, eine öffentliche Billigung des Grundsatzes auszusprechen und damit theils die Unterhandlung im französischen Sinne zu fördern, theils dem Kaiser die Verlegenheit zu ersparen, das gehässige Wort zuerst öffentlich auszusprechen. Friedrich Wilhelm II. war in Pyrmont; sein körperliches Leiden hatte einen Grad erreicht, der eine Genesung kaum mehr erwarten ließ. Um so leichteres Spiel hatte Haugwitz; durch seinen Einfluß erfolgte (3. Juli) im verbindlichsten Tone die von Frankreich begehrte Erklärung,*) worin der König im Einklange mit dem Vertrage vom August 1796 den Grundsatz der Entschädigung durch Säcularisationen so rund und offen anerkannte wie dies Frankreich wünschen mochte. Solch eine Dienstwilligkeit ohne Lohn und Dank erwirbt niemals Macht und Ansehen; Preußen erschien den Franzosen mehr und mehr nur als brauchbar, nicht mehr als furchtbar. Talleyrand, der gerade in jenen Tagen die Leitung der auswärtigen Politik übernahm, sah in Preußen ein gutes Mittel, um Oesterreichs Macht und Einfluß im Schach zu halten. „Wenn Oesterreich — schrieb damals der Lenker der künftigen Bonaparte'schen Politik — sich weigern sollte, so würden wir den Berliner Hof von Neuem werben und nicht daran verzweifeln, den König oder seinen Nachfolger zu Entschlüssen zu drängen, welche dem Hause Oesterreich eine lange Reue verursachen könnten."

So blieben die Friedenshoffnungen in der Schwebe. Der Juli war herangekommen; die Unterhändler waren von Montebello nach Udine in Friaul gewandert, das war aber auch der einzige Punkt, worüber ein Einverständniß erzielt war. Weder über Mantua noch über die Rheingränze war man um einen Schritt weiter; Bonaparte drängte, Thugut zögerte, in diesen Worten läßt sich die ganze Geschichte der Unterhandlungen bis in den Sommer 1797 zusammenfassen. Das Temporisiren der Wiener Politik stützte sich besonders auf die Hoffnung, eine innere Umwälzung werde in Frankreich die moderirten Parteien ans Ruder zurückführen, vielleicht die Herstellung des Königthums vorbereiten. Allerdings standen sich dort die Parteien in äußerster Erbitterung gegenüber; der Zwiespalt war bis in die Regierung eingedrungen und alle Factionen, die seit 1789 auf dem Kampfplatze gewesen, vom bourbonischen Royalismus an bis zu den äußersten Jacobinern, standen

*) S. Correspondance inédite S. 83. Preußen schloß außerdem am 20. Juli mit Hessen-Cassel zu Pyrmont einen Vertrag, worin sich beide Höfe für den Grundsatz der Säcularisation aussprachen und sich gegenseitig bestimmte Entschädigungen garantirten. Auch Oranien war dabei bedacht. Der französischen Republik sollte von dieser Uebereinkunft Kenntniß gegeben und sie zum Beitritt eingeladen werden. (Aus Archivacten.)

ſchlagfertig, um über die Herrſchaft zu ringen. Gedachte man der vielen Umwälzungen, die ſeit 1789 erlebt worden, ſo war eine neue Umgeſtaltung der Regierung, vielleicht der Conſtitution, nicht gerade unwahrſcheinlich; die Verfaſſung und das Regiment, das beſtand, waren durch ſich ſelber kaum im Stande, ſich des Andranges der Parteien zu erwehren. Aber die Armeen und ihre Feldherren, vor Allen Bonaparte, hatten für's Erſte noch ein Intereſſe, die Partei am Ruder zu erhalten, auf deren Umſturz das Ausland ſpeculirte, und dieſe Macht war jetzt ſchon in der Republik die einzige, die entſchied. Thugut indeſſen rechnete auf einen Umſchlag im entgegengeſetzten Sinne.

Auch bei den Unterhandlungen zu Udine, wo neben Bonaparte und Gallo auch Clarke und Merveldt, natürlich nur in einflußloſer Stellung, Theil nahmen, gab ſich wie zu Montebello deutlich kund, daß der Lenker der öſterreichiſchen Politik auf etwas wartete, was die ganze Situation verändern mußte. Er ließ gleich bei den erſten Conferenzen die Erklärung abgeben, daß der Kaiſer unwandelbar auf den Präliminarien von Leoben beharre und gegen Alles Proteſt einlege, was im Widerſpruche damit theils geſchehen ſei, theils ferner geſchehe. Beſonders ward über die Veränderungen in Italien, über die Demokratiſirung Venedigs und Genuas Beſchwerde erhoben. Der Eindruck dieſer Eröffnungen bei den Unterhändlern von Udine war der, daß der Friede dadurch in weite Ferne gerückt und vielleicht ſchon in nächſter Zeit der Krieg erneuert würde. Während Gallo nach Wien ging, um dort zu beſchwichtigen, ſchlug Bonaparte den drohenden und trotzigen Ton an, der ihn bei ſo manchen Unterhandlungen zum Ziele geführt hat. Zwar wurden die Conferenzen ſeit Ende Auguſt wieder aufgenommen, indem ſich Bonaparte auf das Schloß Paſſeriano bei Udine begab und dort fortfuhr mit Gallo und Merveldt die einzelnen Fragen zu erörtern, aber zu einem beſtimmten Reſultate kam es offenbar nicht, ſo lange nicht die Entſcheidung über die inneren Zuſtände Frankreichs erfolgt war. „Alle dieſe Unterhandlungen, ſchrieb Bonaparte am 6. Sept. aus Paſſeriano, ſind nichts als Spielerei; die wahre Entſcheidung wird zu Paris fallen. Wenn die Regierung ſich befeſtigt, wenn dieſe Menſchen, die an England verkauft, oder durch eine Horde Sklavenſeelen verführt ſind, ohne Macht und Mittel ſind, dann werdet Ihr zweimal vierundzwanzig Stunden ſpäter den Frieden ſo bekommen, wie Ihr ihn wollt."

Der Schlag erfolgte am 18. Fructidor (4. Sept.); durch einen Staatsſtreich, den die Armeen und die Feldherren entſchieden, ward die beſtehende Mehrheit des Directoriums befeſtigt, deren Widerſacher verbannt oder deportirt, die Nationalvertretung verſtümmelt, die Preſſe und alle politiſchen Rechte Ausnahmsgeſetzen unterſtellt. Wenige Wochen ſpäter wurden die Verhandlungen, die man zu Lille mit England gepflogen, brüsk abgebrochen. Die Hoffnungen auf eine Reaction waren alſo vereitelt; das revolutionäre Ge-

waltſyſtem, das ſich auf Eroberung und Propaganda ſtützte, war ohne Milderung von Neuem feſtgeſtellt. Unter dem tiefen Eindrucke, den dieſe Vorgänge im Auslande machten, beeilte ſich Bonaparte das Eiſen zu ſchmieden, ſo lange es heiß war. Auf eigene Hand entwarf er (11. Sept.) ein Ultimatum, das Thugut anzunehmen gedrängt werden ſollte. Sei bis zum 1. October — ſo lautete die Drohung — der Friede nicht geſchloſſen, dann werde die Republik nicht mehr auf der Grundlage der Präliminarien unterhandeln. Als Bedingungen ſtellte Bonaparte auf: Frankreich erhielt die Gebiete links vom Rheine nach den „conſtitutionellen Gränzen“ mit Einſchluß von Mainz; über den Reſt des linken Rheinufers ſollte im Frieden mit dem Reiche entſchieden werden, in Italien bildete die Etſch die Gränze zwiſchen Oeſterreich und der ciſalpiniſchen Republik, Mantua fiel alſo an die letztere, der Kaiſer ſollte das venetianiſche Gebiet bis zur Etſch mit Venedig ſelbſt erhalten, Corfu und die venetianiſchen Inſeln im ioniſchen Meere an Frankreich abgetreten werden. Dieſe Bedingungen entſprachen weder den Abſichten des Directoriums noch den Wünſchen des Wiener Hofes; von jenem ward die Etſchlinie und Venedig, von dieſem Mantua und die Rheingränze angefochten. Aber Bonaparte fühlte ſich als den Herrn der Lage und kannte die Mittel, den Widerſtand beider Theile zu beſiegen. Dem Directorium wurde die Gefahr eines Krieges vorgeſtellt, deſſen Ausgang zum wenigſten ungewiß ſei, dem Wiener Hofe ſollte mit Drohungen zugeſetzt und Merveldt ſelbſt nach Wien geſandt werden, um in dieſem Sinne auf Thugut zu wirken. Die letzte Aufgabe war offenbar die leichtere. Denn die revolutionäre Regierung in Frankreich, von dem Siege, den andere Waffen als die ihrigen erfochten, ſichtbar berauſcht, dachte an nichts Geringeres, als an einen Bruch, wie er eben zu Lille erfolgt war, an die Umwälzung Piemonts, Toscana's und der Rheinlande; die Wühlereien im Cölniſchen und Trierſchen, die Komödien einer cisrhenaniſchen Republik, deren wir oben gedachten, waren darauf berechnet, Schrecken zu verbreiten unter den deutſchen Höfen und Regierungen. Das Directorium war zudem im Beſitz von Actenſtücken, die Thuguts Vergangenheit bloßſtellten und ſeine Beſtechlichkeit erwieſen; die Papiere ſollten in den Zeitungen bekannt gemacht und dadurch die Stellung des öſterreichiſchen Staatsmannes unhaltbar gemacht werden — und das Alles in einem Augenblicke, wo man mit ihm eine noch nicht abgebrochene Unterhandlung pflog! Bonaparte hielt diesmal den Gebrauch dieſer äußerſten Mittel nicht für nothwendig; es genügte ihm, Thugut durch Gallo vom Beſitz jener Papiere in Kenntniß zu ſetzen. Gallo, von Bonaparte's Ueberlegenheit völlig beherrſcht, war unermüdet thätig, um bei Thugut, der Kaiſerin, ihren Kammerherren und Hofdamen für den raſchen Abſchluß des Friedens zu wirken; zum Ueberfluß kam noch Merveldt mit Bonaparte's trotzigem, kriegdrohendem Ultimatum Man ſchwankte nicht mehr lange in Wien; die vereitelte Hoffnung auf einen Umſchwung in Frankreich hatte ſchon die neu erwachte Kriegsluſt abgekühlt,

nun kamen die französischen Eröffnungen, die zugleich so drohend und so lockend waren. Oder konnte das Bedenken, das deutsche Reich preiszugeben, bei der überlieferten Staatskunst irgend ins Gewicht fallen gegen die verführerische Aussicht, die österreichische Erbmacht durch das venetianische Gebiet vortrefflich abzurunden? So entschloß sich Thugut, auf die Bonaparte'schen Gebote ungesäumt einzugehen und einen Mann nach Udine zu senden, dessen Name schon die Bürgschaft gab, daß es jetzt Ernst sei mit dem Frieden. Der Unterhändler war Graf Ludwig Cobenzl, ein Diplomat aus der Kaunitz'schen Schule, dessen Individualität und Vergangenheit ihn sehr geeignet machten zu dem Abschlusse mit Frankreich. Von Sitte und Art durchaus der französische Cavalier des achtzehnten Jahrhunderts, mehr ein Mann von Formen als von Grundsätzen, dazu niemals in die Coalitionspolitik ernstlich verwickelt, erschien er in Wien als der rechte Mann, den Friedensschluß rasch und mit einem gewissen Eclat abzumachen.

Hatte in Wien Bonaparte seinen Zweck erreicht, so galt es jetzt noch, das Directorium von seiner abenteuerlichen Politik zurückzubringen und für den Frieden zu stimmen, wie er ihn wollte. Die Depeschen, die der General aus Paris erhielt, waren erfüllt mit den heftigsten Rodomontaden gegen das Kaiserhaus, dessen Umsturz zugleich mit der Demokratisirung Mitteleuropa's den Advocaten des Directoriums wie eine Bagatelle erschien.*) Bonaparte würdigte die Schwierigkeiten der Lage als Feldherr und Staatsmann; als Feldherr schlug er die militärischen Hülfsquellen Oesterreichs nicht allzu gering an, als Staatsmann wollte er die französische Republik keineswegs mit Oesterreich tödtlich entzweien, vielmehr durch eine fette Entschädigung die kaiserliche Politik dauernd von der britisch-russischen Allianz trennen.**) Seine Politik beruhte auf einem wohlüberlegten System, in dessen Hintergrunde bereits die Plane eigener Herrschaft lagen; die des Directoriums auf dem Moment und auf jakobinischen Erinnerungen. Auch im Heere war dieser Gegensatz sichtbar. Augereau, seit er am achtzehnten Fructidor eine Anzahl waffenloser Abgeordneten mit Fäusten und Flintenkolben zu Paaren getrieben, hielt sich für einen bedeutenden Politiker und machte sich zum Organ der directorialen Bestrebungen. Von seinen Feldherrntalenten hatte Bonaparte keine große Meinung und äußerte gleich nach seiner Ernennung voll Verdruß gegen seine Vertrauten: es bleibe jetzt nichts übrig, als rasch Frieden zu schließen.***)

*) S. z. B. das Schreiben von Lareveillère-Lepaux in der Correspondance inédite S. 231 f.

**) Quant à l'Autriche, äußerte er gegen Botot, den Boten des Directoriums, il est essentiel de la lier par un traité de paix; après l'avoir signé elle n'osera plus bouger, d'abord parcequ'elle se sera aliénée de ses alliés et ensuite par la crainte de perdre ce que nous lui aurons donné généreusement pour l'attacher à notre système.

***) Mémoires du duc de Raguse I. 300. 301.

Augereaus Proclamationen, die er als Hoche's Nachfolger erließ, erinnerten an den Stil von 1793 und waren Bonaparte doppelt unbequem, theils weil ihn das Aufblähen Augereau's verdroß, theils weil er die alten Mittel aus der jacobiniſchen Rüſtkammer nur dann hervorgeholt wiſſen wollte, wenn ſie durchaus nothwendig waren. Jetzt ſchien ihm dazu die rechte Zeit nicht mehr; die revolutionäre Rhetorik hatte ihren Zweck erreicht, ſie war nun läſtig. „Ihr bildet Euch immer ein — ſchrieb er nach Paris — die Freiheit könne ein verweichlichtes, abergläubiſches, poſſenhaftes und feiges Volk zu großen Dingen bringen.... Alles, was nur dazu gut iſt, in Proclamationen und gedruckten Reden geſagt zu werden, das iſt Roman. Nur mit Klugheit, Weisheit und vieler Geſchicklichkeit gelangt man zu großen Zielen und überwindet die Hinderniſſe. Wollten wir die auswärtige Politik von 1793 annehmen, ſo würden wir doppelt Unrecht thun, einmal weil wir uns bei dem entgegengeſetzten Syſtem wohl befunden haben, dann weil uns die großen Maſſen und der Aufſchwung der Begeiſterung, der ſeine Zeit hat, jetzt fehlen.“*) Reichten dieſe Rathſchläge etwa nicht hin, die Pariſer Regierung auf andere Gedanken zu bringen, ſo bedurfte es nur der ſchmollenden Drohung des Rücktritts und das Directorium fand in ſeinem Siegestaumel raſch die Erinnerung wieder, daß es Alles, was es war, nur eben Bonaparte's Siegen und Armeen verdankte.

Am 26. Sept. traf Cobenzl in Udine ein, wohin ihm Merveldt vorausgeeilt war; Bonaparte verweilte zu Paſſeriano. Der öſterreichiſche Unterhändler war ermächtigt, auf die Niederlande, die Lombardei und Mantua zu verzichten; als Erſatz ſollte er das ganze venetianiſche Gebiet in Oberitalien nebſt Iſtrien und Dalmatien verlangen. Ein eigenhändiges Schreiben des Kaiſers betheuerte auf's wärmſte ſeine friedfertigen Geſinnungen und ſchien in die Hand des franzöſiſchen Feldherrn, für den der Kaiſer ſeine „perſönliche Achtung“ ausſprach, die Entſcheidung des Friedens zu legen. Die Individualität des kaiſerlichen Unterhändlers erleichterte Bonaparte's raſchen Erfolg. Graf Cobenzl ſchien anfangs zu glauben, mit den Salonsmanieren der alten Diplomatie und den abgegriffenen Künſten dieſer Kreiſe ſei einem revolutionären General leicht zu imponiren; er machte wohl Miene, ihn die Ueberlegenheit des vornehmen Herren vom ancien regime in Etikette, Feierlichkeit und Ton abſichtlich fühlen zu laſſen. Das war juſt der Schlag Leute, mit denen Bonaparte am beſten fertig ward. Der Schlauheit und Liſt der alten Diplomatie vollkommen gewachſen, ſetzte er ihrem Vornehmthun plebejiſchen Trotz, ihrem Zögern brüske Drohungen, ihren kleinen Kniffen bald grobe, bald geſchmeidige Mittel entgegen, die ſelten ihr Ziel verfehlt haben.

Die Rheingränze den Franzoſen einzuräumen, dazu war die öſterreichiſche

*) Correspondance inédite S. 206. 208 f.

Politik entſchloſſen; es handelte ſich nur darum, eine bequeme Form dafür zu finden. Wenn Cobenzl im Einzelnen zögerte und ſchwierig ſchien, ſo wollte er damit lediglich den Preis der Abtretungen und die Höhe des Erſatzes ſteigern. Wie Preußen früher den Rhein preisgab und ſich Frankreich in der Hoffnung näherte, gegen Oeſterreich das Uebergewicht zu erlangen, ſo deutete jetzt der öſterreichiſche Diplomat an, man werde in Wien gern ſich enger an Frankreich anſchließen, „um den ehrgeizigen Planen Preußens Widerſtand zu leiſten.“*) Wie 1795 und 1796 Preußen weniger um den Verluſt ſeiner linksrheiniſchen Gebiete, als um eine recht reiche Entſchädigung dafür beſorgt war, ſo legte jetzt Oeſterreich den größten Nachdruck, nicht auf die Abtretung der Rheinlande, ſondern auf einen möglichſt großen Erſatz zu Gunſten ſeiner Hausmacht. Venedig war das Mindeſte, wonach Cobenzl ſeine Hand ausſtreckte; er klopfte ſelbſt wegen der päpſtlichen Legationen leiſe an und Bonaparte mußte, um ihn genügſamer zu machen, ihm bedeuten, daß ein längeres Zögern ſelbſt die venetianiſche Entſchädigung in Frage ſtelle. Den raſchen Abſchluß aber wollte Bonaparte vor Allem im eigenen Intereſſe. Es konnte doch die Hitze des Directoriums die Dinge zu einem neuen Kriege treiben, ihm den Lorbeer der Friedensſtiftung aus den Händen winden und abermals Alles auf die Spitze des Schwertes ſtellen; der Krieg ſchien ihm aber in dieſer vorgerückten Jahreszeit bedenklich, ſein Verhältniß zum Directorium ſchwierig, drum konnte nur ein raſcher Friede allen weiteren Verlegenheiten begegnen und ihm auch ferner die leitende Macht der öffentlichen Angelegenheiten ſichern. Er ſelber hat ſich ſpäter gerühmt, mit einem Theatercoup den letzten Widerſtand des öſterreichiſchen Unterhändlers überwunden zu haben. Als Cobenzl neue Zögerungen vorbrachte, erzählt Bonaparte, ſei er plötzlich aufgeſprungen mit dem Ausrufe: „Sie wollen Krieg; gut, Sie ſollen ihn haben.“ Und indem er ein koſtbares Porzellanſervice, ein Geſchenk Katharinens an den öſterreichiſchen Miniſter, ergriff und zu Boden ſchmetterte, habe er mit donnernder Stimme ausgerufen: „Sehen Sie, ſo wird es Ihrer öſterreichiſchen Monarchie ergehen, ehe drei Monate verfloſſen ſind.“ Darauf verließ er in verſtelltem Zorne den Saal. Noch zu St. Helena erzählte der große Mann mit Wohlgefallen, welch einen paniſchen Schrecken dies erregt und wie er ſelber kaum das Lachen habe bezwingen können, als ihm Gallo, während Cobenzl verſteinert im Saale ſtand, mit tauſend Bücklingen nachgeeilt ſei und ſich in lamentabler Haltung bemüht habe, ſeinen erheuchelten Zorn zu beſchwichtigen! Wenige Tage ſpäter ſeien dann ſeine Friedensbedingungen angenommen worden.

Am 17. October fand auf dem Schloß Campo Formio die Unterzeichnung des Friedens ſtatt. In dem für die Oeffentlichkeit beſtimmten Theile des Vertrages verzichtete Oeſterreich auf ſeine niederländiſchen Gebiete

*) Correspondance inédite S. 196.

trat die Lombardei ab und gab zu, daß aus dieſer und aus den Gebieten von Bergamo, Brescia, Crema, Mantua, Peschiera, einem Theile des venetianiſchen Feſtlandes, Modena, Maſſa, Carrara und den drei Legationen Bologna, Ferrara und Romagna die cisalpiniſche Republik gebildet werde. Den Herzog von Modena verſprach Oeſterreich durch den Breisgau zu entſchädigen, die früheren venetianiſchen Beſitzungen im ioniſchen Meere und an der albaneſiſchen Küſte ſollte Frankreich bekommen. Dafür erhielt Oeſterreich als Entſchädigung Iſtrien, Dalmatien, die venetianiſchen Inſeln im adriatiſchen Meere, die Mündungen von Cattaro, die Stadt Venedig und vom Landgebiete einen Theil, ſo daß ſich die öſterreichiſch-cisalpiniſche Gränze vom Gardaſee über Lacise nach St. Giacomo und von der Etſch und dem Po bis zu deſſen Mündung hinzog. Zu Raſtatt ſollte ein Congreß, lediglich aus den Bevollmächtigten des Reiches und der franzöſiſchen Republik beſtehend, einen Monat nach der Unterzeichnung des Friedens zuſammentreten, zur Herſtellung des Reichsfriedens. Alle Lieferungen, Contributionen und ſonſtigen Kriegsleiſtungen ſollten am Tage des Austauſches der Ratificationen in den beſetzten Gebieten aufhören.

Gewichtiger noch waren die vierzehn geheimen Artikel, welche dem öffentlichen Vertrage angehängt waren. Vor Allem verſprach der Kaiſer mitzuwirken zur Abtretung eines Theils vom linken Rheinufer. Das Gebiet links vom Rheine, von der Schweizergränze bis zur Mündung der Nette bei Andernach, dann von da längs der Nette über die Eifel und an der Roer und Maas hinab bis nach Venloo ſollte an Frankreich fallen. Die Abgränzung war ſo getroffen, daß beinahe das ganze linke Rheinufer an Frankreich überging; nur die preußiſchen Gebiete, Cleve, Meurs, Geldern blieben davon unberührt, damit einem Lieblingswunſche der öſterreichiſchen Politik, Preußen jeden Anſpruch auf Entſchädigung zu nehmen, genügt werden konnte. Auf dem Rheine ſollte die Schifffahrt frei ſein, auf der Maas alle Zölle und Abgaben abgeſchafft werden. Oeſterreich verzichtete, außer den früheren Abtretungen, auch auf die Grafſchaft Falkenſtein und das Frickthal. Es erhielt aber, außer den früher erwähnten Compenſationen in Italien, die Zuſage der franzöſiſchen Vermittelung zum Erwerb des Bisthums Salzburg und des Theils von Baiern, der von Salzburg, dem Inn, der Salza und Tirol eingeſchloſſen iſt. Wenn Frankreich eine Erwerbung in Deutſchland mache, ſo ſolle der Kaiſer auch ein Aequivalent erhalten und umgekehrt. Preußen ſolle ſeine Gebiete links vom Rhein zurückbekommen, aber — das verbürgten ſich beide Mächte — keine weitere Erwerbung machen. Ferner verſprach der Kaiſer beim deutſchen Reiche dahin zu wirken, daß es auf ſeine Oberherrlichkeitsrechte und Lehensanſprüche in Italien verzichte. Diejenigen Reichsfürſten, welche Verluſte erlitten hatten, insbeſondere die drei geiſtlichen Kurfürſten, Pfalzbaiern, Württemberg, Baden, Zweibrücken, beide Heſſen, Naſſau-Saarbrücken, Salm-Kyrburg, Löwenſtein-Wertheim, Wiedrunkel und Leyen ſollten

entſprechende Entſchädigungen in Deutſchland erhalten, die in gemeinſamem Einverſtändniß mit der franzöſiſchen Republik geordnet würden. Auch die Entſchädigung des Hauſes Oranien war auf Deutſchland angewieſen. Endlich ſollten zwanzig Tage nach Austauſch der Ratificationen die Feſtungen Mainz, Ehrenbreitſtein, Philippsburg, Mannheim, Königſtein, Ulm und Ingolſtadt vom Kaiſer geräumt und deſſen Truppen in die Erblande zurückgezogen werden.

Mit dieſem Vertrage begann ein neuer Abſchnitt der europäiſchen Geſchichte. Die alten völkerrechtlichen Verhältniſſe waren aufgelöſt, die Triumphe der revolutionären Propaganda in Holland, am Rhein, in Italien anerkannt, gegen weitere Siege der gleichen Macht, wie ſie im Kirchenſtaate und in der Schweiz raſch gefolgt ſind, die Dämme weggeräumt. Die Thugut'ſche Politik gab ſich dieſen neuen Grundſätzen ſo vollſtändig hin, daß ſie nicht nur die Beraubung des Reiches und die Entſchädigung auf Koſten Dritter zuließ, ſondern ſelber begierig an der Vertheilung der großen Beute Theil nahm. Von einem Verluſte Oeſterreichs konnte im Ernſte nicht die Rede ſein; nach fünf Feldzügen, die im Ganzen entſchieden ungünſtig ausgefallen waren, erlangte der Kaiſer für weit entlegene und ſchwer zu behauptende Provinzen, wie Belgien und das Herzogthum Mailand, eine vortreffliche Arrondirung durch den Beſitz des Venetianiſchen und die Zuſage von Salzburg und einem Theil von Baiern. Für ſeine italieniſchen Abtretungen, die man auf 580 Quadratmeilen und 1,200,000 Einwohner anſchlug, erhielt er über 700 Quadratmeilen mit mehr als 2 Millionen Einwohnern*) und einem Gebiete, das, mit den Erbſtaaten zuſammenhängend und an Hülfsquellen aller Art reich, Oeſterreich nicht nur ſehr glücklich arrondirte, ſondern ihm auch die Mittel zu einer maritimen Macht eröffnete. Für Belgien, das man ſeit Jahren in Wien wie ein werthloſes Gut zu betrachten ſich gewöhnt hatte, erhielt der Kaiſer die Ausſicht auf die Erfüllung eines Lieblingswunſches der überlieferten Politik, der Erwerbung eines Theils von Baiern. Fielen ihm die beiden Entſchädigungen, Venedig und die Gebiete am Inn, unverkümmert zu, ſo hatte Oeſterreich durch den Frieden an Macht und Einheit weſentlich gewonnen, aber auch, wenn es nur Venedig erhielt, im Großen und Ganzen nicht verloren.

Dieſer Erfolg für die Hausmacht ward vom deutſchen Reiche bezahlt; greller noch als vorher Preußen und die Neutralen ſagte ſich jetzt der deutſche Kaiſer ſelbſt von den Intereſſen des Reiches los. Er bot die Hand nicht nur zur Abtretung der Rheinlande und dem Verzicht auf die einſt mit ſo vielen Opfern erworbenen italiſchen Anſprüche, er ließ es auch zu, daß Deutſchland als die große Entſchädigungsmaſſe für Europa angeſehen und Dynaſtien, denen Deutſchland durchaus nichts ſchuldete, wie die oraniſche,

*) S. Häberlin's Staatsarchiv V. 341.

auf das Reich angewiesen wurden. Auch er gab jetzt den Grundsatz der Säculariſationen zu, einmal indem er in die Entſchädigung für alle Verluſte auf dem linken Rheinufer einſtimmte, die ja nur durch Säculariſationen möglich war, dann ſich ſelber eines der angeſehenſten deutſchen Erzſtifte als Beute verſprechen ließ. Noch mehr; er gab dem Grundſatz der Spoliation Dritter eine Ausdehnung, die man ſelbſt in den berüchtigten Verträgen von 1796 vergebens ſucht. Wie ſich dort Preußen, Württemberg und Baden zum Nachtheil einzelner kleiner Stifter, Abteien und winziger Reichsſtädte hatten Vergrößerungen verſprechen laſſen, ſo wurde von ihm jetzt einer der erſten weltlichen Kurfürſten ungefragt mit in die Entſchädigungsmaſſe hineingeworfen, überhaupt dem Princip der Beraubung ein ganz unbegränzter Umfang eingeräumt, indem Vergrößerungen Frankreichs auf deutſche Koſten zugelaſſen wurden, falls nur Oeſterreich ein volles Aequivalent davontrage. Die Wehrloſigkeit des Reiches zu vollenden, wurden die Feſtungen geräumt, die kaiſerlichen Truppen in die Erblande gezogen.

Alle die Momente, welche die Auflöſung des Reiches und die tiefſte Erniedrigung unſerer Nation herbeigeführt haben, ſind in dieſem Vertrage ſchon enthalten: der Grundſatz, das Reich als europäiſche Entſchädigungsmaſſe zu betrachten, die Vertauſchung und Vertheilung von Ländern und Völkern nach diplomatiſchem oder dynaſtiſchem Belieben, die feindſelige Rivalität der Reichsſtände unter einander. In den Verträgen von Baſel und Berlin hatte Preußen den Einfluß Oeſterreichs im Reiche zu beeinträchtigen geſucht; jetzt vergalt ihm Oeſterreich das mit reichen Zinſen, indem es ſich vom Erbfeinde Deutſchlands verſprechen ließ: Preußen ſolle keinerlei Gebietserweiterung erhalten. Und Frankreich verſprach das mit dreiſter Doppelzüngigkeit, nachdem es fünf Vierteljahre zuvor Preußen das Gegentheil zugeſagt!*) Die ſpätere Bonaparte'ſche Taktik, Preußen auf Oeſterreich, Oeſterreich auf Preußen zu hetzen und durch die Rivalität Beider nach einander Beide zu erniedrigen, iſt in dieſen Verträgen mit einer, man darf ſagen ſchamloſen Aufrichtigkeit bekannt.

*) In dem Vertrage vom 5. Aug. 1796 hieß es Art. II. nachdem die Abtretung der linksrheiniſchen Gebiete feſtgeſetzt war: (La Prusse) recevra — — le reste de l'evêché de Munster avec le pays de Recklingshausen — moyennant leur sécularisation préalable; se reservant toutes les fois sa dite Majesté d'y ajouter ce qui pourrait être de sa convenance, pour compléter son indemnisation, objet sur lequel les deux parties s'entendront amicalement. — Der Art. IX des geh. Vertrags von Campo Formio lautete: La république française n'a point de difficulté à restituer au Roi de Prusse ses possessions sur la rive gauche du Rhin; en conséquence il ne sera question d'aucune acquisition nouvelle pour le Roi de Prusse, ce que les deux puissances contractantes se garantissent mutuellement.

Wohl hatte Bonaparte Recht, wenn er den Vertrag als einen der vortheilhafteſten pries, den Frankreich ſeit Jahrhunderten geſchloſſen. Die cisalpiniſche Republik mit den militäriſch ſtärkſten Gränzen in Europa, Frankreich mit Mainz, Corfu und den joniſchen Inſeln, was will man mehr? — ſchrieb er damals an Talleyrand. Mit gutem Grunde ſah er in dem Vertrage eines der Fundamente ſeiner künftigen Herrſchaft in Europa. Oeſterreich ſchien ihm nun nicht mehr gefährlich, nur noch Großbritannien. „Der gegenwärtige Augenblick, rief er aus, gibt uns gutes Spiel. Vereinigen wir unſere ganze Thätigkeit auf die Meere, zerſtören wir England, dann liegt Europa zu unſern Füßen!“ *) So kündigte ſich bereits das Programm einer Politik an, welche die nächſten Jahrzehnte der Weltgeſchichte beherrſcht hat.

Auch in Deutſchland ward die Kunde vom Abſchluß mit ungetheiltem Jubel aufgenommen; man hielt ſich zunächſt an die Thatſache des Friedens und fragte nicht nach dem Preis, um den er erkauft war. Die Hoffnung, von den unmittelbaren Drangſalen befreit zu werden, überwog die Sorge vor dem noch unbekannten Uebel. Auch gab es gläubige und argloſe Seelen genug, die den trügeriſchen Satz von Leoben, die „Integrität des Reiches“, ernſtlich und wörtlich nahmen; erſt wie ſelbſt nach dem Friedensabſchluß die franzöſiſchen Umwälzungen auf dem linken Rheinufer fortdauerten, man ſchon anfing die Gebiete in Departements zu theilen und den Beamten den Eid der Treue abnahm, erſt da fing das Vertrauen auf jene papierne Integrität an etwas zu wanken. Aber es bedurfte doch noch ſehr derber und handgreiflicher Lectionen, bis die unerſchöpfliche Langmuth deutſchen Hoffens gründlich von der bittern Wahrheit überzeugt war.

In Einem irrte die öffentliche Meinung nicht, daß ſie den Frieden als eine Annäherung Oeſterreichs an die franzöſiſche Republik betrachtete, wodurch der Kaiſer von ſeinen bisherigen Verbündeten getrennt und auf Vergrößerungen mit franzöſiſchem Beiſtande angewieſen ſei.“ **) Es konnte darum auch das unbewährte Gerücht auftauchen von einer engen Verbindung Preußens mit Rußland und dem Beitritt Großbritanniens zu dieſer nordiſchen Allianz, die das Gegengewicht zu dem franzöſiſch-öſterreichiſchen Bündniß bilden ſolle.

Oeſterreich erlitt in dem Frieden keine Einbuße, wie ſie nach ſolch einem Kriege zu erwarten war, ja es hatte, wenn die geheimen Stipulationen von Campo Formio genau erfüllt wurden, ſogar gewonnen und dennoch kündigte dort Alles den Rückgang und Verfall an. Man zehrte nur von den

*) Correspondance inédite a. a. O. S. 212.

**) S. Polit. Journ. II. 1233.

Capitalien, welche die Vorgänger aufgehäuft; die Hülfsquellen und die innere Kraft der Monarchie zu mehren, dazu zeigte ſich nirgends die Fähigkeit bei Denen, die regierten. Wenn man ſo große Anſtrengungen zu ertragen, ſo gewaltige Schläge zu verwinden fähig war, ſo war das ein Verdienſt Marien Thereſiens und Joſephs, die mit rühriger, unermüdeter Thätigkeit die ſchlummernde und noch unverbrauchte Naturkraft dieſes Staates zum Leben geweckt hatten. Aber jetzt beſaß Oeſterreich keine fürſtliche Perſönlichkeit, die nur entfernt der letzten Habsburgerin und ihrem Nachfolger zu vergleichen war; vergebens ſuchte man in den regierenden Kreiſen die friſchen ſchöpferiſchen Geiſter, welche die Epoche von 1740—1790 verherrlicht hatten. Aus der innern Adminiſtration war die thätige Anregung gewichen, die mit jenem Haugwitz der thereſianiſchen Zeit über die alte zerrüttete Staatsmaſchine kam: in der äußeren Politik war die diplomatiſche Ueberlieferung der alten Zeit mit Kaunitz zu Grabe getragen worden.

Während ſich in Frankreich immer ausdrucksvoller die Macht eines Helden und Herrſchers in den Vordergrund drängte, war für die Monarchien im Oſten — Oeſterreich wie Preußen — die um die Mitte des ſcheidenden Jahrhunderts glänzend und gewaltig in die europäiſchen Geſchicke eingegriffen, die Zeit des Verfalles angebrochen. Die Stelle Marien Thereſiens und Joſephs nahm ein junger Monarch ein, den die Natur mit keiner der Gaben des Helden oder Königs ausgeſtattet, deren Oeſterreich jetzt ſo gut bedurfte, wie in der Zeit der Bedrängniß von 1740. An natürlichem Verſtande fehlte es Franz II. zwar nicht, er beſaß vielmehr eine feine, lauernde Beobachtungsgabe, die ſich ebenſo in das Gewand ſorgloſen Wohlwollens hüllte, wie ſein harter autokratiſcher Sinn ſich in die Miene beſcheidener Bonhommie verſteckte; allein er entbehrte einer tiefen und umfaſſenden Regentenbildung, ſein Sinn war auf Kleines gerichtet, ſeine Thätigkeit und ſein pünktlicher Arbeitseifer beſchränkte ſich auf die untergeordneten, mehr mechaniſchen Dienſte ſeines königlichen Berufes. Ein Fürſt ohne weiten politiſchen Blick und ohne große Anſchauung menſchlicher Dinge, mehr zäh und ſtarr, als rührig und ſchöpferiſch, voll argwöhniſcher Eiferſucht auf ſeine Regentenrechte und darum auch gegen die Nächſtſtehenden mistrauiſch und verſchloſſen, kurz ein Mann von gewöhnlichem Geiſt und einem engen ſelbſtſüchtigen Herzen hat Franz II. noch einmal über Oeſterreich Gefahren heraufzuführen vermocht, wie ſie einſt durch die Zeiten der Ferdinande und Leopolds bereitet waren. Zuerſt die tiefe Erſchütterung und Demüthigung Oeſterreichs unter Bonaparte, dann die Revolution und drohende Auflöſung der ganzen Monarchie in unſern Tagen, das ſind die Reſultate geweſen, welche der Regierung Franz des Zweiten in der Geſchichte Oeſterreichs einen Platz von verhängnißvoller Bedeutung geſichert haben.

Eine ſolche Perſönlichkeit, deren despotiſches Mistrauen ſelbſt die begabteren Prinzen des Hauſes nicht verſchonte, war beſonders dazu angethan,

die ſchläfrige Mittelmäßigkeit zu begünſtigen. Nur das Mittelmäßige ſchien ungefährlich; jedes Talent, jeder ſelbſtändige Charakter ſtörte die Monotonie und Selbſtgenügſamkeit ſolch eines Regiments. Die geiſtestödtende Mandarinenwirthſchaft vor 1740, gegen die Maria Thereſia und ihr Sohn mit Kraft und Erfolg reagirt hatten, ſetzte ſich jetzt von Neuem feſt; alles Neue, Schöpferiſche ward wieder von vornherein mit Haß und Verdacht verfolgt. Wohl kehrte jener Geiſt finſterer, pfäffiſcher Verfolgungsſucht ſo nicht mehr zurück, wie er unter den Ferdinanden und unter dem erſten Leopold gewaltet; aber es kam etwas Anderes, das vielleicht noch vergiftender gewirkt hat. Franz II. war nicht nur zu Florenz geboren, er hatte auch, wie ſein Vater, etwas von dem tückiſchen und argwöhniſchen Geiſte wälſcher Politik in ſich eingeſogen. Italieniſche Polizeikünſte, ein Netz von Spionen, dem die eignen Brüder nicht entgingen, eine krankhafte Scheu gegen alles Gerade und Offene in politiſchen Dingen und eine erbarmungsloſe Härte gegen Alles, was als politiſch gefährlich und feindſelig galt, das gehört weſentlich mit zur Signatur dieſer Regierung. Daß ſich daneben ein geſundes geiſtiges Leben nicht entfalten konnte, weil die polizeiliche Allwiſſenheit wohl im Stande war, manche gute und edle Frucht im Keime zu erſticken, aber das wuchernde Unkraut nicht zu beſeitigen, darüber hat die folgende Zeit erſchöpfenden Aufſchluß gegeben.

Das Regiment der Mittelmäßigkeit, ohne Seele und ohne Aufſchwung, gab ſich denn auch auf allen Gebieten kund. Für's Heer legte die ganze Geſchichte der Kriege ſeit 1792 Zeugniß ab. Auch zuletzt, ſahen wir, mußten ſelbſtändige Talente entweder weichen, wie Clerfayt, oder ſie ſahen, wie der Erzherzog, die Frucht ihrer Siege durch die Diktate des Hofkriegsraths vereitelt. Dagegen erfreuten ſich die Günſtlinge der militäriſchen Camarilla, Wurmſer trotz ſeines Eigenſinns, Mack und Alvinzy, ungeachtet ihrer praktiſchen Unbrauchbarkeit, fortwährend der ſicheren Protection. In der bürgerlichen Adminiſtration richtete ſich die Thätigkeit vornehmlich auf die Bekämpfung deſſen, was als revolutionär oder aufklärend verrufen war; die Reformen Joſephs hatten faſt insgeſammt dieſen verdächtigen Geruch und gegen ſie ward denn auch mit einer ſichtbaren Planmäßigkeit reagirt. Doch ließ man Joſephs bedenklichſte Schöpfungen, ſein bureaukratiſches und mechaniſches Adminiſtrationsweſen, am erſten unangetaſtet; der Rückſchlag galt gerade dem verdienſtlichſten Theile ſeines Wirkens, der Anregung, die er der Schule, der Erziehung und überhaupt dem geiſtigen Bedürfniß der Nation gegeben hatte.

Der einzige Mann von hervorragendem Talent im Rathe des Monarchen war Thugut; was ſonſt von ſtaatsmänniſchen Kräften ihm zur Seite ſtand, war nur eben dazu geeignet, das Uebergewicht Thuguts zu verbürgen. Graf Ludwig Lehrbach, ein Intriguant der ſchlimmſten Art, ſeit vielen Jahren in alle die dunkeln und zweideutigen Künſte verſtrickt, durch die Oeſter-

reich Baiern zu erlangen ſtrebte, eine Perſönlichkeit, wie ſie in der haute volée des achtzehnten Jahrhunderts bisweilen auftauchen, von ſo markirtem ſittlichem Rufe, daß ihm leicht die ſchmählichſten und gewiſſenloſeſten Handlungen zugetraut wurden, ein ſolcher Mann konnte wol als Werkzeug Thuguts, aber nie als ſein Rivale bedeutend werden. Auch Graf Ludwig Cobenzl, der Unterhändler von Campo Formio, war nicht die Perſönlichkeit, um Thuguts Einfluß ein Gegengewicht zu ſein, oder ihn durch einen beſſeren zu erſetzen; durchaus ein Cavalier des achtzehnten Jahrhunderts, franzöſiſch gebildet und geſinnt, leichtfertig und in der Intrigue alt geworden, mit allen den Künſten wohl vertraut, womit die Zeit der Günſtlings-, Maitreſſen- und Prieſterherrſchaft ihre diplomatiſchen Siege erfochten, lange Zeit am Petersburger Hofe als Geſandter thätig und wegen galanter Künſte, leichten Witzes und ſeiner Fertigkeit im Komödienſpiel dort gern geſehen, war Graf Cobenzl einer der letzten Repräſentanten des Zeitalters, das jetzt eben zur Neige ging, und wildfremd in der neuen revolutionären Zeit, mit deren Verwegenheit und Gewaltthat er zu Udine den unglücklichen diplomatiſchen Zweikampf beſtand.*)

Neben ſolchen Rivalen blieb Thuguts Einfluß unbeſtritten; wir haben erfahren, wie der intriguante und abenteuerliche Geiſt des Mannes ihn gebrauchte. Seit 1793 ſahen wir ihn in die unſeligſten Wendungen der Politik jener Tage jedesmal verhängnißvoll verflochten; durch ſeine polniſchen und bairiſchen Cabalen iſt er einer der ſchuldigſten Urheber des Mislingens geworden. Bald war er in blinder Leidenſchaft dem britiſchen Bündniß und ſeinen reichen Subſidien zugethan, bald wieder der unermüdliche Dränger zum Frieden, ſelbſt mit den Terroriſten oder mit Bonaparte; dabei erfüllte ihn eine angeborene Abneigung gegen alle geraden, ehrlichen Wege der Politik, in der Regel war er von falſchen und ſchielenden Berechnungen beherrſcht, da wo es galt den Frieden zu ſchaffen, zeigte er ſich kriegsluſtig, und wo der Krieg mit Ernſt zu führen war, ward er die Geißel und Plage aller redlichen und fähigen Generale. Die letzten Ereigniſſe, die wir erzählt haben, der Ausgang des Feldzugs von 1797, der Vertrag von Leoben, dann das liſtige Zögern bis zum brüsken Abſchluß von Campo Formio, die plötzliche Hingebung an Bonaparte, das Verrathen und Verlaſſen des Reiches, die lüſterne Ungeduld, ſich aus venetianiſchen und bairiſchen Spolien zu bereichern, das Alles waren recht charakteriſtiſche Wendungen und Sprünge Thugut'ſcher Staatskunſt.

Was ihn ſeinem kaiſerlichen Herrn werth und lange Zeit unentbehrlich machte, war nicht dieſe abenteuernde und verwegene Politik, die dem engen und ängſtlichen Geiſte von Franz ſehr ferne lag, ſondern die Verwandtſchaft, welche zwiſchen der Thugut'ſchen Anſchauung vom inneren Staatsleben und

*) S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege I. 462 f.

den Anſichten des Kaiſers beſtand. Der Miniſter hegte für die Menſchen ſo viel Liebe und Achtung, wie ſein kaiſerlicher Herr, er glaubte nicht an die edleren und höheren Motive, fühlte nur Reſpect vor den mechaniſchen und handgreiflichen Hebeln der Staatsordnung, haßte jeden geiſtigen und ſittlichen Aufſchwung und ſah wie Franz in geheimer Polizei und Spionage eines der alleinſeligmachenden Mittel, die Völker zu regieren. Die Nation durch trägen Sinnengenuß zu beſchäftigen und zu zerſtreuen, lieber der Immoralität und Entnervung freien Spielraum zu laſſen, als eine heilſame Erweckung geiſtigen und ſittlichen Lebens zu geſtatten, das war die tiefe Staatsweisheit, die hier als Gegengift gegen die Revolution geprieſen ward; wohin dieſe Weisheit ſchließlich führte, das haben die Ereigniſſe von 1800 — 1805 und in unſern Tagen die Erſchütterung von 1848 auch dem blödeſten Auge gezeigt.

In Preußen trat wenige Wochen nach dem Frieden von Campo Formio eine Veränderung ein, auf die man ſeit geraumer Zeit vorbereitet war: der Tod Friedrich Wilhelms II.

Als der König im Frühjahr 1795 aus der Coalition ausgeſchieden war, hatte er ſich das Ziel geſetzt, der ſchwer zerrütteten Ordnung der inneren Staatsverwaltung die Zeit des Friedens und der Zurückgezogenheit zu widmen. Es mochte damals keine Ahnung in ihm aufgetaucht ſein, auf welchen abſchüſſigen Weg die auswärtige Politik Preußens durch die kurzſichtige Schlauheit ſeiner Rathgeber gedrängt werden würde. Die völlige Trennung vom Reiche, der norddeutſche Sonderbund, der enge Anſchluß an Frankreich in dem Vertrage von 1796, die ungeduldige Haſt, durch Säculariſationen in Weſtfalen und Reunionen in Franken ſich zu bereichern, es waren unvermeidliche, aber im April 1795 nicht erwartete und nicht erſtrebte Conſequenzen des Friedens von Baſel. Die Finanznoth hatte den Frieden als unvermeidlich erſcheinen laſſen; die unzeitige Selbſtſucht der Verbündeten in Polen hatte die letzten Bedenken verſtummen gemacht.

Nun war dem preußiſchen Staate eine neue Erweiterung zugefallen durch den Antheil an der letzten polniſchen Beute. Zwar war die letzte Phaſe der polniſchen Angelegenheit nicht ohne herbe Lehren und Enttäuſchungen vorübergegangen. Mit Rußland verſtändigte ſich der König in einem Vertrage vom 24. Oct. 1795, mit Oeſterreich erſt am 21. Oct. 1796 und keiner der beiden Verträge hatte den Wünſchen und Hoffnungen der preußiſchen Politik entſprochen;*) im Ganzen war die Beute unter der Erwartung geblieben, da die beiden Kaiſerhöfe Preußens Noth und Verlegenheit 1794—95 benutzt hatten, ſich den Löwenantheil anzueignen. Aber man ſchlug die neue Erwerbung

*) S. Martens Recueil VI. 699 ff.

doch immer auf mehr als 900 Quadratmeilen mit einer Million Einwohner an; Schlesien wuchsen dadurch ein paar neue Kreise zu, die Gebiete an dem Bug und Narew, das alte Masovien mit der Hauptstadt Warschau, ein Theil von Podlachien und der trefflich abrundende Gränzdistrict Bialystok wurden dadurch von Preußen erworben. Eine wachsame, strenge und zugleich schöpferische Verwaltung, wie sie die beiden Vorgänger des Königs gehandhabt, konnte dies „Neuostpreußen" zu einem einträglichen Besitze umgestalten und den Bewohnern eine menschliche und behagliche Existenz auf einem Boden schaffen, auf dem bis jetzt nur sarmatischer Schmutz, polnische Junker-, Priester- und Judenwirthschaft heimisch gewesen waren. Aber Friedrich Wilhelms II. sorgloses, nachgiebiges Wohlwollen wurde hier wie in der äußeren Politik von der Habsucht Unwürdiger schmachvoll misbraucht. Die preußische Verwaltung war in dem alten Ruhm ihrer Pflichttreue und Unbestechlichkeit schon vor 1786 durch das Hereindrängen der fremden Regie erschüttert worden; die großmüthige und freigebige Art des jetzigen Königs diente dann nicht dazu, die alte straffe Weise wiederherzustellen. Das Beispiel der Günstlinge, die gewaltig um sich greifende Genußsucht in der Bevölkerung, namentlich auch in der höheren Beamtenwelt, der sinnliche und materielle Geist, der die Nation überhaupt ergriff, thaten das Uebrige, um diesen stolzen Grundpfeiler preußischer Staatsmacht zu unterwühlen. Zum ersten Male hörte man in einer neuen Erwerbung, die dem hohenzollernschen Hause zugefallen, über unredliche und gewaltthätige Verwaltung klagen, und wie viel auch die immer mächtiger aufwuchernde Schmäh- und Schmutzliteratur jener Tage übertrieben haben mag, es mußten doch grelle Dinge vorgekommen sein, wenn die preußische Administration nicht einmal auf polnischem Boden sich Anerkennung zu erwerben wußte! Nationaler Widerwille trat dort wohl bei Geistlichkeit und Adel störend entgegen, aber gewiß nur in sehr geringem Maße bei jenem bis jetzt unmündigen und vielgeplagten Menschenhaufen, den man in Polen Volk nannte.

Gegen die alte preußische Ueberlieferung, solch neue Erwerbungen mit knappster Sparsamkeit zu verwalten und für die Gesammtheit möglichst nutzbar zu machen, stach die Gutmüthigkeit seltsam ab, womit Friedrich Wilhelm II. jetzt polnische Güter verschenkte. Nicht das Verdienst allein wurde aus der polnischen Beute mit Gütern dotirt, auch die Unwürdigen, und sie zumeist, weil sie die Zudringlichsten waren, erhielten theils als Geschenk, theils gegen einen kaum nennenswerthen Preis und kleine Leistungen ansehnliche Güter in Polen, die nach dem Aufstand dem Fiscus anheimgefallen waren. Wieder nannte man Bischoffswerder und seine Cameraderie als vorzugsweise bei diesem unsaubern Handel betheiligt; neben ihm den schlesischen Minister Hoym, in dessen Kanzlei ein untergeordnetes Subject mit der Sache ein einträgliches Geschäft getrieben hat. Der höhere Zweck, der bei den Dotationen ursprünglich vorgeschwebt, Ansiedler von deutscher Art und Gesinnung unter die Polen

zu verpflanzen, ward nur zum kleinſten Theile erreicht, da die ſo gewonnenen Güter verſchleudert und verſchachert wurden, wie jede andere Waare.*)

Indeſſen war der Schatz aufgezehrt, die Steuerlaſt hoch geſpannt, ſchon mußte der Staat zu ungünſtigen und drückenden Bedingungen greifen, um augenblickliche Verlegenheiten zu decken. Das Tabaksmonopol, das am Anfang der Regierung des Königs unter populärem Jubel gefallen war, wurde jetzt gegen Ende wiederhergeſtellt (Aug. 1797). Mit Widerſtreben kehrte man alſo zu Auskunftsmitteln zurück, die der König vor zehn Jahren ſelber verworfen; Alles nur, um den drängenden Mangel zu decken. Aus dem Ueberſchuß der Einkünfte anzuregen und zu fördern, Laſten zu erleichtern und den nationalen Wohlſtand zu heben, dieſer alten Ueberlieferung preußiſcher Staatskunſt mußten über der Noth des Augenblicks immer engere Gränzen gezogen werden. Die bürgerlichen und bäuerlichen Verhältniſſe blieben wie ſie waren; ein Verſäumniß, das ſich im folgenden Jahrzehnt ſchwer gerächt hat.

So war die Tradition der großen preußiſchen Blüthe und Macht zwar nirgends mit Plan und Bewußtheit verlaſſen, aber ſie war allenthalben abgeſchwächt und verwiſcht worden. Den kühnen und ſichern Gang in der äußeren Politik hatte man verloren, es war in eine Staatsordnung der ſtrengſten Disciplin und Anſpannung aller Kräfte allmälig Laxheit und ein gewiſſes Gehen- und Geſcheheulaſſen eingedrungen, in dem ſo nüchternen und ſparſamen Kreiſe des Beamtenthums fingen an Unterſchleiſe und Feilheit heimiſch zu werden, in einem Lande, wo man im vollen Sinne des Wortes an die perſönliche Regierung des Königs gewöhnt war, hatten ſich Einflüſſe untergeordneter, zum Theil unwürdiger Perſonen eingeſchlichen. Das Heer eine der ſtarken Stützen der Macht dieſes Landes und eben darum auch eine der größten Laſten für die Steuerkraft des Volkes, war durch die Kriegführung der letzten Jahre demoraliſirt und nahm in den Jahren der faulen Ruhe mehr und mehr die Unarten einer Friedensarmee an, und zwar in einem Augenblick, wo in Europa die Bildung der Heere, ihre Bewaffnung, Taktik und Kriegführung eine völlige Umgeſtaltung erfuhr. So war Alles vom Roſte angegriffen, was die Stärke des alten Preußens ausgemacht: Verwaltung, Finanzen, Beamtenthum und Heerweſen; konnte das Volk von dieſer Kriſis unberührt bleiben? Das nüchterne, an Arbeit und Entbehrung gewöhnte, ſtarkmüthige Geſchlecht der alten Zeit war nicht mehr; Frivolität und Genußſucht waren namentlich in die Städte eingekehrt und wirkten um ſo entnervender auf den alten preußiſchen Geiſt, je weniger in den Männern der Regierung ſelber dieſer Geiſt lebendig war.

Eine tiefe religiöſe Erweckung, eine energiſche und wahre Gläubigkeit

*) S. K. A. Menzel, Zwanzig Jahre preuß. Geſch. S. 429 f. und das Zeugniß Steins bei Pertz I. 73.

konnte allein diesen bösen Geist des platten Sinnengenusses und der sittenlosen Frivolität überwinden. Aber die frommen salbadernden Schwätzer, an denen Wöllners und Bischoffswerders Schweif so reich war, die geistlosen Handwerker der Orthodoxie, die man jetzt auf polizeilichem und bureaukratischem Wege heranzog, konnten das Uebel nur mehren. Ihr Spüren nach heterodoxen Meinungen, ihre Sucht, mit Censur, Verboten und königlichen Machtsprüchen den Gegner stumm zu machen, ihre Tendenzprocesse, durch die man ohne Noth Märtyrer machte, ihre Liebhaberei für die veralteten Producte einer theologischen Scholastik ohne Geist und Geschmack, das Alles hat gerade den entgegengesetzten Erfolg gehabt, als der im Plane lag. Die wirkliche Frivolität und Sittenlosigkeit wucherte fort, die künstlich großgezogene und nur mit äußerlichen Mitteln aufrecht erhaltene Orthodoxie dauerte so lange als die Macht der Coterie, von der sie ausging. Preußische Geschichtschreiber*) erzählen ausführlich von dem Treiben der theologischen Censur und der Prüfungscommission, von den Processen gegen misliebige Geistliche und Lehrer, von den Aeußerungen der Ungnade, womit allmälig auch die Universitäten heimgesucht wurden, von den Rügen gegen die Gerichte, wenn sie nicht eifrig genug gegen die Tendenzen der Aufklärung einschritten; diese polizeilich-theologische Kleinmeisterei bildet einen bezeichnenden Gegensatz zu der Stockung, in welche alle gesunden Kräfte des Staates gerathen waren. Es war das kein großer inquisitorischer Despotismus, wie man ihn oft gezeichnet hat, wohl aber eine kleinliche, chicanöse Jagd auf flache Aeußerlichkeiten, von denen das innere religiöse Leben so gut wie unberührt blieb. In einem Augenblick, wo die alte preußische Monarchie einer Krisis entgegenging und die gesammte europäische Welt in den Wehen einer neuen Zeit lag, war dies Land mit widrigem geistlichem Zank erfüllt, stritten sich die voltairisirende Frivolität und die künstlich aufgezogene Gläubigkeit einer Coterie von Hoftheologen mit einander um die Herrschaft, wuchs neben dem vorhandenen Uebel auch noch das Unkraut einer officiellen und gemachten Frömmigkeit auf. Wie einsam freilich trotz aller Rührigkeit der Häupter dies neue System in dem überlieferten Staate dastand, davon hat ein gesetzgeberisches Werk derselben Zeit ein merkwürdiges Zeugniß abgelegt. Das „allgemeine Landrecht", schon seit mehreren Jahren vollendet, aber aus manchen politischen Bedenken erst 1794 publicirt und in Wirksamkeit gesetzt, wich nicht nur in den Bestimmungen über Kirchen- und Glaubenspolizei von dem Wöllner'schen Systeme völlig ab, sondern es stellte auch über den Staat, dessen Angehörige, dessen Oberhaupt und das Verhältniß der vollziehenden Gewalt zu den Gesetzen und Gerichten Sätze auf, wie sie gerade den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts und seiner Aufklärung entsprachen. Es lag in diesem Gesetzbuche der Gedanke, daß Preußen ein Rechtsstaat, daß selbst die Gewalt des Königs den bestehenden

*) Außer andern besonders Menzel, Zwanzig Jahre pr. Gesch. S. 441—469.

Geſetzen unterworfen ſei, daß landesherrliche Verordnungen niemals als Geſetze angeſehen, daß die „natürliche Freiheit“ des Bürgers niemals weiter beſchränkt werden könne, als es der Endzweck des gemeinſchaftlichen Wohles erfordere. Es ſollte jeder Staatsangehörige nicht nur die Pflicht haben, für das gemeine Wohl zu wirken, ſondern auch das Recht, Schutz der Geſammtheit für ſeine Perſon und ſein Eigenthum zu fordern. Die Geſetze ſollten gleich verbindlich ſein für Alle ohne Ausnahme; auch gegen das Staatsoberhaupt waren Rechtsſtreitigkeiten zuläſſig, die Krongüter und Gefälle wurden Staatsdomänen. Zwar blieben die Vorrechte des Adels, die noch beſtehenden Laſten der Feudalität, das untergeordnete Verhältniß von Bürger und Bauer in dem neuen Geſetzbuch unangetaſtet, aber aus der Anſicht vom Staate, ſeinem Zwecke, dem Umfange ſeiner Rechte und ſeiner Gewalt war mehr die Zeit Friedrichs und die juriſtiſche Tradition ſeiner Regierung herauszuhören, als die Reſtaurationstendenzen der Wöllner'ſchen Periode.*) Wir begreifen vollkommen, daß gegen die Veröffentlichung des Geſetzbuches in den Tagen der Erbitterung und der Furcht vor der Revolution im Weſten ernſte Bedenken laut geworden ſind; daß es dennoch in Vollzug geſetzt ward, iſt ein für die Entwickelung Preußens ſehr charakteriſtiſcher Zug. Es prägte ſich darin der Widerſpruch aus, welcher in der preußiſchen Monarchie ſeit 1740 und ſelbſt ſeit älterer Zeit vorhanden war. Neben der ſtreng abſolutiſtiſchen Staatsmaſchine, ihrer ſtraff militäriſchen und bureaukratiſchen Ordnung hatten ſich früh die Anſchauungen eines Rechtsdaſeins, eines allgemeinen geſetzlichen Schutzes, einer von beſtimmten Normen abhängigen oberſten Gewalt feſtgeſetzt und ein großer König, wie Friedrich II., hatte in Theorie und Praxis dieſe Anſchauungen gefördert. Aber der alte Mechanismus blieb ſtehen, ſelbſt die ſtändiſchen Unterſchiede und das adelige Privilegium wurden in aller Schroffheit conſervirt, die leiſen Ahnungen des Rechtsſtaates, die unter allen Monarchien des Feſtlandes am früheſten in Preußen Eingang fanden, blieben unentwickelt. So ward auch jetzt, 1794, in einem Augenblick, wo die überlieferte abſolute Gewalt ihre Machtſprüche ſelbſt auf dem Gebiete des Gewiſſens mit allem Eifer geltend machte, eine Reihe abſtracter Formeln zur juriſtiſchen Geltung gebracht, deren Grund und Folgerungen zu allem Andern eher, als zum alten Abſolutismus ſtimmten. Es dauerte dieſer unverſöhnte Gegenſatz ſelbſt dann noch fort, als die alte Monarchie unter der Kataſtrophe von 1806 für immer zuſammengebrochen war.

Am 16. Nov. 1797 erlag Friedrich Wilhelm II., erſt 53 Jahre alt, den langwierigen Leiden der Bruſtwaſſerſucht, die ſich, wie es ſcheint, in Folge der Strapazen und Entbehrungen des polniſchen Feldzuges bei ihm ausgebildet; es folgte ihm ſein älteſter Sohn Friedrich Wilhelm III., ein junger

*) S. Allg. Geſetzb. für die preuß. Staaten. Berlin 1792. Theil I. Einleitg. §. 5. 6. 77—81. 83. 85. 87. Thl. II. Titel XI. §. 1—4.

Mann von 27 Jahren, den eine der schwierigsten Regentenaufgaben erwartete. Die Krisis, in welcher sich der Staat befand, erforderte eine kühne und durchgreifende Heilung. Es war nicht genug, wenn die Hoffrömmler und Schmarotzer, welche das Wohlwollen des verstorbenen Königs unwürdig misbraucht, beseitigt wurden; das ganze Staatsleben bedurfte einer gründlichen Reinigung, das vorhandene Uebel mußte energisch abgeschüttelt, der sittliche Geist in der Nation mußte in hochsinniger Weise wieder erweckt, nach außen der Weg einer muthigen, grundsatzvollen und consequenten Politik wieder gefunden, der Geist der Kleinlichkeit und Selbstsucht aus der hohen Staatskunst, dem Volke und dem Heere verbannt, kurz der Staat und die Nation durch eine innerliche Erregung wieder erfrischt werden, wie sie später in Noth und Unglück dem preußischen Lande gekommen ist.

Die ersten Handlungen Friedrich Wilhelms III. zeugten von einem redlichen und wohlwollenden Eifer, die augenfälligen Ursachen des Misvergnügens zu beseitigen. Die königliche Geliebte, die Lichtenau, ward unmittelbar, nachdem Friedrich Wilhelm II. die Augen geschlossen, verhaftet und ein Proceß gegen sie eingeleitet, der zwar ohne weitere Folgen für sie blieb, aber doch ihren Rücktritt aus dem öffentlichen Leben nach sich zog. Eine Cabinetsordre, die acht Tage nach dem Regierungsantritt erfolgte, drang auf Entfernung träger und unfähiger Beamten, auf bessere Controle in der Verwaltung und auf strenge Thätigkeit und Ordnung in allen Zweigen des Staatswesens. Auch Wöllner mußte bald erfahren, daß die Zeit seiner Macht vorüber war. Er ertrug es erst, daß man eines seiner Lieblingswerke, die Prüfungscommission, beseitigte, ja er schwieg, als eine Cabinetsordre in ungnädigem Tone sein Religionsedict kritisirte und ihm die harte Wahrheit ins Gesicht sagte, es sei früher zwar kein Religionsedict im Lande gewesen, „aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei als jetzt.“ Wöllner nahm das geduldig hin; es war dem Urheber der officiellen Orthodoxie von 1788 offenbar mehr um seinen Platz, als um sein System zu thun. Aber eben diese verächtliche Geschmeidigkeit beschleunigte seinen Sturz; im Frühjahr 1798 erhielt er in ungnädiger Form seine Entlassung und mit ihm die bekanntesten Träger und Werkzeuge seiner Kirchenpolitik. Diesen ersten Rückschlägen gegen die Richtung, die unter dem Vorgänger die herrschende gewesen, folgten kleine Reformen in der Verwaltung, dankenswerthe Maßregeln, die das Schulwesen und die Volkserziehung heben sollten, und einzelne Schritte, welche die Förderung der materiellen Interessen des Landes bezweckten. Im obersten Rechnungswesen ward eine strengere Prüfung anbefohlen, genaue Controle und Sparsamkeit eifrig eingeschärft. Das Tabaksmonopol, kaum wieder eingerichtet, ward schon in den ersten Wochen der neuen Regierung beseitigt. Ueberhaupt prägte sich im ganzen Thun der neuen Regierung ein wohlwollender Eifer für das gemeine Beste, ein nüchterner, sparsamer Sinn, eine ungesuchte Schlichtheit und Geradheit aus, die aus der Persönlichkeit des Königs

entſprang und im Lande die dankbarſte Anerkennung fand. Die Zeitungen und Zeitſchriften jener Tage waren erfüllt mit kleinen charakteriſtiſchen Zügen, welche die anſpruchloſe Simplicität, das bürgerlich einfache Weſen, die muſterhafte Häuslichkeit des jungen Monarchen beurkundeten. Nach dem Aergerniß, welches ſich an die Lichtenau und ihren Schweif geknüpft hatte, war der Anblick eines Königspaares, deſſen innige Zuneigung, Züchtigkeit und Sittenſtrenge Allen zum Vorbild dienen konnte, beſonders wohlthuend. Dieſe perſönlichen Tugenden hatten die Erzieher Friedrich Wilhelms III. glücklich zur Entfaltung gebracht. In beſcheidenen, knappen Verhältniſſen, wie nur irgend ein Bürgerkind, hatte der Kronprinz ſeine früheſten Knabenjahre verlebt; einfach, mäßig in ſeinen Bedürfniſſen, an ſtrenge Zucht gewöhnt, im ganzen Weſen offen und wahrhaftig wuchs er heran. Seine religiöſe Erziehung trug mehr ein praktiſches als ſpeculatives Gepräge; die myſtiſchen Neigungen des Vaters waren ihm fremd geblieben. Nüchterne Verſtändigkeit, ein gerechter, wohlwollender und gerader Sinn, ſtrenges Pflichtgefühl und Ordnungsliebe prägten ſich früh als vorwiegende Eigenſchaften in Friedrich Wilhelm aus; es war ſicherlich zum guten Theil Verdienſt ſeiner Erzieher geweſen, dieſe Eigenſchaften in ihm zur Entfaltung zu bringen. Aber auch die angeborene Blödigkeit ſeines Weſens war durch ſeine Erziehung begünſtigt worden; durch die pedantiſche Art ſeines erſten Lehrers früh verſchüchtert, entbehrte er des Selbſtvertrauens, der raſchen Entſchloſſenheit und des durchgreifenden Willens, den ſein königlicher Beruf verlangte. Eine Geiſtesbildung, die ihm eine umfaſſende und große Anſchauung der Dinge hätte geben können, war ihm nicht geworden; noch weniger hatte man das Augenmerk darauf gerichtet, zur Selbſtändigkeit des Handelns ihn früh heranzubilden. Unter dem Vater von allen Geſchäften fern gehalten, während die Lichtenau und ihre Creaturen das Ohr des Königs hatten, entbehrte er noch völlig der praktiſchen Uebung und Sicherheit, die ihn zu ſeinem königlichen Berufe hätte vorbereiten können. Die Umgebungen ſeit ſeinen Jünglingsjahren waren am wenigſten geeignet, dieſe Lücke zu ergänzen. Sein Adjutant war General Köckeritz, wie Stein ihn ſchildert,*) ein ehrlicher, wohlmeinender Mann, aber von eingeſchränkten Begriffen und ohne Bildung. Er hatte ſein ganzes Leben mit dem kleinen Dienſt in der Potsdamer Garniſon zugebracht, wo mit der größten Strenge auf Vernichtung der Selbſtändigkeit, auf Hingebung und Mönchsgehorſam hingewirkt wurde; hier bildete ſich ſein beſchränkter Kopf zum Repräſentanten der Gemeinheit und Untergebenheit aus, der, nur der flachſten Anſichten fähig, nichts wünſchte als Ruhe und Frieden von außen, Verträglichkeit im Innern, „um ungeſtört ſeine Spielpartie und Tabakspfeife genießen zu können.“ Die Gewöhnung an ſolchen Umgang wirkte auf den jungen König nicht günſtig; es ſetzte ſich in ihm eine gewiſſe Vorliebe für die ehrbare Mittelmäßigkeit,

*) S. deſſen Leben von Pertz I. 172.

eine Scheu gegen große und geniale Menschen fest. Ein Mann wie Stein hat ihm nie so nahe kommen können, wie Köckeritz oder Zastrow. Dazu stimmte denn die tiefe Abneigung gegen kühnes, entschlossenes Handeln, und die scheue, verzagte Art des Königs, in den einmal breitgetretenen Geleisen, so lange es immer ging, fortzuwandeln. Dies Phlegma der Gewöhnung war wohl auch die Ursache, daß, während die Lichtenau beseitigt ward, ihre Creaturen, die einflußreichsten Träger einer Politik ohne Grundsatz und ohne Sittlichkeit, in ihren Stellen blieben. Denn nur die Scheu vor einem durchgreifenden Entschluß kann die räthselhafte Erscheinung erklären, daß ein so sittenstrenger und unbescholtener Mann, wie der König, jetzt und später, von der Zeit der Haugwitz und Lombard an bis zu dem Einflusse des Fürsten Wittgenstein, Personen um sich geduldet und mit Vertrauen ausgezeichnet hat, die schon durch ihre sittlichen Qualitäten aus der Nähe des Monarchen hätten verbannt sein sollen.

Eine durchgreifende Veränderung ward darum 1797 in keinem Zweige des Staatswesens versucht; es kehrte wohl in die Staatsleitung mehr Ordnung, Zucht und Sparsamkeit zurück, aber alles Andere blieb, wie es vorher gewesen. Die Leitung der auswärtigen Politik behielt Graf Haugwitz; es blieb neben ihm als einflußreichster Rathgeber der Geheime Cabinetsrath Lombard, ein Mann von Geist, Bildung und Geschäftsgewandtheit, über dessen Schlaffheit, Leichtsinn und Immoralität aber nur eine Stimme war. Es bestand fort die verderbliche Einrichtung des Cabinetsrathes, einer Behörde meist bürgerlicher Schreiber und Beamten, die, zwischen den König und die eigentlichen Minister gestellt, ohne Verantwortlichkeit, oft auch ohne innern Beruf, die unmittelbare Einwirkung auf den Monarchen übte und als unsichtbare Camarilla über die wichtigsten Interessen des Staates entschied. Wohl hatte in der ersten Zeit des Königs ein trefflicher und ehrenwerther Mann, der Cabinetsrath Mencke, den vorwiegenden Einfluß, allein dessen leidende Gesundheit nöthigte ihn bald zum Rücktritt und sein Nachfolger gab sich willig an die Politik Haugwitz-Lombard hin. Wären aber auch die tüchtigsten Personen in diesem Rathe vereinigt gewesen, die ganze Einrichtung war nachtheilig; sie lähmte die Geschäfte und stand kräftigen Männern und durchgreifenden Maßregeln überall im Wege, weshalb Stein später seine Uebernahme der Regierung vor Allem von der Beseitigung dieser Behörde abhängig gemacht hat. Wenn auf diese Weise selbst die bedenklichsten Formen des überlieferten Regiments unangetastet blieben, so war eine sittliche Regeneration des Staates und der Gesellschaft natürlich nicht zu hoffen. Die Weichlichkeit, die platte Genuß- und Erwerbsucht, welche die Kraft des Volkes entnervte, die Frivolität und Ungebundenheit, die eine Erbschaft der Vergangenheit war, der flache, äußerliche Sinn, der die Zeit beherrschte, dies Alles blieb unverändert, wie es in den letzten Zeiten Friedrichs und unter Friedrich Wilhelm gewesen; das officielle Frommthun verschwand, aber die Immoralität

und Heuchelei, die sich dahinter versteckt, blieb übrig. Die kurzsichtige Selbstsucht der Friedenspolitiker hielt den Geist der ganzen Nation gefangen und beherrschte die Armee, die, des Krieges entwöhnt, von dem alten Ruhme ihrer Unbesiegbarkeit zehrte und in selbstgenügsamer Einbildung auch der neuen Zeit und ihren Kampfesmitteln sich mehr als gewachsen glaubte. In den höhern Ständen war der aufopfernde vaterländische Sinn und die patriarchale Einfalt alter Zeiten mehr und mehr verschwunden; der Adel erschien als eine Klasse von Privilegirten, die weniger in Leistungen, als in Gunst und Vorrecht die Ersten zu sein strebten. Die untern Klassen litten unter diesen Vorrechten, deren Druck sie abstumpfte und mit Gleichgültigkeit gegen Wohl und Wehe des Staates erfüllte. Kurz, es war in der ganzen Staatsmaschine ein Stocken, in der Gesellschaft eine sittliche Lähmung eingetreten, deren ganze Gefahr erst erkannt ward, als es für die friedliche Heilung zu spät war. Eine Katastrophe ohne Beispiel mußte erst vorausgehen, bis man die Mittel der Wiedergeburt fand.

Damals, bei Friedrich Wilhelms Thronbesteigung, war der Kern des Uebels auch den Scharfsichtigsten nicht deutlich geworden. Wohl drängten sich eifrige Wünsche genug an den Königsthron heran, aber in dem Allem ward keine Stimme laut, welche den eigentlich wunden Fleck berührte. Unter den Bittstellern jener Tage war einer der ungestümsten und nach den Anschauungen der Zeit auch vorlautesten Friedrich Gentz, der sich in seinem „Sendschreiben an Friedrich Wilhelm III." zum Sprecher der Volkswünsche aufwarf. Allein auch hier war nur von einzelnen Besserungen in der Verwaltung, von Vertrauen, freier Presse die Rede, in der Lebensfrage theilte Gentz die Illusionen aller Andern. Auch er rühmt die preußische Armee als die „trefflichste und geehrteste", deren „innere Vollkommenheit keine Hauptveränderung erheische"; auch er sagt, mit dem Kriege sei nie ein positiver Vortheil zu erlangen, und rühmt die aufgeklärte Staatskunst, welche den Gedanken, mit Krieg etwas zu gewinnen, in das Reich der Träume verwiesen habe. „Den Krieg abzuwenden — so lautet auch bei ihm das Orakel der Zukunft — muß der Richtpunkt aller politischen Maßregeln, das Ziel aller militärischen Anstrengungen, der letzte Gipfel aller diplomatischen Weisheit sein."

Vierter Abſchnitt.

Der Congreß zu Raſtatt.

Indeſſen war die Friſt herangekommen, wo der große Friedenscongreß zu Raſtatt die Angelegenheiten des deutſchen Reiches zur Erledigung bringen ſollte. Der Reichstag trat nun vollends in den Hintergrund und ſeine Verhandlungen boten im Laufe des nächſten Jahres auch nicht das mindeſte Intereſſe. Recht gefliſſentlich ſuchte man jede bedeutende Angelegenheit von Regensburg fernzuhalten, ſo lange das Schickſal Deutſchlands der Verſammlung in Raſtatt überantwortet war; die Reichsverſammlung verbrachte deshalb ihre Zeit mit Sachen ohne politiſche Wichtigkeit, der Suſtentation des Reichskammergerichtes und ähnlichen Fragen, die zu jeder Zeit als Lückenbüßer auf der Tagesordnung ſtanden und doch niemals zur Erledigung gekommen ſind.

In Raſtatt ſollte der Friede und die künftige Ordnung des Reiches feſtgeſtellt werden. Wie es in Deutſchland nie an Hoffenden gefehlt hat, ſo ſind auch damals ſanguiniſche Stimmen laut geworden, welche von dem bevorſtehenden Congreſſe eine Wiedergeburt des deutſchen Reiches erwarteten. Eine beſſere Organiſation des Ganzen, eine tüchtige Reichsjuſtiz, Gewiſſens- und Preßfreiheit, Verbeſſerung des deutſchen Gewerb-, Zunft- und Innungsweſens, Abſtellung des Bettels, Schutz der deutſchen Manufacturen gegen das zunehmende britiſche Uebergewicht — ſolche und noch ausſchweifendere patriotiſche Wünſche ſind in politiſchen Schriften jener Zeit niedergelegt und erwarteten von dem Congreſſe ihre Erfüllung. Daneben machten ſich auch ſchon Stimmen recht laut und ſchamlos geltend, welche im franzöſiſchen Intereſſe oder Solde Deutſchland auf die kommenden Dinge vorbereiten ſollten. Es liegt uns eine ſolche Schrift von „einem deutſchen Patrioten“ vor, worin als erſtes Opfer des Friedens die Räumung von Ehrenbreitſtein verlangt wird, weil deſſen Lage Coblenz beherrſche und alſo Deutſchland leicht in die

„Unannehmlichkeit“ eines Conflictes mit der mächtigen Republik bringen könne. Preußen, forderte derselbe „Patriot“, solle mit Frankreich eine innige Allianz eingehen, aber sein Gebiet zugleich, um jeden Zusammenstoß zu vermeiden, möglichst weit von den französischen Gränzen entfernen. „Deutschland“, in eine große „Fürstenunion“ vereinigt, würde dann an den Kriegen Oesterreichs und Preußens gar keinen Antheil mehr zu nehmen brauchen. Man sieht, die künftige deutsche Trias von 1806 und der Rheinbund waren in den Köpfen der Eingeweihten schon vorhanden; leider beurtheilten diese Stimmen die Lage richtiger, als die patriotischen Schwärmer, die sich von der bevorstehenden Diplomatenversammlung den Aufgang einer neuen Zeit für Deutschland versprachen.

Im Allgemeinen war die Stimmung nichts weniger als enthusiastisch oder schwärmerisch; entweder Gleichgültigkeit gegen die untergehenden alten Formen oder frivoler Spott ist der vorherrschende Ton der Zeit. Ein mit treffendem Witz geschriebenes fliegendes Blatt aus jenen Tagen schildert die „Leidensgeschichte des Friedenscongresses in Rastatt“ mit lauter Bibelstellen. „Da versammelten sich, heißt es da, die Hohenpriester, Schriftgelehrten und Pharisäer, daß sie das römische Reich mit List griffen.“ Das Römische Reich aber spricht: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod;“ aus dem Kreise der geistlichen Kurfürsten hört man den Ruf: „Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, einer unter Euch ist's, der es verrathen wird.“ Bonaparte verfügt: „Wir haben nur ein Gesetz; nach dem muß es sterben.“ „Was wollt Ihr mir geben, fragt Preußen, daß ich es Euch verrathe?“ Und vom Kaiser heißt es: „Er ließ es geißeln und übergab es, daß es gekreuzigt würde.“ Auch die Reichsarmee wird nicht vergessen. „Sie schlugen an ihre Brust und kehrten wieder um.“

Ein ähnliches Product hat damals Joseph Görres ausgehen lassen; er hielt im Januar 1798 in der patriotischen Gesellschaft zu Coblenz dem heiligen römischen Reich eine Leichenrede und fingirte ein Testament, das auch jetzt noch ein gewisses Interesse bietet, da die Nachtreter des Mannes nicht selten eine überschwängliche Pietät für die Herrlichkeit des heiligen römischen Reiches affectiren. Diesem Tendenzcultus gegenüber ist es von Werth zu wissen, wie die junge Generation von damals über diese Herrlichkeit geurtheilt hat.*) In dem erwähnten Testament wird zuerst die fränkische Republik als einzig rechtmäßige Erbin des linken Rheinufers bestellt, dann die Insignien und Güter des Reiches vertheilt. „Die Reichsoperationscasse und die goldne Bulle sollen Sr. päpstlichen Heiligkeit zufallen; die erste um ihre zertrümmerten Finanzen wiederherzustellen, die zweite, damit selbe ihre eignen Bullen damit vergolden und denselben durch den äußerlichen Schimmer, der in unsern verderbten Zeiten nothwendig ist, den verlorenen Credit wieder verschaffen

*) S. Rothes Blatt Jahr VI. 20. Ventose.

können. Die große, mittlere und kleinere Reichstitulatur ſoll einer öffentlichen Verſteigerung ausgeſetzt, und aus dem Erlös ein jährliches Seelenamt geſtiftet werden, das jedesmal an dem Jahrestage mit aller möglichen Feierlichkeit gehalten werden ſoll.“ Die Einkünfte des Kaiſers werden dem Armenhauſe zu Regensburg, die Prälaten- und andere Bänke der Univerſität Heidelberg vermacht. „Die Reichsdeputation in Raſtatt ſoll ihre Sitzungen permanent erklären und ſich dann mit Abſchluß eines ewigen Friedens beſchäftigen; jeder Artikel deſſelben darf aber in nicht weniger als 50000 Sitzungen abgethan werden. Die Reichsarmee ſoll dem Landgrafen von Heſſen Caſſel übergeben werden, damit er ſie bei erſter beſter Gelegenheit den Meiſtbietenden zuſchlagen und nach England, America oder Oſtindien verhandeln möge. Das Reichsarchiv ſoll ausgeſtäubt, geſäubert, geordnet und dann den Chemikern ausgeliefert werden, um engliſches Riechſalz für unſre allenfalls ohnmächtig werdenden Erben daraus abzuziehen. Alle Nonnen unſeres Gebiets vermachen wir unſern Mönchen, und hoffen, daß beide Theile ſich wohl dabei befinden werden. Alle ſich vorfindenden Perücken, Mäntel und übriger Apparat ſollen dem Naturalienmuſeum zu London übermacht werden, um dort in die große, für alle Nationen und Zeiten angelegte Perückenſammlung aufgehangen zu werden.“

So dachte die junge Generation über den Werth der alten Formen, und allerdings waren dieſelben nicht dazu angethan, Achtung oder Pietät zu erwecken. Niemals war das Reich kläglicher zerriſſen, als eben jetzt; der Kaiſer führte das Schauſpiel auf, es zu dem Friedenscongreſſe einzuladen und ihm die Erhaltung ſeiner Integrität vorzuſpiegeln, während er in den geheimen Artikeln von Campo Formio dieſe Integrität bereits den Franzoſen preisgegeben hatte. Preußen, ſeit Jahren von Frankreich ins Schlepptau genommen und auf die Spolien des deutſchen Reiches angewieſen, hatte ſich ſchon 1796 Vergrößerungen von der Republik verſprechen laſſen und dieſe letztere hatte jüngſt an Oeſterreich die Zuſage gemacht, daß Preußen keine Erwerbung zufallen ſolle. Oeſterreich war lüſtern auf Baiern und voll Hoffnung, ein Stück davon jetzt mit Frankreichs Hülfe zu erlangen; Preußen gleich begierig nach Arrondirungen in Franken und Weſtfalen und nicht weniger eifrig, dieſe Beute durch franzöſiſche Protection zu gewinnen. Die kleineren Reichsſtände erſchienen zu Raſtatt zwar mit der patriotiſchen Miene, die Integrität des Reiches zu erhalten, aber auch von ihnen waren ſchon mehrere in geheimem Einverſtändiß mit Frankreich, hatten die Rheingränze ihres Theils eingeräumt und ſich dafür die geiſtlichen Stifter zuſagen laſſen. Allenthalben nur betrogene Betrüger, vom Kaiſer an bis zu den kleinen ſüddeutſchen Reichsſtänden herab!

Es war der französischen Politik nicht schwer, diese zerfahrenen Gruppen in ihrem Sinne zu leiten; sie versprach den Preußen Vergrößerung und sagte zugleich den Oesterreichern das Gegentheil zu; sie stellte dem Kaiser Baiern in Aussicht und war doch im Ernste nie entschlossen, es zu thun; sie schien Oesterreich auf Kosten der Kleineren vergrößern zu wollen und war doch mit diesen schon im Reinen, sie sich auf Kosten von Kaiser und Reich als französische Clientel in Süd- und Westdeutschland großzuziehen. Eifrig wurden Oesterreich und Preußen in Haß und Mistrauen erhalten, die Mittleren und Kleineren mit der Sorge vor dem bösen Willen der Großen erfüllt, Allen eingebildet, daß nur Frankreich ihnen Schutz und Stütze sei. Die Instructionen des Directoriums an seine Gesandten in Rastatt zeichneten mit dürren Worten die Taktik vor: dem Reiche durch Drohen Mainz abzuschwatzen, den mittleren und kleineren Staaten eine Invasion anzudrohen, wenn sie nicht zustimmten, Preußen über die wahre Lage im Ungewissen zu lassen und es mit Redensarten abzuspeisen.*) Die Taktik war plump und handgreiflich und den Franzosen selbst ist es im Laufe der folgenden Unterhandlung manchmal zweifelhaft geworden, ob sie ihren Zweck völlig erreichen würden,**) aber die Rivalität der Großen und die haltlose Schwäche der Kleinen sicherte ihnen überall den Erfolg.

Der deutsche Kaiser bezeichnete die Einleitungen zu dem Congresse mit einem Act seltener Doppelzüngigkeit. In einem Hofdecrete vom 1. November forderte er die Reichsstände auf: „sie möchten, dem großen Erhaltungsgesetz der Einheit und Gesammtheit des deutschen Reiches in gesetzlicher Verbindung mit dessen Oberhaupt unverrückt getreu, das gemeinsame Wohl des deutschen Vaterlandes mit edlem Pflichtgefühl und deutscher Standhaftigkeit wirksamst unterstützen und also vereint mit ihrem Reichsoberhaupte den längst gewünschten, auf die Basis der Integrität des Reiches und seiner Verfassung zu gründenden billigen und anständigen Frieden bestens befördern und beschleunigen.“ In dem Augenblicke, wo der Kaiser sich so salbungsvoll vernehmen ließ, hatte er nicht nur zu Campo Formio bereits die „Integrität des Reiches“ an das Ausland hingegeben, sondern er war eben im Begriff, diese Hingabe durch einen neuen Act schmachvoller Nachgiebigkeit unwiderruflich zu machen. Es galt die rasche Abtretung der deutschen Gränzfestungen, deren Räumung in Campo Formio vorerst nur versprochen war; erst wenn die Franzosen dort fest saßen, fühlten sie sich des linken Rheinufers sicher, drum sollte Oesterreich durch die Aussicht auf eine rasche Uebergabe der venetianischen Beute bewogen werden, sofort Mainz und das deutsche Reichsgebiet preiszugeben. Bonaparte selbst kam, um das ins Reine zu bringen, nach Rastatt; wie ein

*) S. Correspondance inédite de N. Bonaparte. Campo Formio. II. 417. 418.

**) S. die Note Talleyrands in Gagerns Antheil an der Politik I. 88.

Zeitgenoſſe ihn ſchildert, erſchien er dort trocken, verſchloſſen und ſchneidend, machte raſch das Geſchäft ab, um deſſenwillen er gekommen war, und hinterließ dann einen Agenten auf dem Congreſſe, der ihm über den Zuſtand der Dinge berichtete. Am 1. December ſchloß er die Uebereinkunft mit den Oeſterreichern, wonach die Kaiſerlichen, während die Franzoſen das venetianiſche Gebiet räumten, bis Weihnachten das Reich verließen und ſich in die Erbſtaaten zurückzogen. Mannheim, Philippsburg, Ehrenbreitſtein, Ulm, Ingolſtadt und Würzburg ſollten geräumt, Mainz zu Ende December den Franzoſen übergeben werden. Der Kaiſer verſprach, bei Kurmainz und dem Reiche ſich dafür zu verwenden; würden ſie nicht einwilligen, ſo könnten die Franzoſen ſie mit Gewalt dazu nöthigen. Die Vollziehung dieſer Uebereinkunft mußte freilich die in Raſtatt verſammelten Vertreter des Reiches ſehr bald darüber aufklären, was es mit der vom Kaiſer betonten „Integrität des Reiches“ in der That auf ſich hatte.

Indeſſen hatten ſich ſchon im November die bunten Elemente zu dem großen Congreſſe in Raſtatt geſammelt. Officiell nahmen an der Friedensverhandlung Theil: die Geſandten der franzöſiſchen Republik, die des Kaiſers und die in Regensburg ernannte Reichsfriedensdeputation, aus Kurmainz, Kurſachſen, Oeſterreich, Baiern, Würzburg, Hannover, Heſſen-Darmſtadt, Baden und den Reichsſtädten Augsburg und Frankfurt zuſammengeſetzt. Aber es waren außerdem auch alle übrigen Kurfürſten, die meiſten geiſtlichen Stifter, die weltlichen Glieder des Fürſtencollegiums, von Pfalzzweibrücken, Württemberg, Heſſen-Caſſel, Mecklenburg, Dänemark und Schweden an bis zu den Reichsgrafen herab, theils durch Geſandtſchaften vertreten, theils perſönlich anweſend. Von den Reichsſtädten hatten wenigſtens die größeren Abgeſandte hingeſchickt und auch die Ritterſchaft unterließ es nicht, ihre Intereſſen vertreten zu laſſen. Selbſt Corporationen, die nicht zu den unmittelbaren Reichsſtänden zählten, wie die Landſtände von Württemberg, vom Breisgau, vom Stift Hildesheim, oder die vielbedrängten pfälzer Reformirten hatten ihre diplomatiſchen Agenten auf dem Congreſſe. Dazu kamen dann die auswärtigen Geſandtſchaften, unter denen im Namen von Böhmen und Ungarn auch ein öſterreichiſcher Diplomat erſchien. Die Vertretung Oeſterreichs war auf dieſe Weiſe eine dreifache; eine Geſandtſchaft, an deren Spitze Graf Metternich, der Vater des Staatskanzlers, ſtand, vertrat den Kaiſer als Reichsoberhaupt; eine zweite, unter Lehrbachs Leitung, repräſentirte Oeſterreich als Mitglied der Reichsfriedensdeputation; die dritte für Böhmen und Ungarn ward vom Grafen Ludwig Cobenzl geführt. Preußen war durch den vom Fürſtenbunde und vom Reichstage her bekannten Grafen Görtz, durch den Baron Jacobi, den bisherigen Geſandten in London, und durch Dohm vertreten; des jüngern diplomatiſchen Nachwuchſes nicht zu gedenken, der hier, wie bei den meiſten größeren Geſandtſchaften, zahlreich ge-

nug vorhanden war.*) Die geſammte Diplomatie der alten Zeit war faſt vollzählig hier beiſammen; auch die Juriſten und Publiciſten des heil. römiſchen Reiches hatten ſich zahlreich eingefunden, um der Beſtattung deſſelben beizuwohnen. Neben dem mainziſchen Kanzler Albini, dem beim Fürſtenbunde genannten ſächſiſchen Botſchafter Graf Löben, dem Domherrn Grafen Friedrich Stadion, dem jungen Metternich, der das weſtfäliſche Grafencollegium vertrat, waren als literariſche und publiciſtiſche Namen Ittner, Zentner, Martens, Häberlin und der nachherige Ritter von Lang zu nennen. Der Letztere hat uns in ſeiner Weiſe den Congreß und ſeine Perſönlichkeiten Grau in Grau gemalt,**) und doch, darf man ſagen, ſchwerlich ein Wort übertrieben, wo er die Erſtarrung des alten Weſens, das leere, nichtsnutzige Treiben der Reichsdiplomatie und die tiefe Gleichgültigkeit der Meiſten gegen das, was dem Reiche bevorſtand, geſchildert hat. Wir haben über den Congreß verſchiedene handſchriftliche Berichte fürſtlicher Geſandten eingeſehen und dabei die charakteriſtiſche Erfahrung gemacht, daß der frivole, ſpöttelnde Ton und die ſkurrilen Späße nicht nur bei dem Ritter von Lang, ſondern auch bei andern Mitgliedern des Congreſſes die geläufige Form waren, in der ſie die Raſtatter Vorgänge beſprachen. Pietät und Theilnahme für das alte, morſche Weſen war faſt nirgends mehr vorhanden; nach dieſen Aufzeichnungen konnte es ſcheinen, als ſei die Raſtatter Epiſode nicht etwa ein Stück tiefer Erniedrigung Deutſchlands, ſondern eine luſtige Komödie geweſen, aus der jeder Einzelne ſo viel Nutzen und Amuſement als möglich habe zu ziehen ſuchen. Die erſten diplomatiſchen Perſönlichkeiten entwürdigten ſich durch Auftritte, wie ſie allenfalls einem jungen Roué anſtanden; Graf Cobenzl nahm hierin den vorderſten Rang ein und vergebens ſuchte der alternde Graf Metternich mit ihm zu rivaliſiren.***)

Gegenüber dieſem theils pedantiſchen, theils frivolen Geſchlecht hatten

---

*) S. die Perſonalſtatiſtik in Poſſelts Annalen 1798. II. 278 ff.

**) S. deſſen Memoiren I. 317 ff.

***) Von mehreren Proben führen wir aus einer geheimen Correſpondenz dieſer Zeit nur eine an. Als Cobenzl im April raſch nach Wien ſollte, fehlte ihm ſein Wagen; er hatte denſelben einer Sängerin, der Citoyenne Hyacinthe, der er in anſtößiger Weiſe den Hof machte, geborgt, damit ſie nach Straßburg zurückreiſen konnte. „Aber die Citoyenne H. hatte ihn unterdeſſen einem andern Geliebten geborgt, der damit nach Frankfurt gefahren war, und Cobenzl mußte nun in einer elenden Cariole ſeine Reiſe nach Wien machen.“ Solcher Geſchichten fielen manche vor. Das ſchreckte aber den kaiſ. Commiſſarius, den Grafen Metternich, nicht ab, durch eifrigen Umgang mit Komödiantinnen, wie ein anderer Bericht ſagt, „den Ruf eines ebenſo artigen Mannes wie Graf C. zu erſtreben.“ — Auf der franzöſiſchen Geſandtſchaft war die Galanterie nicht allzu groß, dagegen herrſchte dort ſchamloſe Beſtechlichkeit und ein Attaché derſelben wurde ſpäter bei ſeiner Abreiſe überführt, einem andern Diplomaten ſeine Equipage geſtohlen zu haben.

die franzöſiſchen Unterhändler leichtes Spiel. Die Geſandtſchaft der Republik beſtand, nachdem Bonaparte nur einen Moment aufgetaucht und dann verſchwunden war, aus Treilhard und Bonnier; der erſtere ward ſpäter, als er ins Directorium eintrat, durch Jean Debry erſetzt und außerdem um die Mitte des nächſten Jahres der ehemalige Pfarrer Roberjot der Geſandtſchaft beigegeben. Von dieſen allen erwarb ſich nur Roberjot den Ruf eines gebildeten, verträglichen Mannes mit anſtändigen Formen; der übermüthige Trotz und die Brutalität der übrigen, beſonders Bonniers, hat eine traurige Berühmtheit erlangt. Indeſſen dieſe Männer wußten, was ſie wollten; ſie verfolgten das Ziel, das ihnen vor Augen ſtand, die Macht und Vergrößerung ihres Landes, mit rückſichtsloſer Dreiſtigkeit, mit allen Mitteln revolutionärer Terroriſten; das mußte ihnen ſogar ein moraliſches Uebergewicht über die alte Reichsdiplomatie geben. Denn dieſe war nur durch kleine ſelbſtſüchtige Motive getrieben, hatte ſich jedes vaterländiſchen Intereſſes größtentheils entäußert und war allezeit bereit, durch geſchmeidige Unterwürfigkeit vom Reichsfeinde kleine Vortheile auf Koſten der Geſammtheit zu erkaufen.

Die amtliche Verhandlung ſollte zwiſchen den franzöſiſchen Geſandten und der Reichsfriedensdeputation gepflogen werden; natürlich in der weitläufigen Form des ſchriftlichen Verfahrens und mit aller der überlieferten Pedanterie, die im Reiche und am Reichstage heimiſch war. Es ließ ſich kaum etwas Verſchrobeneres denken, als dieſe Verhandlung mit einem wachſamen, unermüdlichen Gegner, der zudem in der Wahl ſeiner Mittel niemals verlegen war. Die Friedensdeputation beſtand, wenn man alle Betheiligten mitzählte, aus 76 Perſonen; kein Wunder, daß die Franzoſen von jeder Berathung alsbald in Kenntniß geſetzt, von jedem Zerwürfniſſe innerhalb des Ausſchuſſes auf's genaueſte unterrichtet waren. Und wäre dies nur der einzige Vortheil geweſen, den ihnen die Zerrüttung des Reiches in die Hand gab! Viel ſchlimmer war es, daß gleich anfangs neben der officiellen Friedensdeputation die einzelnen Stände des Reiches beſondere Unterhandlungen mit den Franzoſen anknüpften und ſie ſo öffentlich und ungeſcheut pflogen, als wenn die Deputation gar nicht vorhanden geweſen wäre.

Die Taktik der Franzoſen war durch dieſe Verwirrung ſehr begünſtigt. Sie hatten es bequem, die innerlich entzweiten Großſtaaten, Oeſterreich und Preußen, in dieſer Entfremdung zu erhalten, indem ſie Oeſterreich durch Zuſagen lockten, deren Erfüllung angeblich am preußiſchen Widerſtande geſcheitert ſein ſollte, und mit Preußen ein ähnliches Spiel ſpielten. Es ward dann bald die geläufige Praxis, die preußiſchen Vergrößerungstendenzen durch die öſterreichiſche Einſprache, die Abſichten Oeſterreichs auf Baiern durch die preußiſche Oppoſition zu vereiteln. Oder man zeigte Oeſterreich und Preußen in der Ferne die verführeriſche Ausſicht auf Arrondirungen und war dann geſchäftig, zum Schrecken der Kleineren die eigenen Anerbietungen ins Publikum zu bringen, wie wenn es Anſinnen der Wiener und Berliner Politik

geweſen wären. Die mittleren und kleineren Reichsſtände, die ſich auf der Länderjagd zu Raſtatt befanden, wurden je nach ihrer Brauchbarkeit gnädig oder ungnädig behandelt; eine kleine franzöſiſche Clientel, man konnte ſagen ein Kryſtalliſationskern des künftigen Rheinbundes, war unter pfalzzweibrücker Führung in Raſtatt ſchon vorhanden. Die Franzoſen brauchten nicht zu werben; man drängte ſich mit eilfertiger Zudringlichkeit an ſie heran.*) „Vorgeſtern — ſchreibt am 29. Dec. ein fürſtlicher Geſandter — war ich endlich ſo glücklich nach einigem Warten im Vorzimmer den Miniſter Treilhard zu ſehen und zu ſprechen. Bonnier war für mich noch immer unſichtbar. Der Zutritt zu dieſen Deputirten iſt ſo leicht nicht. Die Franzoſen unterſcheiden die Geſandtſchaften weltlicher Fürſten merklich von den geiſtlichen, und wenn die franzöſiſche Stimme die Stimme des Schickſals ſein ſollte, ſo iſt ſicher die Lage der weltlichen Fürſten viel glücklicher, als jene der geiſtlichen. Sogar der Kammerdiener von Treilhard ſcheint dieſen Unterſchied zu machen. Er fragte mich ziemlich finſter, ob ich ein Geſandter eines geiſtlichen Fürſten wäre, und auf die Antwort nein! wurde ſein Geſicht heller und ich ſogleich gemeldet.“ Dann ſchreibt derſelbe Diplomat: „In dieſem Augenblicke darf man nicht auf einige Summen ſehen; aber man muß verſichert ſein, wenn man ſie hingiebt, daß ſie in die rechten Hände kommen. Ich muß mir hier den Zutritt zu den franzöſiſchen Deputirten auch verſchaffen, aber ſo groß werfe ich nicht umher!“ Das Verfahren dabei war, wie wir aus den vertraulichen Berichten erſehen, einfach folgendes: außer den Geſchenken, womit das Perſonal der franzöſiſchen Geſandtſchaft, bis zu den Kammerdienern und Kutſchern herab, in guter Laune erhalten ward, ſaßen gewöhnlich in Straßburg und Paris Agenten, die mit beträchtlichen Summen die Machthaber und ihre Creaturen in der franzöſiſchen Hauptſtadt bearbeiteten.**).

---

*) Aus den handſchriftl. Mittheilungen, die wir benutzt, theilen wir ein Schreiben mit, welches eine fürſtliche Geſandtſchaft bei Eröffnung des Congreſſes an Treilhard und Bonnier richtete. Citoyens ministres! Desirant la protection de la république française j'ai voulu mettre sous les yeux du directoire exécutif et des ministres les motifs qui me faisoient espérer de l'obtenir. C'est le contenu du mémoire ci-joint, dont je prends la liberté de vous présenter une copie. (Die Denkſchrift zählt alle Nachgiebigkeiten und Rückſichten auf, die im letzten Kriege auf Koſten des Reiches zu Gunſten des Feindes geübt worden waren.) Veuillez donc, je vous prie, Citoyens ministres, vous intéresser en ma faveur et en remettant au directoire exécutif le dit mémoire être l'organe de mes sentimens sincères envers la république et des voeux que je forme pour obtenir l'assurance de sa puissante protection. Das Schreiben darf wohl als Muſterſtück aller ähnlichen Petitionen gelten.

**) Aus den angeführten Papieren theilen wir als Probe die geheimen Ausgaben mit, welche in den Akten einer reichsfürſtlichen Geſandtſchaft zweiten Ranges ver-

So waren die Franzoſen ſehr bald vollkommen Herren der Situation; ſie hielten die entzweiten Großmächte durch einander im Schach, ſie liebkoſten oder ſchreckten je nach Bedürfniß die Mittleren und Kleineren, ſie lernten die hülfloſe Lage des alten Reichs gründlich genug kennen, um darauf die Berechnungen ihrer künftigen Politik zu bauen. Daß die ſchwerfällige Friedensdeputation Allen unbequem, namentlich den Franzoſen vielfach läſtig war, iſt begreiflich; ihr Verfahren gegen dieſelbe überbot denn auch Alles, was franzöſiſche Dreiſtigkeit und jacobiniſche Rohheit in ähnlichen Lagen geleiſtet hat.

Der Hader begann gleich bei den Vorfragen. Die Deputation kam mit einer Vollmacht, die auf die Integrität des Reiches gebaut war; die Franzoſen weigerten ſich, eine ſolche Vollmacht anzunehmen. Ein wunderliches Verhältniß war es allerdings; während man von Regensburg aus mit einer gewiſſen Unſchuldsmiene die Integrität des Reiches verlangte, waren den Franzoſen von Preußen, von Oeſterreich, von Württemberg, von Baden Gebiete am linken Rheinufer nicht nur zugeſagt, ſondern ſie hatten daſſelbe beinahe vollſtändig im Beſitz, und eben jetzt ging Oeſterreich einen Vertrag ein, wonach auch der Reſt des Pfandes ihnen friedlich ausgeliefert werden ſollte. Drum hätte der Anſtand und ſogar die gewöhnliche Klugheit geboten, daß der Kaiſer, wenn doch einmal Deutſchland die Koſten der venetianiſchen Arrondirung tragen ſollte, wenigſtens offen damit hervortrat und gleich der Friedensdeputation erklärte: das Reichsoberhaupt habe, um den Beſitz Venedigs von den Franzoſen raſcher zu erlangen, in die Räumung des Reiches und die Uebergabe ſeiner Feſtungen willigen müſſen. Es war eine der kurzſichtigen Pfiffigkeiten, an denen die Diplomatie jener Zeit ſo reich iſt, den Inhalt der Uebereinkunft zu verbergen und doch die ungeſäumte Vollziehung vernehmen zu laſſen. Höchſtens auf eine Friſt von wenig Wochen konnte dieſe Verheimlichung dauern; erfolgte dann die unvermeidliche Enthüllung, ſo hatte die kaiſerliche Politik nur den moraliſchen Nachtheil, vor aller Welt einer unerhörten Doppelzüngigkeit überführt zu ſein.

Dieſe widrige Epiſode erfüllte die erſten Wochen der Congreßverhand-

---

zeichnet ſtehen. An einen Kaufmann in Straßburg, der den Vermittler für Paris machte, wurden eilfhundert Gulden ausbezahlt (Dec. 1797); dann im März 1798 wieder 550 Fl. Ein Adjutant des General Vandamme erhielt 25 Louisd'or; ein Geſandtſchaftsſecretär am 21. Februar 220 Fl.; am 16. März der Secretär von Bonnier 275, am 18. der Secretär von Treilhard 550, am 18. April ein anderes Mitglied der Geſandtſchaft 550 Fl. Der Schreiber von Treilhard war am 21. Januar mit 55 Fl. abgefunden worden; an die Kammerdiener, Bedienten und ſelbſt in der Küche der Geſandten wurden in kurzen Friſten Geſchenke von einem Dukaten bis zu einem Louisd'or und mehr ausgetheilt. Wenn das, wie zu erwarten, im Verhältniß zur Größe der einzelnen Bittſteller getrieben ward, ſo war das Geſchäft der Franzoſen offenbar ein ſehr einträgliches.

lung. Am 9. Dec. ſchickte ſich die Deputation an, die Verhandlungen auf der Grundlage der Integrität des Reiches, die ihr der Kaiſer noch jüngſt ſo warm ans Herz gelegt, zu eröffnen; aber in demſelben Augenblicke hatte auch ſchon der Vollzug der franzöſiſch-öſterreichiſchen Convention vom 1. Dec. begonnen. Die kaiſerlichen Truppen zogen nach dem Lech und Inn zurück, aus den Feſtungen wurden die Beſatzungen und Geſchütze weggeführt, die Franzoſen rückten vor und ſprachen von der Beſetzung von Mainz wie von einer ausgemachten Sache. Der Schrecken im Reiche und unter den Uneingeweihten auf dem Congreſſe war allgemein; es liefen die abenteuerlichſten Gerüchte um, und auf dem rechten Rheinufer, am Main, am Neckar ſah man mit bangſter Beſorgniß einer neuen franzöſiſchen Ueberfluthung entgegen. Die kaiſerliche Geſandtſchaft zu Raſtatt beſchränkte ſich auf die Anzeige, daß in Folge des Vertrags von Campo Formio der Kaiſer ſeine Truppen zurückziehe; derſelbe ſei zwar außer Stande, wie bisher ſeine ganze Hausmacht zum Schutze des Reiches zu gebrauchen, werde jedoch unausgeſetzt fortfahren, die Obliegenheiten als Reichsmitſtand, wenn es das Reich für nöthig erachten ſollte, zu erfüllen. Mit gleicher Zweideutigkeit wurden andere Bedenken und Anfragen beantwortet; man gab keine beſtimmte Zuſage und nahm doch die Miene an, als wenn alle Beſorgniſſe grundlos ſeien.*) Aufrichtiger waren die Franzoſen. Schon am 9. Dec. ward von ihnen in einem officiellen Decret eine „armée de Mayence“ erwähnt, und auf die Anfrage des Kurmainzer Geſandten erklärten ſie unumwunden (16. Dec.), daß ſie Mainz beſetzen würden. Zum Beweis, wie ſehr es damit Ernſt ſei, näherte ſich ſchon ein franzöſiſches Corps unter General Hatry der Feſtung, fing an ſie eng einzuſchließen und den Commandanten zur Uebergabe aufzufordern. Aehnliches drohte Ehrenbreitſtein. Dieſen Thatſachen und Erklärungen gegenüber ließen ſich die zweideutigen Beſcheide der öſterreichiſchen Diplomatie nicht mehr aufrecht halten; die Reichsdeputation ſah ein, daß ſie vom Kaiſer ſelbſt hinter's Licht geführt werde. Sie ward dringender und verlangte offene Auskunft über die noch geheim gehaltenen Beſtimmungen der zu Campo Formio und Raſtatt geſchloſſenen Verträge. Es wurde dies abgelehnt mit der bezeichnenden Ausflucht: dieſe Artikel, die der Kaiſer zu Campo Formio als ſouveraine Macht eingegangen, könnten um ſo weniger mitgetheilt werden, als auch die geheimen Beſtimmungen der einzelnen Verträge deutſcher Fürſten mit Frankreich dem Kaiſer unbekannt geblieben ſeien. Das zeichnete die ganze Lage! Der Kaiſer verhehlt dem Reiche eine Verabredung, die

*) In einem handſchriftlichen Berichte einer andern reichsfürſtlichen Geſandtſchaft als der früher genannten heißt es um dieſe Zeit: Metternich, Cobenzl, Bonnier s'assemblent les nuits dans une chambre secrette par une galerie dérobée, la porte fermée à la clef. ... L'on n'a compris que des ris, et entre autre les mots: le terme de l'empire est arrivé.

deſſen Sicherheit und Exiſtenz auf's innigſte berührt; das Reich ſeinerſeits ſteht zum großen Theil zu Frankreich in ähnlichen Verpflichtungen, die dem Kaiſer verborgen ſind!

Indeſſen ward das Schickſal der Feſtungen entſchieden. Die Franzoſen bedrängten das von den Kaiſerlichen verlaſſene und nur noch ſpärlich beſetzte Mainz und brachten es ohne Kampf dahin, daß mit Einwilligung des Kurfürſten am 18. Dec. die Feſtung durch eine Capitulation geräumt ward. Der Einnahme von Mainz folgte wenige Wochen ſpäter ein anderer Ueberfall, der nicht einmal in dem Decembervertrage vorgeſehen war. Am 25. Januar 1798 wurde die kleine aus Reichstruppen beſtehende Beſatzung der Rheinſchanze bei Mannheim aufgefordert, ſich zu ergeben, und als das Begehren unerfüllt blieb, begann am Abend der Sturm, bei dem nach einem nicht unblutigen Gefechte die Beſatzung umgangen und abgeſchnitten ward. Bis ſich in Raſtatt die kaiſerliche Geſandtſchaft und die Friedensdeputation vernehmen ließen, war auch hier eine vollendete Thatſache vorhanden, gegen die alle Rechtsgründe und Proteſte wirkungslos verklangen. So lief neben der Friedensverhandlung noch ein kleiner Krieg zur Seite, den das Reich und ſeine Diplomatie zu hindern ohnmächtig war. Die Gebiete links vom Rhein aber, über deren Abtretung zu Raſtatt erſt verhandelt werden ſollte, wurden ſchon jetzt, wie es ſchien, mit abſichtlichem Eclat, als franzöſiſche Erwerbung behandelt, in Departements eingetheilt, die franzöſiſche Geſetzgebung angewandt, Contributionen und Steuern in ihnen erhoben.

Dem Allem gegenüber machte es denn allerdings einen wunderlichen Eindruck, wenn die Friedensdeputation mit einer Vollmacht erſchien, welche die Integrität des Reiches als Grundlage annahm. Da die Franzoſen ſich weigerten, die Verhandlungen zu eröffnen, ſo lange die Deputation keine andere Vollmacht beibringe, mußte man ſich erſt mit dem Reichstage benehmen, der dann auch am 11. Januar 1798 eine unbedingte Vollmacht ausſtellte. Erſt jetzt konnte das eigentliche Friedensgeſchäft beginnen. Am 17. Januar trat die franzöſiſche Geſandtſchaft mit der Erklärung hervor: Frankreich verlange als Grundlage des Friedens die Rheingränze; doch ſollten die einzelnen Reichsſtände für ihre Verluſte entſchädigt werden. Nun war, wie wir uns erinnern, im Frieden von Campo Formio den Franzoſen nicht das ganze Gebiet am linken Rheinufer, ſondern nur der größere Theil zugeſagt und zugleich Oeſterreich entſprechende Vergrößerungen auf Koſten Baierns verheißen. Jetzt forderten die Franzoſen das ganze Rheinufer und waren offenbar nicht geneigt, die öſterreichiſchen Abſichten auf Baiern zu unterſtützen; denn der Grundſatz der Entſchädigung, den ſie zugleich ausſprachen, bezog ſich vorzugsweiſe auf die kleinen ſüd- und weſtdeutſchen Reichsſtände, die man ſich als Clientel großzuziehen hoffte. Dieſe höher geſpannten Forderungen waren eine Frucht der jüngſten Erfahrungen, welche die Franzoſen gemacht. Sie hatten gelernt, was man dem deutſchen Reiche Alles bieten dürfe; ſie ſahen den

Zwieſpalt Oeſterreichs und Preußens, das Mistrauen, welches Preußen durch die Vorgänge von 1795 und 1796, Oeſterreich durch ſeine jüngſte Haltung im Reiche geweckt hatte, ſie überzeugten ſich von der Bereitwilligkeit vieler Mittleren und Kleineren, ſich mit Hülfe Frankreichs zu arrondiren, ſie hatten geſehen, wie wenig Mühe es gekoſtet, Mainz zu erlangen, die kaiſerlichen Truppen aus dem Reiche hinauszubringen, die linksrheiniſchen Gebiete der Republik förmlich einzuverleiben.

Doch gab der erſte Eindruck der Forderungen wenig Ausſicht auf eine raſche Verſtändigung. Der kaiſerliche Bevollmächtigte, Graf Metternich, erinnerte an die alten, freilich ſehr verſchütteten Anſprüche, die das Reich an Frankreich zu erheben hatte; die Friedensdeputation nannte die Annahme der Bedingungen eine Zerrüttung des Reiches, die ſie nicht auf ſich uehmen könne. Denn Deutſchland verliere damit nicht nur ſeine Barrière nach Weſten, ſondern ſeine Verfaſſung erleide einen furchtbaren Stoß, ja das Gleichgewicht Europas werde durch die Gefährdung des Reiches bedroht. Frankreich gewinne durch dieſe fremden Gebiete lange nicht ſo viel, als Deutſchland durch ihre Abtretung verliere; für das Reich ſei die Einbuße ſo bedeutend, daß ſeine ganze Weltſtellung dadurch geändert werde.

Viel Erfolg war von ſolchen Vorſtellungen freilich nicht zu erwarten.*) Die Rheingränze war den Franzoſen von Oeſterreich, von Preußen und von einigen anderen Reichsſtänden vertragsmäßig zugeſagt; was wollte es bedeuten, wenn jetzt Oeſterreich in ſeiner Rolle als Reichsoberhaupt Scheines halber eine andere Sprache führte, oder wenn ein paar mittlere Reichsſtände wie Kurſachſen und Hannover im Bunde mit einigen ziemlich machtloſen, wie Darmſtadt und Würzburg, die Miene annahmen, die franzöſiſchen Anſinnen rundweg abzulehnen? Der geheimen Zuſtimmung Oeſterreichs und Preußens verſichert, durch die Entzweiung dieſer Beiden Herr der deutſchen Lage, dazu von den Reichsſtänden zweiten und dritten Ranges ſchon eifrig umworben, konnte Frankreich dieſen Sturm im Waſſerglas ruhig mit anſehen; die Annahme ſeiner Forderungen war gewiß, mochten ſich auch vorerſt der Regensburger Reichstag und die von ihm beſtellte Deputation mit voller Einſtimmigkeit dagegen ſetzen.

Dies Bewußtſein klang denn auch aus der Antwort heraus, worin die franzöſiſchen Unterhändler (28. Januar) die Erklärung der Reichsdeputation

---

*) In einem Schreiben des Grafen Görtz (aus einer der angeführten dipl. Correſpondenzen) iſt ſchon am 19. Januar der Gang der Dinge richtig vorausgeſagt. On représentera, on insistera irrévocablement et on cédera, et alors les princes possessionés sur l'autre rive reclameront des indemnisations à la députation, à l'Empereur, s'adresseront en partie aussi à la mission prussienne, et essentiellement à la France et celle-là vraisemblablement lâchera alors le mot du guet des sécularisations etc.

zurückwieſen; man ſprach mit dem Trotze, der ſich des Erfolges ſicher weiß. Mit den Gründen nahm man es freilich leicht genug, denn es klang doch beinahe wie Hohn, wenn die Franzoſen jetzt das Reich beſchuldigten, daſſelbe ſei der angreifende Theil geweſen, oder wenn ſie behaupteten, nicht aus Eroberungsſucht, ſondern nur aus Sorge für die Sicherheit Frankreichs und Deutſchlands wollten ſie die Rheingränze, und deren Abtretung werde die innere Ordnung und Verfaſſung des Reiches nicht im Geringſten alteriren. Die Friedensdeputation nahm ſich die Mühe, darauf ausführlich zu antworten; ſie erinnerte an Alles, was ſeit den Beſchlüſſen vom 4. Auguſt 1789 bis zu dem Einfall Cuſtines geſchehen war, um das Reich zu kränken, ſie wies darauf hin, daß die Abtretung des linken Rheinufers drei deutſche Kurfürſtenthümer auflöſe, eine große Anzahl Reichsſtände faſt ſitzlos und den burgundiſchen Kreis völlig verſchwinden mache, alſo die Zuſammenſetzung und Ordnung des Reiches einer gänzlichen Umgeſtaltung entgegenführe.

Es nahm ſich doch in der That ſeltſam aus, wenn die franzöſiſchen Miniſter in ihrer Erwiederung (3. Febr.) noch einmal das Geſpenſt der Emigration von 1791 und 1792 als Urſache des großen Krieges heraufbeſchworen und auf die Entſchädigung der beraubten Reichsſtände am rechten Rheinufer hinwieſen. Als ob das eine Entſchädigung geweſen wäre, wenn man den Umfang des Reiches um zwölfhundert Quadratmeilen verringerte, ſeine Weſtgränze ſchutzlos machte, dafür aber die verdrängten Fürſten und Dynaſtien durch Beraubung Dritter bedachte. Oder als wenn Deutſchland auch nur den Schein eines Erſatzes für ſeine Einbuße von vier Millionen Bewohnern dadurch erhalten hätte, daß man zu Gunſten des wittelsbachiſchen, zähringiſchen oder hohenzollernſchen Hauſes neue willkürliche Ländervertheilungen in dem übrigbleibenden Rumpfe des Reiches vornahm. Im Munde von republikaniſchen Diplomaten, welchen die Volksſouverainetät als Glaubensbekenntniß galt, war es doch eine wunderliche Auffaſſung: die Nation und das Reich nur wie Patrimonialgüter fürſtlicher Geſchlechter anzuſehen! Indeſſen Rechtsgründe entſchieden hier nicht mehr, nur die Gewalt gab den Ausſchlag. Das gab ſich auch charakteriſtiſch genug in der Sprache kund, in welcher unterhandelt ward; die Franzoſen redeten in dem übermüthigen, gebieteriſchen Tone, der ſeit 1792 durch ſie in die diplomatiſchen Verhandlungen eingeführt war; die Reichsdeputation ſprach beſcheiden, faſt demüthig, wie wenn ſie geglaubt hätte, durch Höflichkeit und freundliche Ueberredung die Franzoſen erweichen zu können.

Außerhalb Raſtatt machte man ſich ſeit dem erſten Auftreten der Franzoſen keine Illuſionen mehr; man war auf das Aergſte gefaßt. Es drängten ſich die abenteuerlichſten Gerüchte von Ländervertauſchungen, von dem Verſchwinden geiſtlicher Fürſtenthümer, von dem Verſchmelzen einzelner Territorien; die Vorgänge um Mainz und Mannheim, im Zuſammenhange mit dem Rückzuge der Kaiſerlichen, weckten zudem die peinliche Sorge vor einer neuen Ueberfluthung auch des rechten Rheinufers durch die Franzoſen. Es

läßt sich denken, mit welchen Empfindungen man in Frankfurt, an der Sieg, der Lahn und in Franken, wo die Erinnerungen an 1795 und 1796 noch frisch waren, dieser Möglichkeit entgegensah. Drum herrschte in ganz Süddeutschland eine dumpfe, ängstliche Stille; man fühlte sich wehrlos gegenüber einer neuen Ueberwältigung, aller Verkehr stockte, denn Niemand glaubte sich seines Eigenthums sicher. Vorgänge an anderen Orten ließen von der dreisten Gewaltthätigkeit der Franzosen das Schlimmste erwarten. Zu dem Augenblicke, wo in Rastatt das Reich zu unterhandeln anfing, zogen von Straßburg aus Emissaire durch das Oberrheinthal, verbreiteten revolutionäre Flugschriften, hetzten die Bauern gegen ihre Obrigkeiten auf und predigten die Republik. Im markgräfler Lande, im Breisgau, in der Umgebung von Lahr und in der Ortenau begannen fast gleichzeitig diese Wühlereien und breiteten sich bis ins Hessische und Nassauische aus. Sie wurden so offen und durch so bekannte Persönlichkeiten geleitet, daß man in Rastatt nicht umhin konnte, die Sache zum Gegenstande diplomatischer Erörterung zu machen. Es ist nicht nachzuweisen, wie weit die französische Regierung dabei betheiligt war; sie selber lehnte den Vorwurf der Mitschuld ab und schrieb abgeschmackter Weise englischen Agenten die Verantwortlichkeit zu. Das Wahrscheinlichste ist wohl, daß die ungeduldigeren Elemente des Directoriums, die überall auf eine organisirte revolutionäre Propaganda drangen, und mit ihnen im Einklange Generale von altjacobinischen Reminiscenzen, wie z. B. Augereau, die Hand dabei im Spiele hatten. Aber leicht durfte man die Dinge nicht nehmen, wenn man sah, was zur nämlichen Zeit mit unverkennbarer Betheiligung des Directoriums in anderen Ländern geschah. Zwei der ältesten europäischen Staaten, der Kirchenstaat und die Eidgenossenschaft, wurden damals mit handgreiflicher demagogischer Taktik für eine revolutionäre Umgestaltung vorbereitet. Man regte die Bevölkerungen auf, trieb die Agitation bis zum blutigen Conflict und intervenirte dann, um die erschütterte alte Ordnung vollends umzustürzen und den Boden für eine französische Filialrepublik zu ebnen. Erst jetzt, wo die Revolution die wilden Parteierschütterungen durchlebt hatte und in starker militärischer Rüstung dastand, trat jene Gefahr ein, die das alte Europa schon 1791 und 1792 gefürchtet: ihre erobernde Kraft, durch politische Propaganda unterstützt, wandte sich nach Außen und begann die feudalen und monarchischen Ordnungen zunächst in den an Frankreich angränzenden Gebieten von Grund aus zu erschüttern. Der italienische Feldzug von 1796 hatte die erste Meisterprobe dieser neuen militärisch-revolutionären Strategie geliefert; nachdem nun Rom und die Schweiz bedroht waren, schien das deutsche Reich die nächste mittelalterliche Schöpfung zu sein, die dem gleichen Loose verfiel. Schon zur Zeit des Abschlusses von Campo Formio war in einem wichtigen Pariser Blatte*) darauf hingedeutet,

*) Moniteur univers. an VI. 30 vendem.

daß die Souverainetät des Papſtes zugleich mit dem alten deutſchen Reiche der neuen Umwälzung erliegen müſſe. Die deutſche Verfaſſung, hieß es da, ſei der Mittelpunkt aller adeligen und feudalen, die Souverainetät des Papſtes der Grundpfeiler aller religiöſen Vorurtheile; darum gebiete das Intereſſe der franzöſiſchen Politik die Vernichtung beider. Das deutſche Reich werde durch die Wegnahme des linken Rheinufers drei Kurfürſtenthümer und über zwanzig reichsunmittelbare Stände einbüßen; ein ſolcher Verluſt müſſe die beſtehende Reichsverfaſſung dergeſtalt zerreißen, daß dies gothiſche Gebäude nicht wiederherzuſtellen ſei. Die Franzoſen handelten alſo mit voller Kenntniß der Lage, auch wenn ihre Vertreter zu Raſtatt die Miene annahmen, als werde die Abtretung des Rheinufers keine Umgeſtaltung der Reichsverfaſſung nach ſich ziehen.

Zugleich hatte auf dem linken Rheinufer die Revolution ſchon begonnen. Man ſchuf (23. Jan.) die vier Departements der Roer, Saar, Rhein-Moſel und des Donnersberges, führte franzöſiſche Geſetze und Verwaltungsformen ein, ſchuf neue Magiſtrate und Tribunale, organiſirte neben den außerordentlichen Contributionen das franzöſiſche Steuerweſen und brachte die revolutionären Geſetze gegen Emigranten und widerſpenſtige Prieſter in Anwendung. Es kam für die Rheinlande eine drückende Uebergangszeit. Auf der einen Seite wurden ihnen die neuen fremden Formen gebracht, auf der andern nahm man in dem Augenblicke, wo man ſie einverleibte, doch zugleich die Miene an, ſie wie beſetzte feindliche Gebiete zu behandeln; ſo wurde ihnen eben jetzt wieder eine Contribution von zwölf und einer halben Million Livres aufgebürdet.

Bei dieſer Lage war nicht abzuſehen, wie die Bemühungen, auf dem Congreſſe die Integrität des Reiches zu retten, irgend einen Erfolg haben ſollten. Die Friedensdeputation that darum in einer Erklärung vom 9. Februar den erſten Schritt der Nachgiebigkeit, indem ſie verlangte, dasjenige auf einmal vollſtändig zu überſehen, was die franzöſiſche Republik vom Reiche als Opfer fordere; ſie wollte wiſſen, wie weit ſich die Abtretungen ausdehnen, und unter welchen Bedingungen ſie erfolgen ſollten. Das war es aber nicht, was die Franzoſen wollten; gingen ſie auf den Wunſch der Deputation ein, ſo kamen die Unterhandlungen in eine Richtung, die zwar dem gewohnten Gange diplomatiſcher Geſchäfte mehr entſprach, aber den franzöſiſchen Gelüſten keine ſo leichte Erfüllung verhieß. Schroff und trotzig erwiederten ſie: der Rhein als Gränzſcheide ſei das unabänderliche Verlangen Frankreichs; die Domainen der Fürſten dort ſollten Domainen der franzöſiſchen Nation werden.

Das trieb die Deputation zu einer weiteren Nachgiebigkeit; ſie bot am 16. Februar die Hälfte der auf dem linken Rheinufer liegenden Reichslande als Friedensbaſis an. Wie zu erwarten, beharrten die Franzoſen auf der unveränderten Annahme ihrer erſten Forderung und ſchoben drohend der Deputation die Verantwortlichkeit aller der Folgen zu, die aus längerem Sträu-

ben entstehen müßten. Unter den Gründen, die sie anführten, war einer, der die ganze Lage erschöpfend zeichnete: die betheiligten erblichen Fürsten — erklärten sie — hätten in die Abtretung ihrer Besitzungen bereits eingewilligt. Auch fing Oesterreich an besorgt zu werden, es könne zu einem neuen Bruche kommen und ihm dann die ersehnte Entschädigung entschlüpfen. Allein die Deputation, wie es scheint in der Erkenntniß, daß mit größerer Nachgiebigkeit den Franzosen noch weniger beizukommen sei, beantwortete deren brüske Ablehnung mit einer Note (2. März), die im Grunde weniger bot als die frühere Erklärung. Sie faßte die Franzosen bei dem Wort, es sei ihnen nicht um eine Vergrößerung, sondern um bessere natürliche Gränzen zu thun, und bot zu einer solchen Abtretung die Hand. Außer der einen Hälfte des linken Ufers sollten der Republik am Rhein und der Mosel noch Gebiete abgetreten werden, die eine solche natürliche Gränzmark bilden konnten. Aber die Deputation fügte zugleich achtzehn Bedingungen hinzu, die voraussichtlich den Franzosen noch weniger zusagten, als das geringere Angebot an Land und Leuten. Die Bedingungen betrafen zunächst die Ströme und ihre Schifffahrt, die freie Religionsübung und den Schutz des Kirchengutes. Dann sollten die Franzosen auf jeden Hoheitsanspruch an Gebiete, die beim deutschen Reiche blieben, Verzicht leisten, die Patrimonialrechte der in den abzutretenden Gebieten begüterten Reichsstände schützen, dieselben für den Verlust, den sie an Hoheits- und Lehensrechten, an Zöllen und Abgaben erlitten, entschädigen, alle bisher verfügten Sequestrationen und Confiscationen aufheben, die im französischen Gebiete gelegenen Güter deutscher Unterthanen und Körperschaften, die auch ferner beim Reiche blieben, unangetastet lassen, Niemand wegen seiner Anhänglichkeit an die alten Regierungen oder überhaupt wegen politischer Meinungen kränken oder zurücksetzen, endlich auch die ohne ihre Schuld beeinträchtigten Personen entschädigen oder versorgen. Diese Grundsätze sollten namentlich auch auf das Elsaß und Lothringen Anwendung finden und den dort begüterten Reichsgliedern Ersatz für Verluste, Rückgabe des entzogenen Eigenthums geleistet, auch die wegen der Revolution geflüchteten Beamten und Personen nicht als Emigranten betrachtet,*) überhaupt über die vor 1789 ihnen zustehenden Rechte eine friedliche Verständigung getroffen werden. Selbst die Auslieferung des seit dem orleans'schen Kriege in Straßburg befindlichen Theils der Kammergerichtsacten war nicht vergessen.

So beantwortete die Deputation die französischen Forderungen mit einer Reihe deutscher Gegenforderungen und ging auf die ersten Gründe des Strei-

*) Dahin gehörte besonders die Reichsritterschaft, von welcher die Wurmser, Berstett, Bodeck, Bock, Türkheim, Gayling, Hunoldstein, Neuenstein, Oberkirch, Schauenburg u. A. für Emigranten erklärt waren. Ihre Beschwerde darüber siehe in Hallers Geh. Gesch. der Rastatter Friedensverh. VI. 9 ff.

tes zurück, die 1790 bis 1792 weitläufig auf den Reichstagen waren verhandelt worden. Nur täuſchte ſie ſich, wenn ſie damit die Franzoſen zu verblüffen glaubte. Ihnen war die Zerrüttung des Reiches zu wohl bekannt, als daß ſie hätten zweifeln ſollen, alle ihre Forderungen durchzuſetzen. Hatte doch ſchon in der Sitzung vom 18. Februar ein Mitglied der Deputation, Baden, geradezu auf Abtretung des ganzen linken Rheinufers angetragen und unter andern Motiven auch das geltend gemacht, daß die franzöſiſchen Geſandten ſehr ungehalten ſeien über die jüngſten Vorſchläge — eine Anſchauung der Dinge, die im Kreiſe der Mittleren und Kleinen täglich mehr Boden gewann. Die franzöſiſche Antwort auf die Vorſchläge vom 2. März lautete darum auch wegwerfender als zuvor und beharrte unwandelbar bei den einmal aufgeſtellten Forderungen. „Die Republik konnte erwarten — ſo lautete ihre lakoniſche Erwiederung auf die ausführliche Note des Reiches — daß man, alle Umſchweife und Ausflüchte vermeidend, ihr mit derſelben Offenheit antworten würde; es iſt Zeit, dieſen Discuſſionen ein Ende zu machen. Die Miniſter der franzöſiſchen Republik verlangen daher von der Reichsdeputation eine poſitive Erklärung, ob ſie der vorgeſchlagenen Baſis beitreten wolle oder nicht?“

Die Franzoſen wußten, daß dieſer Ton ſicher zum Ziele führen werde; ſchien es auch, als habe die Friedensdeputation ſich in ihrer Erklärung vom 2. März zu einem ernſten Widerſtande aufgerafft, ſo war doch die allgemeine Auflöſung und Demoraliſation im Fortſchreiten begriffen. Oeſterreich verfolgte ganz andere Intereſſen, als die Integrität des Reiches; es rechnete vor Allem auf die zu Campo Formio verſprochene Vergrößerung auf Koſten Baierns. Aber die alten Gegner dieſes Projects, Preußen und Zweibrücken, waren nicht unthätig geweſen, ſondern gaben den Franzoſen durch ihre Einſprache den Anlaß oder Vorwand, mit der Erfüllung jener Zuſage zu zaudern. Der Eindruck dieſer Wendung läßt ſich aus den öſterreichiſchen Abſtimmungen in der Friedensdeputation herausleſen. Erſt hatte der Vertreter Oeſterreichs ſein Votum ausgeſetzt (22. Jan.), dann drei Wochen ſpäter ſich bereit erklärt, einen Theil vom linken Rheinufer abzutreten und nachher noch einmal ausdrücklich die Abtretung des ganzen linken Rheinufers verweigert. Dies letztere geſchah nur deshalb, weil man in Wien gern Preußen im Beſitz ſeiner kleinen linksrheiniſchen Gebiete beließ, um ihm jeden Vorwand einer Entſchädigung zu benehmen. Es war die gleiche Taktik, wie wenn Preußen nachher plötzlich mit der Erklärung hervortrat: es wolle gar keinen Erſatz, wenn die andern Höfe das Gleiche thäten, d. h. wenn Oeſterreich auf ſeine umfangreichen Entſchädigungen verzichte.

Schon dies eine Verhältniß machte die Lage Deutſchlands ganz troſtlos. Die beiden größten Mächte im Reich, Oeſterreich und Preußen, führten einen diplomatiſchen Krieg gegen einander, der nur den Franzoſen zu Gute kam; ſie arbeiteten vor Allem darauf hin, die Vergrößerung des andern zu

hindern, beide unterhielten Sonderverhandlungen mit Frankreich und eines wie das andere ward dadurch zum Spielball der französischen Politik. Die mittleren und kleineren Fürsten, die am linken Rheinufer Besitzungen verloren, hatten sich entweder mit Frankreich darüber schon in besonderen Verträgen verständigt, oder gaben zum größten Theil die Erklärung ab, daß sie „dem Frieden dies schmerzliche Opfer zu bringen bereit seien.“*) Der einzige weltliche Reichsstand, der jetzt noch einen Versuch machte, in einem Rundschreiben gegen die Abtretung des linken Rheinufers zu wirken, Pfalzbaiern, war durch seine bisherige Politik während des Reichskrieges am wenigsten dazu angethan, als der Sprecher der patriotischen Forderungen aufzutreten oder eine größere Rücksicht auf seine besonderen Interessen zu verlangen. Die geistlichen Reichsstände waren viel weniger über die Abtretung des linken Rheinufers, als über den drohenden Grundsatz der Säcularisation in Sorgen; wie ihnen einmal die Aussicht eröffnet war, daß diese letzte Gefahr für jetzt noch abgewendet werde, und selbst Frankreich den Grundsatz fallen zu lassen schien, schlossen sie sich ungescheut denen an, die in der Abtretung der Gebiete links vom Rhein die einzige Möglichkeit des Friedens sahen. Wenn es in einer so trüben Geschichte ein Trost sein könnte, daß alle die Mächte und Stände, die das alte Reich bildeten, gleichmäßig zu dessen Auflösung mitgewirkt haben, so ist uns dieser Trost in vollem Maße zu Theil geworden: Oesterreich und Preußen, Baiern, Baden wie Pfalzzweibrücken, die weltliche wie die geistliche Fürstenschaft, sie sind alle in diese Schuld gleich tief verstrickt und Keiner hat Ursache, den Andern um seines geringeren Patriotismus willen vor der Nachwelt anzuklagen.

So erfolgte denn am 11. März die Erklärung der Friedensdeputation, daß sie in die Abtretung des ganzen linken Rheinufers einwillige. Unbedingt war freilich auch diese Abtretung noch nicht. Die Deputation machte sie davon abhängig, daß wenigstens am Niederrhein ein Strich Landes, vom Ursprung der Roer bis zu deren Mündung und von der Quelle der Nette bis zu ihrem Ausfluß, beim Reiche verbleibe, das französische Heer sofort das rechte Rheinufer räume, Frankreich keine weiteren Ansprüche mehr erhebe und auch auf die in der Note vom 2. März hervorgehobenen politischen Bedingungen näher eingegangen würde. Wir erinnern uns, diese Bedingungen waren von der Art, daß ihre Annahme auf französischer Seite kaum zu er-

*) Bei Haller VI. 98 ff. steht eine Reihe solcher Erklärungen der betheiligten Reichsstände. Preußen, Pfalzzweibrücken, die nassauischen Linien, Aremberg, Löwenstein, Taxis und die Reichsritterschaft erklärten sich zur Abtretung bereit, sprachen aber die Erwartung aus, entschädigt zu werden. Kurcöln stellte die Entscheidung der Deputation anheim, Kurtrier erklärte, nicht instruirt zu sein, hob aber die tief eingreifenden Folgen hervor, welche die Abtretung auf die Existenz des Kurstaates ausüben müsse.

warten war. Die Franzoſen ſchienen auch darin keine ernſte Schwierigkeit, ſondern nur ein Rückzugsmanöver zu ſehen; ſie ignorirten die Bedingungen völlig und nahmen in ihrer Antwort vom 15. März die Abtretung wie eine unbedingte auf.

Nun entſtand die Frage, nach welchem Grundſatze entſchädigt werden ſollte? Blieb deren Beantwortung Deutſchland ſelbſt überlaſſen, ſo ließ ſich eine erträgliche Löſung allenfalls noch denken. Zwar wurde durch die Abtretung der Rheinlande das Reich in unerſetzlicher Weiſe verkürzt, allein vielleicht ward dies der Anſtoß zu einer beſſeren und kraftvolleren Organiſation der Gebiete, die übrig blieben. Ganz unglückſelig wandten ſich dagegen unſere Geſchicke dann, wenn der Feind, der uns beraubte, zugleich der Schiedsrichter in der Feſtſtellung unſerer inneren Verhältniſſe ward. War aber bei der Zerfallenheit des Reiches, der Zwietracht Oeſterreichs und Preußens, der Selbſtſucht der Großen und der geängſtigten Ohnmacht der Kleinen, war bei dem Mistrauen Aller gegen Alle, der gierigen Ungeduld der Weltlichen gegen die Geiſtlichen und der politiſchen Verweſung der geiſtlichen Gebiete ein anderer Ausweg denkbar, als die Intervention des Auslandes? Die Franzoſen hatten ſich bereits im zwölften Artikel des Friedens von Campo Formio die Mitwirkung bei der Entſchädigungsſache ausdrücklich vom Kaiſer verſprechen laſſen; und hätten ſie es nicht gethan, ſo mußte die Lage der Dinge von ſelber darauf hindrängen. Ihre Erklärung vom 15. März, welche die Abtretung des linken Rheinufers als unbedingt annahm, trat denn auch zuerſt offen mit dem Grundſatze der *Entſchädigung durch Säculariſationen* hervor; es ſei — ſagten ſie — dieſe Baſis nicht weniger nothwendig, als die andere, welche die Rheingränze betraf.

In der Friedensdeputation ſchieden ſich darüber die Meinungen nach den beſonderen Intereſſen; die meiſten weltlichen Stände ſahen in dem Vorſchlage eine Erfüllung ihrer geheimſten und lebhafteſten Wünſche, nur die geiſtlichen widerſetzten ſich. Würzburg bezeichnete das franzöſiſche Anſinnen als eine Einmiſchung in die Verfaſſung des Reiches, dem darüber allein die Entſcheidung zuſtehe. Die Beſtimmung, wodurch die Opfer auf *eine* Klaſſe von Reichsſtänden geworfen würden, deren Eigenthum und Recht auf ebenſo anerkannten Grundlagen beruhe, wie das der Andern, ſei der ſtärkſte Angriff gegen die Conſtitution und führe zum Umſturz auch aller andern Stände. Aehnlich ließ ſich Kurmainz aus; die geiſtlichen Kurfürſten ſeien die Grundpfeiler der alten Ordnung des Reiches, Jeder müſſe in ſolcher Zeit Opfer bringen, damit Ruhe und Frieden zurückkehrten und nicht durch neue Umwälzungen Sorge und Unzufriedenheit geweckt würden. Doch war Kurmainz bereit, zu einer Säculariſation in beſchränktem Maße mitzuwirken. Von den weltlichen Gliedern der Reichsdeputation näherte ſich nur Kurſachſen dem Standpunkte der geiſtlichen; die übrigen bargen kaum ihre Befriedigung über den franzöſiſchen Vorſchlag. Sie beſtritten nicht das gute Recht der geiſtlichen

Stände, aber ſie waren der Anſicht, daß jetzt weniger das Recht als die Politik in Frage komme. Baiern meinte auch, die fernere Conſiſtenz und Aufrechthaltung des deutſchen Reiches mache die vorgeſchlagenen Entſchädigungen nöthig; „nur durch verſtärkte Intenſion und Energie der Stände könne einigermaßen erſetzt werden, was durch die verminderte Extenſion verloren gehe; den an Volksmenge und Einkünften geſchwächten Ständen müſſe daher ſo viel als möglich die verlorene Energie wieder zugelegt werden."

In der That hatte, wie ein Augenzeuge ſagt,*) jeder größere Stand ſich ſchon ſeinen Plan gemacht, irgend ein Bisthum oder einen Fetzen davon, der kleinere irgend eine Abtei, der geringſte Edelmann irgend einen Schafhof davon zu reißen. Man ſah die geiſtlichen Geſandten als geächtet an und ging ihnen überall aus dem Wege. Es regnete Liquidationen der Verluſte, die Jeder am linken Rheinufer erlitten haben wollte, mit Bezeichnung der Objecte, die er dafür zur Entſchädigung wünſchte, und die er durch ſeine Negotiationen bei den drei Geſandtſchaften von Frankreich, Oeſterreich und Preußen durchzuſetzen ſuchte, wobei man natürlich annahm, daß die arme Reichsdeputation ſelbſt nichts weiter zu thun haben würde, als die von den drei Mächten genehmigte Austheilung gehorſamſt gutzuheißen."**)

Nur ein kleiner Zwiſchenfall ohne Folgen unterbrach noch die Annahme des franzöſiſchen Vorſchlages. Die Reichsdeputation erinnerte noch einmal (22. März) an die Clauſeln, die ſie ihrer Bewilligung der Rheingränze angehängt, erhielt aber die grobe Antwort, man werde ſich in ſo „unzeitige Discuſſionen" nicht einlaſſen und jene Clauſeln ſeien zudem als „nichtige Hoffnungen" zu betrachten. Da gab die Deputation am 4. April die Erklärung, daß ſie in den Grundſatz der Entſchädigung durch Säculariſationen einſtimme, „jedoch dergeſtalt, daß dabei mit allen den Maßregeln und beſchränkenden Vorſichten eingeſchritten werde, welche zur Erhaltung der Conſtitution des deutſchen Reiches in jeder Hinſicht, auch zur Wiederherſtellung und Befeſtigung des darauf gegründeten Wohles der Stände, Reichsangehörigen und Unterthanen weſentlich erforderlich ſeien." Auch unterließ die Deputation nicht, noch einmal der erwähnten Clauſeln zu gedenken. Die Erklärung hatte bei den Franzoſen keinen beſſeren Erfolg, als die früheren; die Conceſſion, welche darin lag, ward angenommen, die Bedingungen, woran

*) Lang, Memoiren I. 333.

**) In dem Schreiben eines reichsfürſtlichen Miniſters iſt dieſe Stimmung gut in den Worten ausgedrückt: „Jetzt, da es zu einer Art von Schiffbruch kommen ſoll, können wir doch wohl nicht müßig ſein, und indem wir ruhig am Strande ſtehen, ſo Alles vorbeiſchwimmen laſſen, ohne einige Rettung zu verſuchen! Wenn nun etwas von unſerm alten Eigenthum dabei wäre, oder wenn wir auch nur das Strandrecht ausüben könnten, ſollten wir darum verdacht werden?" (Geh. Akten über den Raſt. Congreß.)

man ſie knüpfte, wurden ſchnöde abgewieſen. Weder von dem gewünſchten Rückzug der Truppen wollten ſie etwas wiſſen, noch von jenen achtzehn Bedingungen, welche in der Note vom 2. März aufgeſtellt worden waren. Ueber einige derſelben, wie über Erhaltung des Eigenthums, Freiheit des religiöſen Cultus u. ſ. w. könne, meinten ſie, die Reichsdeputation wohl keinen Zweifel hegen, andere ſeien dagegen mit der Souverainetät der Republik und mit ihrer Verfaſſung unvereinbar. Es habe ſie daher auf's Aeußerſte befremdet, daß man die einen habe bezweifeln, die andern fordern können. Zugleich drangen ſie auf Beſchleunigung der Entſchädigungsſache; die Reichsdeputation ſolle vor Allem die Regeln entwerfen, wonach das Loos der Berechtigten, die ihre Pfründen verlören, beſtimmt würde.*)

So hatten die Franzoſen nach einer Verhandlung von drei Monaten alle ihre Vorſchläge durchgeſetzt, wenn überhaupt von einer Verhandlung da geredet werden konnte, wo der eine Theil trotzig befahl und nicht ein Jota von ſeiner Forderung nachließ, der andere ſich durch alle Stufen der Nachgiebigkeit hindurch treiben ließ. Dieſer Fügſamkeit ungeachtet war der Friede keineswegs geſichert, vielmehr ſammelten ſich bereits die Keime einer neuen Coalition.

Das Vorſchreiten der franzöſiſchen Republik ſtellte mit jedem Tage mehr die Selbſtändigkeit und das Gleichgewicht der europäiſchen Staatenwelt in Frage. Die Taktik, die Maſſen gegen ihre alten Regierungen aufzuregen und ſo durch revolutionäre Propaganda mitten im Frieden das Werk des Krieges und der Eroberung fortzuſetzen, aus den zertrümmerten alten Staaten Schattenrepubliken nach franzöſiſchem Zuſchnitt zu machen, die, außer Stand ſich ſelbſt zu erhalten, doch nur franzöſiſche Provinzen wurden — dieſe Taktik war mit der beſtehenden Ordnung in Europa ebenſo unverträglich, wie einſt die Reunionen Ludwigs XIV. Frankreich hatte ſich bereits mit der bataviſchen, der cisalpiniſchen und der liguriſchen Republik wie mit Schanzen umgeben, die es vom Helder bis zum Golf von Genua deckten und die durch aufgedrungene Verträge militäriſch und ökonomiſch ganz an Frankreich geknüpft waren. Jetzt ward auch die alte Eidgenoſſenſchaft umgewühlt und zum Schauplatz franzöſiſcher Politik und Kriegführung umgeſchaffen, ebenſo

---

*) Ueber die Art der Säculariſation äußerte damals ein Mitglied der franzöſiſchen Geſandtſchaft (Roſenſtiel) gegen einen nahe befreundeten Diplomaten: „Ich kann Ihnen zuverläſſig verſichern, daß die totale Säculariſation gegenwärtig ganz gegen den Plan der Franzoſen iſt und gewiß nicht ſtatthaben wird, und zwar auch aus dem Grunde, weil das Gouvernement ſich überzeugt hat, daß ſie ohne ein gänzliches Bouleverſement in Deutſchland nicht ausgeführt werden könne." Schreiben d. d. 24. März in der angef. geh. Correſpondenz.

der Kirchenstaat in der theatralischen Einkleidung einer „römischen Republik“ zu einer Station der Franzosen gemacht. Was in Rastatt selbst geschah, ergänzte nur eben die Proben revolutionärer Brutalität und rücksichtsloser Herrschsucht, wodurch die französische Politik bezeichnet war. Kein Wunder, daß die Elemente der aufgelösten Coalition wieder anfingen sich zu sammeln. In Wien selbst war man zu einer Erneuerung des Krieges jeden Augenblick bereit, wenn man bei den Entschädigungen, besonders in dem bairischen Anspruch, seine Rechnung nicht fand.*)

In dieser gespannten Lage konnte ein Auftritt, wie er jetzt zu Wien erfolgte, der Anstoß zu einem großen Kriege werden. Am Wiener Hofe war die französische Republik durch den General Bernadotte vertreten; es war die Absicht des Directoriums, ihn dort ähnlich zu gebrauchen, wie die Gesandten in Rom und bei der Eidgenossenschaft. Er sollte Thugut stürzen helfen, indem er jene compromittirenden Papiere, mit denen schon Bonaparte gedroht, dem Kaiser oder der Kaiserin in die Hände spielte; zum Ueberfluß hatte man ihm eine Anzahl Leute beigegeben, die in Paris unbequem geworden waren, aber für Wien ganz geeignet schienen, einigen Scandal hervorzurufen. Bernadotte, dessen gascognische Schlauheit sonst jederzeit viel größer war als seine republikanische Gesinnung, ließ sich von diesen Leuten zu Schritten drängen, die selbst in den Augen der Ungeduldigsten seinen revolutionären Eifer außer Zweifel setzen mußten. Erst trat er mit extravaganten Forderungen auf; verlangte z. B. die Gerichtsbarkeit über alle in den österreichischen Staaten lebenden Franzosen, oder vermaß sich gar, als die Wiener Bevölkerung den Jahrestag ihres kriegerischen Aufgebotes festlich begehen wollte, ein Verbot dieser Feier zu verlangen. Wie dann am 13. April das Fest doch begangen ward, steckte der Gesandte am Balcon seiner Wohnung eine große dreifarbige Fahne aus. Da es in Wien nie gebräuchlich war, daß an den Gesandtschaftspalästen Fahnen aufgepflanzt wurden, mußte die aufgeregte Menge darin wohl eine absichtliche Herausforderung sehen; es bildeten sich Gruppen, das Volk sammelte sich in immer dichteren Massen, und es kam zu tumultuarischen Auftritten, bei denen der General die Unvorsichtigkeit beging, sich mit ein paar Leuten von seinem Gefolge persönlich dem andrängenden Haufen entgegenzustellen, ja wie behauptet wird, blind auf sie zu schießen. Die Fahne ward heruntergerissen, das Haus beschädigt und manche Ausschweifung verübt, bis das langsame militärische Einschreiten gegen Morgen dem Tumult ein Ende machte. Schon Abends um 9 Uhr,

*) Die Noten vom November 1797, die Danilewski Krieg von 1799 I. 329 f. mittheilt und die freilich auf Rußland berechnet sind, deuten darauf hin, daß von Anfang an die Neigung bestand, beim ersten unbequemen Anlaß zu brechen. Nous n' hésiterons pas de saisir la première occasion pous annuller nos engagements, sagt unter anderm Graf Cobenzl.

als der Lärm begonnen, ſchrieb Bernadotte an Thugut und forderte raſches Einſchreiten der Polizei, die ſich denn allerdings nicht beeilte, die Ruhe herzuſtellen. Zwei Stunden ſpäter richtete der Geſandte eine zweite Note an den Miniſter, verlangte außer augenblicklicher Hülfe zugleich Genugthuung, und wenn ſie ihm verſagt würde, ſeine Päſſe. Ehe noch eine Antwort eingetroffen, ließ er ſchon ein drittes Schreiben folgen, worin er forderte, ihm ſofort ſeine Päſſe zu geben. Um dieſe Zeit war die Ruhe endlich hergeſtellt und es traf auch eine Antwort von Thugut ein, worin er ſein Bedauern über die Vorfälle ausſprach, Bericht an den Kaiſer und eine ſtrenge Unterſuchung zuſicherte. Damit war Bernadotte nicht zufrieden; er wandte ſich mit dem Verlangen um ſeine Päſſe an den Kaiſer ſelbſt. Der Kaiſer ließ ihm durch Colloredo ſein Bedauern ausſprechen, Genugthuung zuſagen und wünſchte, daß er von der Forderung der Päſſe abſtehe. Am Mittag (14.) erſchienen zwei hohe kaiſerliche Beamte im Auftrage des Monarchen perſönlich bei Bernadotte und wiederholten dieſen Wunſch. Weil ſie ihm aber auf ſeine Antwort, welche Genugthuung er zu erwarten habe, keinen beſtimmten Beſcheid geben konnten, nahm er doch ſeine Päſſe und verließ am Mittag des 15. April die kaiſerliche Hauptſtadt.

Der erſte Eindruck dieſer Vorgänge deutete auf Krieg. In Wien erſchien eine unverkennbar halbofficielle Schrift,*) welche ſich bitter genug über den franzöſiſchen Geſandten ausließ;**) man wollte darin den Vorboten einer förmlichen Kriegserklärung ſehen. Einzelne militäriſche Ernennungen, das Zuſammenziehen der Reſerven und Aehnliches wurde damit in Verbindung gebracht, und das Bündniß Oeſterreichs mit England und Rußland, das im Werden war, wurde von der aufgeregten öffentlichen Meinung als bereits abgeſchloſſen angeſehen. Indeſſen ſo weit waren die Dinge noch nicht gediehen, vielmehr folgte als Pfand des Friedens am 1. Mai die officielle

*) S. „Getreue Darſtellung des Auflaufs, welchen die franzöſiſche Botſchaft durch Aushängung einer dreifarbigen Fahne den 13. April in Wien veranlaßt hat.“ Wien 1798. 4. Daß Bernadotte beauftragt war, einen Eclat zu machen, verſichert Soult I. 376 f.

**) Ueber den Geſandten hieß es darin: „Das Betragen des Botſchafters ward mit jedem Tage zudringlicher und der Uebermuth ſeiner jungen Leute unerträglicher. Die Botſchaft vermied mit auffallendem Widerwillen allen Umgang mit geachteten Perſonen und beſchränkte ſich auf verworfene Flüchtlinge und auf einige Fremdlinge, welche an dem Lande, das ſie gutwillig in ſeinen Schooß aufnahm, undankbar wurden.“ Dann wird behauptet, Bernadotte habe ſchon am 12. Alles zur Abreiſe vorbereitet, alſo die Folgen des abſichtlich erregten Scandals voraus wohl berechnet. Ueber das Ausſtecken der „bei vier Ellen langen Freiheitsfahne“ heißt es: „Einige hielten es für eine Blutfahne, welche den Krieg ankündete, Andere für einen dem Kaiſer zum Trotz der öſterreichiſchen Monarchie angethanen Schimpf; noch Andere für eine Aufforderung zum Aufruhr.“ B.'s Benehmen während des Tumults wird dann als ſehr unwürdig geſchildert.

Kunde, daß Graf Ludwig Cobenzl an der Stelle des Baron Thugut die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen habe. Die Franzoſen erblickten darin eine Nachgiebigkeit des Wiener Hofes; das war es wohl auch in der Form, aber in keinem Falle ein Wechſel der Politik oder eine Beſeitigung des Einfluſſes von Thugut. Seine angekündigte Verſetzung nach Venedig ward nicht ausgeführt, vielmehr blieb ſeine Stimme nach wie vor in den auswärtigen Dingen die entſcheidende. Doch war mit ſeiner ſcheinbaren Entfernung zunächſt der Weg zu Unterhandlungen gebahnt, wodurch angeblich die jüngſten Differenzen ausgeglichen werden ſollten. Frankreich hatte ſich über den Vorfall vom 13. April zu beſchweren, Oeſterreich über das Verfahren in der Schweiz, in Oberitalien, in Rom und über eine Reihe von Chicanen, womit man kaiſerliche Unterthanen, die in Belgien begütert waren, als angebliche Emigranten verfolgte. Wenn der Kaiſer noch weitere Beſchwerden aufſuchen wollte, Stoff dazu war genug vorhanden; eben jetzt begann das Directorium den Verſuch, den Hanſeſtädten, namentlich Hamburg, unter der Form eines Anlehens zwölf Millionen Francs abzupreſſen.

Anfangs war es die Hoffnung der Wiener Staatsmänner geweſen, Cobenzl werde mit Bonaparte die Verſtändigung einleiten, aber der General ſchiffte ſich in dieſem Augenblicke nach Aegypten ein. So wurde ein ausgetretenes Mitglied des Directoriums, François aus Neufchateau, zum Unterhändler beſtimmt, und weil dieſer nach der Verfaſſung binnen Jahresfriſt den franzöſiſchen Boden nicht verlaſſen durfte, ſo wurde das Elſaſſer Städtchen Selz zum Ort der Conferenzen mit Graf Cobenzl beſtimmt. Beide Theile trafen zugleich in dem Wunſche zuſammen, ihre Unterhandlungen von dem diplomatiſchen Treiben in Raſtatt möglichſt ungeſtört vorzunehmen; dazu ſchien Selz der rechte Ort. In Raſtatt ſelbſt ſah man mit unruhiger Spannung dieſe Zwiſchenverhandlung beginnen und deutete ſie als den Anfang eines öſterreichiſch-franzöſiſchen Einverſtändniſſes zur Iſolirung von Preußen.*) Allein weder dies noch der Wiener Auftritt hatten die Conferenz

*) Im franzöſiſchen Lager und den damit zuſammenhängenden Kreiſen hieß es: „daß die franzöſiſchen Verhältniſſe mit Preußen ſo ans Licht treten würden, wie man ſie bis jetzt gar nicht erwartet hätte. Preußen würde ſich aus allen ſeinen Vortheilen herausgeſetzt ſehen; da es nicht wahren Rückhalt von Macht habe, um allenfallſige Drohungen realiſiren zu können, ſo würde es ſich genöthigt ſehen, einen höchſt nachtheiligen Frieden zu ſchließen und dem Hauſe Oeſterreich, das es bei einem andern Benehmen auf ein Jahrhundert hätte ſchwächen können, die Uebergewalt über ſich zugeſtehen.“ Schreiben d. d. 9. Mai. Damit brachte man auch die Thatſache in Zuſammenhang, daß Treilhard die ihm von Preußen überreichte Ceſſionsurkunde auf die linksrheiniſchen Gebiete gar nicht annahm. Ja man erzählte, T. habe auf den Tiſch geſchlagen und ausgerufen: „Sacre dieu! Que faut-il de documens! Nous tenons ces pays; qu'ils viennent les reprendre, s'ils en ont envie.“ Schreiben d. d. 12. Mai. (Aus der geh. Correſp.)

veranlaßt. Die gegenſeitigen Beſchwerden, um derentwillen in den Augen der Welt die beiden Diplomaten (Ende Mai) in Selz zuſammentraten, waren nur der Vorwand für einen ganz anderen Zweck. Oeſterreich, das eben jetzt durch einen Vertrag mit Neapel einen neuen Knoten der Coalition zu ſchürzen anfing, wollte einen letzten Verſuch machen, ob es möglich ſei, ſich mit den Franzoſen im Geheimen zu verſtändigen, und wie viel wohl ohne Krieg von ihnen herausgepreßt werden könne. In dieſem Sinne begannen am 30. Mai die Beſprechungen zwiſchen Cobenzl und François; während der öſterreichiſche Staatsmann in Raſtatt ſalbungsvoll verſicherte, Oeſterreich werde nie auf Koſten Dritter, am wenigſten des Reiches, ſich zu vergrößern ſuchen, hatte er in Selz den Länder- und Menſchenhandel in ungeſcheuteſter Weiſe begonnen. Der franzöſiſche Abgeſandte nahm zwar anfangs die Miene an, als ſei er nur wegen des Wiener Vorgangs da, allein er hörte doch die Vorſchläge an, mit denen Coblenzl herausrückte. Zuerſt ſondirte der kaiſerliche Miniſter, ob man nicht vielleicht auch Lehrbach noch herüberholen und Alles ins Reine bringen ſolle, um dann durch eine gemeinſchaftliche Action Preußen und den Reſt des Reiches zur Annahme deſſen zu zwingen, was man zu Selz beſchloſſen habe. Das ward natürlich vom Directorium abgelehnt; es war in Raſtatt ſeiner Sache zu ſicher. Dann verſuchte er, die Zuſage eines beſchränkteren Theils von Baiern und noch einige Brocken in Italien zu erlangen, war aber damit nicht glücklicher. Auch das Anerbieten, auf alle deutſchen Entſchädigungen zu verzichten, falls Preußen nichts bekomme, dafür aber mit venetianiſchen Spolien, mit Mantua und den päpſtlichen Legationen ſich abzufinden, fand auf franzöſiſcher Seite keine Unterſtützung. Inzwiſchen war Lehrbach doch erſchienen, und die beiden kaiſerlichen Diplomaten heckten einen neuen Plan aus, wonach Oeſterreich wie Preußen auf deutſchem Boden keine Entſchädigung erhielten, überhaupt die franzöſiſchen Verträge mit den deutſchen Fürſten unvollzogen blieben, die Säculariſation nur in beſchränktem Maße ſtattfand, die geiſtlichen Kurfürſten erhalten wurden und Oeſterreich ſich mit Mantua, mit venetianiſchen Ueberreſten, mit Graubündten und dem Veltlin bezahlt gemacht hätte. Der Vorſchlag ſchien anfangs François nicht zu misfallen, ward aber dann vom Directorium in beſtimmteſter Weiſe abgelehnt. Auch ein anderes Project, das Frankreich durch die Erwerbung von Piemont locken, Oeſterreich mit dem Reſt von Venedig, Mantua und dem Veltlin, Toscana mit den päpſtlichen Legationen ausſtatten und im Reiche eine ziemlich bunte Reihe von Abfindungen und Tauſchprojecten vornehmen ſollte, ward von den Franzoſen nicht angenommen. Sie zogen ſich vielmehr auf ihre urſprüngliche Taktik zurück, nur wegen des Wieners Vorfalls Satisfaction zu fordern.*) Am 6. Juli wurden die Conferenzen abgebrochen. Der Zweck der Franzoſen war erreicht, inſofern ſie der öſterreichiſchen Politik tief in die

*) S. Häberlins Staatsarchiv IV. 102 ff.

Karten geſehen hatten; aber auch die Oeſterreicher wußten jetzt woran ſie waren, nachdem dieſe letzte Probe mit den Franzoſen mislungen war. Die Wagſchale neigte ſich fortan zu Gunſten einer neuen Coalition; die Franzoſen drohten ſchon unverhohlen mit bewaffneter Propaganda, indeſſen die Ereigniſſe in Rom und der Schweiz, die Verweigerung der in Campo Formio verheißenen Beraubung Baierns, abgeſehen von allem Andern, Oeſterreich Stoff genug zur Beſchwerde gaben.*)

Auf die Rückkehr zur Coalitionspolitik deutete ſchon der Vertrag hin, den der Kaiſer am 19. Mai mit Neapel geſchloſſen; den gleichen Sinn hatte eine leiſe Annäherung an Preußen. Denn eine Verſtändigung der beiden deutſchen Großmächte führte ja von ſelbſt darauf, daß man dem frechen Gebahren der Franzoſen in Deutſchland ein Ziel ſetzte. Rußland, wo Kaiſer Pauls hitziger Eifer gegen die Revolution ſeine früheren Neutralitätsgedanken allmälig überwand, beförderte dieſe Annäherung, und Fürſt Repnin kam, kurz bevor die Unterhandlungen in Selz begannen, zur Vermittlung nach Berlin. Schon früher war ein Abgeſandter, Graf Keller, nach Wien gegangen und hatte mit Thugut verhandelt. Die erſte Forderung des preußiſchen Diplomaten, man möge ihm die geheimen Artikel von Campo Formio mittheilen, ward durch das Verlangen erwiedert, die geheimen Artikel von Baſel kennen zu lernen. Zu dieſem Austauſch konnte man ſich nicht entſchließen.**). Auch jetzt wollte Oeſterreich ſeinen bairiſchen Gelüſten nicht rund und rückhaltlos entſagen, und Preußen machte natürlich ſeinen Verzicht von dem Oeſterreichs abhängig. Nicht ohne Grund fürchtete man in Berlin, die bevorſtehende Selzer Verhandlung ſolle Baierns Schickſal auf immer entſcheiden. Die Gefahr muß ſehr dringend geſchienen haben, denn von der pfalzbairiſchen Geſandtſchaft ward in dem Augenblicke, wo die Conferenzen begannen, eine politiſche Denkſchrift an die franzöſiſchen Unterhändler gerichtet, welche in den lebhafteſten Farben die Folgen einer ſolcher Vergrößerung Oeſterreichs und Beraubung Baierns ſchilderte.***) Auch in Berlin hatte man

*) François de Neufchateau, heißt es in einem handſchriftlichen Bericht d. d. 16. Juni, hat ausdrücklich geſagt: Wenn die Oeſterreicher denn durchaus Krieg haben wollen, ſo ſoll er werden; wir werden dann ſchnell in Deutſchland mit Conſtitutionen in der Hand vorrücken und ein Feuer zum Ausbruch kommen laſſen, welches wir ſelbſt bisher nur mit äußerſter Mühe zurückhielten.

**) Nach der angef. geh. Correſpondenz.

***) Nachdem dies „Mémoire sur le district de l'Inn“ die finanziellen und militäriſchen Vortheile geſchildert, die Oeſterreich ſchon durch die Erwerbung von Salzburg, Paſſau, Berchtesgaden und dem öſtlichen Strich von Baiern erlange, reſumirt es ſeine Beweiſe in dem Satz: „le sang des Français n'aura donc coulé que pour faciliter le développement des moyens pour mieux consolider dans le midi de l'Europe le colosse de la puissance autrichienne,“ — und ſchließt mit der Bemerkung: „le relâchement du lien social qui doit nécessairement en résulter,

ſich zu einem Schritte in dieſem Sinne entſchloſſen. Der öſterreichiſche Geſandte dort hatte das Wort fallen laſſen, Oeſterreich verlange keine Entſchädigung, wenn auch Preußen darauf verzichte; dies griff das preußiſche Cabinet raſch auf und gab (23. Mai) die Erklärung: wenn Oeſterreich außer dem, was es in Italien ſchon erhalten habe, jeder weiteren Entſchädigung und namentlich der Acquiſition von Baiern entſagen wolle, werde auch der König für ſeine verlorenen jenſeitigen Lande durchaus keine Entſchädigung auf dem dieſſeitigen Rheinufer verlangen. Er bringe dies große Opfer der Erhaltung der deutſchen Reichsverfaſſung und der möglichſten Verminderung der Säculariſationen, ſo wie der Abwendung aller weiteren Demokratiſirungen. Preußen wolle nichts als die Erhaltung des Statusquo in Franken und eine billige Entſchädigung für Oranien. *)

Das war die einzige Frucht der Berliner Beſprechungen; ein enges Einvernehmen der beiden Großmächte ward nicht erzielt. So lange aber nicht beide in aufrichtiger und weiſer Uneigennützigkeit auf jede Beraubung des Reiches verzichteten und durch ein offenes, redliches Vorgehen das Vertrauen der Uebrigen gewannen, ſo lange war auch nicht zu erwarten, daß die fremde Suprematie in Deutſchland aufhören werde. **) Darum war auch für Ent-

---

tonrnera contre le gouvernement bavarois l'arme prépondérante de l'opinion. Les habitans de ce pays sans cesse exposés d'être engloutis par nn voisin qui les convoite depnis plus d'un siècle, finiront par étonffer en eux l'amonr de la patrie, sentiment qui distingue les Bavarois de tous les peuples de l'Allemagne. Cette perte sensible mais inévitable de l'opinion a détruit plus d'un état. Ello a autant que tontes les secousses dn debors accéleré la chûte de la malheureuse Pologne." (Aus der angeführten Correſpondenz.)

*) Graf Görtz ſchreibt darüber (a. a. O.) an den Herzog von Weimar am 6. Juni: „Un tel désintéressement j'espère sera reconnn et fera connoître le système et la politique personello dn Roi. Tont va dépendro maintenant si le cabinet de Vienne veut répondre à ces procédés anxqnels on nous assnre que le prince Repnin a applaudi. V. A. S. a tronvé le vrai mot: si l'on vent être de bonne foi et qne l'honnêteté sera mêlée des affaires, comme le Roi le veut sincèrement, l'Allemagne et avec elle l'Enrope ponrront encore être sauvées.

**) In der angeführten geh. Correſpondenz ſchreibt darüber Graf Görtz ſchon am 21. Februar: „Le seul moyen d'y parvenir (i. e. de conserver le reste) est que les grandes puissances renoncent au système de rapacité, se montrent les premiers désintéressés, s'entendent et s'occupont du sort de la patrie, leur propre interêt, leur sûreté et lenr conservation ne tenant qu'à cela. C'est le thème sur lequel j'ai prêché sans cesse et j'ai eu le bonheur et la consolation de me convaincre qne c'est là le sentiment propre et personnel du Roi. C'est le principe qn'il a adopté, d'après lequel il se prononce et snr leqnel il s'est ouvert directement vis-à-vis de la cour de Vienne." Aus der ſcharfen Betonung des Schluſſes ergibt ſich, daß nur der König und nicht auch ſein Cabinet die Anſicht von Görtz theilte.

würfe, wie der, den damals Dohm verfolgte, die Kleinſtaaterei zu beſchränken, nur größere Gebiete übrig zu laſſen und dem ganzen Reiche eine mehr einheitliche Organiſation zu geben — der Zeitpunkt ſo ungünſtig wie je. Die alten Rivalitäten öſterreichiſchen oder preußiſchen Einfluſſes mußten jetzt ſchweigen und jeder Anlaß dazu vermieden werden, da es vor Allem galt, einträchtig fremder Anmaßung zu begegnen.

Allein gerade damals war durch das verhängnißvolle Wort „Säculariſation" der große Zankapfel unter die Reichsſtände geworfen worden; nun erſt begann die unanſtändigſte Hetze um Land und Leute. Ueber den politiſchen Werth und die Lebensfähigkeit der geiſtlichen Staaten hatten freilich die Erfahrungen der jüngſten Zeit zur Genüge belehrt; ihr Untergang war kaum mehr aufzuhalten, ihre Umſchmelzung für das geſammte Vaterland ebenſo nothwendig wie wohlthätig. Die politiſche und militäriſche Ohnmacht dieſer Gebiete, ihre kleinſtaatliche Ungeſundheit, ihre prieſterliche Trägheit und Erſtarrung ließen eine Umwälzung ſeit lange erwarten, und ſo ſchwer dadurch einzelne Standesintereſſen, z. B. des Stiftsadels, getroffen wurden, für die materielle und moraliſche Erfriſchung des nationalen Lebens in Deutſchland war die Umgeſtaltung dieſer Stifter eine der erſten Bedingungen. Aber ein Unheil war es doch, daß dieſe Revolution ſo erfolgt iſt, wie ſie erfolgte, und daß ihre erſten Vorboten gerade jetzt eingetreten ſind. Denn die Säculariſationsfrage entzweite vollends Oeſterreich und Preußen, ſie zerſtörte den dürftigen Reſt von ſolidariſcher Verbindung, die unter den Reichsſtänden noch exiſtirte, ſie gab den Franzoſen die Leitung des Spieles vollends in die Hand. Oeſterreich bekämpfte den Plan der Aufhebung der Stifter, oder wollte doch nur eine ſehr beſchränkte Säculariſation zulaſſen; ebenſo Hannover und Sachſen. Alle drei ſahen darin weniger Vortheil für ſich, als für ihre Rivalen. Preußen konnte dem Reize nicht widerſtehen, ſich wenigſtens durch eine mäßige Säculariſation zu vergrößern; am ungeduldigſten waren die mittleren und kleineren Fürſten, zumal in den vorderen Reichskreiſen, wo die geiſtlichen Gebiete am dichteſten vorhanden waren. Darüber ſcheinen ſich die Wenigſten klar geweſen zu ſein, daß die Einziehung der geiſtlichen Stifter für die Verfaſſung des alten Reiches der Anfang vom Ende war. Oeſterreich und die bedrohten geiſtlichen Herren ſelber wieſen wohl gelegentlich darauf hin, daß mit dieſem Schritte der erſte Riß in die alte Ordnung der Dinge geſchehe und der Weg einer großen Revolution betreten werde; aber mit dem rechten Nachdruck iſt es doch von keiner Seite geſchehen. Die weltlichen Fürſten zweiten und dritten Ranges ſahen vollends nur den verlockenden Beſitz; daß mit der Erſchütterung des vielhundertjährigen Rechtszuſtandes auch ihr eigenes fürſtliches Recht des Zaubers entkleidet werde, ja daß ein Tag kommen könne, wo man aus demſelben Geſichtspunkte der allgemeinen Wohlfahrt auch ihre Einſchmelzung begehren werde, dieſe Sorge ſchien ſie vorerſt noch nicht zu bekümmern. Nur in dem Kreiſe der ganz lebensun-

fähigen Zwergſtaaten tauchte eine trübe Ahnung von den weiteren Folgen auf; oder ſollten die Reichsgrafen, die Ritter, die Städte in ihrer Exiſtenz geſichert ſein, wenn ſelbſt über die erſten geiſtlichen Staaten das Loos geworfen ward? Bezeichnende Symptome dieſer Unruhe gaben ſich allenthalben kund. So richteten im April die ſchwäbiſchen Reichsſtädte eine Denkſchrift an den Kaiſer, worin ſie ihn als Reichsoberhaupt um ſeinen Schutz für die fernere Erhaltung ihrer Exiſtenz anflehten; ein gleicher Schritt geſchah beim Friedenscongreſſe zu Raſtatt. Die fränkiſchen Städte und die Reichsritterſchaft ſuchten gleichfalls Hülfe, die erſteren beim Kaiſer, die letzteren beim Friedenscongreſſe, der freilich ſelber der Hülfe bedurfte.

Auch in der Preſſe ward eifrig darüber verhandelt; Schriften für und gegen die Säculariſation drängten ſich, ohne freilich in der Hauptſache etwas Anderes vorzubringen, als die eigennützigen Motive der Dränger oder der Bedrängten.*) Nur vereinzelt tauchte hie und da die patriotiſche Mahnung auf, daß es ſich um Größeres handle, als um die Einſchmelzung einiger geiſtlichen und die Vergrößerung einiger weltlichen Herren. Die Ohnmacht Deutſchlands an ſeiner Weſtgränze, der Verluſt ſeiner Feſtungen und eines Neuntels an Gebiet und Einkünften, ſogar eines Siebentels an Bewohnern, die Nothwendigkeit, gerade an den Weſtgränzen beſſere ſtaatliche Schutzwehren aufzurichten und dem Reiche, nachdem ſeine Finanz- und Kriegsverfaſſung, wie ſeine Kreiseintheilung doch einmal aufgelöſt war, eine andere Organiſation zu geben — dies und Aehnliches wurde damals, wie ſpäter, den Sorgloſen zugerufen, aber nicht gehört. „Wird Frankreich — fragt eine ſolche Stimme**) — ſtehen bleiben, wenn es mit dem Weſten von Europa fertig iſt? Kann man ihm England preisgeben, deſſen Ruin dem ganzen übrigen Europa einen tödtlichen Schlag beibringen würde? Und wenn nun endlich der ganze europäiſche Oſten nothgedrungen zur Erhaltung ſeiner Unabhängigkeit, zur Beſchützung ſeiner Verfaſſung, zur Wiederherſtellung des ganz verlorenen Gleichgewichtes, einmüthig und mit aller Kraft ſich erhebt, wer ſteht dann in vorderſter Reihe, und wo wird der Kampfplatz ſein?“ Aber man war noch taub für ſolche Warnungsſtimmen.

---

*) S. Antwortſchreiben des Herzogs von *** an ſeinen Reichstagsgeſandten u. ſ. w.“ Juli 1798. „Ueber Säculariſationen, Reichsvicariat und Bisthum Regensburg.“ Auguſt 1798. „Auch ein Entſchädigungsplan an den Friedenscongreß zu Raſtatt, von Riphelius von Solemel.“ 1798. „Freimüthige Betrachtungen über den bisherigen Geſchäftsgang beim hohen Friedenscongreſſe. Im Julius 1798.“ — Die beiden erſten plaidiren vom weltlichen Standpunkte aus *für*, die anderen im geiſtlichen Intereſſe *gegen* die Säculariſation.

**) S. „Deutſchlands Gewinn und Verluſt bei der Raſtatter Friedensbaſis, nebſt Vorſchlägen zu einem Entſchädigungsplan und zu einer verbeſſerten Reichsverfaſſung.“ April 1798. S. 141.

In dem Augenblicke, wo zu Selz und zu Berlin verhandelt ward, lieferten die Franzosen eine neue überraschende Probe, wessen man sich von ihnen zu versehen hatte. Die Reichsdeputation hatte bei den früheren Verhandlungen wiederholt die Erwartung ausgesprochen, daß mit der Forderung der Rheingränze jedenfalls die Ansprüche Frankreichs erschöpft seien; die Franzosen hatten darüber ein zweideutiges Schweigen beobachtet und niemals auch nur eine Silbe von neuen Prätensionen fallen lassen. Jetzt nachdem die Rheingränze und der Grundsatz der Säcularisation zugestanden waren, kam am 3. Mai eine französische Erklärung, worin eine ganze Reihe neuer Ansprüche erhoben waren. Die Rheinschifffahrt sollte freigegeben, alle Zölle aufgehoben, die Rheininseln sämmtlich an Frankreich abgetreten, die Schulden der abgetretenen Striche auf die Entschädigungsgebiete geworfen und den Franzosen Alles überlassen werden, was den Fürsten, Ständen und der Reichsritterschaft auf dem linken Rheinufer überhaupt zustand. Und nicht nur das linke Rheinufer sprachen sie unter so unerhörten Bedingungen an, auch das rechte sollte ihnen gegenüber fortan schutzlos sein. „Die Republik — hieß es nämlich weiter — wird auf der rechten Rheinseite nur die Feste Kehl und ihr Gebiet behalten; man wird zugeben müssen, daß dies nicht aus Vergrößerungssucht, sondern nur aus der Sorge für ihre Ruhe und Sicherheit geschieht. Ein ebenso gebieterischer Beweggrund erheischt die Demolirung der Feste Ehrenbreitstein, deren Dasein gewissermaßen mit dem der Stadt Coblenz unverträglich ist. Man redet nicht von Castel und was dazu gehört; dieser Platz kann nur als ein Theil der Mainzer Befestigungen angesehen, also nicht davon getrennt werden. Endlich verlangt die Republik, daß die Brücke zwischen Alt- und Neubreisach wiederhergestellt und vor der alten Hüninger Brücke fünfzig Morgen Landes, mit den nöthigen Wegen dahin zu kommen, an sie abgetreten werden."

Während die Reichsdeputation alle Gründe des Rechts und der Billigkeit zusammenfaßte, um das Ungehörige und für Deutschlands Sicherheit Bedrohliche dieser Forderungen darzuthun, lieferten die Franzosen bereits ein weiteres Exempel, wie wenig sie geneigt waren, sich Zwang anzuthun, auch wo förmliche Verträge ihnen im Wege standen. Das „vae victis", das der römische Geschichtschreiber den gallischen Siegern in den Mund legt, ist freilich zu jeder Zeit ihr Losungswort gewesen.

Unter den wenigen Festungen am Rhein, die noch in deutscher Hand waren, nahm Ehrenbreitstein mit die wichtigste Stelle ein. Alsbald nach dem Vertrage von Leoben war (24. April 1797) zwischen Hoche und dem kaiserlichen General Werneck eine Uebereinkunft geschlossen worden, welche eine Demarcationslinie zwischen den Kaiserlichen und Franzosen feststellte; darin war nicht nur im Allgemeinen die Freiheit des Verkehrs und die Verbindung zu Wasser und zu Lande gewährt, sondern noch ganz besonders die ungestörte Verproviantirung von Ehrenbreitstein, die von acht zu acht Tagen stattfinden

ſollte, ausdrücklich ausbedungen. Weitere Verabredungen zwiſchen den Oberfeldherren beider Armeen ſtimmten damit überein und ein beſonderer Vertrag zwiſchen dem Commandanten von Ehrenbreitſtein und dem Führer der franzöſiſchen Brigade in Coblenz hatte noch alle einzelnen Punkte des Waffenſtillſtandes feſtgeſtellt und den freien Verkehr zwiſchen Coblenz und Thalehrenbreitſtein zugeſichert. Die Schifffahrt auf dem Rhein und der Moſel ſollte frei ſein, die Verpflegung wie bisher ſtattfinden, die Waſſerleitung von Rothenhahn, welche die Feſtung verſorgte, der Benutzung zurückgegeben, die fliegende Brücke auf dem Rhein wiederhergeſtellt werden. Alle dieſe Verabredungen ſtanden unangefochten da; weder ein anderer Vertrag, noch ein Abkommen der Obergenerale hatte ſie abgeändert.*)

So war denn auch im Jahre 1797 die Uebung unbeſtritten die geweſen, daß der Verkehr der Feſtung nicht geſtört, die Verpflegung regelmäßig beſorgt ward und Perſonen wie Gepäck, das zur Feſtung gehörte, mit den nöthigen Papieren verſehen, ungehemmt die franzöſiſchen Poſten paſſirten. Erſt im December des Jahres, als der Kaiſer die Reichsfeſtungen zu räumen verſprach, trat inſofern ein Wechſel der Verhältniſſe ein, als die Oeſterreicher nun Ehrenbreitſtein verlaſſen ſollten und der Platz an ſeinen gewöhnlichen Herrn, den Kurfürſten von Trier, zurückgegeben werden mußte. Am 15. December räumten die Oeſterreicher die Feſtung; die Beſatzung beſtand fortan aus 2500 Mann kurtrierer Soldaten; Commandant war Oberſt Faber, ein braver Officier, der im glänzenden Gegenſatze zu der überall hereinbrechenden Auflöſung des alten Reiches an der ihm anvertrauten Stelle gezeigt hat, was ein entſchloſſener, pflichttreuer Mann ſelbſt mit geiſtlichen Contingentstruppen zu leiſten vermochte.**) Sobald die Garniſon gewechſelt, begannen die Chicanen der Franzoſen. Ihr Anführer, General Hardy, drohte mit Erneuerung der Blokade und fing auch wirklich an, Thalehrenbreitſtein zu beſetzen. Als man ihn auf die Verträge hinwies, zog er zwar die Truppen wieder zurück, aber er nahm gleich nachher einen für die Beſatzung beſtimmten Transport in Beſchlag. Noch ward darüber verhandelt, als eines Tages auch die fliegende Brücke weggenommen und der Verkehr zwiſchen Coblenz und Thalehrenbreitſtein eingeſtellt ward (März 1798). Damit war die Blokade begonnen; auch der Commandant traf jetzt, um nicht von den Franzoſen überraſcht zu werden, ſtrengere Maßregeln. Kaum gelang es ihm noch, die

*) S. die Actenſtücke und Correſpondenzen in der Schrift: Eclaircissements sur les rapports extérieurs de la forteresse d'Ehrenbreitstein, par le colonel de Faber, commandant de cette place. Juin 1798. Vgl. Rhein. Antiquarius II. 1. 712 ff.

**) Faber, ein geborner Mainzer, iſt ſpäter in kaiſerliche Dienſte übergetreten und als Feldzeugmeiſter erſt 1844, ſiebenundachtzig Jahre alt, geſtorben. Rhein. Antiq. II. 1. 758. 759.

Waſſerleitung zu retten, deren Zerſtörung ſchon begonnen war. Es ließ ſich nichts Inhaltloſeres denken, als die Gründe, womit die Franzoſen ihr Verfahren rechtfertigten; der Commandant, hieß es z. B., der den Vertrag geſchloſſen, ſei nicht mehr in Ehrenbreitſtein, und überhaupt hätten ſich die Umſtände geändert, unter denen jenes Abkommen getroffen worden ſei! Solch nichtswürdige Chicanen hatten bis jetzt, in den Sommer 1798, fortgedauert, aber gleichwol erreichten die Franzoſen ihren Zweck noch nicht. Aller Hemmungen und alles Mangels ungeachtet blieb der Commandant feſt und ließ ſich nicht zur Uebergabe der Feſtung bringen. Seit Juni ward dann zu gröberen Mitteln geſchritten. Die Einſchließungslinie ward verſtärkt, eine ganz enge Poſtenkette gezogen, welche nicht nur zur Feſtung, ſondern auch zum Thal den Zugang hinderte, und als Faber darauf erklärte, man werde ihn zu feindlichen Schritten nöthigen, erfolgte der Beſcheid des franzöſiſchen Generals: wenn Sie die Schifffahrt auf dem Rhein und der Moſel von der Feſtung aus ſtören, ſo werde ich ſofort die Feſtung angreifen und die Garniſon nach der Strenge der Kriegsgeſetze behandeln.

In Raſtatt kannte man dieſe Vorgänge, aber wer hätte von dort Hülfe bringen ſollen? Deutete doch ſchon Alles darauf hin, daß die ganze Frucht dieſes Friedenscongreſſes eine todtgeborene bleiben würde. Zunächſt trat eine Pauſe in der Verhandlung ein, da Treilhard noch im Mai Raſtatt verließ, um ſeinen Platz im Directorium einzunehmen und Bonnier, wie es ſchien mit Abſicht, allem diplomatiſchen Verkehr aus dem Wege ging. Eine Anzahl von Geſandten begab ſich, da nichts zu thun war, in Urlaub. Erſt um die Mitte Juni traf Jean Debry, als Treilhards Nachfolger, und mit ihm zugleich ein dritter Geſandter der Republik, Roberjot, zu Raſtatt ein. Am 22. Juni gab die franzöſiſche Botſchaft wieder ihr erſtes Lebenszeichen von ſich, eine Antwort auf die letzte Note der Deputation. Es entſpann ſich nun eine weitläufige Verhandlung über die neuen Forderungen der Franzoſen. Wohl gaben dieſe in einzelnen Punkten nach, indem ſie z. B. den Thalweg als Gränze anerkannten, aber ſie kamen auch immer wieder mit neuen, nachträglichen Anſprüchen, unter andern der Abtretung des Frickthals und dem förmlichen Verzicht des Reiches auf alle Anſprüche an Italien. Die Debatten darüber, hier und da durch einen Zank zwiſchen der Deputation und dem kaiſerlichen Bevollmächtigten, oder durch eine Unart der franzöſiſchen Unterhändler unterbrochen, dauerten in ſchleppender Breite noch fort, als ſich bereits die ganze Lage Europa's anders geſtaltet hatte.

Das Intereſſe an dem, was in Raſtatt geſchah, ließ nun um ſo raſcher nach, je mehr ſich Allen die Ueberzeugung aufdrang, daß die Dinge nicht mehr auf dem Congreſſe entſchieden würden. Eben jetzt endigten (Anfang Juli) die Conferenzen zu Selz erfolglos; Oeſterreich hatte weder in Baiern noch in Oberitalien erlangt, was es wollte, die Schweiz und die cisalpiniſche Republik blieben nach wie vor durch die Franzoſen militäriſch beſetzt. Wenn

man vorerſt auf beiden Seiten die Miene annahm, im Ganzen befriedigt zu ſein, ſo war dies nur eine diplomatiſche Liſt, um den immer unvermeidlicher werdenden Bruch noch zu verzögern,*) auf Seiten Oeſterreichs wohl auch der Wunſch, Preußen durch ſcheinbare Eintracht mit den Franzoſen zu imponiren.

Die Politik Preußens war für die Meiſten ein Räthſel; ſelbſt die am nächſten Stehenden wußten ſich nicht in ihr zurechtzufinden. Das kam freilich zum Theil daher, daß man in Berlin ſelber keinen klaren politiſchen Plan verfolgte. Heſſen-Caſſel hatte, wie wir früher erwähnt haben, im Juli 1797 den geheimen Vertrag zu Pyrmont mit Preußen geſchloſſen, der ein gemeinſames Handeln in den Entſchädigungsſachen feſtſtellte; allein der Landgraf fühlte ſich darum keineswegs beruhigt über die Plane ſeines Verbündeten. Es gingen allerlei Gerüchte von der Erwerbung Hannovers und anderen Vergrößerungen, die Preußen erſtrebe. Der Landgraf ſchickte daher zur Zeit, wo der Congreß zu Raſtatt ſeine Arbeit begann, ſeinen Oberhofmarſchall von Veltheim nach Berlin, um die Situation zu prüfen. Der heſſiſche Diplomat ſprach die angeſehenſten Männer in der preußiſchen Hauptſtadt und ſein Bericht**) enthält wenigſtens manches, was die preußiſche Politik bezeichnet. Die franzöſiſche Diplomatie in Berlin ſprach es offen aus, daß ſie nie die Hand bieten werde zu einer Theilung Deutſchlands unter Oeſterreich und Preußen; vielmehr müſſe man darauf hinwirken, daß beide durch einige mindermächtige Staaten getrennt und auseinandergehalten würden. Im Uebrigen wußte man in der preußiſchen Hauptſtadt nicht viel von den Planen der Franzoſen; der König ließ darum Haugwitz hart an: es ſei unverzeihlich für Jemanden, der Miniſter ſein wolle, ſo wenig von wichtigen Dingen inſtruirt zu ſein. In einer perſönlichen Audienz des heſſiſchen Abgeſandten ließ Friedrich Wilhelm „eine gewiſſe edle Empfindlichkeit" ſpüren über die Gerüchte von ehrgeizigen Entwürfen Preußens und betheuerte ſeinen Entſchluß, die Demarcationslinie energiſch zu beſchützen, auch Haugwitz behandelte

*) Auf dem Congreſſe nahmen die Kaiſerlichen wie die Franzoſen den Schein an, als ſei man in Selz einig geworden. „Beſonders beruhigend, heißt es in einem Bericht d. d. 11. Juli, hat ſich der Graf von Metternich über die Beendigung der Conferenzen zu Selz geäußert; er glaubt, daß die ganze Sache die beſte Wendung nehme, daß der Wiener Hof ſich mit dem franzöſiſchen Gouvernement über die verhandelten, aber nicht entſchiedenen Punkte ſehr bald verſtehen würde und daß auch der Reichsfriede ſich ſeinem Abſchluß nähere. Ueberhaupt äußert man von Seiten aller kaiſerlichen Geſandtſchaften die größte Zufriedenheit mit dem Gang der Sachen, und was wirklich ſehr merkwürdig iſt, Metternich hat ſogar heute der Reichsdeputation officiell erklärt, daß die Beendigung der Conferenzen zu Selz keinen Bruch zwiſchen beiden Mächten veranlaſſen würde und daß ſie auf den Congreß nicht den mindeſten Einfluß haben könnte." Geh. Correſp.

**) Er liegt uns aus archival. Acten vor.

in einer Unterredung mit dem hannöverschen Gesandten Ompteda die Gerüchte von der Abtretung Hannovers als Verleumdungen; zwar habe die französische Regierung seit geraumer Zeit dies Preußen proponiren lassen, aber, setzte er mit vieler Salbung hinzu, man werde diese zudringlichen Anträge jetzt und in Zukunft zurückweisen und wenn man nach dem Grund der Ablehnung frage nichts anderes antworten, als: die Ehre. Im Uebrigen klagte Haugwitz über das Dunkel, in welches sich die französische Politik hülle und fragte Veltheim, ob man in Cassel nichts Genaueres über die französischen Projecte und die Verabredungen mit Oesterreich wisse! Auch Marschall Möllendorf meinte: man dürfe den treulosen Versicherungen der Franzosen so wenig trauen, wie den Ränken der Oesterreicher und man befinde sich „in einer dichten und gefahrvollen Dunkelheit."

Preußen nahm aber allmälig eine schroffere Haltung ein, und gleichwie die diplomatischen Berichte aus Rastatt in dieser Zeit übereinstimmend das gute Einvernehmen zwischen Oesterreich und den Franzosen betonen, so erzählen sie auch, wie roh und feindselig der geläufige Ton der Franzosen gegen Preußen und seine Politik gewesen sei. Preußen hatte sich durch seine eigene Unentschlossenheit in die Lage gebracht, von der einen kämpfenden Partei gehaßt und von der andern nichts weniger als geliebt zu sein. Zur Zeit, wo Oesterreich in Selz seine ungeduldige Begier nach Baiern, nach dem Rest von Venedig und nach den päpstlichen Legationen greller als je kundgab, hatte der Berliner Hof, wie wir wissen, plötzlich den entgegengesetzten Ton angeschlagen und sich bereitwillig gezeigt, auf eigene Entschädigungen zu verzichten, wenn die Andern das Gleiche thäten. Den Franzosen gegenüber hörte aber die bisherige Gefügigkeit auf. Man hielt nun in Berlin genau darauf, daß die linksrheinischen Gebiete Preußens nur occupirt, nicht abgetreten seien, man verwahrte sich gegen die Maßregeln der Einverleibung, und als die berüchtigte französische Note vom 3. Mai in Rastatt mit den überspannten neuen Forderungen übergeben ward, sprach sich Preußen dagegen mit großer Entschiedenheit aus, legte sogar gegen die französischen Organisationen auf dem linken Rheinufer einen förmlichen Protest ein.

Das erklärte die ungezogene Art, in der sich die französischen Diplomaten zu Rastatt seit Mai und Juni über die preußische Politik ausließen. Das Directorium gab zugleich seinem Gesandten Sieyes in Berlin den Auftrag, anzufragen: welches denn eigentlich die Gesinnungen des preußischen Hofes in Bezug auf den Reichsfrieden seien? Eine ausführliche Darlegung, die Haugwitz zu Anfang August den Franzosen übergab, hielt den Standpunkt vom Mai fest: Frankreich solle die Prätensionen auf Castel, Kehl und Ehrenbreitstein fallen lassen, ebenso auf die Aufhebung der Rheinzölle Verzicht thun, auch seine Truppen vom rechten Rheinufer wegziehen und überhaupt die jetzige offensive Haltung verlassen, welche Preußen und die norddeutschen Staaten besonders zu bedrohen scheine. Man schmeichelte sich in Berlin mit

der Hoffnung, dadurch in Raſtatt der Reichsdeputation Muth zu machen und ſo als der mächtige Vermittler zu erſcheinen, der die Franzoſen in ihre Schranken zurückwies. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß der Schritt nicht ganz ohne Wirkung geblieben iſt, wenn gleich die franzöſiſche Geſandſchaft ſich bemühte, die Erklärung und die preußiſche Politik in möglichſt wegwerfendem Tone zu behandeln.*)

Ueber der preußiſchen Politik ſchwebte aber ein eigener Unſtern; die Erfahrungen, die ſie damals machte, beſtätigten das alte Wort: „Wer Jedermanns Freund ſein will, iſt Niemandes Freund.“ In dem Augenblicke, wo man ſich zu Berlin mit den Franzoſen überwarf, gelang es zugleich, das Mistrauen und die Abneigung der werdenden Coalition gegen ſich wach zu erhalten. Es war nicht mehr zweifelhaft, daß ſich ein neuer Kriegsbund gegen das revolutionäre Frankreich bilde; dem ſchon erwähnten Vertrage zwiſchen dem Kaiſer und Neapel waren nähere Einverſtändniſſe zwiſchen Oeſterreich und Rußland gefolgt und die britiſche Politik unterließ natürlich nicht, die glimmenden Funken eines neuen Continentalkrieges zur Flamme zu ſchüren. Nun galt es, noch Preußen zu gewinnen; der frühere Verſuch im Mai war mislungen; man entſchloß ſich, ihn zu wiederholen. Gelang es nicht, Preußen zum großen Bunde gegen Frankreich herüberzuziehen, ſo erhielt man doch vielleicht Gewißheit über die Frage: wie eng Preußen mit Frankreich verknüpft ſei. Denn die Unentſchloſſenheit des Berliner Cabinets war Schuld, daß man ihr in Wien und Petersburg nicht weniger mistraute, als in Paris und Raſtatt. Darüber ſich volle Klarheit zu ſchaffen und wo möglich Preußen zum bevorſtehenden Kampfe zu bewegen, wurden im Sommer die Verhandlungen in Berlin wieder aufgenommen.“*) Fürſt Repnin harrte dort noch auf einen beſſeren Erfolg; Graf Cobenzl begab ſich, nachdem die Selzer Verhandlung abgebrochen war, Ende Juli nach Berlin. Dort war auch wenige Wochen vorher der neue Geſandte der Republik, der geweſene Abbé Sieyes,

*) Ein der preußiſchen Politik befreundeter Diplomat, der zugleich mit einem Mitglied der franzöſiſchen Geſandtſchaft, Roſenſtiel, verwandt war, hatte Auftrag, dieſen gelegentlich über den Eindruck der Denkſchrift zu ſondiren. „Sein Urtheil darüber war, daß mit allen den leeren Declamationen nichts herauskomme; es wären Worte ohne Nachdruck und Frankreich würde ſich nur ſo lange daran kehren, als es ſeiner Convenienz zuträglich wäre. Die in jenem Memoire aufgeführten Grundſätze möchten noch ſo ſehr die wahre Meinung des preußiſchen Hofes ſein, ſo kenne man doch die wahre Lage von Preußen zu genau, um ſich durch dieſe Meinung hindern zu laſſen.“ Aus der geh. Correſpondenz.

**) Die Inſtructionen Repnins, die darauf ausgingen, Oeſterreich wie Preußen zum Verzicht auf jede Vergrößerung zu beſtimmen und auf dieſer Baſis eine gemeinſame Action beider herbeizuführen, ſ. bei Michailowski-Danilewski Krieg von 1799. I. 347 f.

eingetroffen, mit dem Auftrage, die Coalitionspolitik zu bekämpfen und Preußen zu einem engeren Bündniß mit Frankreich zu beſtimmen.

In Berlin hatten ſich die politiſchen Verhältniſſe nicht geändert. Noch galt neutral ſein für die größte Weisheit in dieſem Weltconflict; noch ſah man in dem Balanciren zwiſchen den beiden ſich bekämpfenden Principien einen Beweis hoher Unabhängigkeit, die man nicht aufgeben dürfe, um ſich von Frankreich oder der Coalition ins Schlepptau nehmen zu laſſen. Jener alte ſoloniſche Satz, der nicht nur für Individuen, ſondern auch für Staaten gilt, daß ein rechter politiſcher Mann nicht neutral ſein dürfe, war hier noch nicht zur Anerkennung gelangt; noch hieß das abwartende Klugheit, was im letzten Grunde doch nur kleinmüthige Unentſchloſſenheit und Mangel an großſtaatlichem Selbſtvertrauen war. Wohl neigte Haugwitz mehr auf die franzöſiſche Seite; bei Andern waren die Sympathien mit der Coalitionspolitik noch nicht völlig verwiſcht. Der König hatte den guten Willen, in Deutſchland der allgemeinen Zerrüttung entgegenzutreten und die zudringliche Einmiſchung der Fremden zu bekämpfen; einzelne Schritte, die wir kennen, legten davon Zeugniß ab. Aber unter dem zwiefachen Einfluß, der ihn für die weſtliche und für die öſtliche Politik zugleich zu gewinnen ſtrebte, wählte er dazu den bedenklichſten Weg; er verſcherzte das Vertrauen der Einen, ohne das der Andern zu gewinnen.

Die Conferenzen, die jetzt im Auguſt zu Berlin ſtattfanden, änderten darum die Situation im Ganzen nicht. Repnin und Cobenzl drängten zum Kriege; wie es ſcheint, mit einer Taktik, die allerdings nicht einmal das eingewurzelte Mistrauen gegen Oeſterreich beſiegen konnte. Ein patriotiſch geſinnter deutſcher Fürſt, Karl Auguſt von Weimar, der damals zu Berlin war, ſchrieb darüber: „Eine wichtige Zeit habe ich hier erlebt; in dieſer iſt mir das hieſige Syſtem ſehr bekannt geworden. Oeſterreich und Rußland habe ich hier auf eine Art negociiren geſehen, die jedem Ununterrichteten unglaublich vorkommen muß; wo der Schaden bei ihnen ſaß, konnte man bei dieſer Gelegenheit klar erkennen. Zu Stande iſt nichts gekommen; indeſſen, man ſage was man wolle, es ſind die großen Mächte einander näher als vorher. Oeſterreich und Rußland glaubten, Preußen hinge an Frankreich, und hiervon wollten ſie ſich überzeugen; da ſie hiervon das Gegentheil erkannten, ſo ſind ſie im Ganzen nicht unzufrieden, obwol man in alle ihre Plane nicht einging.“

Dieſer zweifelhafte Erfolg war auch der einzige, deſſen Cobenzl und Repnin ſich rühmen konnten. Eine engere Annäherung an die Oſtmächte ließ ſich, nach Sieyes' Ausdruck, ſchon durch einige kleine Conceſſionen formeller Art, zu denen man ſich in Raſtatt herbeiließ, vereiteln. Als vollends der franzöſiſche Diplomat, im Auftrag ſeiner Regierung, unter dem Siegel des ſtrengſten Geheimniſſes die geheimen Bedingungen von Campo Formio mittheilte, war die mögliche Neigung eines Bündniſſes mit Oeſter-

reich im Keime erſtickt. Die Vertreter der Oſtmächte ſchieden, vielleicht mit geringerem Mistrauen, aber ſicherlich ohne größere Zuneigung für Preußen. Sieyes ſchilderte die Berliner Zuſtände in einem Tone, aus dem ſchon die geringſchätzige Stimmung der ſpäteren Bonaparte'ſchen Politik herausklang. „Der König von Preußen, ſchrieb er an Talleyrand, faßt die ſchlechteſte aller Entſchließungen, die, ſich für keine zu entſcheiden. Preußen will allein bleiben; das iſt ſehr bequem für Frankreich, es kann während dieſer preußiſchen Betäubung mit den Anderen fertig werden. Mit Unrecht ſagt man, Berlin ſei der Mittelpunkt der europäiſchen Unterhandlungen; die ganze Weisheit des Berliner Hofes beſteht darin, mit Ausdauer und Hartnäckigkeit eine paſſive Rolle zu ſpielen." Die Urtheile des revolutionären Diplomaten ſind durch die folgende Geſchichte zu Weiſſagungen geworden; eine Großmacht, die in einem Weltkriege zu keiner Partei gehören wollte, mußte allmälig ohne Kampf und ohne Niederlage ihrer moraliſchen Autorität verluſtig gehen.

In dieſer Lage der Dinge und bei den immer ernſteren Kriegsausſichten wurde es natürlich mit jedem Tage gleichgültiger, was zu Raſtatt verhandelt ward; der Congreß erſchien wie eine Epiſode für ſich, neben der die allgemeinen politiſchen Ereigniſſe ihren ſelbſtändigen Verlauf nahmen. Doch erkannte man auch dort ſeit Ende Auguſt, daß der Krieg faſt unabwendbar geworden war; das kurze Spiel öſterreichiſch-franzöſiſcher Eintracht war wieder offener Feindſeligkeit gewichen und beide Mächte ſetzten die Unterhandlungen nur in der Abſicht fort, für den bevorſtehenden Kampf ſich der Freundſchaft der Reichsſtände zu verſichern.*) Die Geſchäfte, ihrer Natur nach ſchon ſchleppend genug betrieben, wurden durch Zänkereien der widrigſten Art unterbrochen. Als die Deputation ſich eines Tages zu dem Entſchluſſe ermannt, den Entwurf eines „Friedensinſtruments" zu fertigen, und man ſich im Schooße des Ausſchuſſes gegenſeitig gelobt, darüber das ſtrengſte Geheimniß zu bewahren, kamen am andern Tage die franzöſiſchen Geſandten und verboten der Deputation förmlich, ſich mit dergleichen Arbeiten zu befaſſen; ſie ſollte erſt Antwort geben auf die franzöſiſchen Forderungen!"**) Dann gerieth

*) „Weit ſprechender, heißt es in einem Bericht vom 25. Auguſt, liegt dies in den zuletzt gewechſelten Noten und am allerauffallendſten ſeit einigen Wochen in den Geſprächen der franzöſiſchen Geſandtſchaft. Bei dieſer findet man keine Idee von Frieden mehr mit Oeſterreich, ſondern nur das Beſtreben, das Reich vom Kaiſer loszureißen, um dadurch deſſen Macht und Einfluß zu ſchwächen und ſich die militäriſchen Operationen zu erleichtern. Der Krieg mit Oeſterreich iſt faſt gewiß und auch alle Zeitungsnachrichten von Unruhen und Inſurrectionen in Italien, von Truppenmärſchen nach Graubündten u. ſ. w. ſtimmen damit überein. Wir ſind hier wirklich in der Agonie, und die einzige Frage iſt noch, wer unſere ſcheidende Seele in Empfang nehmen wird." Geh. Correſpondenz.

**) Ebendaſ. Bericht vom 1. Aug.

der kaiſerliche Bevollmächtigte, der ſich grobe Eigenmächtigkeiten erlaubt, z. B. einmal Beſchlüſſe auf eigene Hand geändert hatte und ein andermal ſie den Franzoſen nicht mittheilen wollte, mit der Deputation ſelber in einen ärgerlichen Streit, der Wochen lang fortdauerte. Vom Juli bis zum October zog ſich daher die Verhandlung über die neuen Prätenſionen der Franzoſen hinaus; die Beſtimmung der Strongränze, der Beſitz der Rheininſeln, die Uebergänge bei Breiſach und Hüningen, die Brückenköpfe von Kehl und Caſtel, das Verhältniß von Ehrenbreitſtein, die Vertheilung der Schuldenlaſt und Aehnliches mehr bildeten den Stoff der Debatte. Die Taktik der Franzoſen war die gewöhnliche: in dem gebieteriſchen, kurz angebundenen Tone, den ſie ſich von Anfang erlaubt, forderten ſie, was das Reich in den meiſten Fällen kaum in ſchüchternem Tone zu verweigern wagte. Den kleineren zu Frankreich neigenden Reichsſtänden fiel in der Regel die Aufgabe zu, die mündlichen Zwiſchenträger der franzöſiſchen Drohungen zu ſein; ſie waren gleich bereit, wenn ein Widerſtand von Seiten des Reiches drohte, mit der Hindeutung auf neue Gewaltthaten der Franzoſen die Widerſtrebenden zu beugen, oft auch durch zweifelhafte Zuſagen zu gewinnen. Was freilich in dieſen vier Monaten, vom Sommer bis in den Spätherbſt, verhandelt worden iſt, war im Erfolg ſo leer und nichtsſagend, daß eine Aufzählung der einzelnen Noten und Gegennoten kaum ein Intereſſe bieten kann; ſchon waren die Blicke Aller nach Italien, nach dem Orient, nach Malta und Aegypten, nach Rußland, kurz nach allen Seiten hin, nur nicht nach Raſtatt gewendet. Die Brutalitäten der Franzoſen dauerten indeſſen unverändert fort; ihre Truppen blieben auf dem rechten Rheinufer, Contributionen wurden wie bisher erhoben, Ehrenbreitſtein durch eine vertragswidrige Blokade bedrängt, die Güter der Reichsritterſchaft als Nationaldomainen der Republik behandelt. Weder die Vorſtellungen der einzelnen Betroffenen auf dem Congreſſe, noch die Vermittelung der Reichsdeputation vermochten dem zu ſteuern. Nur in den nachträglichen Forderungen, über die zu Raſtatt verhandelt ward, zeigten ſich die Franzoſen etwas gemäßigter. Sie gaben in der Frage der Rheinſchifffahrt und des Thalweges als Gränze den deutſchen Bedenken nach und ließen die Forderung von Kehl und Caſtel gegen die Zuſage fallen, daß auf eine beſtimmte Entfernung keine Schanzen und Befeſtigungen angelegt werden ſollten. Man ſchrieb auf dem Congreſſe dieſe unerwartete Nachgiebigkeit theils dem Eindruck zu, den die Vernichtung der franzöſiſchen Flotte bei Abukir gemacht, theils den Vorſtellungen Preußens, dem die Franzoſen ſeit dem unvermeidlichen Bruch mit Oeſterreich ſichtbar größere Rückſicht bewieſen. Alle übrigen Prätenſionen, die in der Note vom 3. Mai erhoben waren, blieben unverändert ſtehen; ja es wurden noch weitere Forderungen, wie die Aufhebung des Weſerzolles bei Elsfleth und die politiſche Zukunft von Hamburg, Bremen und Frankfurt eingemiſcht, Fragen, die mit dem Friedensgeſchäfte, wie es vorlag, nichts gemein hatten. Die ſchwierigſte Sache, das Entſchädi-

gungsgeſchäft, war zur großen Freude der geiſtlichen Reichsſtände bis zum October noch nicht zur Erörterung gekommen.

In dieſem Augenblick ſtand man ſich ſchon wieder in voller Waffenrüſtung gegenüber. Es war der britiſchen Politik gelungen, das neue continentale Bündniß vorzubereiten, dem die von inneren Parteiungen zerriſſene franzöſiſche Republik ſchien erliegen zu müſſen. Rußland rüſtete, nicht wie vorher unter Katharina nur mit großen prahleriſchen Worten, während es mit ſelbſtſüchtiger Wachſamkeit ſeine Sonderintereſſen im Oſten verfolgte, ſondern diesmal mit ernſten Mitteln und Thaten; Czar Paul, voll autokratiſchen Haſſes gegen die Revolution und von dem Gefühl monarchiſcher Solidarität lebhafter durchdrungen als irgend ein König jener Tage, dabei trotz allen Sultanslaunen für großmüthige und kühne Gedanken empfänglich, ſchien ganz der rechte Mann, dem neuen Kriege auf dem Feſtlande den perſönlichen Impuls und die Nachhaltigkeit zu geben, die der monarchiſchen Coalition von 1792 gefehlt hatte. Schon war der Vertrag zwiſchen den Höfen von Wien und Petersburg unterzeichnet und eine ruſſiſche Armee in Anmarſch, den Angriff der Oeſterreicher auf Italien zu unterſtützen. In Neapel verband ſich britiſcher Einfluß, der dort auf krummen und ſchmutzigen Wegen die Regierung beherrſchte, mit dem wilden Franzoſenhaſſe der Königin, der Schweſter Marie Antoinettens, zum Kampfe gegen die revolutionäre Macht. Die franzöſiſche Republik ſelbſt war in innerer Zerrüttung begriffen, der Kern ihrer beſten Truppen und ihr größter Feldherr, Napoleon Bonaparte, über's Meer gegangen, um in Aegypten das maritime Uebergewicht und die oſtindiſche Herrſchaft Großbritanniens zu bekämpfen: ein Unternehmen, das, wie ſehr auch zu anderer Zeit politiſche Gründe dazu rathen mochten, doch in dieſem Augenblicke nur im perſönlichen Intereſſe des Oberfeldherrn ausgedacht und unternommen war. Zwar hatte der abenteuerliche Zug glücklich begonnen; Malta war durch Verrath und Schwäche in die Hände der Franzoſen gefallen, Bonaparte war in Aegypten gelandet, aber was nun weiter? Schon ſeit Auguſt gingen dumpfe Gerüchte durch Europa und erregten die mächtigſte Senſation: Bonaparte ſei von der engliſchen Flotte unter Nelſon überfallen, geſchlagen und gefangen worden. Das Gerücht hatte zu viel geſagt, allein die Lage der Franzoſen hatte ſich darum doch auf's peinlichſte verwickelt. Am 1. Auguſt hatte Nelſon die franzöſiſche Flotte auf der Rhede bei Abukir überfallen und in einem glänzenden Treffen faſt völlig vernichtet. Die Landarmee war nun von Frankreich abgeſchnitten, die Pforte erklärte den Krieg, England entfaltete unbeſtritten ſein Uebergewicht auf den Meeren, Neapel rüſtete mit ungeduldiger Eile, um die wankende franzöſiſche Herrſchaft in Italien zu überwältigen, und die erſte Colonne der Ruſſen, die am Rhein und am Po die Franzoſen bekämpfen ſollte, ſetzte ſich ſeit Auguſt nach den

deutschen Gränzen in Bewegung. Oesterreich selbst konnte nicht mehr lange säumen. Es hatte eine seiner militärischen Autoritäten nach Neapel gehen lassen, um dort die Armee zum Kampfe gegen Frankreich einzuüben; es ließ (October) seine Truppen nach Graubündten einrücken, das von französischen Occupationsgelüsten bedrängt war. Wohl knüpfte jetzt noch das Directorium neue Verhandlungen an, um durch lockende Aussichten den Kaiserhof von der Coalition loszureißen oder doch den offenen Bruch zu verzögern, aber die Dinge waren zu weit gediehen, als daß die verspäteten Bemühungen der Diplomatie noch hätten Erfolg haben sollen.

Gegenüber einer so mächtigen Verwickelung boten die kleinen Zänkereien und Advokatenchicanen in Rastatt kaum mehr ein Interesse; vielmehr drängte auch dort Alles einem gewaltsamen Ende zu. Noch stritt man sich über die französischen Forderungen, denen immer neue unberechtigte Zusätze angehängt wurden. Und dabei hatten die Franzosen noch die Stirne, in einer Note vom 25. October zu sagen: „die Großmuth der französischen Regierung habe alle Hoffnungen übertroffen." Das schien denn selbst die Geduld der Reichsdeputation zu erschöpfen und es erfolgte einmal eine Antwort von kraftvollerem Klange als gewöhnlich.*) Auch wegen Ehrenbreitstein ließ sich die Deputation nun nachdrücklicher vernehmen und fand dabei in den Reclamationen Preußens eine Unterstützung. Auf der andern Seite wollten die Franzosen mit erhöhter Hartnäckigkeit ihre barbarischen Emigrantengesetze auf die Belgier und die deutschen Unterthanen im Elsaß anwenden, oder mischten ganz fremde Gegenstände in die Friedensverhandlungen ein; die Säcularisationsfrage schien vertagt zu bleiben. Einstweilen ward der Länderhandel emsig fortgesetzt und die französischen Diplomaten waren wenigstens eifrig beflissen, sich für alle Fälle die Freundschaft der einzelnen Reichsstände zu sichern. Mit Kurmainz war das freundliche Verhältniß emsig unterhalten, und verschiedenen kleineren Fürsten bedeutet, daß sie in Separatverträgen ähnliche Bedingungen erlangen könnten, wie Württemberg, Baden und Hessen.**) Doch

*) Posselt, eur. Ann. Jahrg. 1798. IV. 45 ff.

**) In einem Gesandtschaftsbericht aus dieser Zeit ist über das Verhältniß des Kurmainzischen Ministers Albini bemerkt, es gelte hier der Grundsatz: manus manum lavat. Albini, mit dem schwer zugänglichen Bonnier in freundschaftlichem Verkehr, unterstütze die neuesten Forderungen der Franzosen, wofür denn diese wieder eine „möglichste Beschränkung der Säcularisation" versprächen. — Aus einer andern ähnlichen Quelle ersehen wir, daß auf die schon im September erfolgte Anfrage reichsfürstlicher Gesandten wegen der Abschließung von Separatverträgen ermunternd geantwortet wurde. „Das hat indessen, äußerte damals Rosenstiel, Alles noch Zeit; die Sachen sind noch nicht so weit gekommen, daß jetzt schon ein solcher Schritt nothwendig wäre. Wir hoffen, wie gesagt, mit der Reichsdeputation doch noch einig zu werden, und geschieht dies nicht, so will ich Ihnen schon zeitlich einen Wink geben; darauf verlassen Sie sich und sein Sie einstweilen ruhig."

verſchmähte man auch die letzten Zwangsmittel nicht, um die Einigung mit dem Reiche zu erpreſſen.

Am 6. December übergaben die Franzoſen eine Note, die als ein Muſterſtück ihrer Taktik gelten kann;*) darin waren alle Zögerungen der Reichsdeputation Schuld gegeben, abermals die außerordentliche Nachgiebigkeit der Republik geprieſen und die Erklärung ausgeſprochen: man ſehe die letzten Forderungen als ein Ultimatum an, deſſen unbedingte Annahme man binnen ſechs Tagen erwarte. Das Schauſpiel eines drohenden Bruches ward mit Erfolg geſpielt. Die Geſandten rüſteten ſich zur Abreiſe, drohten den Kleinen und Schwachmüthigen mit einem neuen Kriege, und damit man ſich vom Ernſte ſolcher Drohung überzeuge, wurden im nämlichen Augenblicke auf dem rechten Rheinufer große Kriegsſteuern und Requiſitionen mit unerbittlicher Härte eingetrieben. Die groben Künſte führten wie immer zum Ziele. Wohl fehlte es nicht an Stimmen, die das als plumpe Mittel der Einſchüchterung bezeichneten und meinten, man werde jedenfalls beſſer fahren, wenn man, ſtatt muthlos nachzugeben, auf ſeinem guten Rechte beharre, aber die Angſt und Deſertion ergriff doch die Meiſten. Oeſterreich, Hannover und Kurſachſen vertraten in der Friedensdeputation allein noch die Politik des Widerſtandes; auch Würzburg war jetzt abgefallen, Kurmainz führte den Reigen der Nachgiebigen und die Kleinen drängten mit ungebührlicher Haſt auf Unterwerfung. Nicht einmal der beſcheidene Ausweg, ſich für nicht inſtruirt zu erklären und damit eine kurze Friſt zu erlangen, fand noch die Majorität; am 9. Dec. 1798 ward das Ultimatum, wie es geſtellt war, mit der Mehrheit von ſieben gegen drei Stimmen angenommen. Die Franzoſen machten Zuſagen wegen Ehrenbreitſtein und verſprachen eine raſche Löſung der Entſchädigungsfrage; das war der ganze Preis, den man für die eilige Nachgiebigkeit gewann. Freilich waren die Zuſtände des Reiches ſo tief herabgekommen, daß ſich Baden und Darmſtadt noch dazu für verpflichtet erachteten, für eine ſo großmüthige Haltung der Franzoſen ihren ausdrücklichen Dank an den Tag zu legen. Eine Reihe wohlbegründeter deutſcher Anſprüche, welche man früher als Bedingung der Abtretung des linken Rheinufers bezeichnet, waren auch nicht einmal zu einer oberflächlichen Erörterung gekommen.**)

Indeſſen war der Krieg der zweiten Coalition bereits begonnen. Neapel hatte den Augenblick des gemeinſamen Losbruches nicht erwarten wollen; von England gedrängt, das, wenn einmal der erſte Kanonenſchuß gefallen war, ſich die gewiſſe Auflöſung des Congreſſes und die Erhebung Oeſterreichs

*) S. Poſſelt IV. 76 ff.

**) Dahin gehörte namentlich die Frage, wie es mit dem Privateigenthum der Fürſten und Stände auf dem linken Rheinufer, mit der Aufhebung des Sequeſters, mit der Entſchädigung der Beſchädigten, mit den rückſtändigen Contributionen und mit dem Erſatz für die im Elſaß und in Lothringen erlittenen Verluſte gehalten werden ſollte.

verſprach, griff der bourboniſche Hof in Süditalien ſchon jetzt zu den Waffen und zählte dabei auf raſche Unterſtützung Oeſterreichs. Man hatte ſich früher einen der Lieblinge der Wiener Hofkriegsrathsweisheit, den General Mack, verſchrieben und mit ihm das ſchwierige Experiment unternommen, binnen einigen Monaten aus Neapolitanern tapfere Soldaten zu drillen. Der Erfolg dieſes Verſuches ſchlug freilich über alle Maßen kläglich aus; die Heeresmaſſe, die Mack in den letzten Tagen des Novembers gegen die römiſche Republik führte und die vordrang, ſo lange ihr der Feind nicht die Spitze bot, wurde binnen wenig Tagen aus Mittelitalien hinausgeſtäupt und Neapel von den Franzoſen beſetzt.*) Allein dieſer tragikomiſche Heereszug war gleichwol der Anfang eines der furchtbarſten und merkwürdigſten Kriege, von dem die Geſchichte zu erzählen weiß, eines Krieges, der durch die blutigen Tage von Stockach, Zürich, Piacenza, Novi, Marengo und Hohenlinden unſterblich geworden iſt. Vom Helder bis zur ſiciliſchen Meerenge dehnt ſich dieſer ungeheure Kampf aus; an den großen Strömen der Lombardei wird noch einmal um den Beſitz Italiens gefochten und die ganze Frucht von Bonaparte's ruhmreichem Feldzuge des Jahres 1796 geht wieder verloren. In den Alpenſchluchten der Schweiz, auf Gebirgspäſſen, die bis dahin nur dem einzelnen Wanderer zugänglich waren, auf Höhen, die noch nie ein Kriegsheer begangen, lagern jetzt Armeen und werden Schlachten geliefert. Das Ende aber dieſes großen Krieges, in welchem das contrerevolutionäre Bündniß der alten Monarchien die größte Energie und Schwungkraft unter allen Kämpfen von 1792 bis 1805 gezeigt, wird zugleich der Anfang einer neuen Gewalt über Frankreich und Europa, welche die nächſte Epoche der Weltgeſchichte beherrſcht hat.

Was konnte Raſtatt in dieſem Weltconflicte noch vermitteln? In dem Augenblicke, wo man dort über die Vertheilung der Schuldenlaſt oder über den Elsflether Zoll ſtritt, hatte der Krieg ſchon Italien ergriffen; in den nämlichen Tagen, wo ſich die Reichsdeputation dem franzöſiſchen Ultimatum unterwarf, rückten in Mähren ſchon die erſten Ruſſen ein. Es war nicht mehr die Frage, ob es zum Kriege kommen würde; es mochte höchſtens zweifelhaft ſein, wer und wie viele ſich davon ausſchließen konnten?

Noch ward, auch als der Kampf ſchon begonnen, zwiſchen Oeſterreich und der franzöſiſchen Republik unterhandelt, doch war, wie beide Mächte und ihre Intereſſen einmal zu einander ſtanden, ein Erfolg nicht mehr zu erwarten. Wie weit Frankreich es mit Entſchädigungen in Italien ernſtlich meinte, iſt zweifelhaft; daß es Baiern dem öſterreichiſchen Gelüſte jetzt nicht mehr opfern wollte, gewiß. Vielmehr war die franzöſiſche Politik feſt entſchloſſen, wenn das Ableben des alten Kurfürſten erfolgte, die zweibrücker

*) Daß man auf die Hülfe Oeſterreichs gezählt, zeigen die unmuthigen Aeußerungen Nelſons; dispatches and letters III. 170. 185. 228.

Linie im ganzen Beſitze des Kurfürſtenthums zu erhalten. Dieſe zweibrücker Linie war ſeit den Vorgängen von 1777 und 1785 auf das bitterſte mit Oeſterreich verfeindet, beide Male nur durch Preußens Protection vor dem Verluſte ihrer Anſprüche geſchützt und auch nachher durch das unabläſſige Bemühen des Wiener Hofes, ſich Baierns zu verſichern, recht eigentlich den Feinden Oeſterreichs in die Arme gedrängt worden. Welch erwünſchterer Erbe in Pfalzbaiern ließ ſich für die franzöſiſche Politik denken, als der Prinz eines Hauſes, das ſeit zwanzig Jahren mit allen Mitteln gegen Oeſterreich um ſeine Exiſtenz hatte kämpfen müſſen, das alſo im deutſchen Süden das beſte Gegengewicht gegen Oeſterreich zu werden verſprach? Einen ſolchen Fürſten zu Gunſten Oeſterreichs zu berauben, hätte allen Ueberlieferungen franzöſiſcher Staatskunſt widerſprochen; ſie konnte nur daran denken, ſich in ihm einen Verbündeten großzuziehen. Ohne Vergrößerung in Baiern, ohne reiche Entſchädigung in Italien war aber jetzt ein Friede zwiſchen Oeſterreich und der Republik nicht mehr möglich.

So blieb alſo von den größeren Mächten vorausſichtlich Preußen allein an dem künftigen Kampfe unbetheiligt. Wir haben oben geſehen, wie man im Mai und im Auguſt des Jahres vergeblich die Hebel angeſetzt, den Berliner Hof zur Action zu bewegen. Die überlieferte Entzweiung mit Oeſterreich, die finanzielle Bedrängniß, die unentſchloſſene und ſcheue Perſönlichkeit des Königs, der Geiſt kurzſichtiger Pfiffigkeit und Selbſtſucht im Rathe der Miniſter, die Unluſt zum Kriege auch im Volke, das ſich in dem ephemeren faulen Frieden behaglich fühlte, Gefahren und Opfer ſcheute und im trägen Sinnengenuſſe des Augenblicks der zukünftigen Gefahren vergaß, dies Alles trug gleichmäßig dazu bei, Preußen in den Ueberlieferungen der Politik von 1795 feſtzuhalten. Noch jetzt im letzten Augenblicke (April 1799) machten gemeinſam Rußland, Oeſterreich und England den Verſuch, Preußen zur thätigen Mitwirkung zu beſtimmen; es war ſo erfolglos wie vorher. Alles was man erlangte, war die beſtimmte Erklärung: daß Preußen einen Offenſivkrieg nicht führen könne, ſondern ſich auf die Aufrechterhaltung der Neutralität Norddeutſchlands beſchränken müſſe. Preußen, ſo ſoll nach einer ruſſiſchen Quelle der Schluß der Erklärung gelautet haben, könne Frankreich höchſtens dann den Krieg erklären, wenn Oeſterreich große Niederlagen erlitte!

Es liegt uns aus dieſer Zeit ein Actenſtück vor, welches die leitenden Gedanken der damaligen Politik Preußens ganz im Einzelnen begründet;*) gern räumen wir ihm eine Stelle ein, um die Männer ſelber über ihre Motive zu vernehmen, welche die Monarchie Friedrichs des Großen zu dem Abgrund von Jena und Tilſit geführt haben. Die Iſolirung Preußens iſt darin offen zugeſtanden, aber keineswegs als eine misliche Lage angeſehen.

*) Es iſt ein handſchriftliches Memoire „über Preußens auswärtige Verhältniſſe im Jahre 1799," geſchrieben im Januar dieſes Jahres.

„Während ſich Rußland durch ſeine Rüſtungen zur See und zu Lande ſchwächt, während Oeſterreich die Hülfsquellen, die es noch hat, erſchöpft, während beide Mächte ihre ganze Aufmerkſamkeit auf ihren gemeinſchaftlichen Feind richten, Frankreich aber in Italien, in der Schweiz und gegen England beſchäftigt iſt, gewinnen wir Zeit, unſere Kräfte zu ſammeln und uns in die Verfaſſung zu ſetzen, jedem Angriffe, er mag kommen woher er wolle, mit Nachdruck zu widerſtehen. Es iſt daher gut, daß wir keine Verbindungen haben, die uns in den Fall ſetzen könnten, uns durch koſtſpielige Demonſtrationen zu entkräften.“ Gefahren von Frankreich beſorgt der Verfaſſer dieſer Denkſchrift nicht; wollte man aber auch in der Furcht vor künftiger Bedrohung ſich gegen Frankreich erheben, ſo ſei man auf die Allianzen von Rußland, Oeſterreich und England angewieſen. Rußland, das Land der Palaſtrevolutionen, „das ſich für unüberwindlich hält, weil es Türken und Polen geſchlagen hat, das ſeine Hülfsquellen für unerſchöpflich anſieht, weil es ſo viel Geld haben kann, als Papier und Druckerſchwärze im Lande vorräthig ſind“, Rußland erſcheint als ein Verbündeter von ſehr zweifelhaftem Werth. Der Mangel an Geld, die Langſamkeit der Hülfe, der launenhafte Charakter des Kaiſers und überhaupt die Unſicherheit der ruſſiſchen Politik machte es zu einem Gegenſtande ernſten Bedenkens, ob man dieſe läſtigen Nachbarn jemals als Verbündete ſuchen werde. „Das Haus Oeſterreich muß uns aber als ſeinen natürlichen Feind anſehen.“ Das ganze Emporkommen Preußens, die Erwerbung Schleſiens, das Durchkreuzen der Entwürfe auf Baiern, das Alles ſei, ſo fährt der politiſche Rathgeber fort, für Oeſterreich Grund genug, den Rivalen dauernd zu haſſen. Oeſterreich ſuche nur Preußen in den Krieg zu ziehen, um es dann ebenſo wie das deutſche Reich zu verlaſſen. Die Erfahrungen von 1792 und ſpäter ermuthigten fürwahr nicht zu einer Erneuerung des öſterreichiſchen Bündniſſes. „Es gibt zwiſchen benachbarten Staaten gewiſſe Verhältniſſe, die, ſo lange dieſe Staaten aufrechtſtehen, ihrer Natur nach unveränderlich ſind und ſich nur ſelten auf kurze Zeit modificiren laſſen. So hat die Nothwendigkeit, uns allen Vergrößerungen Oeſterreichs zu widerſetzen, der Grundſatz unſerer Politik ſeit der Eroberung Schleſiens werden müſſen. Und nun, da es Demüthigungen und Unfälle erlitten hat und uns weniger furchtbar geworden iſt, ſollten wir ins Feld rücken und mit Aufopferung unſerer eigenen Kräfte es wieder emporzuheben ſuchen? Dies wird uns wohl Keiner, der uns nicht als Lehrlinge in der Politik anſieht, zumuthen wollen. Es iſt, ſagt man, das alte Syſtem, welches auf die jetzigen Umſtände nicht mehr paßt. Ein Syſtem aber, welches auf nothwendigen Grundſätzen beruht, paßt beſtändig, man muß es nur den Umſtänden anpaſſen wollen. Wohin hat uns das neue, welches mit Pillnitz ſeinen Anfang und mit Baſel ſein Ende nahm, in ſo kurzer Zeit geführt?“.... Ueberhaupt ſei ſchwerlich der Krieg das rechte Mittel, den Fortſchritten der Franzoſen Einhalt zu thun; der Friede werde vielmehr das

Grab der franzöſiſchen Größe und wahrſcheinlich auch der Republik ſein. Indeſſen das eigene Intereſſe Preußens gebiete nicht einmal, Frankreichs Untergang zu wünſchen. Was würde die Folge davon ſein? „Wir wären genöthigt, entweder allen Uebermuth, alle Anſchläge der Oeſterreicher auf Baiern, wie auf andere Fürſten, ruhig zu erdulden, oder es mit beiden kaiſerlichen Höfen ohne Verbündeten allein aufnehmen zu müſſen.“ Schon jetzt drücke Englands merkantiles Uebergewicht hart genug auf Preußen; wie ſollte es werden, wenn die Concurrenz Frankreichs und Hollands vollends vernichtet wäre? „Wir werden uns alſo nicht durch die eigennützigen Vorſtellungen der bewaffneten Mächte verleiten laſſen, unſer wahres Intereſſe zu verkennen und ein Volk zu reizen, von welchem wir nichts zu fürchten, ſondern vielmehr Alles bei Gelegenheit zu erwarten haben. Wir werden während des Krieges die ſtrengſte Neutralität beobachten, den allgemeinen Frieden abwarten, um Verbindungen einzugehen, aber nie vergeſſen, daß Schleſien beſtändig der Zankapfel zwiſchen uns und Oeſterreich bleiben wird.“

So ſchieden ſich auch jetzt, wie ſeit 1795, die Wege der beiden Großmächte im deutſchen Reiche. Das Reich ſelbſt hatte in dem unglücklichen Momente den letzten Schritt zum Frieden gethan, wo das Geräuſch der Waffen ſchon an die Pforten des Friedescongreſſes drang. Es war vorauszuſehen, daß dieſer Friede, zu dem die Deputation im December 1798 die Hand gereicht, raſch unter den kriegeriſchen Stürmen des neuen Jahres begraben ſein würde.

Fünfter Abſchnitt.

Der Krieg von 1799.

Schon deuteten alle Zeichen auf die nahe Entſcheidung durch die Waffen; nicht Italien allein war vom Kriege bereits ergriffen, auch in Deutſchland gab die Haltung der Franzoſen zu erkennen, daß die Zeit nahe bevorſtand, wo ſie die Friedensmaske ablegen konnten. Eben jetzt zu Anfang des neuen Jahres fiel, zur bittern Verſpottung des jüngſten Friedensabſchluſſes in Raſtatt, die Feſtung Ehrenbreitſtein in ihre Hände. Seit Monaten hatte dieſelbe eine förmliche Belagerung zu beſtehen und das deutſche Reich war machtlos geweſen, dieſe Uebung franzöſiſchen Fauſtrechts zu hindern. Ohne Ausſicht auf Entſatz kämpfte die brave Beſatzung mit Noth und Hunger, bis die Uebergabe unvermeidlich war. Indem der Commandant die Capitulation unterzeichnete, legte er ausdrücklich Verwahrung ein gegen die vertragswidrige Wegnahme des Platzes, die er als eine „offenbare Verletzung der einfachſten Grundſätze der öffentlichen Treue und Redlichkeit bezeichnete, welche bis dahin von allen geſitteten Nationen für heilig und unverletzlich angeſehen worden ſind.“ Am 27. Januar zog die Beſatzung aus; mit ihr verſchwand zugleich das letzte Lebenszeichen des tauſendjährigen Trierer Kurſtaates.

Während in Deutſchland rechts und links vom Rhein der Druck und die Ausbeutung, faſt läſtiger als der wirkliche Krieg, fortgeſetzt war, erfolgte auch in Italien ein neuer Gewaltſtreich. Sardinien, ſchon durch die früheren Verträge zwiſchen die fränkiſche und cisalpiniſche Republik machtlos eingeklemmt, ward jetzt mit Waffengewalt überfallen, König Karl Emanuel (Dec.) zur Abdankung und Flucht genöthigt, das Land unter franzöſiſche Verwaltung geſetzt, die Armee mit der franzöſiſchen verſchmolzen. Man hätte dergleichen wohl nicht gewagt, wenn noch eine ernſte Hoffnung auf Frieden beſtanden hätte. In der That war für beide Theile der Kampf nur noch eine Frage

der Zeit. Schon trat in Oeſterreich Thugut aus dem Verſteck ſeiner ſcheinbaren Ungnade hervor und war wieder der öffentliche Leiter der auswärtigen Politik des Kaiſers; von ſeinem Rücktritt und ſeiner Verſetzung nach Venedig war keine Rede mehr. Die ruſſiſche Hülfsarmee war bereits in Mähren angelangt und wurde vor Ende Januar in Niederöſterreich erwartet; der Kaiſer ernannte um dieſelbe Zeit die Feldherren, welche an die Spitze der Armeen in Italien, Deutſchland und der Schweiz treten ſollten. Oeſterreich ging mit voller Zuverſicht des Erfolges dem Kampfe entgegen. Zwar war Italien faſt völlig in den Händen der Franzoſen, die eine Hälfte von Deutſchland neutral, Rußlands Hülfe vorerſt noch nicht bedeutend, die Unterſtützung, die England zu Lande leiſten konnte, zweifelhaft; aber man baute in Wien theils auf die innere Zerrüttung der Republik, theils auf die gewaltige Entfaltung der eigenen Streitkräfte. Allerdings hatte Oeſterreich niemals eine zahlreichere Armee aufgeſtellt, in keinem Feldzuge ſeit 1792 waren ſo glorreiche Feldherrennamen an die Spitze gerufen, wie jetzt. Zu einem durchſchlagenden Erfolge gehörte aber mehr als dies: es bedurfte entweder der genialen, energiſchen Führung eines Einzigen, der überall anregte, ſchuf und leitete, oder einer Begeiſterung für das Ziel des Kampfes, die alle Einzelnen mit hob und fortriß. Beides fehlte der neuen Coalition. „Der Degen des Connetable wurde — wie ein bewährter Meiſter ſagt — durch den Federkiel des Hofkriegsraths vertreten, auf deſſen Banner der Schlendrian geſchrieben ſtand.“*)

In dem Augenblick, wo ſich ſo Alles zum neuen Waffenganze rüſtete trat im Reiche ein Todesfall ein, der nicht ohne Bedeutung war für den weiteren Verlauf des bevorſtehenden Krieges. Kurfürſt Karl Theodor von Pfalzbaiern war am 16. Febr. 1799 geſtorben; ſein Nachfolger war Pfalzgraf Maximilian Joſeph, der Schützling der preußiſchen Politik, der ſeit zwanzig Jahren um ſein Erbrecht gegen Oeſterreich hatte ringen müſſen. Karl Theodor, wie immer vom Wiener Cabinet durch bekannte Werkzeuge geleitet, war noch in den letzten Tagen ſeines Lebens mit neuem Eifer in die Wege der Coalitionspolitik eingegangen und hatte zum Kampfe gegen Frankreich mit gerüſtet; möglich, daß er auch, wie man wiſſen wollte, von Neuem den Entwürfen eines Ländertauſches ſein Ohr geliehen, mit denen ihn Oeſterreich immer wieder bedrängte und deren Erfüllung ſeit dem Vertrage von Campo Formio ſo nahe gerückt ſchien. Das Alles war durch ſeinen plötzlichen Tod jetzt abgebrochen. Daß der Nachfolger zu einer Veräußerung ſeines Erbes niemals die Hand bieten würde, wußte alle Welt; daß er Frankreich und Preußen näher ſtand, als dem Kaiſer und der ruſſiſchen Politik, war nach den Vorgängen von 1778 und 1784 ſehr natürlich. Drum war auch damals ziemlich allgemein der Glaube verbreitet, der neue

*) Clauſewitz, hinterlaſſene Werke V. S. 14.

Kurfürſt ſei bereits vor ſeinem Regierungsantritt, um ſich der öſterreichiſchen Zudringlichkeit zu erwehren, mit den Franzoſen in ſehr enge Einverſtändniſſe eingetreten, und man erwartete einen offenen Uebergang der pfalzbairiſchen Politik ins franzöſiſche Lager. Auch Thugut faßte den Todesfall in dieſem Sinne auf und war eifrig befliſſen, das reizbare Gemüth Kaiſer Pauls gegen den neuen Kurfürſten, als einen Franzoſenfreund, zu erbittern. Vielleicht, ſo mochte er rechnen, ließ ſich dann mit ruſſiſcher Hülfe gegen Baiern erreichen, was man zu Campo Formio mit franzöſiſcher Unterſtützung zu gewinnen gehofft hatte. Vorerſt freilich erwieſen ſich dieſe Sorgen und Hoffnungen als ungegründet; Maximilian Joſeph blieb einſtweilen in den Geleiſen der Coalitionspolitik, die er von ſeinem Vorgänger vorgezeichnet fand.

So athmete Alles Krieg; nur in Raſtatt ſuchte man die Illuſion des Friedens noch aufrecht zu erhalten. Indeſſen ſeit den erſten Tagen des neuen Jahres fing auch dort der Glaube der Friedensmänner an, wankend zu werden. Die Franzoſen beſchwerten ſich in einer barſchen Note (2. Januar) über den Anmarſch ruſſiſcher Truppen und drohten mit offnem Bruch, wenn der deutſche Reichstag es zulaſſe, daß ein ruſſiſcher Soldat den Boden des Reiches betrete. Es läßt ſich denken, daß zu Regensburg wie zu Raſtatt ſolch eine Eröffnung lebhafte Senſation erregte. Beim Reichstag beſchloſſen die drei Collegien einſtweilen, die erforderlichen Inſtructionen einzuholen, an den Kaiſer berichten zu laſſen und „hiervon der Friedensdeputation mit der Bemerkung Nachricht zu geben, daß an die Reichsverſammlung weder eine Anzeige, noch eine Requiſition wegen eines ruſſiſchen Truppenmarſches gekommen ſei.“ Es war vorauszuſehen, daß Monate vergehen würden, bis von Regensburg eine runde und beſtimmte Antwort auf die franzöſiſche Note kam.

Um ſo deutlicher war die Haltung, welche die kaiſerliche Diplomatie zu Raſtatt gegenüber der neueſten Note einnahm. Sie beantwortete die Beſchwerde ſofort mit einer anderen, rügte das Verfahren der Franzoſen an den Rheinufern und fand es auffallend, daß Frankreich jetzt einen ganz neuen Gegenſtand zur Sprache bringe, bevor die alten gerechten Forderungen Deutſchlands befriedigt ſeien. Der Friedensdeputation bedeutete Lehrbach, daß die Beantwortung der franzöſiſchen Note ganz außer ihrer Competenz liege; es ſei das die Sache des Kaiſers und Reiches, „von woher ſie das Weitere zu erwarten habe.“ Die Franzoſen waren um eine Erwiederung nicht verlegen; ſie drohten, allen diplomatiſchen Verkehr ſo lange abzubrechen, bis ihre Beſchwerde vom 2. Januar beantwortet ſei. Vom Grafen Lehrbach verlangten ſie eine beſtimmte Zuſicherung, daß der Marſch der Ruſſen ſiſtirt ſei; erfolgte dieſelbe nicht bis zum 15. Februar, ſo würde die franzöſiſche Republik das als einen Act der Feindſeligkeit anſehen. Der friedfertige Theil der deutſchen Reichsdiplomatie war in Verzweiflung; derſelbe hatte ſich dem Ziele ſo nahe geglaubt und hoffte ſchon die Hand ausſtrecken zu können nach den verheißenen Entſchädigungen und jetzt ſtellte ſich heraus, daß zu Paris wie zu Wien

der Krieg eine abgemachte Sache war. Am 15. Februar, als die Frist abgelaufen, fragten die Franzosen bei Lehrbach an, ob die verlangte Zusicherung gekommen sei; seine Antwort lautete verneinend. Noch in der Nacht ging ein Courier nach Straßburg ab und am 1. März erfolgte die Eröffnung: daß die französische Armee den Rhein überschritten habe.

Die Verhandlungen zu Regensburg geben ein ähnliches Bild von der Lage und der Stimmung der Reichsstände. Auch dort verbirgt Oesterreich seinen Entschluß zum Kriege nicht mehr, die Masse der kleineren Stände quält sich wie die Rastatter Deputation an der Sisyphusarbeit des Friedens und Frankreich ist eifrig beschäftigt, diese friedfertigen Neigungen für eine Neutralität des Reiches auszubeuten.*) Einen Augenblick gerieth der sonst so unbewegliche Körper des Reichstags sogar in eine gewisse Aufregung, als die Friedenspartei, von Kurmainz geführt, die jüngsten französischen Drohungen zur Verhandlung bringen, Oesterreich dies hindern wollte. Dank dem Schlendrian des Geschäftsganges, war es nicht allzuschwer, das Letztere zu erreichen; wenigstens war es im Februar noch zu keinem Beschluß gekommen. Dagegen trat am letzten Tage dieses Monats der kaiserliche Abgesandte mit einem unverblümten Manifeste gegen Frankreich hervor. Die Fruchtlosigkeit der sechszehnmonatlichen Verhandlungen, das Verfahren der Franzosen am Rhein, die Einnahme von Ehrenbreitstein, die kriegerischen Rüstungen, das Vorgehen in Italien und der Schweiz ward in anklagendem Tone aufgezählt und dadurch die Nothwendigkeit kriegerischer Gegenmaßregeln begründet. Die Partei des Friedens und der Neutralität blieb die Antwort nicht schuldig. Sie erinnerte an Thuguts Einverständniß mit Frankreich und an den Vertrag vom 1. December; auch Oesterreich — sagten sie — habe, dem Waffenstillstande entgegen, Baiern mit Truppen überschwemmt und in seinen Requisitionen dort ohne Zweifel den Franzosen als Muster gedient. Dazwischen hetzte von der einen Seite die französische Diplomatie, von der andern drängte sich der russische Geschäftsträger mit der Versicherung heran, der Kaiser von Rußland werde „fortfahren, sich des Reiches anzunehmen und dessen Wohlfahrt mitbefördern zu helfen." Zu einem Beschlusse kam es nicht; es war das im Ganzen auch gleichgültig. Die Entscheidung der Dinge lag nicht mehr in Rastatt und nicht mehr in Regensburg; was dort geschah, bot nur darum ein Interesse, weil es die Lage Deutschlands veranschaulichte. Dieser Hader und Zank zwischen Oesterreich und den Andern, diese Niedrigkeit der Ziele und Mittel ohne irgend einen höheren sittlichen Aufschwung auf beiden Seiten, dies Hin- und Herzerren zwischen dem russischen und fran-

*) Il vous sera facile, schreibt Talleyrand an Bacher, de faire sentir l'odieux de la conduite du cabinet de St. Petersbourg, qui ne fait avancer ses troupes qu'au moment, où tout semblait annoncer une prochaine pacification et que l'Empire n'a d'autre interêt que celui de marcher sans détour vers ce but.

zösischen Interventionsgelüste ließ ungefähr erwarten, mit welcher Eintracht und Kraft Deutschland in den Kampf eintreten, mit welchem Erfolge es aus ihm hervorgehen werde!

Der Krieg hatte indessen begonnen; während man in Rastatt und Regensburg verhandelte, hatten die Oesterreicher den Inn, die Franzosen den Rhein überschritten. Bei Kehl und Basel ging die französische Hauptmacht über den Strom, am Mittelrhein überraschte ein kleinerer Heerhaufe Mannheim. Während die Franzosen auch jetzt noch die Taktik einhielten, in ihren öffentlichen Aufrufen nur von nothwendigen Maßregeln der Vertheidigung zu reden und das Vorrücken der Oesterreicher und Russen als die einzige Ursache ihrer kriegerischen Schritte zu bezeichnen, sprach sich der Erzherzog Karl in einem Tagesbefehle, den er am 4. März erließ, aufrichtiger aus. In gedrängten, markigen Zügen waren darin alle die Beschwerden zusammengefaßt, die Deutschland gegen die Franzosen erheben konnte, und ihr Uebermuth, ihre Gewaltthätigkeit ohne Rückhalt gezeichnet; es war ein Manifest, das alle Friedenshoffnungen niederschlug. Schon hatte der Erzherzog, als er den Aufruf erließ, den Lech überschritten und näherte sich der Donau. Da auch Jourdan vom Oberrhein dorthin seinen Weg nahm, so war wahrscheinlich Oberschwaben das Kampfesfeld, wo die Heere zuerst zusammenstießen. Nach der Donau, dem Lech, der Isar und dem Inn wies auch der französische Kriegsplan die Streitkräfte hin, die jetzt den obern Rhein überschritten; ihnen zur Rechten sollte das Heer, das in der Schweiz stand, nach den rhätischen Bergen vordringen, Bregenz und Chur nehmen und von da sich in den Besitz von Tirol setzen.

An dieser letzten Stelle ward der große Krieg des Jahres 1799 eröffnet: in den Gebirgspässen, die der Rhein in seinem frühesten Laufe durchströmt, in Graubündten und Vorarlberg, wo die Oesterreicher seit Spätjahr 1798 in einer Stärke von ungefähr 26,000 Mann aufgestellt waren. Von Bregenz über Feldkirch, nach dem Luciensteig und über Mayenfeld bis Chur und Reichenau dehnte sich ihre Postenkette aus; ein weitläufiger Truppencordon bewachte die wichtigsten Gränzpässe Graubündtens. Der Führer der Kaiserlichen war Hotze, ein geborner Schweizer, der sich durch Talent und Tüchtigkeit vom württembergischen Cornet zum russischen Major und österreichischen Feldmarschalllieutenant emporgeschwungen; er hatte unter Katharina II. gegen Türken und Polen mit Auszeichnung gefochten und dann in kaiserlichen Diensten mit gleichem Verdienst die Feldzüge seit 1792 mitgemacht. Durch und durch ein Altschweizer, der Revolution gründlich abhold und darum 1798 mit Eifer, wenn auch ohne Erfolg, bemüht, das Zusammenbrechen der alten Eidgenossenschaft zu hindern, war er von Thugut zuletzt gebraucht worden, die österreichischen Beziehungen in der Schweiz und Bündten

wieder anzuknüpfen.*) Seiner Armee ſtanden 30,000 Franzoſen unter Maſſena gegenüber, ſchlagfertig und kampfbereit, bevor noch die Kaiſerlichen den erſten Stoß erwarteten. Am 6. März ſchritten die Franzoſen zum Angriff, zunächſt gegen das kleine, in viele ſchwache Aufſtellungen vertheilte Corps von etwa 6000 Mann, das unter Auffenberg die bündtner Poſtenkette beſetzt hielt. Franzöſiſche Truppenabtheilungen überſtiegen unbemerkt die ſteilen Alpenpfade und ſchnitten die kaiſerlichen Poſten bei Reichenau und im bündtner Oberlande ab. In denſelben Stunden ward um den Rheinübergang gefochten; nach einem fruchtloſen Verſuche bei Fläſch gelang es den Franzoſen, bei Azmoos eine Brücke zu ſchlagen, dem Lucienſteig in den Rücken zu kommen und in hartnäckigem Kampfe die Schanze ſelbſt zu nehmen. Vergebens ſuchte ſich Auffenberg am andern Tage bei Chur zu ſtellen; an Zahl dem Feinde nicht mehr gewachſen, von Poſten zu Poſten gedrängt, wurde das ſtark zuſammengeſchmolzene Corps zerſtreut und über die rhätiſchen Alpenpäſſe nach dem Engadin hin verſprengt. So war der erſte Schlag, den die Franzoſen führten, entſchieden glücklich; die Oeſterreicher waren aus Graubündten verdrängt, die Stellung im obern Rheinthal verloren. Nur Feldkirch hatte Hotze gegen einen überlegenen franzöſiſchen Angriff behauptet.

Das öſtlichſte rhätiſche Alpenthal, das in einer Höhe von fünf- bis ſechstauſend Fuß gelegene Engadin, das, vom jugendlichen Inn durchſtrömt, den Uebergang von Chiavenna nach Tirol hin bildet, war von einzelnen Colonnen jenes kaiſerlichen Corps beſetzt, das in der Stärke von beinahe 50,000 Mann unter Bellegarde's Führung Tirol decken ſollte. Die dort aufgeſtellten Kräfte hätten ausgereicht, das ſchwer zugängliche Land zu ſchützen, aber auch hier war der Anfang des Kampfes noch nicht erwartet, die Aufſtellungen ſchwach und zerſplittert. Zwei der ausgezeichnetſten franzöſiſchen Taktiker, Lecourbe und Deſſoles, deren Virtuoſität gerade der Gebirgskrieg war, führten die Franzoſen zum Angriff. Am 7. März war Lecourbe von Bellinzona aufgebrochen, überſtieg den ſchneebedeckten Rücken des Bernhardin und ging, dem Laufe des Hinterrheins folgend, auf Thuſis vor. In zwei Colonnen getheilt, drang er dann ins Engadin; die eine war der Albula entgegen über den gleichbenannten Paß nach Ponte, die andere über den Julier nach Silvaplana vorgegangen und ſchob die überraſchten Poſten der Oeſterreicher entweder zurück, oder ſchnitt ſie ab (10. März). Jetzt kam von der tiroler Gränze her Laudon mit einigen friſchen Bataillonen und drang bis zu den Höhen des Albula vor, aber es gelang Lecourbe, über die Saumpfade des Scaletta- und Fluelapaſſes, die den Uebergang von Davos nach dem Engadin bilden, einen Theil ſeiner Truppen zu entſenden und die Kaiſerlichen dadurch im Rücken zu bedrohen. Raſch zog ſich Laudon längs des Inn nach

*) S. Johann Konrad Hotz, ſpäter Friedrich Freiherr von Hotze, k. k. Feldmarſchallieutenant. Von dem Verfaſſer der „kriegeriſchen Ereigniſſe in Italien." Zürich 1853.

der tiroler Gränze zurück, nicht ohne einen Theil seiner Truppen auf dem übereilten Rückzuge einzubüßen (13. März). Lecourbe folgte ihm bis zu der Thalenge, die, durch den Inn fast ausgefüllt, den Paß von Graubündten nach Tirol bildet, bis nach Martinsbruck; aber seine stürmischen Versuche, hier durchzubrechen, am 14. März begonnen, drei Tage später wiederholt, wollten nicht glücken, er mußte mit ansehnlichem Verluste nach dem Engadin zurück.*)

Indessen war Dessoles aus dem Veltlin (17. März) über das Wormser Joch gegangen, hatte die österreichischen Posten dort aufgehoben und rückte nach dem Münsterthale herab. Die Oesterreicher zogen sich nach Tauffers auf tiroler Boden zurück; der Zugang dahin in dem ziemlich engen Thale war gut verschanzt, mit einer hinlänglichen Truppenzahl und sechszehn Geschützen besetzt. Mehrere Tage lang stand man sich beobachtend gegenüber; in der Nacht zum 25. März überraschte Dessoles die Oesterreicher mit einem plötzlichen Angriff, indeß ein Theil seiner Truppen durch das fast wasserlose Bett der Rambach vorrückte, die Schanzen zu umgehen. Wie der Feind im Rücken in die Schanzen eindrang, geriethen die Kaiserlichen in volle Verwirrung; fast das ganze Corps von fünf- bis sechstausend Mann ward gefangen, nur wenige Hunderte entkamen mit Mühe und Noth über die Berge. Dessoles ging bis ins Vintschgau vor.

Am gleichen Tage waren bei Nauders die kaiserlichen Waffen nicht glücklicher gewesen. Lecourbe hatte dort, nachdem ihm seine Angriffe auf Martinsbruck mislungen, einen Theil seiner Truppen über die Gebirgsrücken gehen lassen, die am rechten Ufer des Inn die Gränzscheide zwischen dem Engadin und Tirol bilden. So gelang es ihm, die österreichischen Bataillone bei Nauders zu überraschen, nach Finstermünz zurückzuwerfen und eine Abtheilung bei Martinsbruck vollkommen abzuschneiden. Die Straße am Inn und das Etschthal von Landeck bis Schlanders war den Franzosen also geöffnet. Durch die Mittelmäßigkeit einzelner Führer der Oesterreicher,**) durch ihre schlechten Aufstellungen, die es überall zuließen, sie zu überraschen und abzuschneiden, war es der Raschheit und Energie der Franzosen gelungen, mit mäßigen Kräften binnen wenig Wochen eine Reihe glänzender Erfolge zu erkämpfen, sich den Zugang zum westlichen Tirol zu öffnen und an Gefangenen und Trophäen eine reiche Ausbeute zu gewinnen.

Nur an einer Stelle hatten sich die Oesterreicher die Gunst ihrer Stellung nicht entringen lassen, bei Feldkirch. Als Massena am 23. März den wichtigen Punkt in Front und Rücken lebhaft angriff, ward er mit dem

*) S. über diese Gefechte A. Moriggl, Einfall der Franzosen in Tirol 1855. S. 13—27.

**) Davon gibt Moriggl a. a. O. 36. 41 f. merkwürdige Proben. Von den Verwüstungen der Franzosen ebendas. 44 f. 47.

Verluſt von einigen tauſend Mann von den Kaiſerlichen zurückgeſchlagen.

Das Seltſame bei allen dieſen Kämpfen war, daß ſie zum großen Theil begonnen hatten, bevor der Krieg erklärt war. Erſt am 12. März erfolgte in Form einer Botſchaft an die Nationalvertretung die wirkliche Kriegserklärung des Directoriums an den Kaiſer, nachdem die Franzoſen ſchon eine Woche zuvor den Kampf eröffnet und ſich die Vortheile einer ſolchen Ueberraſchung wohl zu Nutze gemacht hatten.

Auch auf dem deutſchen Kriegsſchauplatze fing Jourdan die Feindſeligkeiten an, bevor der Krieg erklärt war; nur hatte ſich der Erzherzog Karl beſſer für einen ſolchen Fall vorgeſehen, als Auffenberg in Graubündten oder Bellegarde in Tirol. Zu Anfang März war, wie wir uns erinnern, Jourdan mit der „Donauarmee", die etwa 30,000 Mann Fußgänger und 8000 Reiter zählte, bei Straßburg und Baſel über den Rhein gegangen; ein kleineres Corps unter Bernadotte hatte ſich Mannheims bemächtigt und war gegen Heilbronn vorgegangen. Jourdan nahm ſeinen Weg über den Schwarzwald nach Oberſchwaben; am 7. März war er zwiſchen Rotweil und Tuttlingen. Der Erzherzog, der mit 47,000 Mann Fußvolk und gegen 24,000 Reitern am Lech ſtand, ſetzte ſich nun ohne Säumen gegen den Feind in Bewegung. In dem Augenblicke, wo dieſer ſich Tuttlingen näherte, war der kaiſerliche Feldherr bereits von Memmingen her im Anmarſche und ſeine leichten Reiter ſtreiften (9. März) ſchon bis Oſterach und Pfullendorf. Es war klar, der Erzherzog wollte ſeine Ueberlegenheit benutzen und den Feldzug durch einen energiſchen Schlag gegen Jourdan eröffnen. Wohl verkannte der franzöſiſche General die Schwierigkeiten ſeiner Lage und das Unzulängliche ſeiner Kräfte nicht, aber Maſſena's Vorgehen in den rhätiſchen Alpen und das Drängen des Directoriums ließen ſeine Bedenken ſchweigen. Er ging vor, wiewol zögernd und ohne rechtes Vertrauen auf einen günſtigen Kampf. In Paris hatte man von der kriegeriſchen Lage und von der Stärke des Gegners keine klare Vorſtellung. Denn in dem Augenblick, wo der Erzherzog mehr als 70,000 Mann bei Biberach unter ſich vereinigte (18. 19. März), befahl das franzöſiſche Kriegsminiſterium raſchen Angriff und vertröſtete Jourdan auf die Unterſtützung, die ihm die Armee in der Schweiz leiſten werde.*) Als wenn die Colonnen, die bei Feldkirch, Finſtermünz, im Engadin und Etſchthale ſtanden, in die Bewegungen in Oberſchwaben irgendwie hätten unmittelbar eingreifen können! Jourdan war indeſſen zwiſchen der Donau und dem Bodenſee vorgerückt; die Linie, welche die Oſterach dort bildet, und das bewaldete hügelige Terrain, das von ihr durchſtrömt wird, ſchienen ihm der geeignetſte Ort, ſeine Truppen aufzuſtellen; ſumpfige Niederungen deckten dort ſeine Flügel. Am 20. März beſetzten die Franzoſen dieſe Stellungen;

*) S. Clauſewitz a. a. O. S. 116.

sie wußten nicht, daß die Kaiserlichen schon ganz nahe standen und der Erzherzog bereits seine Anstalten zum Angriff traf. Am Morgen des 21. rückten die Oesterreicher vor; ihre Hauptstärke wandte sich gegen die Stellung an der Osterach, deren zugänglichster Theil das Dorf gleichen Namens war. Hier spielte auch am lebhaftesten der am frühen Morgen begonnene Kampf. Es gelang den Oesterreichern, bei Osterach den Bach zu überschreiten und die gegenüberliegenden Höhen zu erstürmen. Die Franzosen erlagen nach hartnäckigem Widerstande der Wucht des Angriffes und gingen, mäßig verfolgt, in die Stellung von Engen, Singen und Tuttlingen zurück. Die Kaiserlichen folgten ihnen langsam nach; am 24. stieß ihre Vorhut bei Stockach mit dem Feinde zusammen. Der Erzherzog sagt selber in seinem berühmten Werke über den Feldzug von 1799, daß ihm der Erfolg bei Osterach nicht genügt und er sich darum entschlossen habe, wo möglich eine entscheidende Schlacht herbeizuführen, jedoch nichts zu unternehmen, was ihm nicht einen wahrscheinlichen Sieg verbürgte. Zum Angriff geneigt und doch von der ihm eigenen Bedächtigkeit geleitet, wollte er am 25. März nur eine allgemeine Recognoscirung vornehmen; der Feind ließ ihm aber keine Wahl, sondern drängte ihn zur Schlacht.

Jourdan hatte sich zwar von der Ueberlegenheit seines Gegners überzeugt, allein er gab sich der Hoffnung hin, durch eine rasche und unerwartete Bewegung ihm doch den Sieg abgewinnen zu können. Er vereinigte seine Truppen, um am 25. einen Angriff auf Liptingen und Stockach zu unternehmen und den Feind aus seinen Stellungen herauszuwerfen. Die Oesterreicher waren eben beschäftigt, ihre Recognoscirung zu beginnen, als ihre Hauptcolonne auf der Straße von Engen mit den Franzosen zusammentraf; anfangs zurückgedrängt, erneuerten sie ihren Angriff mit besserem Erfolge und schlugen den Feind gegen Stockach zurück. Der Erzherzog ließ seine vorgeschobenen Abtheilungen um Stockach, besonders auf dem Nellenberge, gute Stellungen einnehmen, welche gegen die lebhaft fortgesetzten Angriffe des Feindes den Rest des Tages behauptet wurden, und eilte dann selber auf den rechten Flügel der Armee, der bei Liptingen in ein ungünstiges Gefecht verwickelt war. Ein ungestümer Angriff der Franzosen, unter St. Cyr, Hautpoult und Soult, hatte dort die Kaiserlichen in Verwirrung gebracht; ihr Führer, Graf Merveldt, versuchte vergeblich das Gefecht herzustellen, die Oesterreicher wurden bis in die Waldungen gegen Stockach hin zurückgedrängt. Schon hielt Jourdan den Sieg für gewonnen; er sandte einen Theil der Truppen, die bei Liptingen gefochten, gegen Möskirch und Pfullendorf, um dem geschlagenen Gegner den Rückzug zu verlegen. Noch standen aber in der Nähe unangetastete kaiserliche Bataillone, unter deren Schutz die Flüchtigen sich wieder sammelten. In dem grauen Walde, nördlich von Stockach, und auf der nahgelegenen Straße nach Liptingen, entspann sich nun das entscheidende Gefecht des Tages. Der Kampf war eben in vollem Gange,

als der Erzherzog eintraf und den schwankenden Reihen der Oesterreicher ihre feste Haltung wiedergab. Zwar unterhielten die Franzosen von der Straße her ein mörderisches Geschützfeuer; die Kaiserlichen erlitten beträchtlichen Verlust und zwei ihrer höchsten Officiere, der Fürst von Fürstenberg und ein Prinz von Anhalt-Bernburg, fielen dort an der Spitze ihrer Truppen; aber es gelang dem Erzherzog, nachdem der blutige Kampf mehrere Stunden lang ohne Entscheidung gedauert, noch einige frische Grenadierbataillone und zwölf Schwadronen Reiterei heranzuführen, zur Ablösung seiner ermatteten und stark gelichteten Reihen. Dieser letzte Stoß brachte die Franzosen zum Weichen: sie traten ihren Rückzug auf Liptingen an. Der Erzherzog folgte ihnen nicht; zufrieden, den Sieg entschieden zu haben — so lauten seine eigenen Worte — wagte er nicht, in die Ebene hervorzubrechen. Beide Theile beschränkten sich auf eine Kanonade, welche bis in die Nacht fortdauerte.

So war der Sieg den deutschen Waffen geblieben, ungeachtet der Zersplitterung der kaiserlichen Streitkräfte, die es dem Feinde eine Zeitlang möglich machte, mit seiner geringeren Zahl, die aber am rechten Ort vereinigt war, die Entscheidung des Tages zweifelhaft zu machen. Doch war es ein Sieg ohne besondere Trophäen und die Franzosen traten nur langsam und wenig verfolgt ihren Rückzug nach dem Schwarzwalde an. Der Erzherzog wollte sich, wie er selber erklärt, nicht zu weit von der Schweiz, „dem wesentlichsten Object" für beide Theile, entfernen und drängte darum nicht allzu lebhaft auf den rückziehenden Feind, zumal ein körperliches Leiden raschere Bewegungen verbot; aber auch diese Zurückhaltung schien dem Wiener Hofkriegsrath noch nicht genug und der Prinz erntete dessen unverhohlene Missbilligung, daß er so weit vorgegangen sei und Tirol, „den Schlüssel des Kriegsschauplatzes", preisgegeben habe. Das Zerwürfniß zwischen ihm und Thugut brach früh genug hervor und es wurde schon in dieser ersten Zeit in Wien daran gedacht, ihn durch einen gefügigen Mann zu ersetzen. Indessen war durch die beiden Treffen von Osterach und Stockach der Rückzug der Franzosen unvermeidlich geworden; sie senkten sich über die Schwarzwaldpässe ins Rheinthal und zogen dann auf's linke Ufer des Stromes; auch Bernadotte, der am Neckar stand, ging über den Rhein zurück. Außer den Besatzungen in Mannheim, Heidelberg, Kehl und einigen vorgeschobenen Posten, war zu Anfang April keine französische Truppe mehr auf dem rechten Rheinufer. Jourdan selbst war nach Paris gegangen, um nicht mehr zu dem Oberbefehl zurückzukehren; das Commando über sämmtliche Truppen am obern Rhein und in der Schweiz ward bald nachher in Massena's Hand gelegt.

Mit gutem Erfolge war gleichzeitig auch in Italien der Kampf eröffnet worden. Dort stand eine Heeresmacht von mehr als 80,000 Mann Oesterreichern unter dem Commando Kray's, dem vor Melas' und Suworoffs Ankunft einstweilen die Leitung überlassen war. Nicht die Gunst des Hofkriegs-

raths, sondern sein hervorragendes Talent hatte diesen tapfern Walachen an diese Stelle gebracht. Zum Soldaten geboren und im Kriegshandwerk früh aufgewachsen, durchaus brav und entschlossen, kein gelehrter Officier, sondern ein kühner, unermüdeter Naturalist, war Kray zwar fremd in den Künsten des militärischen Höflings, aber um so stärker im Vertrauen und der Zuneigung des gemeinen Mannes; es ließ sich erwarten, daß er sein Commando kräftig einweihen würde. Es standen ihm fünfzig- bis sechszigtausend Franzosen gegenüber; statt des hochbegabten Joubert, der sich mit der Regierung entzweit, führte Scherer den Oberbefehl, ein Soldat ohne hervorragendes Talent, als Kriegsminister nicht beliebt, durch die Sorglosigkeit und die Verschleuderungen seiner Administration vielmehr im übelsten Ruf und durch sein haltloses, schwächliches Wesen am wenigsten dazu angethan, einer Armee zu imponiren, die Feldherren wie Joubert, Moreau oder Bonaparte gewohnt war. Doch entschloß sich Scherer die Kaiserlichen anzugreifen, bevor ihre Verstärkungen eintrafen. Am 26. März kam es zu einer Reihe von blutigen Gefechten an der Etsch, bei Pastrengo, Santa Lucia und Legnago, die den kämpfenden Parteien zehntausend Mann kosteten, aber nach keiner Seite hin eine bestimmte Entscheidung gaben. Es trat dann eine Pause von mehreren Tagen ein, da man sich im französischen Hauptquartiere über einen neuen Angriff nicht zu einigen vermochte. Ein Versuch, am linken Ufer der Etsch die Oesterreicher anzugreifen, ward (30. März) nicht weit von Verona mit beträchtlichem Verlust zurückgewiesen. Der rührige und rasche Kray wollte seine Verstärkungen nicht abwarten, sondern hielt sich für stark genug, dem Feinde einen entscheidenden Erfolg abzuringen; er entschloß sich zum Angriff. Am 5. April schlug man sich hartnäckig und blutig südlich von Verona; die lange schwankende Entscheidung des Tages, die Schlacht von Magnano genannt, fiel zu Gunsten der Oesterreicher. Viertausend Gefangene und achtzehn Geschütze waren die Trophäen des Sieges, der die Franzosen zum Rückzuge über Mincio und Adda zwang. Schon fing es an in der italienischen Bevölkerung unruhig zu werden, und die antifranzösischen Stimmungen, mit denen bereits Bonaparte 1796—97 zu kämpfen hatte, traten in neuer Stärke zu Tag. Die Truppen waren herabgestimmt, Scherer selbst verließ die Armee und legte das Commando in Moreau's Hände.

Es war das der Augenblick, wo die Verbündeten erst in voller Stärke ins Feld traten. Am 9. April traf der österreichische Oberfeldherr, Melas, ein, ein fast siebzigjähriger Veteran, der einst als Dauns Adjutant im siebenjährigen Kriege seine ersten Lorbeeren errungen, ein tapferer Soldat und auch kein ungeschickter General, aber alt und kränkelnd; wie es schien, war er dem raschen und verwegenen Suworoff als Dämpfer an die Seite gestellt. Der Hofkriegsrath hatte ihm — bezeichnend für das System — erlaubt, in langsamen Etappen seine Reise zu der Armee anzutreten, die er zum Siege führen sollte. Aber fünf Tage nach ihm langte auch, siebzehntausend Mann

ſtark, das erſte ruſſiſche Hülfsheer an, und mit ihm Suworoff, ein Feldherr, deſſen Natur und Art erwarten ließ, daß Italien bald der Schauplatz entſcheidender Kriegsthaten ſein würde.

So hatte der Monat März in Italien, der öſtlichen Schweiz, in Tirol und Oberſchwaben blutig begonnen; die Summe des Verluſtes, der am Lucienſteig, bei Feldkirch, bei Oſterach und Stockach, bei St. Lucia, Paſtrengo, Legnago und Magnano in dem kurzen Zeitraum von vier Wochen erlitten worden, kam den Opfern großer Schlachten gleich, und noch immer ſaßen franzöſiſche Unterhändler zu Raſtatt, um über den Frieden zu verhandeln! Wohl war der Krieg zunächſt nur dem Kaiſer erklärt, aber wie ließ ſich ohne Widerſinn auf die Dauer eine Neutralität des Reiches denken, während deſſen Oberhaupt im heftigſten Kampf begriffen war und der Lärm der fremden Waffen bereits den ganzen deutſchen Süden erfüllte, ja bis unter die Mauern der Congreßſtadt vordrang! Gleichwol erleben wir dort das bezeichnende Schauſpiel, daß in demſelben Augenblicke, wo deutſche Städte und Landſchaften von franzöſiſchen Heeren überfluthet, mit Requiſitionen heimgeſucht ſind und der deutſche Boden zum blutigen Schlachtfelde wird, die Franzoſen immer noch mit den Reichsſtänden über Frieden und Neutralität verhandeln und die Friedensdeputation zu Raſtatt in unerſchöpflicher Geduld fortfährt, Conferenzen zu halten und Noten zu wechſeln. Wie die franzöſiſchen Geſandten (1. März) den Uebergang über den Rhein officiell ankündigten, hatte die Deputation darüber kein Wort der Beſchwerde; vielmehr verſicherte ſie von Neuem ihr „lebhaftes Verlangen nach einem baldigen und dauerhaften Frieden“ und bat in flehendem Tone den Reichstag, doch ſo bald wie möglich die franzöſiſche Beſchwerde wegen des ruſſiſchen Truppenmarſches zu erledigen, damit „die ſo lange ſtockende Friedensverhandlung wieder fortgeſetzt werden könne.“ Der Kaiſer verſagte dieſem Beſchluſſe natürlich ſeine Sanction. Lehrbach verließ den Congreß (11. März), aber die Friedensdeputation fuhr gleichwol in ihrer hoffnungsloſen Arbeit fort. Indeſſen ward die Ortenau und der Breisgau mit Truppen überzogen, Mannheim beſetzt, die Pfalz gebrandſchatzt, Philippsburg blokirt und das deutſche Gebiet mit revolutionären Proclamationen überſchwemmt, deren eine, von Bernadotte unterzeichnet, ſelbſt unter den republikaniſchen Gascognaden jener Tage hervorragte. Die „Germanen“ waren darin zur Freiheit aufgerufen, die Sünden des Hauſes Habsburg bis auf den erſten Rudolf zurückgeführt, welcher ſich als Knecht gegen Ottokar ſeinen Herrn empört, und wiederholt den guten Germanen verſichert, daß alles was die Franzoſen eben unternahmen, lediglich defenſive Maßregeln ſeien.

Leider war kein Kunſtgriff zu plump für dies Volk und ſeine Zuſtände. Eben jetzt war zwiſchen Kaiſer und Reich eine völlige Scheidung eingetreten.

Während der Erzherzog den franzöſiſchen Geſandten aus Regensburg entfernen ließ, ſaß die Friedensdeputation noch über der Antwort auf die franzöſiſche Beſchwerde wegen des Einmarſches der Ruſſen, und in einem Augenblick, wo der kaiſerliche Bevollmächtigte ſeinen Antheil an den Unterhandlungen für beendigt erklärte, ließ ſich die Deputation des Reichs von den Franzoſen die unwürdige Verſicherung gefallen, man werde die friedliebenden ſchonen und die Laſt des Krieges vornehmlich auf Oeſterreich und ſeine Anhänger werfen. Wie in Raſtatt, ſo ſtanden ſich auch ungefähr in Regensburg die Parteien gegenüber. Die franzöſiſche Clientel, durch ihre Separatverträge mit der Republik verknüpft, durch anſehnliche Entſchädigungszuſagen gewonnen und nur ungern auf dieſe Hoffnung verzichtend, drang auf Beſeitigung der franzöſiſchen Beſchwerden, auf Siſtirung des Truppenmarſches der Ruſſen, auf Wiederanknüpfung der Friedensverhandlungen. Dahin gehörten die meiſten ſüd- und weſtdeutſchen Reichsſtände. Ihnen gegenüber ſtand eine andere Gruppe, hauptſächlich aus geiſtlichen Ständen gebildet, die, in den vorausgegangenen Verträgen bereits geſchmälert oder ganz zur Einſchmelzung beſtimmt, ihre einzige Hoffnung auf den Krieg und die ruſſiſche Intervention ſetzte und mit Ungeduld dem völligen Bruch entgegenſah. In einer abgeſonderten Stellung hielt ſich die dritte Partei Derer, die unter dem Schirm des Baſeler Friedens und der Macht, die ihn abgeſchloſſen, ſtanden und ſowol gegen den Ausgang der Raſtatter Verhandlung als gegen den Anmarſch der Ruſſen eine Gleichgültigkeit an den Tag legten, nach der es ſchien, als ſeien ſie nur noch Zuſchauer, nicht mehr Theilnehmer der Geſchicke des Reiches. Preußen und die Staaten der Demarcationslinie zählten dazu. Der deutſche Kaiſer ſelbſt aber ließ dringende Bitten an den ruſſiſchen Czaren ergehen, er möge ihm raſch die verſprochenen Hülfstruppen ſenden, damit er mit ihnen Deutſchland im Zaume halte!*)

Den Zweck ihres Verweilens zu Raſtatt, die Trennung des Reiches vom Kaiſer, ſicherer zu erreichen, griffen die Franzoſen jetzt zu einem Mittel, das in den Annalen völkerrechtlicher Verhandlung unerhört war. Sie veröffentlichten die geheimen Bedingungen von Campo Formio und den Vertrag vom 1. December 1798, worin Oeſterreich das deutſche Reich und deſſen Feſtungen an die Franzoſen überliefert hatte. Die Treuloſigkeit der Thugut'ſchen Politik in grelles Licht zu ſtellen und dem Mistrauen gegen Oeſterreich die reichſte Nahrung zu geben, war das allerdings der kürzeſte Weg; nur ſchienen die Franzoſen zu vergeſſen, daß ſie ſelber in dieſem traurigen Spiel von Perfidie und Intrigue wenigſtens die Rolle der Mitſchuldigen hatten. Das

*) S. die Depeſche Raſumowskis d. d. 10. März bei Miliutin Krieg von 1799. I. 474. Aus andern Actenſtücken ebendaſelbſt geht dann ſehr einleuchtend hervor, wie Rußland keine dieſer Gelegenheiten verſäumte, die Garantie des Teſchener Friedens und ſein Interventionsrecht in den deutſchen Angelegenheiten in Erinnerung zu bringen.

Mittel aber, das sie wählten, war ungemein zweischneidiger Natur und Thugut unzweifelhaft der rechte Mann, die Enthüllungen der jacobinischen Gewalthaber rücksichtslos und blutig zu vergelten.

Seit Mitte April streiften die österreichischen Vorposten schon bis vor die Thore der Stadt; ein französischer Courier ward von ihnen arretirt, mehrere Gesandte, wie Graf Stadion, Albini und andere, auf ihren Gängen vor die Stadt von den Patrouillen angehalten, die Papiere, womit sie sich legitimiren wollten, ins Hauptquartier nach Gernsbach geschickt. Auch die gläubigsten Friedensmänner gaben jetzt die Hoffnung einer gütlichen Schlichtung preis; aus ihren Correspondenzen spricht eine fieberhafte Unruhe, die ihnen zur Abwicklung von Geschäften weder Muße noch Stimmung ließ. Die Meisten waren endlich entschlossen, einen Congreß zu verlassen, den das Reichsoberhaupt nicht mehr anerkannte, der schon rings vom Getöse der Waffen umgeben war, und wo höchstens noch strafbare Intriguen eingefädelt, aber keine Verhandlung mehr gepflogen werden konnte. Nach den letzten Vorgängen war nicht einmal die persönliche Sicherheit zu garantiren, am wenigsten für die Franzosen, die in den Augen der Kaiserlichen allenfalls als Agenten und Spione, aber nicht mehr als diplomatische Repräsentanten gelten konnten. Auf die Beschwerde über die Belästigungen einzelner Gesandten und die Anfrage, wessen man sich zu versehen habe (20. April), gab der Commandant der österreichischen Vorposten, Oberst Barbaczy, erst mündliche Erklärungen, die erträglich lauteten; dann erfolgte aber von ihm der schriftliche Bescheid: er könne für die Sicherheit des diplomatischen Corps *keine* Beruhigung geben. Rastatt werde nicht mehr als Congreßort betrachtet, „müsse sich vielmehr wie jeder andere Ort den Gesetzen des Krieges fügen." Jetzt verzweifelte auch die Friedensdeputation und gab die Erklärung ab (23. April), daß sie unter diesen Umständen „vor der Hand nicht vermöge, die Verhandlungen fortzusetzen." Die französischen Gesandten erließen darauf hin einen Protest gegen das Verfahren des österreichischen Obersten und erklärten, binnen drei Tagen nach Straßburg abreisen zu wollen, um dort die Wiederaufnahme der Verhandlungen zu erwarten. Am nämlichen Tage noch ward ein französischer Courier, den die Gesandten abgeschickt, angehalten und ihm seine Papiere abgenommen. Albini und die preußische Gesandtschaft legten sich ins Mittel und verlangten die Freilassung des Boten und die Herausgabe seiner Papiere; sie erhielten aber von Barbaczy nichts, als den ausweichenden Bescheid, er müsse den Fall der höheren Militärbehörde anzeigen und sei für jetzt außer Stande, dem Wunsche Folge zu geben. Nach der ganzen Haltung des kaiserlichen Obersten ließ sich wenig Gutes erwarten. Um ihrem Verlangen mehr Nachdruck zu geben, schickten die Gesandtschaften (26. April) den badischen Minister von Edelsheim und den preußischen Legationsrath von Bernstorff nach Gernsbach, erhielten aber keine bessere Antwort. Vielmehr benahm sich Barbaczy barsch und unhöflich; gegen den preu-

ßiſchen Legationsrath, der lebhaft in ihn drang, fuhr er heftig heraus: Mit Ihnen habe ich mich nicht einzulaſſen, ich will mit Ihnen nicht reden.*)

Die franzöſiſchen Geſandten machten ſich reiſefertig; ihre Hoffnung war, durch Albini's Vermittlung ſicheres Geleit durch die öſterreichiſchen Vorpoſten zu erlangen. In der Erwartung deſſen verſchoben ſie ihre Abreiſe, die am Morgen des 28. ſtattfinden ſollte, noch auf den Abend; Albini, der ihnen Päſſe gab, erhielt aber wegen des Geleites auf wiederholte Geſuche keine Antwort von Gernsbach. Erſt am Abend zwiſchen 7 und 8 Uhr kam ein kaiſerlicher Huſarenofficier mit der Erwiederung Barbaczy's und der frivolen Entſchuldigung, der Oberſt habe vieler Geſchäfte wegen nicht früher antworten können. Die Erwiederung beſtand in einem lakoniſchen Billet an die franzöſiſchen Geſandten, wonach es mit der militäriſchen Beſtimmung unvereinbar ſei, „Bürger der franzöſiſchen Republik im Bezirk der k. k. Armee zu dulden, die franzöſiſchen Miniſter daher binnen 24 Stunden dieſen Bezirk zu verlaſſen hätten.“ Mündlich fügte der Ueberbringer hinzu, die Geſandten könnten binnen der nächſten 24 Stunden mit Sicherheit reiſen.

Nun ſäumten dieſe keinen Augenblick mehr mit den Anſtalten zur Abreiſe; eine halbe Stunde nach Empfang des Schreibens Barbaczy's ſtanden ihre Wagen beſpannt. Mittlerweile war aber ein ſtörender Zwiſchenfall eingetreten. Eine Abtheilung Szekler Huſaren war in der Stadt angekommen und beſetzte die Thore, um, wie ihre Ordre lautete, Niemanden, der zum Congreß gehöre, heraus oder hinein zu laſſen. Selbſt dem markgräflichen Stadtcommandanten, Major von Harrant, wurde der Ausgang aus der Stadt verweigert; eine diplomatiſche Perſon vom Congreß erhielt von dem commandirenden Officier, einem Rittmeiſter Burkard, in brutalem Ton einen ähnlich abweiſenden Beſcheid. Jetzt kam die franzöſiſche Geſandtſchaft, der man eben noch befohlen binnen 24 Stunden abzureiſen; auch ihr wurde der Durchgang durch das Thor verweigert! Es bedurfte erſt neuer Verhandlungen, bis dies angebliche Misverſtändniß gelöſt und den Geſandten endlich, zwiſchen 9 und 10 Uhr, das Thor geöffnet ward. Die wiederholte Bitte um eine Escorte, im Namen mehrerer deutſchen Geſandten durch den badiſchen Stadtcommandanten an den Rittmeiſter überbracht, ward abgelehnt, übrigens die Verſicherung hinzugefügt, die franzöſiſchen Unterhändler könnten ungeſtört reiſen.

So ſetzte ſich der Zug, im Ganzen acht Wagen, von markgräflichen Pferden und Kutſchern geführt, in Bewegung; da es ſtockfinſter geworden, wurde eine Fackel vorangetragen. Kaum waren die Wagen einige hundert Schritte von der Stadt entfernt, als eine Abtheilung Szekler Huſaren an den erſten Wagen, in dem Jean Debry ſaß, heranſprengte und den Kutſcher fragte, wen er führe. Auf die Erwiederung, es ſei Jean Debry, wurde der

*) Nach den früher angeführten handſchr. Berichten.

Schlag von den Reitern aufgerissen und der französische Gesandte mit Säbelhieben zu Boden gestreckt. Rasch waren auch die übrigen Wagen von einem Husarenschwarm umringt. „Bonnier, steig' heraus", hörte man an einem hintern Wagen rufen, auch Roberjot war in demselben Augenblick schon von der Mordbande umgeben. Die Husaren fragten nur nach den Gesandten, die Frauen, die Diener, die Kutscher blieben unverletzt. Die Gesandten aus dem Wagen reißen und mit Säbelhieben zu Boden strecken, so daß, wie der ärztliche Bericht sagt, „ihre Kleidungsstücke in Blut getaucht schienen", war das Werk weniger Minuten. Auf den Mord folgte die Plünderung, von der auch die Frauen und das Gefolge der Unglücklichen nicht verschont blieben. Dem einzigen Jean Debry war es gelungen, indem er nach den ersten Schlägen sich todt stellte, den gefährlichsten Hieben zu entgehen und erst in einem nahgelegenen Graben, dann auf einem Baume Schutz zu finden; die Mörder suchten eifrig nach ihm, fanden ihn aber nicht. Bonnier und Roberjot lagen, durch eine Menge tödtlicher Wunden getroffen, am Boden.

Schon kurze Zeit nach der Abfahrt der drei Gesandten waren dumpfe Gerüchte von einer Störung ihrer Reise nach der Stadt gedrungen, wo die meisten Diplomaten in einem Gesellschaftslocale versammelt waren; dorthin brachte der Vertreter der ligurischen Republik, der mit den Ermordeten gereist war und von dem Orte des Verbrechens nach Rastatt zurückeilte, eine erste gewisse Kunde von dem Ueberfall, kurz nachher kam die Nachricht von der blutigen That. Der Eindruck dieser Botschaft war unbeschreiblich, zumal da im ersten Augenblicke schon bei allen Anwesenden eine Ahnung auftauchte, daß es kein gewöhnlicher Mord sei, der hier verübt worden. Das unwürdige Benehmen des kaiserlichen Rittmeisters, der die Husaren in Rastatt commandirte, mußte vielmehr den entsetzlichen Verdacht unterstützen, daß hier kein Misverständniß, sondern eine wohlvorbereitete That begangen worden sei. Erst kostete es geraume Zeit, bis die Gesandten, Männer wie Görtz und Dohm an der Spitze, von dem Rittmeister nur vorgelassen wurden und er sich dazu herbeiließ — einen Officier und zwei Husaren nach dem Orte der Bluthat zu senden. Dann begegnete er den eindringlichen Vorstellungen der versammelten Diplomatie mit der kahlen Ausflucht, „bei Nacht könne dergleichen leicht geschehen, die Ermordeten hätten eben nicht bei Nacht reisen sollen." Wie man lebhafter in ihn drang, antwortete er barsch und brutal, wie früher sein Chef Barbaczy. Mit Mühe erlangte man, daß er noch ein halbes Dutzend Husaren und einige badische Soldaten mit dem Major Harrant hinausreiten ließ; den Mord konnte dieser zwar nicht mehr, aber doch weitere Plünderung verhüten. Am anderen Tage wurde Jean Debry mit den Frauen und dem Gesandtschaftspersonal über den Rhein gebracht; das diplomatische Corps und Major Harrant verwandten sich eifrig für ihre sichere Abreise; sie stießen auch jetzt noch bei dem kaiserlichen Militär auf kleinliche Schwierigkeiten, obwol Barbaczy selbst, freilich viel zu spät, um sich von

einem furchtbaren Verdacht zu reinigen, jetzt in nachdrücklichen Worten seinen „Schmerz“ über die blutige That aussprach. Die noch anwesenden Gesandten säumten nun nicht länger, einen Congreßort zu verlassen, der durch eine so beispiellose Gewaltthat entweiht war.*)

Die tragische Katastrophe, womit der Congreß von Rastatt schloß, hat ihn denkwürdiger gemacht, als seine unfruchtbaren Verhandlungen. Jetzt wie damals drängt sich bei der Betrachtung dieser Vorgänge die natürliche Frage nach den Zwecken, den Urhebern, den Beweggründen der entsetzlichen That auf. Zwar können wir heute so wenig wie zu jener Zeit eine erschöpfende Antwort darauf geben, allein wir wissen doch zuverlässige Thatsachen genug, um auch über den dunkelsten Theil dieser schmachvollen Episode Vermuthungen von größter Wahrscheinlichkeit aufstellen zu können. Schon die schlichte Darlegung des Thatsächlichen zeigt, daß von einem Zufall, von einem unglücklichen Misverständnisse hier nicht die Rede sein kann. In der Haltung der kaiserlichen Offiziere, Barbaczy's und Burkards, tritt eine unverkennbare Illoyalität und Doppelzüngigkeit hervor; sie drängen die Gesandten zur Abreise, halten sie aber doch unter nichtigen Vorwänden bis in die Nacht auf und verweigern ihnen die billige Forderung sicheren Geleites. Von Soldaten, die ihrem Commando untergeben sind, wird dann der scheußliche Mord verübt, und als die Kunde davon in die Stadt dringt, zögern sie mit leeren Ausflüchten, selbst das Geringste zu thun, was gefordert werden konnte, rasche Hülfe nach dem Orte der blutigen That zu senden. Die Soldaten, die man als die Mörder bezeichnet, gehen ungestraft umher, obwol Barbaczy und Burkard selbst ohne Bedenken zugeben, daß kaiserliche Husaren und Niemand sonst den Mord verübt haben**). Der Mord galt aber nur den Gesandten, sie

*) Die Quellen zu der vorliegenden Darstellung, in welche nichts aufgenommen ist, was sich nicht auf Actenstücke stützt oder durch gerichtliche Aussagen bestätigt wird, s. in Reuß Staatskanzlei 1799 Bd. II. IV—VIII. Auch in Posselts Ann. 1799. II. S. 84 ff. Häberlins Staatsarchiv IV. 258 ff. 507. VII. 113 ff. und der Schrift: „Authentischer Bericht von dem an der französischen Friedensgesandtschaft verübten Meuchelmord.“ 1799.

**) Auch Harrant, der an den Ort kam, als sie noch plünderten, hat sie als solche erkannt, und es ist im ersten Augenblick Niemandem eingefallen, das in Zweifel zu ziehen. Erst allmälig hat man, natürlich mit Absicht, das Gerücht zu verbreiten gesucht, es seien französische Emigranten in österreichischer Husarenuniform gewesen; eine Vermuthung, der alle Berichte und Aussagen der unmittelbar Betheiligten entgegenstehen. Es wäre höchstens, wie Hormayr andeutet, denkbar, daß sich Einzelne der Emigranten unter sie gemischt; die große Menge (Harrant gibt ungefähr 50 an) waren Husaren von dem Regiment, das Barbaczy commandirte. Man hat einigen Nachdruck darauf gelegt, daß der Haufe die Gesandten französisch anredete; die Protokolle und Aussagen beweisen aber, daß sich das auf einzelne gebrochene französische Worte beschränkte, wie denn auch Jean Debry (Narré fidèle du forfait etc. bei Reuß

wurden als die bezeichneten Opfer hervorgesucht, sie allein von den Streichen der Mörder getroffen. Drum wurde auch damals nur schüchtern der Versuch gemacht, Soldatenraubluſt als Beweggrund vorzuſchieben; dem Oberſt Barbaczy ſelber iſt in ſeinem Briefe das bezeichnende Wort „unnatürliche Rachſucht“ entſchlüpft.

Waren die letzten Urheber im Hauptquartier zu Gernsbach und unter den Officieren der kaiſerlichen Vorpoſten zu ſuchen, dann konnte nichts die öſterreichiſche Regierung abhalten, mit äußerſter Strenge die That zu unterſuchen und zu ſtrafen. Allein es deutet Alles darauf hin, daß auch die Barbaczy's, Burkards und ihre Huſaren nur die beſtellten Werkzeuge geweſen ſind. Die Haltung der öſterreichiſchen Regierung war die eines Mitwiſſers und Mitſchuldigen, der die unparteiiſche Prüfung mit allen Mitteln zu hindern ſucht. Erzherzog Karl war der Einzige, der ſeiner Entrüſtung einen lauten und energiſchen Ausdruck lieh und mit der Loyalität, die dem Fürſten und Helden ziemte, zu Werke ging. Er ließ Barbaczy und Burkard verhaften und ſofort eine genaue Unterſuchung einleiten. Sie ward auf einen Befehl von Wien unter dem Vorwande, „eine blos militäriſche Unterſuchung ſei zu einſeitig,“ raſch ſiſtirt! An den Reichstag gelangte dann ein kaiſerliches Hofdecret (Juni), das in viel verheißenden Worten eine gründliche Prüfung verſprach, „um die ganze unparteiiſche Welt zu überzeugen, daß Kaiſer und Reich nur von einerlei Empfindung zur Handhabung der ſtrengſten Gerechtigkeit und Leiſtung der vollkommenſten Genugthuung, nur von gleichem Abſcheu gegen eine ſo ruchloſe Schandthat durchdrungen ſeien.“ Es iſt aber von dieſer Unterſuchung niemals das Geringſte zu Tage gekommen, vielmehr haben die Männer, die man laut als die eigentlichen Urheber des Mordes bezeichnete, noch Jahre lang in hohen Würden und Anſehen im Rathe des Kaiſers geſeſſen. Dagegen war man von Wien aus um ſo eifriger bemüht, die Thatſachen zu verwirren und dadurch die Beurtheilung zu fälſchen. Die Vermuthung, daß es nicht kaiſerliche Huſaren geweſen, die den Mord begangen, ward geſchäftig ausgebreitet, der Verdacht der Urheberſchaft abgeſchmackter Weiſe auf die franzöſiſche Regierung gewälzt und z. B. unter Barbaczy's Namen ein erdichteter Bericht mit dreiſter Fälſchung der notoriſchen Thatſachen in die Oeffentlichkeit gebracht. Zeitungen, welche den richtigen Sachverhalt mittheilten, wurden verfolgt und unterdrückt.

Dies unverkennbare Beſtreben, die Ergründung der Sache zu hindern, hat ſchon zu jener Zeit den Verdacht erweckt, daß die Urheber der That im Wiener Cabinet ſelber zu ſuchen ſeien. Die Franzoſen ſprachen natürlich zuerſt dieſe Anklage aus, bald tauchte er auch in politiſchen Blättern jener

---

V. 298) ausdrücklich ſagt, man habe ihm nur „en mauvais français“ zugerufen: „le ministre Jean Debry?“

Tage auf;*) später haben dann Zeitgenossen, die den Ereignissen nahe standen, unverblümt Lehrbach als den Leiter des Mordplanes, Thugut als den Mitwisser genannt.**) Lehrbach, als Civilcommissär bei der Armee, hatte zunächst die Mittel in der Hand, einen solchen Anschlag vollziehen zu lassen. Die Gesandten — so war namentlich in Frankreich die gültige Meinung — wurden ermordet, um zwischen dem revolutionären Frankreich und der Coalition den Bruch ewig und unversöhnlich zu machen. Wie Danton einst die Septembermordthaten organisirt, um jede Umkehr und Versöhnung abzuwenden, so sollten Thugut und Lehrbach, die beide ihren Grundsätzen und Mitteln nach allerdings auf gleicher Höhe wie die jacobinischen Schreckensmänner standen, zum Mord der Gesandten gegriffen haben, um alle Friedens- und Vermittelungsgedanken unter dem Eindruck dieser entsetzlichen That zu begraben.

Es entspricht diese Deutung dem Umstande, daß die Husaren vor Allem den Mord verübten, bevor sie plünderten. Gleichwol stimmt Manches dafür, daß den unsichtbaren Leitern im Hintergrunde zunächst ein anderes Ziel vor Augen stand. Außer den kleinen Plünderungen an Geld und Pretiosen, wie die Soldaten sie verübten, ward vom Gepäck nur das mitgeschleppt, was sich von Papieren und Actenstücken vorfand. Diese Papiere wurden in Verwahrung genommen und nach wiederholtem Verlangen zwar zurückgegeben, aber mit unzweifelhaften Spuren, daß sie eröffnet und durchsucht worden waren.***) Daß die geheimsten Papiere nicht in den Reisekoffern der Gesandten, sondern anderwärts sicher untergebracht waren, wußte man nicht.†) Es konnten Actenstücke sehr verschiedener Art sein, die man suchte; entweder solche, die Preußen oder vor Allem Baiern und die kleineren Staaten verrätherischer Einverständnisse mit dem Erbfeind überwiesen und mit denen man die letzte Enthüllung der geheimen Artikel von Campo Formio vergelten konnte. Baiern namentlich zu compromittiren und in den Augen des wilden Paul von Rußland als Verräther hinzustellen, um mit russischer Hülfe endlich die lange er-

*) Häberlins Archiv IV. 259. Daß das englische Ministerium die Triebfeder gewesen, obwol auch Lang davon redet, scheint uns nicht der Widerlegung zu bedürfen.

**) Gagern I. 91. Lang I. 347 f. und Hormayr Lebensb. I. 156 f. stimmen darin zusammen. Bemerkenswerth ist, daß schon Jean Debry in seinem Bericht (Reuß V. 309) Lehrbach als betheiligt nannte. „Si j'en dois croire ce que j'ai entendu à cet égard," sagt er; es war also gleich im ersten Augenblick zu Rastatt der Verdacht auf den sehr übel berufenen Vertrauten Thuguts gerichtet.

***) S. Häberlins Staatsarchiv IV. 510. 511.

†) In den Lebensbildern I. 192 versichert Hormayr, der berüchtigte Doppelspion Schulmeister, ein beliebtes Werkzeug Lehrbachs, habe diesen darin bestärkt, es sei ein guter Fang bei den Gesandten zu machen, aber zugleich die Gesandten davon in Kenntniß gesetzt, damit sie das Wichtigste theils verbrannten, theils in Sicherheit brachten. So soll wenigstens Schulmeister selbst erzählt haben.

ſehnte Lieblingsbeute zu erhaſchen, das war, wie auch aus andern Anzeichen hervorgeht, eine der eifrigſten Bemühungen der Thugut-Lehrbach'ſchen Politik. Oder es war mehr die Furcht als die Hoffnung, was nach den Papieren lüſtern machte. Die Leiter des Wiener Cabinets ſelber hatten ſich eine Zeit lang in ſehr verdächtige Verhandlungen mit dem Feinde eingelaſſen und gute Luſt gezeigt, ſich mit päpſtlichen Beſitzungen für die franzöſiſche Allianz erkaufen zu laſſen. Möglich, daß man dieſe Enthüllungen fürchtete, nachdem man eben die bittere Erfahrung gemacht, daß auf die Discretion der jacobiniſchen Staatsmänner nicht zu zählen ſei. Einem Haufen Huſaren einen ſo ſchlüpfrigen diplomatiſchen Auftrag in die Hand legen, hieß ohnedies ſoviel als die Beſitzer der Actenſtücke dem Zufall und dem guten Willen roher, vielleicht trunkener Soldaten preisgeben; wer ſolch einen Plan faſſen und ſeine Ausführung in ſolche Hände legen konnte, der war wohl auch nicht überraſcht, wenn die beſtellten Räuber an den Beraubten zu Mördern wurden. Vielleicht war Beides anbefohlen: die Papiere zu rauben und ſich zugleich des ewigen Schweigens ihrer Beſitzer zu verſichern. Schonung wurde gegen einen Bonnier und Jean Debry gewiß nicht anempfohlen; waren doch die Stimmungen zuletzt ſo verbittert, daß bei gewaltthätigen Menſchen neben der politiſchen Abſicht wohl auch Rachegedanken ſo entſetzlicher Art wach werden konnten.

Nachdem das Friedensgeſchäft ſo blutig geendet, war zu erwarten, daß ſich die Parteien mit doppelter Energie dem Kriege zuwenden würden; ſo gehört denn auch die übrige Geſchichte dieſes Jahres faſt ungetheilt dem Lager und dem Schlachtfeld an. Der erſte Abſchnitt des Kampfes hatte, wie wir uns erinnern, die Franzoſen aus Oberſchwaben und über den Rhein zurückgedrängt und ſie in Italien genöthigt, die Etſch und den Mincio aufzugeben; das Kriegsglück hatte dieſſeits wie jenſeits der Alpen zu Gunſten der öſterreichiſchen Waffen entſchieden. Indem wir den zweiten Akt des Krieges — die Erfolge der Kaiſerlichen in der Schweiz, ihre und Suworoffs Siege in Italien, die Wiedereroberung der Lombardei, die neuen gewaltigen Rüſtungen der Franzoſen und ihre Niederlage bei Novi — indem wir dieſe Ereigniſſe vom April bis Auguſt in gedrängter Ueberſicht zuſammenfaſſen, wenden wir uns zunächſt zu dem Kriegsſchauplatze zurück, wo der Kampf am früheſten begonnen, zur öſtlichen Schweiz, Tirol und Vorarlberg. Wir verließen dort die Franzoſen, wie ſie im Beſitz der wichtigſten Gebirgsübergänge das Engadin beſetzt hielten und bis ins tiroler Etſch- und Innthal vorgedrungen waren. Seitdem hatte das kaiſerliche Heer in Tirol ſich verſtärkt, und die Franzoſen waren wieder aus dem Lande gewichen. Deſſoles mußte nach einem hartnäckigen, aber ungünſtigen Gefecht (4. April) aus dem Vintſchgau über Santa Maria und den Buffalorapaß den verluſtvollen Rückzug nach dem

Engadin antreten. Lecourbe, bei Remüs verſchanzt, bot zwar einem lebhaften Andrange der Oeſterreicher (Ende April) glücklich Trotz, hielt es aber doch für geboten, nach dem oberen Engadin zurückzuweichen. In den erſten Maitagen war das ganze Alpenthal geräumt; Lecourbe hatte ſich über den Albula gegen Chur zurückgezogen. Das nahgelegene Veltlin und die Umgebung von Chiavenna wurden um dieſelbe Zeit, in Folge der Unfälle in Oberitalien, von den Franzoſen geräumt.

Auch im Vorarlberg war der Kampf von Neuem entbrannt. In dem Augenblick, wo der Führer des tiroler Heeres, Bellegarde, nach dem Engadin vordrang, hatte Hotze mit ihm verabredet, auf den früher verlorenen Lucienſteig einen Angriff zu unternehmen. Es beſtand freilich zwiſchen den verſchiedenen öſterreichiſchen Führern kein recht einträchtiges Verhältniß. Hotze war für energiſchen Angriff, vielleicht nicht ſo ſehr aus militäriſchen Gründen, als weil ſeine politiſchen Einverſtändniſſe in der innern Schweiz und die Vorbereitungen zu einer Volkserhebung im Sinne der Reaction zu raſchem Vorgehen riethen. Dagegen ſah ſowol der methodiſche Erzherzog als der Zauderer Bellegarde die Combinationen Hotze's als zu gewagt an, weßhalb dieſer wohl gelegentlich über die „Denkſchriften und Abhandlungen der Gelehrten" ſeinen Unmuth ausließ.*) Der kunſtvoll combinirte Angriff freilich, den er jetzt (1. Mai) gegen den Lucienſteig unternahm, mislang vollſtändig; ein um ſo empfindlicherer Schlag, als das Unternehmen mit einer Volksbewegung zuſammenhing, die den Umſturz der helvetiſchen Republik und die Vertreibung der Franzoſen bezweckte. In Schwyz und Uri war ſeit dem 25. April der Aufſtand in vollem ſiegreichem Gang; im bündtner Oberlande hatten ſich die Bauern des Gebirges erhoben, ſchnitten die franzöſiſchen Poſten ab und drängten in immer ſtärker anſchwellendem Zuge nach Reichenau hinab, um dort gerade in dem Moment einzutreffen, wo der Sturm auf den Lucienſteig abgeſchlagen war. Zwiſchen Reichenau und Ems ward von dem bündtner Landſturm (3. Mai) den Franzoſen ein förmliches Treffen geliefert, reich an einzelnen Zügen glänzender Tapferkeit, aber doch mit der Niederlage der Bauernhaufen endend. Thaten brutaler Härte befleckten den Kampf auf beiden Seiten; der Landſturm tödtete bei Diſſentis die feindlichen Gefangenen, der franzöſiſche General ließ die bei Reichenau verwundeten Bündtner ohne Hülfe und ſteckte in Diſſentis Dorf und Kloſter in Brand. Auch in den Urkantonen ward die raſch aufgeflammte Volksbewegung jetzt erſtickt und mit Gewaltmaßregeln das Volk von wiederholten Ausbrüchen abgeſchreckt.

Ein zweiter Verſuch auf den Lucienſteig, mit ſtärkeren Kräften unternommen (14. Mai), hatte beſſeren Erfolg. Während eine Colonne die franzöſiſchen Batterien auf dem linken Rheinufer zum Schweigen brachte, wurde

*) S die angeführte Biographie H.'s S. 257.

der Feind aus Malans und Mayenfeld verdrängt, die Schanzen selbst im Rücken angegriffen und erstürmt. Ohne große Opfer wurden die Franzosen überall geworfen, einzelne Abtheilungen abgeschnitten, dreitausend Gefangene und ein großer Theil des Geschützes genommen, Chur und Reichenau besetzt, indeß Bellegarde von der tiroler Seite den Feind aus dem Davos, vom Albula, Julier und Septimer verdrängte. So war die östlichste Schweiz für die Franzosen verloren; Hotze konnte sich mit dem Erzherzog jetzt vereinigen, Bellegarde zu Suworoffs Verstärkung den Marsch nach Italien antreten.

Weiter westlich waren diese Wochen ruhiger verstrichen. Jourdans Nachfolger, Massena, dem die Streitkräfte am Rhein und in der Schweiz vereinigt übergeben waren, hatte, von den Oesterreichern nicht beunruhigt, seine Truppen zusammengezogen, verstärkt und geeignete Aufstellungen genommen; die Kaiserlichen brachten, wie der Erzherzog selber klagt, den ganzen Monat April unthätig zu, ohne ihre Ueberlegenheit gegen den noch getrennten und zerstreuten Gegner rasch zu gebrauchen. Es war zunächst das Verpflegungswesen, was ähnlich wie in den früheren Feldzügen hemmend einwirkte. Der Geist, welcher damals diesen wichtigen Zweig der militärischen Verwaltung durchdrang, paßte nicht zu dem des neuen Kriegssystems; er war langsam, schwerfällig und allen außerordentlichen Maßregeln entgegen. Man hielt sich zu einer Schonung des Landes verpflichtet, die deshalb keine Schonung war, weil sie entscheidende Schläge bald verhinderte, bald verzögerte und den Krieg wie den drückenden Aufenthalt der Armeen verlängerte. Dazu kam dann ein anderes Misverhältniß, das sich durch diesen, wie durch alle früheren Kriege, fortschleppt.*) Der Wiener Hof und der Hofkriegsrath hielt jede Unternehmung unterhalb des Bodensees für zu gewagt und empfahl immer von Neuem, Tirol und Vorarlberg nicht bloszustellen und die Ankunft des zweiten russischen Hülfsheeres abzuwarten. Jeder der drei kaiserlichen Feldherren hätte gern den Vorwurf der Unthätigkeit von sich abgelenkt, aber keiner wollte die Offensive beginnen, ohne von der thätigen Mitwirkung des andern vollkommen überzeugt zu sein. Hätte nur Einer, sagt der Erzherzog, das Eis gebrochen, der andere würde nicht zurückgeblieben sein. Aber der Erzherzog selbst lebte in wenig verhülltem Unfrieden mit Thugut und schrieb im vertrauten Gespräche die Unfruchtbarkeit der bisherigen Operationen den Wiener Ansichten und Einflüssen zu.**)

Nach den jüngsten Kämpfen stand der Vereinigung Hotze's mit dem Erzherzog wenig mehr im Wege. Massena zog seine Truppen im Züricher Gebiete, zwischen der Thur, der Glatt und der Limmat, zusammen; Verschanzungen, die er in der Nähe von Zürich aufwerfen ließ, sollten dort eine

*) S. das Werk des Erzherzogs I. 265—267. 269.

**) S. Tolstoi's Berichte bei Milutin I. 285. 604 f.

ſtarke Stellung ſchaffen. Der Erzherzog überſchritt (23. Mai) bei Schaffhauſen den Rhein; Hotze ſtand ſchon bei St. Gallen und ſchickte ſeine Vorhut dem Prinzen entgegen. Maſſena, von Winterthur nach Zürich hin, namentlich bei Baſſersdorf und Kloten aufgeſtellt, verzweifelte nicht an der Möglichkeit, jetzt noch den Gegner mit raſchen Schlägen zu überwältigen und über den Rhein zurückzuwerfen. Der Angriff, den er am 25. Mai unternahm, brachte auch einzelne Erfolge, aber er konnte nicht hindern, daß in den nächſten Tagen die Kaiſerlichen vereinigt ihren Marſch auf Zürich antraten. Es ſtanden dort jetzt ungefähr 60,000 Oeſterreicher gegen einige vierzigtauſend Franzoſen; der Erzherzog hielt ſich für ſtark genug, Maſſena aus ſeiner Stellung zu vertreiben.

Zürich war als Mittelpunkt einer Reihe von Straßen, als eine der blühendſten Städte der Schweiz mit einem reich verſorgten Zeughaus ein werthvoller Punkt, ſeine militäriſche Lage zudem nicht ohne Bedeutung; die verſchanzte Stellung, die Maſſena gewählt, lief auf dem Kamme des Höhenzuges hin, der ſich zwiſchen der Limmat und Glatt nach dem Rhein ausdehnt. Die zum Theil ſteil abfallenden Hügel mit ihren ſcharf eingeſchnittenen Thälern erleichterten die Vertheidigung gegen einen Angriff, deſſen einzelne Bewegungen von den Höhen überall gut zu überſchauen waren. Die Schanzen waren zwar noch nicht vollendet, aber ſtark genug, einen Sturm zurückzuweiſen. Der Erzherzog ſetzte ſich am 4. Juni in Bewegung, um mit einer Macht von etwa 35,000 Mann, die er in fünf Colonnen vertheilt, die Höhen zu erſtürmen, auf denen Maſſena gegen 25,000 Mann vereinigt hielt. Die Colonne, die Jellachich am Ufer des Züricher Sees führte, eroberte die Schanzen bei Riedsbach, drang in eine Vorſtadt von Zürich, ward wieder hinausgeſchoben und nahm ſie von Neuem, bis ſie, zurück auf Riedsbach gedrängt, ſich auf den Höhen hinter dieſem Dorfe behauptete. Eine zweite Colonne unter General Bey ſtürmte Hirſchlanden und die nahgelegene Verſchanzung, verſuchte aber vergebens nach Zürich ſelbſt einzudringen. Die dritte, unter dem Prinzen von Lothringen, wandte ſich gegen die Stellung auf dem Zürichberg; es gelang ihr indeſſen auch nach wiederholten Angriffen nicht, die Verhaue dort zu durchbrechen. Auch Hotze, der über Schwamendingen vordrang, vermochte nicht die verſchanzten ſteilen Bergabhänge zu gewinnen, und als der Erzherzog am Mittag die Reſervedivision unter Wallis denſelben Angriff wiederholen ließ, drang dieſelbe zwar über die Verhaue vor und kam bis in die franzöſiſchen Batterien, wurde aber dann durch einen kraftvollen Angriff, den Maſſena perſönlich führte, mit Verluſt in die Ebene zurückgeworfen. Die fünfte öſterreichiſche Colonne, die ſich unter Fürſt Reuß gegen den linken Flügel der Franzoſen wandte, behauptete ihre Stellungen, ohne vorzudringen. So ſchien dieſe Reihe von Gefechten, die man die erſte Schlacht bei Zürich nennt, zunächſt ohne unmittelbares Ergebniß; die Franzoſen hatten ſich in ihren Stellungen behauptet und der Erzherzog traf die Anſtalten zu einem nächt-

lichen Ueberfall, der, wie er hoffte, beſſer zum Ziele führen ſollte. Aber der franzöſiſche Feldherr hatte doch das Vertrauen zu der Stärke ſeiner Stellung verloren; die Energie, womit die Oeſterreicher angriffen, verhieß eine Erneuerung des Kampfes, deſſen Ausgang ihn dann vielleicht zwang, mit Verluſt die Stellungen zu verlaſſen.*) In der Nacht, die der Erzherzog zum Ueberfall beſtimmt (6. Juni), räumte daher Maſſena die Verſchanzungen und zog ſich auf die ſteilen Höhen des Uetliberges zurück. Die Oeſterreicher beſetzten nun Zürich und ernteten politiſche Erfolge, die dem Ergebniß eines entſchiedenen Sieges gleichkamen. Das helvetiſche Contingent, das die Franzoſen mit ihrem Heere verſchmolzen, lief auseinander; in der geſammten öſtlichen Schweiz war die antifranzöſiſche Politik der Reſtauration wieder zum Siege gelangt. In den großen kriegeriſchen Bewegungen trat vorerſt eine Pauſe ein; zwar ſchlug man ſich vorerſt in den Gebirgen, an den Abhängen des Gotthard, im Reußthal und an den ſteilen Ufern des Vierwaldſtätter Sees, und dieſe Kämpfe bieten durch ihre ſeltene Eigenthümlichkeit ein techniſches Intereſſe, aber da ſie in das Ganze der Entſcheidung nicht unmittelbar eingriffen, dürfen wir hier über ſie hinweggehen.

Glänzend waren die Erfolge, welche von den verbündeten Waffen jenſeits der Alpen erfochten wurden. Dort folgte Sieg auf Sieg und die Früchte des Feldzugs von 1796 gingen raſcher verloren, als ſie damals von Bonaparte errungen worden waren. Schon zu Anfang April, erinnern wir uns, war durch den Sieg von Magnano das republikaniſche Heer über den Mincio und Oglio zurückgedrängt und jetzt traten erſt die Alliirten mit voller Kraft auf den Kampfplatz. Um die Mitte des Monats war das ruſſiſche Hülfsheer eingetroffen, an ſeiner Spitze Suworoff, der unbeſiegte Feldherr, den der ruſſiſche Czar herausgeſandt, um der Revolution die entſcheidende tödtliche Niederlage zu bereiten. Seit einem halben Jahrhundert im Kriegsdienſt, überall mit Auszeichnung genannt, in den letzten Kriegen gegen Polen und Türken um ſeiner glänzenden, wenn auch meiſt blutig erkauften Siege willen bewundert und geprieſen, dann in jahrelanger Zurückgezogenheit auf dem Lande lebend und über Büchern brütend, war Suworoff eine Perſönlichkeit ſo merkwürdigen Gepräges, wie ſie nur eben auf dieſem Boden, an der Halbſcheide von Cultur und Barbarei, aufwachſen konnte. Ein faſt ſiebzigjähriger Veteran, jedoch von dem Feuer und der Kraft eines Jünglings, in den Formen geſchmeidig wie ein ruſſiſcher Höfling, aber in ſeinem Weſen zäh, ſchroff und eigenſinnig wie Wenige, ein geſchulter Feldherr und doch wieder wilder, genialer Naturaliſt, in ſeinen Entwürfen kühn bis zur Verwegenheit, aber von beiſpielloſer Ausdauer und Kaltblütigkeit in ihrer Durchführung, übte er eine Macht über den Soldaten, wie ſie wenigen Feldherren gegeben war. Gleich ſeinem kaiſerlichen Herrn ein heftiger Haſſer der Revolution und voll Un-

*) S. Mémoires de Massena III. 263. 264. 270 f.

geduld für die ſtricte Wiederherſtellung des Alten, verſtand er es meiſterhaft nach ruſſiſcher Weiſe den religiöſen und nationalen Fanatismus der Maſſe aufzuregen und nach ſeinen militäriſchen Zielen hinzulenken. Er konnte dem Soldaten das Ungeheuerſte zumuthen, denn der gemeine Mann war von dem Aberglauben beherrſcht, daß der Sieg an ſeine Fahnen geknüpft ſei. Selbſt ſeine Sonderbarkeiten, die bisweilen in wunderliche Launen und Grimaſſen ausſchlugen, dienten dazu, ſeine Macht über die Armee zu befeſtigen. Die Miſchung von Ernſt und Narrheit, die er oft zur Schau trug, hatte etwas Anziehendes für das kindliche Gemüth der Barbaren. Auch war, wie Clauſewitz ſagt, ſeine Wunderlichkeit meiſtens eine angenommene Rolle, die ſein treffender Verſtand nur auf der Außenſeite der Dinge walten und nicht bis in die Hauptentſcheidungen des Handelns dringen ließ.

Die vorſichtige und methodiſche Kriegführung der Kaiſerlichen war natürlich nicht nach dem Geſchmack Suworoffs; er ſtand in kühner Raſchheit jener Strategie, wie die Revolution ſie hervorgebracht, näher als irgend ein anderer der Generale, die ſich ſeit 1792 im Kampfe mit ihr gemeſſen. Schon im Herbſt 1798 hatte er in ſeiner Weiſe die Grundzüge der Kriegführung für das nächſte Jahr angegeben. „Nicht anders", hieß es in dieſer Aufzeichnung, „als in der Offenſive; ſchnelle Märſche, Nachdruck beim Angriff — blanke Waffe! Keine Methodik! — Augenmaß! Volle Gewalt dem Obergeneral! Den Feind im Feld aufſuchen und ſchlagen. Keine Zeit mit Belagerungen verlieren — — Niemals die Kräfte zur Deckung verſchiedener Punkte zerſplittern. Wenn der Feind dieſe Punkte überſchreitet, deſto beſſer: er nähert ſich, um auf's Haupt geſchlagen zu werden." *)

Eine ſolche Führung widerſprach freilich allen Ueberlieferungen des Hofkriegsraths. In raſchen, gewaltigen Märſchen den Feind vor ſich hertreiben, Mantua im Rücken liegen laſſen und deſſen Fall durch Siege über den Feind erzwingen, das erregte in Wien wahren Schrecken, und es kam bald keine Depeſche von dort, worin der ungeſtüme Ruſſe nicht aufgefordert war, ſeinen verwegenen Lauf zu hemmen und die Feſtungen im Rücken nicht zu vernachläſſigen. Eine leichte Sache war es für die Kaiſerlichen nicht, ſich mit dem wilden und unbändigen Naturſohn zu vertragen. Als er den Oberbefehl übernahm, begann er damit, die Oeſterreicher ein paar Tage lang durch ruſſiſche Officiere im Bajonnetangriff üben zu laſſen; die Lection, die darin für die Taktik manches kaiſerlichen Führers liegen ſollte, wurde auch vom Heere, das ſie nicht verdient, peinlich empfunden." **) Häufig genug verrieth

*) S. Correſpondenz des k. ruſſ. Generaliſſimus Fürſten Italinsky, Grafen Alex. Waſſiljewitſch Suworoff-Rimnikſky über die ruſſ.-öſterr. Campagne im Jahre 1799. Herausgegeben von G. Fuchs. Glogau und Leipzig. 1835. I. S. 2. Vgl. Miliutin I. 215.

**) Der gleiche Ton ſpricht auch noch aus dem angeführten Werke von Michai-

ſich denn auch der Feldherr, der ſeine reichſten Lorbeeren im Kampfe gegen die Türken errungen hatte, beſonders in den brutalen Mitteln und Bravaden, wie ſie auf dies Terrain nicht paßten und den Oeſterreichern nicht zuſagten. Oder als bei den raſchen Märſchen von ihnen über die naſſen Wege geklagt ward, ſchrieb Suworoff an Melas einen Brief, wie ihn weder dieſer General, noch ſeine Armee verdiente. Rühmte doch der ruſſiſche Feldherr ſelbſt nachher die bewunderungswürdige Tapferkeit, die Melas beim Sturm auf Caſſano bewies. Jetzt hieß es: „einem Frauenzimmer, einem petit-maître, einem Faullenzer gehören trockene Tage . . . Wer ſchwach an Geſundheit iſt, der kann zurückbleiben . . . die ſogenannten Raiſonneurs können bei keiner Armee gelitten werden“. Dieſer ruſſiſche Uebermuth wurde bald läſtig genug in einer Armee, die zu vier Fünftheilen aus Oeſterreichern beſtand, und deren Generalſtab, wenigſtens zum Theil, den wegwerfenden Ton nicht verdiente, in dem Suworoff zu ihm ſprach. Kein Wunder, wenn von Anfang an, erſt nur verſteckt, dann immer klaffender ſich ein Zwieſpalt zeigte, den man von Wien aus unverantwortlicher Weiſe lieber nährte, als ausglich; er hat das Schickſal des ganzen Krieges entſchieden.

Am 19. April ſetzte ſich die vereinigte Armee, etwa 60,000 Mann ſtark, in Bewegung; raſch wurden Brescia und Cremona genommen, die Franzoſen vom Oglio weggedrängt. Sie gingen über die Adda zurück; Moreau übernahm aus Scherers Händen das Commando. In einer ausgedehnten Linie vom Comer-See bis über Lodi hinaus ſtellte ſich das republikaniſche Heer auf, um den Uebergang über die Adda abzuwehren. Am 27. April ward längs des Fluſſes gefochten; am hitzigſten bei Lecco, Vaprio und dem Brückenkopfe bei Caſſano, welcher den Kämpfen des Tages den Namen gegeben hat. Ueberall mußten die Franzoſen weichen, eine ganze Brigade ward von den Verbündeten abgeſchnitten. Am 29. April zog Suworoff in Mailand ein; die Franzoſen wichen über den Teſſin zurück. Die ciſalpiniſche Republik gerieth in volle Auflöſung; Alles, was an die neue Ordnung der Dinge geknüpft war, ergriff die Flucht, der ganze ephemere Staat ſchien wie „eine im Frühjahr locker gewordene Eismaſſe in einzelnen Trümmern fortzuſchwimmen“.*) Der Rauſch franzöſiſcher Freiheitsbegeiſterung war ohnedies in der italiſchen Bevölkerung lange verflogen; hatte Bonaparte im Frühling 1796 die populären Stimmungen für ſeine Erfolge benutzt, ſo war jetzt, im Augenblick der Niederlage, die Meinung eben ſo entſchieden gegen die Franzoſen umgeſchlagen, und allerwärts brach unter dem Rückzug der Heere die Inſurrection des Volkes gegen die fremden, aufgedrungenen Beſchützer hervor.

---

lowski-Danilewski und Milintin (Vgl. I. 220—222) Darnach waren anfangs die Oeſterreicher förmlich beſtürzt und lernten erſt von Suworoff die „Zaghaftigkeit und Pedanterie“ der alten Zeit mit dem richtigen Gebrauch der blanken Waffe vertauſchen.

*) Clauſewitz hinterl. Werke. V. S. 245.

Suworoff hatte sich indessen auf das wiederholte Drängen von Wien aus entschließen müssen,*) einen Theil der Oesterreicher zurückzulassen zur Belagerung der Mincio-Festungen; der Rest, ungefähr 27,000 Oesterreicher und 17,000 Russen, rückte dem Feinde gegen den Po nach. Das Mailänder Gebiet war fast frei, Peschiera und Pizzighetone gefallen, Mantua cernirt, auch Tortona ergab sich, Suworoff eilte daher, Turin zu gewinnen. Das Erscheinen der verbündeten Armee, durch einige Granatwürfe angekündigt, reichte hin, eine Reaction der Bevölkerung gegen die Franzosen hervorzurufen; am 27. Mai war die piemontesische Hauptstadt den Alliirten geöffnet. Bis nach Mittelitalien wirkte dieser rasche Umschwung; auch dort ward die Bevölkerung von der antifranzösischen Bewegung ergriffen und Alles verhieß den nahen Ausgang der republikanischen Herrschaft in Italien. Es war der Augenblick wo auch die östliche Schweiz den Franzosen verloren ging, Tirol befreit ward und die Armee, die dort unter Bellegarde gestanden, als Verstärkung nach Italien abgehen konnte. Die Franzosen waren beinahe auf die genuesische Riviera zurückgedrängt, von wo Bonaparte 1796 seinen Siegeszug begonnen hatte.

Moreau's letzte Hoffnung war die Hülfe, die aus Neapel kommen sollte. Zu Anfang Mai war Macdonald aus Neapel, um die Mitte des Monats von Rom aufgebrochen, verstärkte sich dann durch die in Toscana liegenden Truppen und war jetzt, zu Anfang Juni, auf dem Marsche von Pistoja gegen Modena. Seine Verbindung mit Moreau konnte dem Kriege eine neue Wendung geben. Schon war er von den Apenninen herabgestiegen, hatte die kleinen österreichischen Corps, die ihn in der Flanke und im Rücken bedrohen sollten, an den Po zurückgeworfen (12. Juni) und öffnete sich seinen Weg über Reggio nach Parma und Piacenza. Aber Suworoffs Wachsamkeit war nicht getäuscht worden. Am 8. Juni brach er von Turin gegen Alessandria und Tortona auf und näherte sich Castel S. Giovanni bei Piacenza in dem Augenblicke, wo die Franzosen den Uebergang über den Tidone versuchten (17. Juni). In fast gleicher Stärke, einige zwanzigtausend Mann auf jeder Seite, standen sich dort die beiden Heere gegenüber.**) Noch am 17. Juni begann der Kampf, dessen Dauer und Heftigkeit ihn zu den denkwürdigsten der Geschichte macht, und ward am folgenden Tage am Ufer und in dem fast wasserlosen Bett der Trebbia bis in die Nacht ohne Entscheidung fortgesetzt. Obwol auf beiden Seiten tief erschöpft, schlug man sich auch den dritten Tag mit schwankendem Erfolge; doch neigte sich die Wagschale allmälig zu Gunsten Suworoffs. Furchtbar erschöpft, sah sich Macdonald genöthigt (20. Juni) zurückzugehen; die Tage des Kampfes und der Rückzug hatten über ein Drittel seines Heeres verschlungen. Indessen hatte Moreau

*) S. die angeführte Correspondenz I. S. 23. 42. 48.

**) S. Miliutin II. 214. 218. Die andern Berichte geben die Stärke höher an.

einen Verſuch gemacht, gegen Tortona vorzugehen und dort die zurückgebliebene Macht der Verbündeten zu bedrängen; das Unternehmen verſprach anfangs Erfolg, wurde aber durch die Kunde von den Ereigniſſen an der Trebbia und den Fall der Citadelle von Turin raſch vereitelt.

So war gegen Ende Juni auf der großen Linie von der Trebbia bis zum Oberrhein Erfolg auf Erfolg erfochten, die verbündeten Waffen in Süddeutſchland und der Schweiz ſiegreich, die Franzoſen von der Etſch bis an die genueſiſche Küſte zurückgeworfen. Noch wenige feſte Plätze, von den Verbündeten bereits belagert, waren in Oberitalien in den Händen der Franzoſen; fielen auch dieſe, ſo war für den franzöſiſchen Einfluß in Italien keine Stelle mehr. In dieſem Augenblick erlag auch in Neapel die parthenopäiſche Republik, die zu Ende 1798 unter franzöſiſchen Auſpicien errichtet worden, einem furchtbaren Gegenſtoß royaliſtiſcher Rache. Es war demnach jetzt kein vermeſſener Gedanke mehr, eine Invaſion in Frankreich ſelbſt zu unternehmen und mit vereinten Kräften das durch ſeine Factionen ſchwer erſchütterte Land in ſeinem Inneru zu bedrohen. Daß es nicht dazu kam, war nicht Suworoffs, nicht der tapfern Truppen Schuld, die unter ſeinem Oberbefehl vereinigt fochten; es war die Folge der inneren Entzweiung, welche erſt die Frucht der Siege von 1799 verſcherzt und mit der Zeit das ruſſiſch-öſterreichiſche Bündniß geſprengt hat.

Wir erinnern uns, wie ſich von Anfang an Suworoffs Anſicht über die Kriegführung von dem Syſtem der Wiener Behörden unterſchied; wollte Jener in raſchen, kühnen Schlägen den Feind aus Italien hinausdrängen, ſo meinte der Hofkriegsrath, man müſſe erſt die Feſtungen erobern und mit langſamer, methodiſcher Sicherheit vorwärts dringen. Die Prätenſion dieſer Behörde, aus weiter Entfernung die Operationen zu leiten, ward von Suworoff noch weniger als von andern Feldherrn ertragen. Er ſpottete darüber, daß ihm als er in Mailand war, erſt die Befehle über Verona, und als er in Turin war, die Befehle über Mailand erreicht hatten. „Die Verhältniſſe, ſchrieb er treffend an Raſumowski, verändern ſich im Felde jeden Augenblick; man kann deßwegen nie einen beſtimmten Plan entwerfen . . . Fortuna's Haare fallen nicht über den Nacken, ſondern über die Stirne herab. Sie iſt ſchnell wie der Blitz — faſſeſt du ſie nicht bei den Haaren, iſt ſie auf immer verſchwunden.“ *)

Indeſſen die militäriſche Differenz war nicht die einzige; im Hintergrund gab ſich bereits der grelle Gegenſatz einer verſchiedenen politiſchen Strategie kund. Kaiſer Paul wollte einen Krieg der Legitimität führen, einen Krieg, an welchem, ſeitdem es überhaupt eine ruſſiſche Politik gibt, zum erſten und letzten Male der uneigennützige Idealismus mehr Antheil hatte, als der gemeine Vortheil oder die Nothwehr. Dieſer legitime Kampf bezweckte die

*) Miliutin II. 283.

Herſtellung des Alten in Frankreich, wie in Deutſchland und Italien, in der Schweiz, wie auf der Inſel Malta. Die Thugutſche Politik war ſolch legitimiſtiſcher Romantik von jeher unzugänglich geweſen; ſeit ſie gar ſelber durch die Erwerbung Venedigs vom Raub der Revolution gekoſtet, war ſie durch die Intereſſen eigener Macht vollends davon abgewandt. Für Thugut konnte die Reſtauration des Alten höchſtens ein Mittel, niemals der Zweck in dieſem Kriege ſein. Den Feind vom linken Rheinufer drängen, erſchien viel weniger wichtig, als ihn aus Italien zu vertreiben; die Erwerbung Baierns galt für dringlicher, als die Herſtellung der alten Autoritäten in der Schweiz und jenſeits der Alpen. Darum erfuhren die Anhänger der alten Ordnung hier wie dort eine bittere Täuſchung, als ſie meinten, es werde die erſte Frucht der öſterreichiſchen und ruſſiſchen Siege an der Limmat, der Etſch, der Adda und Trebbia — die Reſtauration ſein. Der Leiter der öſterreichiſchen Politik hielt es vielmehr für das Nächſte, ſich wo möglich in Baiern und ganz Oberitalien feſtzuſetzen. Es war ihm gelungen, den gefährlichen Groll des Czaren gegen den neuen Kurfürſten von Baiern anzufachen; die Aufhebung der bairiſchen Zunge des Malteſerordens hatte ſchon vorher eine der Lieblingsgrillen Pauls empfindlich berührt, es fiel nicht ſchwer, ihm die neue pfalzbairiſche Linie als franzoſenfreundlich und gemeinſchädlich hinzuſtellen und vielleicht ſeine Mitwirkung zu Entwürfen zu gewinnen, die ſeit 1777 das unveränderte Thema der öſterreichiſchen Politik in Deutſchland ausgemacht hatten. Der ruſſiſche Geſandte in Wien, Raſumowski, hatte ſich ſchon im März 1799 von Thugut beſtimmen laſſen, deſſen Lieblingswunſch beim Czaren zu befürworten. Der neue Kurfürſt von Baiern, hieß es, ſei von Franzoſenfreunden umgeben und ſtehe mit den Feinden Europas in Verbindung; drum möchte es wohl das Beſte ſein, das Land für die Dauer des Krieges in Verwahrung zu nehmen. Natürlich betheuerte Thugut die völlige Reinheit ſeiner Abſichten und den entſchiedenen Willen, nach dem allgemeinen Frieden das Pfand zurückzugeben. Paul beſann ſich nicht lange, erklärte den Kurfürſten für feindlich geſinnt und gab den Befehl an ſeine Feldherrn: durch Baiern zu marſchiren, die Truppen des Kurfürſten zu entwaffnen, deſſen Verbindungen mit den Franzoſen aufzulöſen und über das Weitere die Inſtructionen von Wien zu erwarten.*)

Gelang es hier ohne Mühe, das öſterreichiſche Vergrößerungsgelüſt geſchickt hinter Pauls perſönlicher Stimmung zu verſtecken und vielleicht durch den Groll des Czaren ſich der unbequemen Zweibrücker Dynaſtie zu entledigen, ſo war es an einer andern Stelle ſchwieriger, die geheimen Falten der Wiener Politik vor dem ruſſiſchen Mistrauen zu verbergen. In Oberitalien dachte Thugut an eine ähnliche Vergrößerung, wie in Deutſchland. Pauls legitimer Eifer war durch den Gedanken, das Haus Savoyen wiederherzuſtellen, mit auf den Kampfplatz getrieben worden, aber es ward auch hier

*) S. Militin a. a. O. I. 283 f. 473 f. II. 130. 135. 456 f.

sehr bald aller Welt klar, daß dem österreichischen Cabinet ganz andere Dinge am Herzen lagen. Wie Suworoff bis nach Piemont vorgedrungen war, begann er sofort die Restauration vorzubereiten; er setzte die alten Autoritäten wieder ein und suchte die aufgelöste piemontesische Armee wieder zu sammeln und zu bewaffnen. Das stimmte denn allerdings nicht zu der geheimen Absicht Thuguts, vorläufig Piemont in Besitz zu halten; die geschehenen Schritte wurden von Wien aus misbilligt und der russische Feldherr vom Kaiser aufgefordert, „Alles, was die bürgerliche Verwaltung und die politischen Angelegenheiten betreffe, den kaiserlichen Anordnungen zu überlassen".*) Suworoff gehorchte, aber mit innerem Widerstreben. In dieser Stimmung erwachenden Mistrauens, das auch bei Paul selber schon rege war,**) gewannen die rein militärischen Differenzen eine erhöhte Bedeutung. Der Oberfeldherr hielt es für genügend, wenn man Mantua nur blokirte; die übrigen Truppen sandte er Macdonald entgegen. Wurde der aufs Haupt geschlagen und Moreau vom italischen Boden verdrängt, dann würde, glaubte er, der Fall von Mantua von selbst erfolgen. Da befahl der Hofkriegsrath ohne sich mit Suworoff auch nur zu benehmen, den Rückmarsch der Truppen nach Mantua. Suworoff war davon auf's peinlichste berührt. „Man bedarf also meiner hier nicht", schrieb er, „ich wünsche nach Haus zu gehen. Dieses Cabinetsdecret zerstört den Zusammenhang aller meiner Operationen. Jeder einzelne General wendet sich nicht nur in seinen eigenen Angelegenheiten, sondern auch im Allgemeinen stets an den Hofkriegsrath und hat so das Recht, nach seiner Neigung und nach seinem Vortheil zu intriguiren". Allerdings wäre der Erfolg gegen Macdonald und die Rückwirkung auf Moreau ganz entscheidend gewesen, hätte jene Schwächung nicht stattgefunden. Die bitteren Eindrücke bei Suworoff zu verwischen, ward von Wien aus kein Versuch gemacht; es schien vielmehr, als werde der zuversichtliche, gebieterische Ton des russischen Siegers dort mit jedem Tage unbequemer. Während Paul I. seinen Feldherrn mit Gnadenbezeigungen überschüttete und seine Briefe ein enthusiastisches Wohlwollen und ein Zartgefühl athmeten, das bei dem Czaren sonst leicht durch Laune und Mistrauen verdüstert war, bestanden die kaiserlichen Schreiben, die Franz II. nach Thuguts Anleitung schrieb, in kühler Anerkennung von Suworoffs Siegen,***) oder in kleiner

*) Correspondenz I. S. 74. 75. Vgl. Milutin II. 24. 25.

**) Paul war schon im Mai ärgerlich geworden, weil der ehemalige Großmeister des Malteserordens, Graf Hompesch, in Triest fortfuhr sich als solcher zu benehmen; wie der Czar vermuthete, nicht ohne Connivenz Oesterreichs. Auf sein rasches, gebieterisches Drängen war der Grund des Zwistes damals beseitigt worden. S. Milutin II. 137. 138.

***) „Ihre Erfahrung, Ihre Tapferkeit und Ihr so bekanntes Kriegsglück," schrieb der Kaiser zur Zeit, wo Suworoff eben den Feind an der Trebbia geschlagen (d. d. 21. Juni), „geben die feste Hoffnung, daß Sie in Kurzem den Dingen eine günstigere

mäkelnder Kritik seiner Abweichungen von den Wiener Dictaten. Er solle keine „zu entfernte und unsichere Unternehmungen wagen, sich vor Allem in den bereits eroberten Gebieten festsetzen und den Kaiser von allen Hauptplänen und Operationen stets vorläufig benachrichtigen;“ diese und ähnliche Weisungen bildeten den Inhalt der kaiserlichen Schreiben, die sich zum Theil mit seinen glänzendsten Siegen kreuzten*). Dazu kam, daß versprochene Verstärkungen ausblieben, oder Truppenabtheilungen, die er nicht missen zu können glaubte, ihm von der Seite gerufen wurden. Wiederholt drang er auf energischen Angriff, auf Reorganisation der piemontesischen Armee, oder er schlug eine Operation gegen die Riviera vor, allein jedesmal lautete die Antwort: vor der Eroberung Mantuas sei nichts weiter zu unternehmen. Die Ablehnung war zugleich so bestimmt und schroff, daß der russische Feldherr sich fügen mußte. Aber in ihm kochte es vor Zorn über die Wiener Theoretiker, über die „Bestimmtsager, Projectenmacher, Miethlinge“, wie er sie höhnend nennt. Dem Zaudern des Hofkriegsraths und der lässigen Benützung der Siege des Erzherzogs schreibt er es zu, wenn der Feldzug nicht binnen wenig Wochen in Frankreich selbst zu Ende geführt werde. Ich leugne nicht, sagt er von den deutschen Truppen, daß sie tapfer sind, ich habe sie erprobt; aber „der Hofkriegsrath . . . diese unausrottbare Gewohnheit, immer nur geschlagen zu werden! . . . Die Deutschen wenden sich von mir ab, spottet er, wie sollten sie dies auch nicht! Sind ja meine Eroberungen nicht nach den Regeln!“

Eben jetzt, nach dem Sieg an der Trebbia, weckte ein Befehl von Wien den ganzen Groll des Feldmarschalls. Auch dem Czaren gegenüber brach er nun sein Schweigen und begehrte unmuthig seinen Abschied. „Die Aengstlichkeit des Hofkriegsraths“, schrieb er am 6. Juli, „sein Neid gegen mich als einen Ausländer, die Intriguen der einzelnen Generale, welche sich direct an den Hofkriegsrath wenden, der ihnen darauf besondere Instructionen ertheilt; meine Ohnmacht, dieselben eher auszuführen, als sie mir von tausend Werften weit vorgeschrieben werden, Alles dies zwingt mich, Ew. kais. Majestät um meine Zurückberufung zu bitten, wenn sich dies nicht ändert“. Und wären es nur die militärischen Meinungsverschiedenheiten gewesen, die Suworoff erzürnten; allein er war auch politisch vom tiefsten Mistrauen erfüllt. Er traute der österreichischen Politik ähnliche Zweideutigkeiten zu, wie sie fünf Jahre früher bei der Preisgebung Belgiens geübt worden waren. Vergebens hatte er sich bemüht, die sardinische Angelegenheit zur Lösung zu bringen. Im Mai äußerte Kaiser Franz, man werde durch eine offene Restauration

Wendung geben werden.“ S. Correspondenz I. S. 211. Wie sehr dies Suworoff verdroß, zeigt ein Schreiben an Rasumowsky (I. S. 218 und Milutin II. 576) worin er bitter ausruft: „Glück! sagt der römische Kaiser .... Ein Thor in der Armee sprach mir sogar von — blindem Glücke!“

*) S. Milutin a. a. O. 271. 275. Ueber Suworoffs Vorschläge zur Offensive S. 277. 278. 575.

den auf die Inſel Sardinien geflüchteten König nur in Verlegenheit bringen und einem Ueberfall der Franzoſen ausſetzen; inzwiſchen hatte jedoch Karl Emanuel ſelber den Wunſch ausgeſprochen, wieder eingeſetzt zu werden. Von Petersburg ward nun der ausdrückliche Befehl dazu gegeben; ſei doch der Krieg beſonders unternommen, „um den wahren Glauben und die abgeſetzten Herrſcher wieder einzuſetzen“. Suworoff wollte natürlich ſofort den Befehl ſeines kaiſerlichen Herrn vollziehen, aber in Wien gelang es noch einmal, zum unverhohlenen Verdruß des ruſſiſchen Feldherrn, einen Aufſchub zu erlangen.

Der Verdacht des ſchlauen und ſcharfſichtigen Mannes, daß man in Wien ſeine beſondere Politik verfolge, war alſo begründet. Wir dürfen jetzt als ſicher annehmen, daß Thugut in ſeiner gewohnten Frivolität lieber den gemeinſamen Erfolg drangab, wenn er nur die Schadenfreude erlebte, den ruſſiſchen Uebermuth und Suworoffs ſieggewohnten Trotz gezüchtigt zu ſehen. Manche der Maßregeln, die er veranlaßte, die Hemmungen, die er dem ruſſiſchen Feldherrn bereitete, die abſichtlich läſſige Verfolgung des Sieges in der Schweiz und die nachher vorgenommene Dislocirung der Armeen waren von handgreiflichem und unzweifelhaftem Nachtheil für die gemeinſame Sache; aber ſie dämpften die ruſſiſche Siegeszuverſicht, und das war einem Manne, wie Thugut, wichtiger als das Andere. Es gab allerdings auch Stimmen, denen der moskowitiſche Verbündete nicht nur in Ton und Benehmen widerwärtig, ſondern auch im Ernſt bedenklich erſchien. Man wollte in Pauls Liebhaberei für Malta nnd den Johanniterorden, in ſeiner Theilnahme für Neapel, ſeinen Erfolgen in Oberitalien die Anfänge eines weit ausgeſponnenen und gefahrvollen Planes erblicken, der nichts Geringeres als ein ruſſiſches Protectorat über Italien, die Herrſchaft über das ioniſche und mittelländiſche Meer und den allmäligen Umſturz des osmaniſchen Reiches bezweckt hätte. Zu jeder anderen Zeit durfte man ſolche Befürchtungen nicht allzuleicht nehmen; jetzt war mehr als je die Ueberlieferung der ruſſiſchen Politik über Pauls bald edlen, bald wunderlichen Launen in den Hintergrund getreten. Wer dieſen Launen zu ſchmeicheln verſtand, der hielt den Czaren gefangen und konnte ihn, in offenem Widerſpruch mit der ruſſiſchen Tradition, für ſeine Intereſſen benutzen; das haben erſt Pitt und Thugut mit mäßigem Geſchick, dann Bonaparte mit vollendeter Virtuoſität bewieſen.

Der Fortgang der militäriſchen Ereigniſſe blieb von dieſer inneren Entzweiung natürlich nicht unberührt und gab inſofern Suworoffs Klagen Recht, als der Mangel einer einheitlichen, raſchen und kühnen Kriegsart nicht ihm, ſondern den Wiener Technikern und Diplomaten zuzurechnen war. So war Suworoff entſchloſſen, nach den Erfolgen gegen Macdonald und dem Rückzug Moreau's in die Apenninen ſich gegen den Letzteren zu wenden und, bevor er Verſtärkungen erhielt, ihn von der genueſiſchen Küſte nach Frankreich zurückzudrängen. „Der nicht völlig ausgehauene Baum wächſt wieder von

Neuem in die Höhe", ſchrieb er an Raſumowski. Aber von Wien kam die Weiſung, vorerſt die Belagerung von Mantua zu beendigen und die Citadellen von Tortona und Aleſſandria zu bezwingen. So verlief der Monat Juli in einem Belagerungskriege. Am 21. fiel die Citadelle von Aleſſandria, acht Tage ſpäter ging auch die Feſtung, um welche ſich der größte Theil des Feldzugs von 1796 gedreht, Mantua, durch Capitulation an die Oeſterreicher über. Allein es war indeſſen erfolgt, was Suworoff zu hindern geſucht: Moreau hatte ſich an der Riviera behauptet und Macdonald war es gelungen, den Weg zu ihm nach Genua zu finden.

In Frankreich hatten die letzten Ereigniſſe gewaltige Rüſtungen veranlaßt; die Regierung ſchien entſchloſſen, dem Kriegsweſen, das ſie früher ſichtbar vernachläſſigt, ihre ganze Kraft zuzuwenden. Ein gezwungenes Anlehen von hundert Millionen ſollte die Mittel zum Kampfe ſchaffen; eine Einrichtung, die jetzt zum erſten Mal ins Leben trat und in den Erſchütterungen der folgenden Zeit ihre zweiſchneidige Kraft bewähren ſollte, die Conſcription, ſollte die Heeresmaſſe auf eine halbe Million Soldaten bringen. Raſch gingen Verſtärkungen nach allen Seiten; Moreau hatte binnen Kurzem 45,000 Mann an der genueſiſchen Küſte vereinigt und eine Alpenarmee von 30,000 Mann war in der Ausrüſtung begriffen. Die Feldherren, die bisher nicht glücklich geweſen, wurden abberufen; Championnet ſollte die Alpenarmee, Joubert das italieniſche Heer commandiren. Joubert hatte in dem Feldzuge von 1797 unter ſchwierigen Verhältniſſen ſeinen Ruf begründet; er war jung, feurig, unternehmend und auch mit den politiſchen Kämpfen der Zeit vertraut; das Directorium mochte wohl hoffen, ſich in ihm einen zweiten Bonaparte erziehen zu können. Am 5. Auguſt traf er bei der Armee ein. Er entſchloß ſich, bevor noch das Alpenheer ſchlagfertig war, den Kampf mit einem entſcheidenden Schlag zu beginnen, um vielleicht Mantua, deſſen Schickſal er noch nicht kannte, und die anderen noch belagerten Plätze raſch zu entſetzen. Mit einem Heere von einigen 40,000 Mann ſetzte er ſich in der Richtung auf Tortona in Marſch. Dorthin hatte auch Suworoff das Gros ſeiner Streitkräfte, 30,000 Mann, geführt; ein Corps von 11,000 M. unter Bellegarde belagerte Aleſſandria und ſtand ſeit deſſen Uebergabe (22. Juli) zur Verfügung; eine andere Diviſion war mit der Citadelle von Tortona beſchäftigt, verſchiedene kleinere Corps hielten theils die Apenninenausgänge, theils die Alpenſtraßen beſetzt. Dazu kam jetzt noch die Belagerungsarmee von Mantua, die Kray nach dem Falle dieſer Feſtung heranführte. Jouberts Hoffnung war alſo darauf geſtellt, daß die Plätze noch nicht gefallen ſeien und er es nur mit dem Gros unter Suworoff zu thun habe; Suworoff dagegen wartete nur Krays Ankunft ab, um den Angriff auf das genueſiſche Küſtengebiet zu beginnen. In dieſem Augenblick (Kray war eben am 12. Auguſt eingetroffen) führte Joubert ſeine 35,000 Mann zum Angriff heran. Erſt jetzt, als er am 14. auf den Höhen bei Novi ankam, ſcheint dem fran-

zösischen Feldherrn die unzweifelhafte Gewißheit von dem Fall Mantua's und der Verstärkung der Gegner gekommen zu sein; denn er zögerte den Angriff zu unternehmen. Der russische Feldherr hoffte anfangs ihn in die Ebene herabsteigen zu sehen, wo er ihn mit überlegener Macht zu schlagen dachte; aber Joubert schien nur die von Natur starke Stellung auf den Höhen von Novi behaupten zu wollen. So entschloß sich Suworoff zum Angriff. Er hatte ungefähr 35,000 Mann bei sich und ein Corps von 14,000 Mann unter Melas war nahe genug, um im Nothfall noch in die Entscheidung des Kampfes eingreifen zu können.*) Am frühen Morgen des 15. August begann Kray den Sturm auf die Höhen, die der linke Flügel besetzt hielt; einen Augenblick schienen sich die Oesterreicher festsetzen zu wollen, aber sie wurden wieder herabgeworfen. Gleich in diesem ersten hitzigen Zusammenstoß wurde Joubert von einer Kugel niedergestreckt; die Truppen geriethen einen Moment in Verwirrung, bis es Moreau, der das Commando übernahm, gelang, den Kampf wiederherzustellen. Ein vierstündiger Kampf am frühen Morgen führte so wenig zur Entscheidung, als ein erneuerter Angriff in den Vormittagsstunden. Kray ward nach wiederholtem Andrang zurückgeworfen und auch die russischen Abtheilungen, die von Novi aus auf die Höhen stürmten, waren nicht im Stande, festen Fuß zu fassen. So schwankte die Schlacht ungewiß bis zum Mittag; doch hatten die Franzosen ein kleines Uebergewicht der Zahl und den Vortheil einer trefflichen Stellung. Aber beide Heere waren erschöpft und jeder Stoß, der mit einer frischen Kraft geführt war, mußte den Erfolg entscheiden. Diesen Stoß führte Melas; vom Mislingen der Angriffe unterrichtet, setzte er sich rasch in Bewegung nach dem Schlachtfelde, auf dem Wege traf ihn Suworoffs Befehl, dem Feinde in die rechte Flanke zu fallen. Der Kampf war in den heißesten Moment eingetreten; in buntem, wildem Getümmel schlugen sich beide Heere in äußerster Erbitterung. Melas kam eben zur rechten Zeit, um mit 14,000 M. frischer Truppen entscheidend einzugreifen. Der letzte Act der sechszehnstündigen Riesenschlacht endete mit dem regellosen Rückzug der Franzosen; nur die Nacht rettete sie vor völliger Vernichtung. Fast ein Drittel der französischen Armee war verloren und 37 Geschütze auf dem Schlachtfelde gelassen; auch die Sieger hatten ihren Erfolg mit achttausend Mann erkauft. Wenige Wochen nachher fiel die Citadelle von Tortona.

Der blutige Sieg ward nicht so energisch verfolgt, wie es sonst in Suworoffs Art lag. Eine rasche Bewegung nach der genuesischen Küste konnte den Franzosen damals eine Wunde schlagen, die schwerlich ein Jahr darauf

*) S. die Angaben bei Milutin III. 260 ff. Dort ist die Zahl der in der Schlacht verwendeten Truppen (außer Melas, bei dem sich auch Derselben befand) auf 36306 Mann angegeben, übrigens bemerkt, daß diese Zahl über die wirkliche Stärke vielleicht etwas hinausging.

durch den einen Tag von Marengo wäre gut gemacht worden. Ruſſiſche Quellen verſichern, es ſei nach der Schlacht weder für Verpflegung noch für Transportmittel ſo geſorgt geweſen, daß man ſofort zu einem ſolchen Unternehmen hätte ſchreiten können. Die entſcheidende Urſache der folgenden Unthätigkeit lag freilich tiefer. Suworoffs Unternehmen auf die Riviera war durch die Unterſtützung eines öſterreichiſchen Corps unter Klenau bedingt, der ſich eben jetzt gegen Genua in Bewegung ſetzte. Nun traf in dieſem Augenblick von Wien die Weiſung ein, Klenau ſolle ſtatt gegen Genua nach Toscana aufbrechen; ebendahin war auch ein Corps von 9000 Mann beſtimmt, das Melas zu bilden beauftragt ward. Die Befehle gingen unmittelbar, mit Umgehung Suworoffs, an die öſterreichiſchen Generale; am Tage nach der Schlacht von Novi meldete Melas dem Feldmarſchall, daß er zur Vollziehung bereits die nöthigen Schritte thue! Aus einem gleichzeitig eintreffenden Reſcript des Kaiſers Franz (vom 9. Auguſt) war zu erſehen, daß in Wien die Unternehmung auf Genua zwar nicht aufgegeben, aber auch nicht energiſch betont ward.

Es läßt ſich denken, welchen Eindruck dies auf Suworoff machte. War ſchon die Vertagung eines vielverſprechenden Lieblingsplanes ſchmerzlich genug, ſo war es noch mehr die rückſichtsloſe Form, was ihn kränkte. Eben auf einem blutgedüngten Schlachtfeld als glorreicher Sieger verweilend mußte er es erleben, daß man längſt erörterte Pläne einſeitig verſchob und über Truppen, die ihm zugewieſen waren, ohne ihn zu fragen verfügte. Ich habe, ſchrieb er am Tage nach dem Siege von Novi an Roſtoptſchin, immer mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Die mir vom Hofkriegsrathe faſt in jeder Minute zukommenden Befehle richten meine Geſundheit zu Grunde; hier kann ich nun einmal nicht mehr länger dienen. Man will die Operationen in einer Entfernung von tauſend Werſten leiten und kann nicht einſehen, daß in jedem Augenblick Umſtände eintreten können, welche mich veranlaſſen, dieſelben auf der Stelle wieder zu ändern . . . „Hier iſt Jeder, äußerte er zwei Tage nachher, von dem Hofkriegsrathe und ſeinen Satelliten abhängig. Mein Geiſt iſt ſo erſchöpft, daß ich nur mit Mühe noch zu reden vermag; ich bin in Bezug auf die Leitung der Truppen überflüſſig geworden und nichts weiter als ein Vollſtrecker der Befehle Dietrichſteins, von welchem Thugut, Turpin, Colloredo und Lamberti geleitet werden". Zugleich kündigte er an, daß er die Bitte um Abberufung bald formell einreichen werde.

Der Eindruck ſolcher Aeußerungen fiel in Petersburg auf fruchtbaren Boden. Denn ſchon vor dieſen letzten Erfahrungen war in Paul das Misvergnügen und der Argwohn gegen ſeine Verbündeten zur Genüge geweckt, wie ein gleichzeitiger Vorgang bewies. Er gab zu Anfang Auguſt ſeinem Feldherrn die Vollmacht, unter Umſtänden „ganz unabhängig" zu handeln und immer als Hauptziel, die „Vernichtung des gegenwärtigen franzöſiſchen Gouvernements", im Auge zu behalten. Dem Grafen Cobenzl erklärte er

unumwunden: ich diene der allgemeinen Sache, nicht dem Hause, dessen Ansichten und Absichten mit dem Vortheile und der Rettung Europas nicht verträglich sind.*)

Noch hatte Suworoff die Hoffnung nicht ganz aufgegeben, daß es zu dem Zuge nach Genua doch kommen werde; allein wenige Tage nachher kamen Nachrichten aus der Schweiz, die auch diese Aussicht zerstörten. Die österreichischen Abtheilungen, welche die Alpenübergänge deckten, waren vom Feind mit Ueberlegenheit zurückgedrängt und der Simplon und Gotthard von den Franzosen besetzt worden. Gerade am Tage der Schlacht bei Novi wichen die geschlagenen Corps bis Domodossola und Airolo zurück. Wer die Kräfte beider Theile, die in der Schweiz vereinigt waren, verglich und die bittere Noth erwog, von welcher das französische Heer bedrängt war,**) dem mußte es seltsam erscheinen, daß dort Monate lang die Waffen ruhten und die Oesterreicher keinen Versuch machten, ihr Uebergewicht zu gebrauchen. Allein der kaiserliche Oberfeldherr selbst verhehlte es nicht, wie schmerzlich das ihm sei und wie es außer seiner Macht liege, es zu ändern. Bei einem neuen Feldzuge, äußerte er gegen den britischen Gesandten Wickham, werde er den Oberbefehl entschieden ablehnen, falls er, wie bisher, in seinen Operationen gehemmt werden sollte. So gelang es Massena mit einer trefflich angelegten und präcis ausgeführten Operation die weit ausgedehnten Stellungen der Oesterreicher an wichtigen Knotenpunkten zu durchbrechen, die Höhen, von denen Rhein, Rhone und Reuß entspringen, in Besitz zu nehmen und sich die Straßen nach Graubündten und Italien wieder zu öffnen. Die Franzosen standen nun zwischen dem Erzherzog und Suworoff und bedrohten den Rücken der verbündeten Armee in Italien; es konnte also, was Suworoffs Unmuth steigerte, wenigstens vorerst von einer weitergehenden Unternehmung gegen Genua und das ligurische Ufer keine Rede sein.

In diese mannigfach verbitterten Stimmungen fiel nun der unerwartete Befehl, daß Suworoff mit seinen russischen Truppen nach der Schweiz abziehen solle. Es war diese Anordnung ein Glied aus einer Kette von Operationen, die neuerdings zwischen Petersburg, London und Wien verabredet worden waren. Eine britisch-russische Ausrüstung sollte in Holland landen und das Haus Oranien mit der alten Verfassung wiedereinsetzen, Erzherzog Carl die Operationen am oberen und mittleren Rhein leiten, in Italien die letzten festen Plätze von den Oesterreichern genommen und in der Schweiz sämmtliche russische Streitkräfte zusammengezogen werden, um von dort aus die Invasion nach Frankreich selbst zu beginnen. Mit dem Versprechen, den Franzosen ihre alten Gränzen zu erhalten und eine gemäßigte Regierung her-

*) S. Suworoffs Correspondenz II. 18. 19. 39. 44. 89. 90. 119. 145. und Miliutin III. 64 ff.

**) S. die Schilderungen in den Mémoires de Masséna III. 307 f. 310.

zuſtellen, hoffte man die Stimmungen eines großen Theils der Nation friedlich zu gewinnen.

Schon ſeit Juni war zwiſchen Rußland und England darüber verhandelt und zugleich der Verſuch gemacht worden, die nordiſchen Staaten, namentlich Preußen zur Theilnahme beizuziehen; nur Oeſterreich hatte man bezeichnend genug vorerſt bei Seite gelaſſen, weil deſſen „beſtändige Eiferſucht gegen Preußen" eher ſtörend dazwiſchen fahren und den Plan vereiteln würde. Es war nun zwar nicht Alles nach Wunſch gegangen, aber in der Hauptſache ſtand doch der Plan in den angegebenen Umriſſen feſt. Für Kaiſer Paul hatte es etwas ſehr Lockendes, die ganze ruſſiſche Armee unter Suworoffs Leitung in der Schweiz vereinigt, und die Invaſion nach der Franche Comté von dort begonnen zu ſehen, während die Oeſterreicher im Elſaß und Oberitalien die beiden Flügel bildeten. Nur ſollte der Plan nicht früher in Ausführung kommen, als bis „ſich die verbündeten Armeen in Italien und der Schweiz vollkommen befeſtigt hätten."

Erſt jetzt (Ende Juli) wandten ſich der Czar und England nach Wien und fanden zu ihrer Ueberraſchung Thugut vollkommen bereit, auf ſolche Pläne einzugehen. Daß bei ihm freilich andre Beweggründe wirkten, als die der Ruſſen und Engländer, ließ ſich wohl erwarten, und welcher Art dieſe Motive waren, darauf deutete gleich anfangs wenigſtens Eines: die ungeduldige Eile, womit der öſterreichiſche Staatsmann den Vorſchlag verfocht, die Ruſſen ſollten ſofort aus Italien nach der Schweiz aufbrechen, wiewol er ausdrücklich die Invaſion ſelbſt erſt aufs nächſte Frühjahr feſtgeſetzt wiſſen wollte. Ueberhaupt wurde, ſeit Thugut in das Einverſtändniß gezogen war, der Plan allmälig ein anderer. Der Erzherzog Karl ſollte mit ſeiner Hauptmacht nicht, wie es urſprünglich der Gedanke war, ins Elſaß vordringen und dort die rechte Flanke der Invaſion in der Franche-Comté decken, ſondern der Rhein von Mainz bis Baſel ſollte nur durch ein Zwiſchencorps von 25,000 Mann beſetzt werden und der Erzherzog am Niederrhein operiren, um der Expedition in Holland die Hand zu reichen und in Belgien eine Inſurrection hervorzurufen. Der Kaiſer, erklärte Thugut, könne ſich den dringenden Wünſchen der Belgier nicht länger entziehen und wolle überhaupt keinen Zweifel darüber laſſen, daß er Belgien vom franzöſiſchen Joche frei zu machen wünſche. Der neue Angriff der Franzoſen habe alle früheren Anſprüche an das Land wieder zur Geltung gebracht und der Kaiſer werde in keinem Falle zugeben, daß über das Land anders als mit ſeiner Zuſtimmung verfügt werde.*)

Beides, dieſe Abſicht auf Belgien und der ungeſäumte Abmarſch der Ruſſen aus Italien veränderte den urſprünglichen Entwurf weſentlich; indeſſen Kaiſer Paul gab auch dazu ohne Zögern ſeine Zuſtimmung. Schon am 1. Auguſt hatte er Suworoff von der neuen Wendung in Kenntniß ge-

*) Depeſche Thuguts an Cobenzl d. d. 6. Aug. bei Militin III. 347.

ſetzt; vierzehn Tage ſpäter erfolgten die beſtimmteren Weiſungen. Der Czar ſah im Geiſte bereits die Schweiz erobert, Frankreich bezwungen, die Reſtauration auf allen Punkten zum Sieg geführt, und zwar vorzugsweiſe durch ſeine Truppen und durch ſeine Feldherrn. „Das Heer, welches Sie commandiren, ſchrieb er am 23. Auguſt, muß die Hauptgrundlage, Sie aber müſſen der erſte Baumeiſter des aufzuführenden Gebäudes ſein.“

Suworoff freilich ſah die Dinge nicht ſo ſanguiniſch an, als er am 27. Auguſt von Wien den neuen Operationsplan erhielt. An ſich war es ſchon eine herbe Zumuthung, daß er den Schauplatz ſeiner Siege verlaſſen, deren Früchte Andern hingeben und auf einem neuen und fremden Gebiete ſich erſt die Mittel neuer Erfolge ſchaffen ſollte. Aber er fürchtete auch, ſobald er Italien verlaſſe, werde es durch die öſterreichiſche Kriegsleitung bald wieder verloren ſein. Drum wollte er noch die letzten Feſtungen nehmen, die Franzoſen aus der Riviera wegdrängen und die Weſtgränze Piemonts gegen den Feind decken; eine Operation, zu der er noch etwa zwei Monate zu bedürfen glaubte. In dieſem Sinne bekämpfte er den neuen Plan, aber vergeblich; alle ſeine Einwendungen wurden nur mit der dringenden Aufforderung, ſofort nach der Schweiz aufzubrechen, beantwortet. Da kam am 3. September auch noch die Nachricht, daß der Erzherzog Karl bereits die Schweiz räume und nur die unzulängliche Macht der Ruſſen unter Korſakow dort zurückbleibe. Suworoff war außer ſich. „Nachdem man mir das für Italien nöthige Blut ausgepreßt, wirft man mich hinter die Alpen zurück,“ rief er aus. „Schon ſeit einer Woche, ſchrieb er an Roſtoptſchin habe ich das hitzige Fieber, ſicher nur vom Gifte der Wiener Politik.“ „Wie kann, zürnte er über Thugut, dieſer Kanzleiſchreiber, dieſe Nachteule, und wenn er auch mit dem Schwerte Skanderbegs umgürtet wäre, aus ſeinem dunkeln Neſte eine Armee befehligen und über die im Felde jeden Augenblick ſich ändernden Umſtände gebieten.“ Die Befehle, die ihm von Wien kamen, fand er ohne alle Berechnung; wenn ich ihnen folgte, meinte er, würde ich allein mit meinem Adjutanten auf meinem Bucephalus bei Korſſakoff ankommen.

Nicht nur Suworoffs Unmuth, auch die gewichtigſten militäriſchen Erwägungen ſprachen gegen den neuen Plan. Ein Mann wie der Erzherzog Carl, der wenn irgend Einer in ſolcher Lage nicht nach Stimmungen und Leidenſchaften, ſondern nach Gründen entſchied, ſtimmte mit dem ruſſiſchen Feldherrn vollkommen überein. Ihm ſchien ſeine eigne Entfernung nach dem Rhein, wie die Verpflanzung der Ruſſen aus Italien nach der Schweiz gleich bedenklich; dieſe wunderliche Verſchiebung der Armeen in einem Augenblick, wo Frankreich alle ſeine Kräfte concentrirte, hielt er geradezu für verderblich und ſprach die bald beſtätigte Ahnung aus, daß es dem Feinde, bevor die neuen Aufſtellungen genommen wären, gelingen werde, raſch einen Schlag zu führen und alle weiteren Combinationen zu vereiteln. Der Erzherzog tadelte die neuen Entwürfe, aber er gehorchte, „weil, wie er ſagt, es weniger ſchäd-

lich iſt, daß das ganze Triebwerk nach einem fehlerhaften Plane fortgeht, als daß jede einzelne Feder ſich mit einer eignen abgeſonderten Schnellkraft bewegt. Das Opfer desjenigen, der in einer ſolchen Lage ſeine beſſere Ueberzeugung mit dem Gefühl aufgibt, auch ſeinen Ruhm auf's Spiel zu ſetzen, iſt eines der größten unter den vielen, welche der Feldherr dem öffentlichen Wohl zu bringen verbunden iſt."

Die ungeduldige Eile, womit das Wiener Cabinet die Ruſſen aus Italien hinauszuſchaffen ſuchte, entſprang natürlich nicht aus militäriſchen, ſondern aus politiſchen Erwägungen. Man wünſchte auf der Halbinſel freie Hand zu haben und der unbequemen Einmiſchung Suworoffs überhoben zu ſein. Denn es war ſeit Monaten kein Geheimniß mehr, daß Oeſterreich auf Vergrößerungen in Italien ſinne. Gegenüber von Sardinien zeigte das die ganze Haltung des öſterreichiſchen Cabinets; in Neapel war man wenigſtens dringend beſorgt*) und daß vom Kirchenſtaat ein Theil der Legationen die Lüſternheit Thuguts mächtig aufregte, galt als ausgemacht. Thatſache war es, daß ſeit Monaten Rußland von den meiſten italieniſchen Fürſten, den wiedereingeſetzten wie den vertriebenen, dringend um Hülfe gegen die öſterreichiſchen Vergrößerungsabſichten angegangen ward; nicht nur der verſchwägerte neapolitaniſche Hof, ſondern ſelbſt die päpſtliche Diplomatie rief den ſchismatiſchen Czaren zum Schutze an gegen den Kaiſer.**) Es galt in dieſen Kreiſen als ausgemacht, daß Oeſterreich ſich mit den Spolien der cisalpiniſchen Republik ausſtatten und namentlich die päpſtlichen Legationen als verfallene Beute an ſich ziehen wollte.

Kaiſer Paul konnte dies nicht mehr ignoriren; er wollte klar ſehen und ſchlug daher ſeinen Verbündeten (Ende Juli) einen Congreß vor, auf dem ſich Alle über ihre Abſichten, Erwartungen und Forderungen unumwunden ausſprechen ſollten. Den Congreß lehnte Thugut ab, allein aus ſeinen Unterredungen mit dem ruſſiſchen Geſandten ergab ſich genug, um Paul ins Klare zu ſetzen. Der öſterreichiſche Miniſter kam auf die letzte Theilung Polens zurück und erinnerte daran, wie damals ſeinem Kaiſer eine nur mäßige Beute zugefallen ſei, die ihre Ergänzung durch den Erwerb von Baiern habe erhalten ſollen. Die Verhältniſſe zu Baiern hätten ſich nun geändert; um ſo mehr glaube man auf Entſchädigungen in Italien beſtehen zu müſſen. Der Czar forſchte weiter; er verlangte, man ſolle die Forderungen genauer präciſiren. Ich werde hieraus erſehen, ſchrieb er ſeinem Geſandten, ob ich den Krieg gegen Frankreich fortzuſetzen habe oder ob ich Europa und mich ſelbſt gegen die maßloſen Anſprüche und die Vergrößerungsſucht des Hauſes Oeſterreich ſicherſtellen muß. Die Erklärungen, die Thugut gab, geſtanden

*) Nelſon bezeichnete Thugut wiederholt als des Hängens werth. S. Dispatches III. 452. 466.

**) S. die Actenſtücke bei Milutin III. 425 ff. 428 ff.

denn in der Hauptſache das ein, was man Oeſterreich nachſagte. Es gelte jetzt, war der Grundgedanke, ſich in Italien gegen jeden künftigen Anfall eine ſtärkere Barriere zu ſchaffen, die nicht mehr in der Hand eines Mittelſtaats liege; man wolle darum keinen der italieniſchen Fürſten verdrängen, wohl aber durch Abtretungen, z. B. Sardiniens und des Kirchenſtaats ſich eine beſſere Abrundung und feſtere militäriſche Gränze herſtellen. Der Eindruck, den der ruſſiſche Geſandte in Wien aus den Eröffnungen Thuguts empfing, ging dahin: daß Oeſterreich ohne dieſe Beute den Krieg läſſig betreiben oder ganz aufgeben werde, daß aber mit ihr es durchaus nichts dagegen habe, wenn Rußland und ſein Kaiſerhaus in Italien, Deutſchland oder den Niederlanden entſprechende Vortheile ſuche.*)

So war alſo Thugut unverändert derſelbe geblieben wie in der Kriſis von 1793—1794! Die nämliche ungeduldige Haſt die Beute zu theilen, ehe ſie erlegt war, dieſelbe Unerſättlichkeit, dem Verſchiedenſten zugleich — Baiern, Belgien und Italien — nachzujagen, und die gleiche Neigung, über der Intrigue, die dieſen Zwecken diente, alle größeren und allgemeinen Ziele aus dem Auge zu verlieren. So hatte er damals die erſte Coalition geſprengt, ſo gelang es ihm auch wahrſcheinlich diesmal, die Frucht vieler und denkwürdiger Siege auf unverantwortliche Weiſe zu verſcherzen. Es deutete wenigſtens ſchon jetzt Alles darauf hin. Kaiſer Paul nahm die Eröffnungen mit kaum verhehltem Unmuth auf; ſein monarchiſcher Inſtinct leitete ihn viel richtiger als aller Scharfſinn und alle Verſchlagenheit des öſterreichiſchen Miniſters. Denn das Wort, was er bald nachher ausſprach, war vollkommen zutreffend: daß, um einen Feind zu beſiegen, der ſchon einmal vor die Thore Wiens gekommen ſei, vor allem Eintracht, Aufrichtigkeit und Offenheit unter den Verbündeten nothwendig ſei. In dieſe Stimmungen des Argwohns und Unwillens fielen dann recht aufregend die Berichte und Klagen Suworoffs; ſchon ſeit Anfang Auguſt hatte Paul alles Vertrauen in die öſterreichiſche Politik verloren und ſprach es offen aus: daß er die Revolution nicht bekämpft habe, um eine mit ihr verwandte Politik an die Stelle zu ſetzen.**) Es fehlte, nachdem es einmal ſo weit gekommen war, natürlich nicht an Anläſſen, die Kluft zu erweitern. Wenn Oeſterreich Bedenken dagegen hatte, daß ſich das würtembergiſche Hülfscontingent mit dem ruſſiſchen Heere vereinigte oder wenn es ſich beſann, dem ruſſiſch-türkiſchen Bundesvertrag beizutreten, ſo diente das nur dazu, die Misſtimmung des Czaren, die ohnedies faſt täglich durch Suworoff Nahrung erhielt, zu ſteigern. Nun kam ein neues aufregendes Ereigniß. Erzherzog Carl verließ mit ſeinem ganzen

*) S. die merkwürdige Note d. d. 29. Auguſt bei Miſiutin III. 439 ff.

**) Pour avoir pris la resolution d'anéantir le gouvernement français actuel, je n' ai jamais voulu souffrir qu'un autre prenne sa place et devienne à son tour la terreur des Princes qui l'avoisinent, en envahissant leurs Etats; ſchreibt Paul ſchon am 31. Juli an Raſumowski.

Heere die Schweiz. Paul hatte bei der Veränderung der Truppenaufſtellung immer vorausgeſetzt, daß die Räumung der Schweiz allmälig und in dem Verhältniß geſchehe, als Ruſſen nachrückten; jetzt brach der Erzherzog mit allen Oeſterreichern auf, ehe noch ein Mann von Suworoffs Heer die Alpen überſchritten, und berief ſich gegen alle Bitten und Vorſtellungen auf die beſtimmten Befehle von Wien. Noch an dem Tage, wo dieſe Nachricht in Petersburg eintraf (14. Sept.), ließ der Czar dem Grafen Cobenzl geradezu mit der Auflöſung des Bündniſſes drohen und kündigte zugleich Suworoff ſeinen Entſchluß an: nach erfolgter Beſetzung der Schweiz nur mit England in Verbindung zu bleiben, ganz unabhängig von Oeſterreich zu operiren und deſſen „habgierige Abſichten“ zu vereiteln.

So war die Coalition bereits aus den Fugen, denn nicht nur der Czar, ſondern auch England war durch die letzten Vorgänge in die größte Aufregung gerathen. Eine Zeitlang hatte die britiſche Politik das öſterreichiſche Drängen auf den Abmarſch der Ruſſen nach der Schweiz vollkommen gebilligt; auch in London ſah man die Ruſſen ungern in der Nähe von Genua und in Neapel. Pauls Liebhaberei für den Johanniterorden betrachtete man dort nicht mehr wie eine romantiſche Grille, ſondern ſah darin nichts anderes als die Abſicht Rußlands ſich der wichtigſten Station im Mittelmeere zu verſichern. Seit aber die Oeſterreicher die Schweiz räumten, ward man auch in London unmuthig und verlangte zürnend Erklärungen über die Abſichten des Wiener Cabinets. So traf Alles zuſammen, den Groll des ruſſiſchen Kaiſers zu ſchüren. Zu ſpät ſuchte jetzt Oeſterreich zu beſchwichtigen; der Argwohn des Czaren ging bereits ſo weit, daß er eine plötzliche Schwenkung ſeines Verbündeten ins franzöſiſche Lager für nicht undenkbar hält. Ein Schreiben, das er am 18. Sept. an Suworoff richtete, zeichnete dem General bereits für dieſen Fall ſein Verhalten vor. Sie werden, ſagte Paul, entweder in der Schweiz verbleiben und in der Folge den Krieg auf eigne Fauſt fortführen oder die nöthigen Maßregeln treffen, um mit Ihren Truppen nach Rußland zurückzukehren und die Treubrüchigen dem Gerichte Gottes zu überlaſſen. Vierzehn Tage ſpäter ward Raſumowski von Wien abberufen, weil auf ihn Thugut zu viel Einfluß übte, und ihm ein Nachfolger gegeben, der dem öſterreichiſchen Miniſter höchſt unwillkommen war.

Unter ſo trüben Auſpicien begann Suworoffs Uebergang über die Alpen. Selbſt im Falle es ihm gelang ſich mit dem andern ruſſiſchen Heere in der Schweiz zu vereinigen, ſo blieben doch die Eindrücke der Zwietracht und Erbitterung beſtehen und mußten die Coalition immer mehr untergraben; wenn es ihm aber nicht gelang und ſeine Ahnung ſich erfüllte, daß durch den Abmarſch der Oeſterreicher der Beſitz der Schweiz verloren gehen werde, dann war dies auch unfehlbar der letzte Stoß, der den ſchon tief erſchütterten Kriegsbund nach allen Richtungen aus einander trieb.

Wir haben die Heere in der Schweiz in dem Augenblicke verlaſſen, wo es dem Erzherzog gelungen war, Maſſena an der Limmat zurückzudrängen und ſich der Stellungen bei Zürich zu bemächtigen. Dazwiſchen ſpielte, wie eine ſelbſtändige Epiſode, die auf die große Entſcheidung nur mittelbar einwirkt, ein kleiner Krieg auf den Gebirgspäſſen und Alpenübergängen. Am Gotthard, im Wallis, im Reußthal und am Vierwaldſtätter See wurde im Juni und Juli lebhaft, aber mit ſchwankendem Erfolg geſtritten; ein kleines Geſchwader der Franzoſen beherrſchte den Vierwaldſtätter See, öſterreichiſche Geſchütze beſtrichen die feindliche Flotille. Gegen 80,000 Mann Franzoſen waren im Ganzen zu dieſer Zeit in der Schweiz vereinigt; ſie dehnten ſich von Baſel und der Aar nach dem Albis, dem Zuger, dem Brienzer See bis ins Wallis hin aus, das Gros ſtand noch auf dem Uetli bei Zürich. Die Kaiſerlichen, insgeſammt von etwa gleicher Stärke, hatten gegen 50,000 Mann an der Limmat vereinigt, kleinere Abtheilungen ſtanden am rechten Rheinufer, am Züricher und Vierwaldſtätter See, im Reußthal und im Oberwallis. Das zweite ruſſiſche Hülfsheer unter Korſakow wurde erwartet; die Vereinigung mit dieſem, welche die Kaiſerlichen um dreißigtauſend Mann ſtärker als den Gegner zu machen verhieß, wollte der Erzherzog erwarten, um dann einen kräftigen Schlag gegen die franzöſiſche Hauptmacht in der Schweiz zu führen.

Dem zuvorzukommen entſchloß ſich Maſſena um die Mitte Auguſt zu einem Angriff auf die ſchwächeren Stellungen der Oeſterreicher. Während er ſie an der Limmat durch kleine Neckereien beſchäftigte, wurde im Wallis, am Gotthard, auf der Grimſel und auf den Höhen des bündtner Oberlandes lebhaft und blutig geſtritten. Ein Angriff auf die kleinen öſterreichiſchen Abtheilungen, die an der oberen Rhone im Wallis ſtanden, eröffnete (13. Auguſt) den Kampf und drängte ſie über die Alpenpäſſe, zum Theil auf ſteilen Bergwegen, die ſonſt nur der Gemsjäger aufſucht, hinab nach dem Langen See. Auch von der Grimſel wurden die öſterreichiſchen Poſten, nachdem dreimal vergeblich auf ihre Stellungen geſtürmt worden, nach dem Rhonethal gedrängt (14. Auguſt), von wo ſie über den Nüfenenpaß und durch das Livinerthal gleichfalls den Weg nach dem Langen See ſuchten. Am nämlichen Tage war das wilde Reußthal der Schauplatz blutiger Kämpfe geworden. Eine franzöſiſche Colonne war über den Suſtenpaß nach dem Maienthal vorgegangen, ſtieß dort auf eine kaiſerliche Feldſchanze und bedrängte ſie lange fruchtlos mit wiederholten Angriffen. Mittlerweile hatte auch abwärts an der Reuß, nicht weit vom Vierwaldſtätter See, der Kampf begonnen und eine franzöſiſche Colonne war bei Fluelen gelandet. Von zwei Seiten im Reußthal angegriffen, aus der Maienſchanze nach hartnäckigem Kampfe herausgeworfen, zogen ſich die Oeſterreicher in die engen Felsſchluchten des Schächen- und Maderauerthales zurück. Nur auf den Höhen des Reußthales, wo ſich die engen Felswände über dem Fluß faſt völlig ſchließen, der ſchmale Weg durch Felsſchluchten

und an ſchwindelnden Abgründen ſich hinzieht, oben an der Teufelsbrücke ſtanden noch 3 kaiſerliche Bataillone; vom See abgeſchnitten, im Rücken durch den Feind, der von der Grimſel und Furka herabkam, bedroht, gaben ſie ihre Stellung preis und zogen (16. Auguſt) nach der Oberalp, dem ſteilen Joch, welches das Urſernthal vom bündtner Oberlande ſcheidet. Auch auf jenen unbewohnten und unbebauten Höhen, an dem öden, eiskalten Oberalpſee, rings umgeben von Felswänden und Schneefeldern, nicht weit von einer der Quellen des Vorderrheins ward ein hitziges Gefecht geliefert, das die Oeſterreicher nach Chur zurückdrängte. So waren die Simplon- und Gotthardübergänge verloren, und zwar in einem Augenblick verloren, wo vielleicht Suworoff auf ſeinem unfreiwilligen Rückmarſch über die Alpen gerade einen dieſer Wege einſchlug, um in die innere Schweiz zu gelangen.

Es war das der Zeitpunkt, wo Korſakow bei Schaffhauſen eintraf. Der Erzherzog war in ſeiner Stellung geblieben und hatte die Franzoſen auf den Berghöhen vordringen laſſen, weil es ihm als die wichtigſte Aufgabe erſchien, die Ankunft der Ruſſen abzuwarten und dann mit einem Schlage auf dem entſcheidenden Punkte die Entwürfe des Feindes zu vernichten. Schon war ihm der Befehl zugekommen, der den neuen Kriegsplan und den Befehl zum Abmarſch enthielt, aber er zögerte in der Vorausſicht, man werde ihm einen kleinen Ungehorſam verzeihen, wenn er ihn durch einen Sieg bezeichne. Seine Hoffnung war, an der nördlichen Gränze der Schweiz, nicht weit von der Aarmündung die Aar zu überſchreiten, die ſtark entblößte linke Flanke der Franzoſen anzufallen und ihre Verbindung mit Baſel abzuſchneiden. Allein der Plan, deſſen Gelingen von der Ueberraſchung des Gegners abhing, ward durch die Weitläufigkeit und die Mühen des Flußüberganges vor der Ausführung vereitelt. So verfloß der Auguſt ohne eine bedeutende Entſcheidung; es war alſo die Zeit herangekommen, wo Suworoff zur Vereinigung mit Korſakow nach der Schweiz aufbrechen, der Erzherzog ſich nach dem Mittelrheine wenden ſollte. Fünfundzwanzigtauſend Mann unter Hotze blieben vorerſt noch bis zu Suworoffs Ankunft zurück; mit ihnen das etwa gleich ſtarke ruſſiſche Heer unter Korſakow; alles Uebrige brach nach dem Oberrhein auf. Die Anſtalten zur Dislocirung der Truppen enthüllten die ganze Verkehrtheit des neuen Kriegsplanes; die Verwirrung und der offene Unfriede zwiſchen Ruſſen und Oeſterreichern waren üble Vorzeichen der kommenden Ereigniſſe. Entfernte ſich nun der Erzherzog, der in dieſer Entzweiung vermitteln, im Nothfall gebieten konnte, ſo fehlte es vorausſichtlich ganz an dem ſtarken, einheitlichen Willen, der dieſe widerſtreitenden Elemente zuſammenhalten und einigen konnte. Der Erzherzog ſelbſt glaubt, auch ein „weniger ſtrenger Beurtheiler“ werde ihn tadeln, daß er nicht durch einen entſchiedenen Willen und Befehl den öſterreichiſchen und ruſſiſchen General anhielt, ſchnell und ohne Widerrede und mit der größten Kraft auf dem linken Ufer des Züricher Sees die Operationen fortzuſetzen; er deutet an, daß es vielleicht

beſſer geweſen wäre, wenn er perſönlich in der Schweiz blieb, oder ſeinen Abmarſch wenigſtens bis zu Suworoffs Ankunft verzögerte. Er ſieht in dem Gange der Dinge eine neue Beſtätigung, wie gefährlich es ſei, wenn die entfernten Cabinete über den Gang der Operationen beſtimmte Weiſungen ertheilen, ſtatt ihren Feldherren nur im Allgemeinen den Zweck und die Anſichten zu bezeichnen, nach denen ſie vorgehen ſollen.*) Indeſſen iſt doch auch gegen den Erzherzog ſelbſt von competenter Seite der Vorwurf erhoben worden, daß er perſönlich nicht ohne Schuld an dem Gange der folgenden Dinge geweſen ſei, indem er erſt Monate lang ganz unthätig blieb, dann einen matten Anlauf zum Kampfe nahm und ſchließlich es doch unterließ, vor ſeinem Abmarſch ſeine unzweifelhafte Ueberlegenheit zu einem kraftvollen und glücklichen Schlag gegen Maſſena zu benutzen.

Der Krieg auf deutſchem Boden erſcheint neben den Ereigniſſen in den Alpen, am Mincio, der Adda und Trebbia nur wie eine wenig bedeutende Epiſode; es war dort ſeit den blutigen Tagen von Oſterach und Stockach nichts Eingreifendes mehr geſchehen. Wohl ſtanden von Mainz bis Hüningen vierzigtauſend Franzoſen gegen eine kaiſerliche Streitmacht, die nur etwas mehr als halb ſo ſtark war, aber es war gleichwol von ihnen nichts Ernſtes und Wichtiges unternommen worden. Die Urſache dieſer Zurückhaltung war wohl keine andere, als die hohe Meinung, welche der Feind von den deutſchen Streitkräften am rechten Rheinufer, beſonders von dem neugebildeten Landſturm hegte.

Die Erfolge in der Schweiz und in Italien hatten dem deutſchen Süden nicht nur die Wiederholung der bitteren Erlebniſſe von 1792, 1795—97 erſpart; ſie hatten auch im Ganzen auf die Meinung und Stimmung der Menſchen günſtig gewirkt. Wir reden nicht von dem niederen Schweifwedeln vor der ruſſiſchen Siegesglorie und der kläglichen Franzoſenfreſſerei, womit ſeit des Erzherzogs, Krays und Suworoffs Siegen die officielle und halbofficielle Preſſe ſich breit machte; man ſchien in dieſen Kreiſen nicht zu fühlen, wie demüthigend es für das große Deutſchland war, erſt unter dem Klange ruſſiſcher Waffen wieder einiges Selbſtvertrauen zu gewinnen, und wie wenig Würde darin lag, ſich in Prahlereien gegen die zu ergehen, vor denen man eben noch ſich ſchmachvoll gebeugt. Aber abgeſehen von dieſen durch jeden Windhauch beherrſchten Stimmungen waren die Erfolge vom März bis zum Auguſt nicht ohne bleibenden Eindruck geweſen. Nach der demüthigen Unterwerfung, wie ſie ſeit 1796 geübt und noch zuletzt in Raſtatt zum Aeußerſten getrieben worden, erwachte wieder etwas Selbſtvertrauen. Die kleineren ſüddeutſchen Reichsſtände, die ſich dem Feinde ſo eilfertig in die Arme gewor-

*) S. a. a. O. II. 149. Vgl. Clauſewitz hinterl. Werke VI. 74. 75.

fen, gewannen wieder den Muth, an ihre Pflicht zu denken; Manche ſuchten nun die frühere Unterwürfigkeit durch recht ſichtbaren Eifer vergeſſen zu machen. Die Stände des ſchwäbiſchen Kreiſes, die 1796 ein ſo trauriges Exempel gaben, waren nun bereit, ihr Contingent zu ſtellen; der fränkiſche Kreis rüſtete auch, und der neue Kurfürſt von Pfalzbaiern, von deſſen Franzoſenfreundlichkeit man im Voraus überzeugt geweſen, traf die Anſtalten, zwölftauſend Mann den Kaiſerlichen zur Verſtärkung zuzuſchicken. Auch der Herzog von Württemberg rüſtete ein Contingent gegen die Franzoſen; von dem Vertrag von 1796 war keine Rede mehr, er ſollte — ſo lautete jetzt die Parole — dem Herzoge damals von den Landſtänden aufgezwungen worden ſein!

Am friſcheſten gab ſich aber der Umſchwung in der Stimmung des Volkes ſelber kund, das, der Räubereien und Gewaltthaten ſeit 1795 lebhaft eingedenk, nur des Antriebes und der Leitung bedurfte, um ſich ſeiner Kraft bewußt zu werden. Der kurmainziſche Miniſter Albini hatte den Gedanken angeregt, die Einwohner ſelbſt zum Schutze ihres Eigenthums aufzubieten, und als dies am Main und im Odenwald Anklang fand, ſtellte er ſich perſönlich an die Spitze des Aufgebots, das durch einige Bataillone regulärer Truppen unterſtützt war. Wichtige militäriſche Thaten konnten von einer ſo exteuporirten Waffenmacht nicht erwartet werden, aber die Plünderungszüge wurden abgehalten. Drum fand das Beiſpiel bald Nachahmung im ſchwäbiſchen und fränkiſchen Kreiſe. Die erſte Organiſation war ſo einfach wie möglich. Der Oberamtmann ſammelte und commandirte die Mannſchaft ſeines Oberamtes; die Gemeinde bildete in der Regel eine Compagnie und wählte dazu die Anführer. Die junge Mannſchaft von 17—36 Jahren machte meiſtens das erſte Aufgebot aus, das ſich auf das erſte Allarmſignal zu verſammeln hatte; an ſie ſchloß ſich in zweiter Reihe die verheirathete Mannſchaft gleichen Alters. Die urſprüngliche Bewaffnung der Meiſten waren nur „lange Gabeln oder dergleichen gefährliche Waffen;“ doch war ein Theil auch mit Schießgewehren bewaffnet. Der Erzherzog Karl erkannte den trefflichen Keim, der in dieſen unvollkommenen Anfängen verſteckt lag; er dachte daran, eine Landmiliz daraus zu entwickeln, die beſſer bewaffnet und militäriſch organiſirt war; der Entwurf, den er dafür ausarbeitete,*) iſt aber nie zur Ausführung gekommen.

Die Franzoſen verſuchten wenigſtens im Kleinen die Räubereien von 1795 und 1796 zu erneuern. Im Anfang September kamen franzöſiſche Colonnen vor Frankfurt an und verlangten unter dem nichtigen Vorwand, „es ſeien engliſche Magazine in der Stadt“, eine Summe Geldes. Die Stadt hätte ſich im Nothfall dieſer Zudringlichkeit gewaltſam erwehren können, aber die Meſſe hatte eben begonnen; drum zog ſie es vor, die Ungeſtörtheit des Ver-

*) S. Reuß Staatscanzlei 1799. IX. 42—67.

kehrs mit einem Opfer von dreimalhunderttausend Gulden zu erkaufen. Gegen solche Handstreiche leistete fortan der neue Landsturm gute Dienste. Was jetzt in den ersten Wochen des Septembers aus dem Odenwald und dem Spessart nach dem Main hinzog, bildete zwar keine regelmäßige Kriegsmacht, aber es war zahlreich und kräftig genug, die Franzosen in ihren Razzias zu stören. Die ungewohnte Erscheinung zeigte wieder, wie wenig die regierenden Gewalten fähig waren, die in der Nation schlummernden Kräfte zu nützen. Es bedurfte beim Heranzug der feindlichen Raubhorden nur eines kurzen und kräftigen Wortes an die Bewohner des oberen Main, des Spessart, des Frankenlandes und in kurzer Zeit hatte sich eine Volkswehr von 15—20,000 Mann gesammelt. Sie kamen jetzt, durch einige Abtheilungen kaiserlicher Truppen verstärkt, von Aschaffenburg den Main herab und drängten die feindliche Colonne, die Frankfurt gebrandschatzt, hinter die Mauern von Mainz zurück. Hätten die pfälzer und schwäbischen Gebiete am Mittelrhein sich gleich rasch zu den Waffen gefunden, so wäre ihnen eine Plünderung, womit der Feind sie jetzt heimsuchte, erspart worden. Es waren von Mannheim (Ende August) drei französische Colonnen aufgebrochen, die sich nach dem obern Neckar und nach Schwaben in Bewegung setzten, um an Geld, Lebensmitteln und Bekleidung einzutreiben, was sie brauchten. Von Heidelberg bis Bruchsal, Bretten und Heilbronn wurden die Städte gebrandschatzt und das platte Land geplündert, bis die Nachricht vom Anmarsch der Kaiserlichen die raubenden Horden zurücktrieb.

Denkwürdige kriegerische Thaten, an denen der Kampf dieses Jahres sonst so reich ist, waren am Oberrhein bis in das Spätjahr keine zu verzeichnen. Im Juni schlug man sich an der Kinzig und Dreisam, aber das waren nur Vorpostengefechte oder Scharmützel zu nennen im Vergleich mit den Schlachten, die zur nämlichen Zeit in den Alpen und der Lombardei geliefert wurden. Am 23. Juni wurden die französischen Posten im Breisgau von den Kaiserlichen angegriffen und auf Breisach zurückgedrängt; drei Tage später wurde der Feind auch bei Ettenheim, Offenburg und Oberkirch geworfen und zog sich in die Stellungen von Kehl zurück. Die verlorenen Posten wieder zu gewinnen, griffen die Franzosen (4. Juli) mit verstärkter Macht an, gewannen auch Renchen und Offenburg wieder, aber die Nachricht, daß die österreichische Reserve vom Schwarzwald heranziehe, vermochte sie zurückzugehen. Nun trat wieder eine Pause ein, die bis in den September dauerte. Die neuen Rüstungen der französischen Republik verhießen den Kampf zu beleben, es war besonders auch auf eine Verstärkung der Streitkräfte am Oberrhein Bedacht genommen. Eine unabhängige Rheinarmee unter Moreau sollte hier gebildet und der Kampf auf dieser Seite des großen Kriegsschauplatzes kraftvoller als bisher aufgenommen werden. Doch waren auch jetzt glänzende Kriegsthaten von den Franzosen nicht zu rühmen. Sie begannen den Herbstfeldzug mit räuberischen Streifzügen und machten

dann vergebliche Versuche, die Festung Philippsburg zu nehmen. In der Festung lagen 2,300 Mann Besatzung, aus verschiedenen kleineren Contingenten buntscheckig gemischt, aber von einem tapferen Officier, dem Rheingrafen von Salm, commandirt. Die Franzosen forderten die Besatzung zur Uebergabe auf, und wie sie verweigert war, eröffneten sie (6. September) ein Bombardement, das bis zum 12. ununterbrochen fortdauerte, ohne die Standhaftigkeit der Besatzung, die nicht durch Casematten, sondern nur durch einige Blockhäuser geschützt war, zu erschüttern. Aber die Stadt wurde zum größten Theil in Brand geschossen und bot den Anblick eines rauchenden Schutthaufens, aus dem die unglücklichen Bewohner kaum noch ihr Leben unversehrt hinwegzutragen vermochten.*) Jetzt kam der Erzherzog mit einigen 30,000 Mann vom Schwarzwald herab; seine Ankunft brachte der kleinen Reichsfestung den ersehnten Entsatz (12. September). Die kaiserliche Vorhut und Reiterei drängte die Franzosen in raschem Rückzug zum Theil auf Mannheim, zum Theil über den Rhein zurück. Es wirkte bei dieser Verfolgung auch der Landsturm mit, angeführt von einem Manne, der nachher eine der Celebritäten der Bonaparteschen Zeit geworden ist, dem damaligen pfalzbairischen Obersten Karl Philipp von Wrede. Ursprünglich der bürgerlichen Laufbahn bestimmt und auch im Anfange der Revolutionskriege beim Heidelberger Oberamt angestellt, war er seit 1792 als Kriegscomissär verwendet worden, erwarb sich in dieser Stellung Neigung und Kenntniß des Kriegswesens, hatte dann eine Oberforstmeisterstelle erlangt und begann jetzt, in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre, nicht mehr als Dilettant und Zuschauer, sondern als selbständiger Führer seine von Glanz und Glück geleitete kriegerische Laufbahn.

Auf ihrem Rückzuge hatten die Franzosen 6000 Mann in die Festung Mannheim geworfen, deren Vorwerke in dem Winkel zwischen Rhein und Neckar eilig wiederhergestellt und durch den Anbau einiger Schanzen verstärkt waren. Der Erzherzog war ihnen rasch gefolgt; begierig, mit seinem langen Marsche von den Quellen der Donau bis zur Neckarmündung doch ein größeres Resultat, als den Entsatz von Philippsburg, zu erreichen, entschloß er sich, Mannheim mit Sturm zu nehmen. Am Morgen des 18. September begann der Angriff auf die Befestigungen vom Rheine bis zum Neckar; die Schanzen wurden theils umgangen, theils erstürmt; auf den Wällen verließ der Feind in Unordnung seine Posten, indessen eine stürmende Colonne an das Heidelberger Thor vordrang und mit Hülfe der Bewohner den Eintritt in die Stadt erlangte. Da zugleich die Rheinbrücke durch österreichische Batterien zerstört war, gerieth Alles, was von französischen Truppen noch in

*) S. „Umständliche Nachricht von dem Mordbrande, welchen die Franzosen zwischen dem 6—12. September 1799 an den Gebäuden der Reichsfestung Philippsburg vollbracht haben."

der Stadt war, in Gefangenschaft. Die Kaiserlichen bezogen in der Nähe von Mannheim, dessen unbrauchbar gewordene Festungswerke sie vollends schleiften, die Franzosen bei Landau ein Lager; abermals trat eine Pause in den kriegerischen Bewegungen ein, indessen an einer andern Stelle die letzte Entscheidung des Feldzuges erfolgte.

Der Reichstagskörper zu Regensburg war während dieser allgemeinen Erschütterung kaum aus seinem gewohnten einförmigen Geleis herausgetreten. Erst ward der Gesandtenmord zur Sprache gebracht und, wie zu erwarten war, in unsäglicher Breite und Langsamkeit verhandelt. Bis man aus den früheren Verhandlungen seit 1500 ein Seitenstück zu der vom Kaiser verlangten Reichsdeputation hervorgesucht und bis dann jeder einzelne Reichsstand seinen persönlichen Abscheu über die blutige That kundgegeben, war der Juli herangekommen und voraussichtlich schlummerte nun die Sache vollends ein*) — zumal der kaiserliche Hof kein Interesse verrieth, die hergebrachte Regensburger Langsamkeit in dieser Sache zu beflügeln.

Dann kam nach der Auflösung des Congresses die Kriegsfrage zur Verhandlung. Den ersten Anstoß hatte Schweden gegeben, ein mit dem Reiche nur lose verknüpftes Glied, das aber an royalistischem Eifer gegen die Revolution in den vordersten Reihen stand. Gustav IV. war von ähnlichen Stimmungen wie Paul beherrscht; er hatte mit seinem kaiserlichen Verwandten auch den unglücklichen holstein-gottorp'schen Familienzug gemein, der die Katastrophe Beider hervorgerufen hat. Die schwedische Erklärung, zu einer Zeit übergeben (24. April), wo der Congreß noch nicht einmal auseinander war, konnte als ein Musterstück von Ergebenheit gegen den Kaiser und die österreichische Politik gelten; der Stand Pommern verlangte darin die Theilnahme des Reiches am Kriege und erbot sich mit der Erfüllung aller seiner reichsständischen Pflichten voranzugehen. Der Inhalt, wie die unterwürfige Form erregten im reichsfürstlichen Kreise einige Bewegung; man fand diese allerdings sehr selten gewordene Loyalität gegen Kaiser und Reich ungewöhnlich, beinahe beunruhigend, und hatte ernste Sorgen, es möchte nun das „geistliche Corps" rasch diesen Anlaß benutzen und im Bunde mit dem Wiener Hofe neue Römermonate und neue Contingente vom Reichstag erlangen. Aber es war in Regensburg dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen! Obwol durch die Auflösung des Congresses, dessen Verabredungen ausdrücklich für nichtig erklärt wurden, das Reich von selbst wieder in Kriegsstand mit der französischen Republik eingetreten war, kam doch erst im Juli die kaiserliche Aufforderung an den Reichstag, die pflichtschuldigen Beiträge an Geld und Mannschaft zu liefern. Erst im August und September wur-

*) Das letzte Lebenszeichen war ein Reichsgutachten vom 9. August, worin der Reichstag sein Vertrauen zu der vom Kaiser angeordneten Untersuchung aussprach und „die Sache ganz der bekannten Gerechtigkeit des kaiserlichen Hofes" übergab.

den darüber die Verhandlungen eröffnet; es kam in allen drei Collegien eine Mehrheit dafür zu Stande, daß die fünffache Bewaffnung stattfinden und hundert Römermonate bewilligt werden sollten. Die Neutralen hielten sich wie früher von Berathung und Beschlußnahme fern. Am 8. November erfolgte dann die kaiserliche Ratification des Reichstagsbeschlusses mit einer lebhaften Aufforderung an „einen jeden und alle Reichsstände, die Pflichten zu erfüllen, die ihnen die Natur des allgemeinen Reichsverbandes auferlege". Am Reichstag war es aber so still geworden, daß einer der Kanzleibeamten in einer eigenen Brochüre (October) die wohlmeinende Frage aufwarf: „Mit was könnte sich wohl die allgemeine Reichsversammlung bei der jetzigen Geschäftsruhe am nützlichsten beschäftigen?" *) Und draußen auf den Schlachtfeldern, wo das Schicksal Deutschlands ausgefochten ward, hatte der Feldzug des Jahres gerade in dem Augenblicke seinen entscheidenden Abschluß erhalten, wo Kaiser und Reich endlich den Beschluß einer neuen Kriegsrüstung fertig gebracht hatten!

Mit sichtbarem Widerstreben war indessen Suworoff von dem Schauplatz seiner Siege nach der Schweiz aufgebrochen; gerade um die Mitte September hatten seine ersten Colonnen das Oertchen Taverne, am Fuß des Monte Cenere zwischen Lugano und Bellinzona erreicht. Der russische Feldherr war verstimmt und von trüben Ahnungen beherrscht. Die letzten Vorgänge, besonders der Abmarsch des Erzherzogs aus der Schweiz hatten seine Hoffnung auf Erfolge sichtbar verringert. „Die Russen", äußerte er, „leiden Mangel an Truppen, Kleidung und vielen Hülfsmitteln; sie müssen sich auf rauhem, gebirgigem und gefährlichem Terrain schlagen und werden nur Wenige übrig behalten, ehe sie nach Winterthur gelangen. Massena hat keine Gründe, uns dort abzuwarten; er wird sich auf Korsakow werfen". Als er nun bei seiner Ankunft in Taverne (15. Sept.) die von den Oesterreichern versprochenen Maulthiere, deren er zum Gebirgsmarsch bedurfte, nicht vorfand und Tage lang warten mußte, bis sie ankamen, da steigerte sich sein lange genährter Groll gegen die Verbündeten; „man hält uns", schrieb er seinem Kaiser, „mit schmählichen Versprechungen hin; der Feind wird durch unsere Unthätigkeit zur Fassung kommen und unsere Lage sehr gefährlich machen". Am 21. September endlich begann der Aufbruch über die Alpen.

Aber welch seltsamen Weg schlug Suworoff ein! Er ging über den Gotthard, den er erst mit den Waffen in der Hand erstürmen mußte, der ihn durch lauter Engpässe und Defileen führte und der schließlich nicht in einer großen Heerstraße, sondern — im Vierwaldstätter See ausmündete. Die meisten Sachverständigen sind der Ansicht, daß der beste Uebergang ent-

*) Nach der früher angeführten Reichstagscorrespondenz.

weder über den Bernhardin oder über den Splügen gewesen wäre. Auch russische Stimmen*) meinen: Suworoff hätte wenn er den Splügen wählte nicht nöthig gehabt sich von Train und Feldartillerie zu trennen, er hätte in Taverne auf die Saumthiere nicht warten müssen und wäre darum, noch ehe Massena angriff, im Stande gewesen sich mit Hotze zu vereinigen. Aber Suworoff ging von der Meinung aus: nur den rechten Flügel des Feindes könne man mit der sichern Aussicht auf einen entscheidenden Erfolg angreifen und um diesen rasch zu erreichen bleibe kein andrer Weg als der von Bellinzona über den Gotthard.**) Er dachte sich eine große Operation gegen die Franzosen, die sie mit combinirten Bewegungen zum Rückzug zwang; in dem Augenblick wo er vom Gotthard herabstieg, sollten die Oesterreicher zugleich den Feind von der Linth zurückdrängen und Korsakow die Limmat überschreiten.

Allein eine solche Bewegung gegen einen zahlreicheren Feind war nicht leicht, wenn, wie es hier der Fall war, mächtige Alpenstöcke und Defileen die einzelnen Corps von einander trennten. Die Größe dieser Schwierigkeiten wurde von dem genialen Führer der Russen offenbar unterschätzt. Seine Landsleute versichern, er habe nach den österreichischen Berichten von der Stärke der feindlichen Armee eine zu geringe Vorstellung gehabt und das Terrain der Schweiz nur unvollkommen im Einzelnen gekannt. Auffallend ist es, daß die Anordnungen, die er über seinen Marsch an die Führer in der Schweiz ergehen ließ, keine Einwendung von diesen hervorriefen; ja die russischen Berichte versichern, daß in den gegenseitigen Erörterungen die unglückliche Mündung der Gotthardstraße im Urner See nicht einmal zur Sprache gekommen sei.

Wohl schrieb Suworoff im Moment des Aufbruchs an Hotze und Korsakow: „kein Hinderniß, keine Schwierigkeit, kein Opfer darf uns hemmen, nichts uns erschrecken", und sein Name bürgte dafür daß er dies Wort wahr machte; allein die Schwierigkeiten überstiegen voraussichtlich alle seine Erwartungen. Er wollte um den 26. September bei Schwyz eintreffen; aber wo war der Weg, auf dem er sein Heer dahin führen wollte? Schwerlich konnte er doch seine Sache darauf gestellt haben, daß er die Saumpfade und steilen Bergwege durch das Schächenthal und über den Kinzigkulm einschlug, die zu gehen ihn nachher die äußerste Noth zwang!***) Räthselhaft bleibt es in jedem Falle, wie man im Hauptquartier einen Weg wählen mochte, welcher nach unsäglichen Anstrengungen in einen von steil abfallenden und unwegsamen Felsen umschlossenen Alpensee auslief, den wahrscheinlich der Feind beherrschte.

---

*) S. Miliutin IV. 198 f.

**) S. die Disposition ebendas. 210—212. Vgl. S. 12—14.

***) S. Clausewitz hinterl. Werke VI. 117 ff. 242 f.

Suworoffs Ahnung, daß er zu ſpät nach der Schweiz komme, täuſchte ihn nicht; während er die Höhen des Gotthards erreichte, geſchah am Züricher See der entſcheidende Schlag. Die Franzoſen hatten ihre 70—80,000 Mann von Baſel bis zum Gotthard und den Walliſer Höhen in ſtarke Aufſtellungen vertheilt; am Uetli und in der Umgebung von Zürich konnte Maſſena raſch gegen 40,000 Mann concentriren. Dieſer Maſſe gegenüber hielt Korſakow in viel geringerer Stärke Zürich und das Limmatthal beſetzt, Hotze hatte eine ziemlich zerſtreute Aufſtellung an der Linth zwiſchen dem Züricher und Wallenſtadter See. Von den Meiſtern des Faches wird über die Dispoſition Korſakows manche Rüge ausgeſprochen, dagegen von allen Seiten rühmend anerkannt, daß Maſſena ſeine Anſtalten zur Entſcheidung mit bewunderuswerther Umſicht getroffen habe. Am 25. September ſah ſich Korſakow in Zürich angegriffen; er ſchlug ſich tapfer mit dem Feinde herum, drängte ihn nach dem Uetli zurück und behauptete die Stadt, indeſſen die Franzoſen an einer anderen Stelle den entſcheidenden Schlag führten. Es waren von ihnen zum Uebergang über die Limmat die Vorbereitungen mit großem Geſchick getroffen und der Uebergang ſelbſt raſch und meiſterhaft ausgeführt worden. Während Korſakow bei Zürich beſchäftigt war und den Umfang der Gefahr nicht einmal erkannte, wurde bei Dietikon, wo die Ruſſen es am wenigſten erwarteten, am frühen Morgen die Limmat überſchritten, die ruſſiſchen Poſten völlig geworfen, die Straße nach Zürich gewonnen und bis in die Nähe der Stadt ſelber vorgedrungen. Dort ſchlug man ſich noch am Abend; vergebens bemühten ſich die Ruſſen, den Feind in ſeine alten Stellung zurückzuwerfen, kaum gelang es ihnen, ſich ſelber in der Stadt zu behaupten. Auch die Erneuerung des Kampfes am nächſten Morgen brachte keinen beſſeren Erfolg; es gelang nur eben noch, die Straße nach Winterthur offen zu halten, während das feindliche Geſchütz ſchon die Stadt beſtrich. Korſakow entſchloß ſich zum Rückzug, der ſchon mit den Waffen erkämpft werden mußte und dem Heere einen großen Theil ſeines Gepäckes und Geſchützes koſtete. Entmuthigt durch das Mislingen gegenüber einem bis jetzt verachteten Gegner, ohne Geſchütz und Gepäck, außer Stande, in nächſter Zeit den Kampfplatz wieder zu betreten, ging das ruſſiſche Heer mit allen Zeichen einer entſchiedenen Niederlage theils nach Bülach und Egliſau, theils über Winterthur nach Schaffhauſen zurück. Nicht glücklicher war indeſſen der Ausgang des Kampfes am Züricher und Wallenſtadter See (25. September). Es gelang dort den Franzoſen über die Linth vorzudringen und die Oeſterreicher beim Dorfe Schännis zurückzuwerfen; als Hotze ſich dann ſelber an die Spitze der Truppen ſtellte, um den Feind zurückzudrängen, und er raſch bis an die franzöſiſche Plänklerkette vorritt, erfolgte eine Salve, die ihn ſelber und die nächſten Officiere um ihn niederſtreckte. Der Tod des Feldherrn unterbrach den Zuſammenhang und die Einheit der Bewegungen; die Oeſterreicher wurden aus ihren Stellungen geworfen und traten noch in der Nacht ihren

Rückzug gegen St. Gallen an; eine am Wallenſtadter See zurückgelaſſene Abtheilung ward abgeſchnitten. Dreitauſend Gefangene, zwanzig Geſchütze und die bei Rapperſchwyl vor Anker liegende bewaffnete Flottille der Oeſterreicher bildeten die Trophäen dieſer Tage; auf die Nachricht von den Ereigniſſen bei Zürich gingen die Kaiſerlichen nach Vorarlberg zurück. Es war eine allgemeine Schlaffheit eingetreten, und alle einzelnen Führer ließen ſich von der Entmuthigung, welche die ſchlimmſte Frucht der Ereigniſſe vom 25. und 26. September war, ohne Widerſtand fortreißen.

Die Lage Suworoffs war durch dieſe Kataſtrophe auf's allerbedenklichſte geſtaltet; ſie war ſchon ſchwierig genug, ehe die Niederlage an der Limmat erfolgt war und ehe er ſie kannte. Auf ſeine Truppen, die plötzlich aus den geſegneten Regionen Italiens in dieſe engen Felsſchluchten der Alpen eintraten, um ſich den Schnee- und Eisregionen des Gotthard zu nähern, machte dieſer raſche Uebergang aus der heiterſten Fruchtbarkeit in eine wilde, düſtere Natur von rieſenhaften Dimenſionen den Eindruck, den das Gewaltige und Ungeheuere unwillkürlich erweckt. Sie fühlten ſich beengt, beunruhigt und ſchwankten zum erſten Male in ihrem Vertrauen auf den ſieggewohnten Feldherrn. Er ſelbſt ſchien der Gleiche wie in den glücklichen Tagen; in ſeiner gewohnten leichten Kleidung, mit einem weißen Kamiſol und weißen Beinkleidern angethan, ein dünnes Mäntelchen umgeworfen, ritt er unverdroſſen auf ſeinem Koſackenpferd dahin und ſtählte den Muth der Mannſchaft für die kommenden Mühen und Gefahren. Mit ungefähr 20,000 Mann war Suworoff am 21. September gegen den Gotthard vorgerückt; eine Abtheilung von acht Bataillonen und zwei Koſackenregimentern unter Roſenberg ſchlug bei Bellinzona den Weg ins Blegnothal ein, um über den Lukmanier nach dem bündtner Oberlande vorzudringen, wo ein öſterreichiſches Corps (2400 M. unter Auffenberg) bei Diſſentis bereit war, den Ruſſen die Hand zu reichen. Das Gros der ruſſiſchen Armee mit der öſterreichiſchen Brigade unter Strauch, die am Fuß des Gotthard geſtanden hatte, ging nach der Gotthardshöhe. Am 24. September kam es in dem ſteilen Tremolathale, zwiſchen Airolo und dem Hoſpiz, zu einem hartnäckigen und blutigen Gefecht, das mit dem Rückzug der Franzoſen endete. Das Merkwürdigſte hatte dabei eine Colonne gethan, die, ohne einen Thaleingang zu benutzen, den Hauptrücken der Alpen an der ſteilen Lehne ſelbſt erſtieg und den Franzoſen in den Rücken kam. Gleich denkwürdig war der Kampf, den am nämlichen Tage das Corps Roſenbergs auf den Höhen des bündtner Oberlandes beſtand. Nicht weit von den Quellen des Vorderrheins, an einem auf der Höhe gelegenen See ſtieß er auf einen feindlichen Poſten, der nach einem Kampfe von mehreren Stunden des Paſſes nach dem Reußthal hinabgeworfen ward. Am Abend erſchien Roſenberg auf den Höhen von Andermatt; dorthin hatte ſich Lecourbe mit einer Brigade

vom Vierwaldſtätter See aufgemacht und Andermatt und Hoſpenthal beſetzt. Es war ſchon die Nacht angebrochen, als Roſenberg herabſtieg, die Franzoſen aus Andermatt herausdrängte und ſie zum raſchen Rückzug nach der Teufelsbrücke zwang. An dem Urnerloch und an der grauſigen Felsſchlucht, über welche die Teufelsbrücke hinzieht, erwarteten denn die Franzoſen die Ruſſen, ihr Vordringen ihnen möglichſt theuer zu verkaufen. Ein Glück für dieſe, daß Lecourbe ſelbſt, ſeines Rückzuges nicht ſicher und von dem Vorrücken Auffenbergs durch das Maderaner-Thal benachrichtigt, nicht mit der ganzen Macht oben an der Reuß blieb, ſondern nach Amſteg, an dem Eingange der engen Thalſchlucht, zurückgegangen war. In der That näherte ſich Auffenbergs Colonne bereits Amſteg, als Lecourbe dort anlangte; doch war der Durchgang noch frei und der franzöſiſche General konnte ungeſtört bis zum Vierwaldſtätter See zurückgehen. Am frühen Morgen des 25. Sept. brach Roſenberg nach dem Urnerloch vor; es empfing ihn ein heftiges Feuer, das jedes Durchbrechen durch die enge Höhle unmöglich machte. Die Ruſſen erkletterten die nahen Höhen und wateten durch die ſchäumende Reuß, um den Feind zu umgehen. Jetzt gaben die Franzoſen das Urnerloch preis und warfen ſich auf die Teufelsbrücke zurück; das Andringen der Ruſſen aufzuhalten, ſuchten ſie die Brücke zu zerſtören: es gelang aber nur mit dem ſteinernen Anbau, der die Fortſetzung des Bogens bildete; das Geſchütz warfen ſie in die Tiefe. Doch war der Durchgang jetzt unterbrochen; von den Nachdringenden fanden Viele an dem geöffneten Abgrunde der Teufelsbrücke ihren Tod und es ſchien nicht denkbar, ſelbſt gegen die viel ſchwächere Zahl der Franzoſen den Durchgang zu erzwingen, als die Ruſſen den kühnen Entſchluß wagten, mitten im Feuer des Feindes einzeln den ſteilen Rand der Reuß hinabzuklettern, durch den wild ſchäumenden Fluß zu waten und, indem ſie am andern Ufer mühſam hinaufſtiegen, die Franzoſen zu umgehen. So ward die Brücke gewonnen, der Uebergang über die geſprengte Stelle mit Brettern und Baumſtämmen hergeſtellt. Am 26. September langte Suworoff zu Altorf an, wo die Gotthardſtraße in die Wellen des Vierwaldſtätter Sees mündet und kein Fahrzeug bereit lag, ihn nach dem andern Ufer zu bringen. „Eine unwegſame Gebirgsmaſſe trat ihm entgegen und ſtreckte ihren nackten Felſenarm das finſtere Schächenthal hinauf wie ein rieſiger Wegweiſer des Schickſals“.*) Nur auf den Hirten- und Jägerpfaden dieſer engen Thalſchlucht und der Bergübergänge im Hintergrunde war es möglich, zu wirthlicheren Gegenden zu gelangen, und ſelbſt dies war zweifelhaft, wenn der Ausgang des Kampfes, der in denſelben Stunden am Züricher See gefochten ward, den Feind in den Beſitz dieſer Alpenpäſſe brachte. Und in welchem Zuſtande war das Heer! Seit ſechs Tagen zog es bergauf, bergab, mußte ſich um Fußpfade und Brückenſtege ſchlagen, die Reuß durchwaten, ſteile Abhänge

*) Clauſewitz VI. S. 191.

hinanklimmen, mit kümmerlicher Nahrung, während ſtrömende Regengüſſe jeden Schritt erſchwerten. Schon bildete der Zug der Armee von Airolo bis Altorf eine ununterbrochene gemiſchte Reihe von Laſtthieren und Nachzüglern.

Ohne den Truppen Ruhe und Raſt zu gönnen, ſchlug der unerbittliche Feldherr (27. September) den Weg ins wilde Schächenthal ein, um von da über die ſteile Höhe des Kinzigkulm den Weg ins Thal der Muotta zu finden. Noch am Abend trafen die erſten Koſakenſchwärme in Muotta ein und nahmen dort ein paar Compagnien Franzoſen gefangen, die von dem nur drei Stunden entfernten Schwyz dahin geſandt waren; der Zug des ganzen Heeres, das ſich raupenartig über die öden Felsmaſſen hinbewegte, dauerte ſechszig Stunden. Am Abend des 29. Septembers war die ganze Maſſe, nach unnennbaren Anſtrengungen, in Muotta angekommen; es war kein Leiden, das erſchöpfte Soldaten treffen kann, ihnen erſpart worden, und wie viele waren der Ermüdung erlegen oder hatten in den grauſigen Felsabgründen ihr Grab gefunden! Schon drängten im Rücken die Franzoſen nach, in der Front hatte Maſſena, ſeit dem 26. von den Ereigniſſen auf dem Gotthard unterrichtet, Truppen gegen Schwyz vorgeſchoben.

Noch war dem ruſſiſchen Feldherrn die wahre Lage der Dinge verborgen; er glaubte an den Sieg Korſakows und irrige Nachrichten hatten ihn auf dem Wege nach Muotta darin beſtärkt. Ein ausgeſchicktes Koſakenpiket, das von den Franzoſen zurückgetrieben ward, brachte die erſte verworrene Kunde von den Niederlagen an der Linth und Limmat; noch immer wollte Suworoff nicht daran glauben, ſondern war entſchloſſen, gerades Weges auf Schwyz vorzurücken. Aber die Nachrichten von Korſakows und Hotze's Schickſal wurden bald zur vollen Gewißheit. Wie wollte Suworoff, der höchſtens noch fünfzehntauſend Mann Fußvolk zählte, faſt ohne alles Geſchütz und mit wenig Munition durch Herabſteigen in die Ebene den verlorenen Erfolg wieder gewinnen? Es war vielmehr zu fürchten, daß, ſobald er die ſchützenden Berge verlaſſen habe, er von allen Seiten mit überlegenen Kräften angefallen, durch Defileen umſtrickt nur in ſein unabwendbares Verderben ſtürzen werde. Es blieb nur ein Weg: raſch den Uebergang über den Pragel zu gewinnen und von da nach Glarus hinabzuſteigen. Am 29. und 30. September begann der Marſch über den Pragel, ſchon in fortwährendem Gefecht mit den Franzoſen; doch waren die Truppen noch ſtark genug, ſich den ungeſtörten Rückzug zu erkämpfen. Ja, am 1. October wurde Maſſena ſelbſt, der mit einer Colonne von 8—10,000 Mann gegen Muotta vorrückte, von den Ruſſen, die faſt ohne Geſchütz waren, angegriffen und mit dem Verluſt von fünf Geſchützen und tauſend Gefangenen nach Schwyz zurückgeworfen. Am nämlichen Tage war Suworoff in Glarus angelangt. Es vergingen mehrere Tage, bis ſich der Feldherr mit ſeinen langſam ſich ſammelnden Truppen entſchloß, welchen Weg er einſchlagen wollte. Die Nachrichten über das Schickſal der

verbündeten Heere waren mangelhaft und verworren; nur tauchte aus der Ungewißheit immer bestimmter die Thatsache auf, daß auf eine Verbindung mit ihnen nicht mehr zu zählen, der Weitermarsch nach dem Wallenstädter See bedenklich war. So wählte Suworoff den Marsch nach dem Serufftthal, um über den Panixer Paß den Weg nach dem bündtner Rheinthal zu finden. Der Weg war durch frisch gefallenen tiefen Schnee äußerst schwierig; die kaum ausgeruhten Truppen, größtentheils ohne Fußbekleidung und ohne zureichende Lebensmittel, mußten abermals alle Mühen eines schwierigen Alpenmarsches ertragen. Ein frisch gefallener, zwei Fuß tiefer Schnee, der mit jedem Schritte wich — so erzählt der Erzherzog — deckte die schmalen Fußwege, auf welchen die Felsmassen des Gebirgsrückens einzeln und mühsam erklettert werden mußten. Von der Höhe herab, so weit das Auge reichte, zeigten sich Graubündten und Tirol als eine ungeheure Schneewüste: keine menschliche Spur, kein Pfad war zu sehen; kein Strauch gewährte die Möglichkeit, Feuer zu machen; keine Felsenspitze ragte hervor, um dem Wanderer zum Wegweiser oder zur Stütze zu dienen. Auf dem jenseitigen Abhange war der Schnee durch die kalten Winde so glatt gefroren, daß nur der Sturz der vorderen Menschen und Pferde die folgenden warnen konnte, den gefährlichen Steig mit einem andern eben so gefährlichen zu vertauschen. Opfer hat natürlich dieser Marsch genug gekostet; die Kranken und Verwundeten mußten ohnedies zurückbleiben. Zwischen dem 8. und 10. October kam dann die Armee im Vorderrheinthal an, wo sie die ersehnte Ruhe und Erholung fand.

So schloß dieser wunderbare Alpenzug, der an kühnen Abenteuern und an Ausdauer der Truppen Alles hinter sich läßt, was die gerühmtesten Bergzüge, alter und moderner Zeiten, aufzuweisen haben. Wohl war der Verlust an Menschen und Material, den die drei Wochen gekostet, einer verlorenen Schlacht gleich; aber der moralische Eindruck sah eher einem Siege ähnlich. Wenn Suworoff und sein Heer, sagt Clausewitz,*) diesen Zug durch ein für sie so wunderbares Land, von welchem sie selbst hinterher nur verworrene Vorstellungen und fabelhafte Eindrücke haben konnten, mit einem Blick durchliefen, so mußte ihnen derselbe wie ein reißender Strom vorkommen, der alle die Dämme durchbrochen hat, welche ihm das feindliche Heer beim Gotthard, dem Crispalt, bei Amsteg, Altorf entgegengesetzt hatte, und jede dieser Ueberwältigungen wie ein Sieg über das feindliche Heer. Sie hatten diese wunderbaren Berge auf Pfaden überstiegen, welche nie ein Kriegsheer betreten hat und wahrscheinlich nie wieder betreten wird, und als sie nach der äußersten ihrer Anstrengungen im Thale von Muotta wie ein gejagtes Wild ermattet niedersanken und der feindliche Feldherr selbst herbeieilte, sie gefahr- und muthlos zu überwältigen, hatten sie sich, wie der Bär in seiner Höhle,

*) VI. 215.

zerfleiſchend auf ihn geworfen und ihn in Schrecken und Verwirrung wieder hinausgejagt.

Nur für die Dauer des auſtro-ruſſiſchen Bündniſſes waren dieſe letzten Ereigniſſe eine ſchlechte Vorbedeutung. Hatten ſie das Selbſtgefühl des ruſſiſchen Führers mächtig gehoben, ſo war zugleich ſein Groll gegen die Verbündeten gewachſen, die ihn wider ſeinen Willen zu dieſem Zuge genöthigt, die ihm damit die Frucht ſeiner Siege entwanden, deren Schuld es nach ſeiner Meinung war, daß alle ſeine beiſpielloſen Mühen doch nur eben mit einem Rückzuge geendigt. Schon äußerte er den Verdacht, daß Oeſterreich an ein vortheilhaftes Abkommen mit dem Feinde denke, und ſeinem Kaiſer erklärte er rückhaltlos, er ſehe keine Ausſicht eines Erfolges mehr. Korſakow habe nur noch zehntauſend Mann erſchöpfter Truppen, er ſelber nicht viel mehr; drum ſei das einzige Rettungsmittel, die Schweiz zu verlaſſen und an einem paſſenden Orte (er dachte an Italien) Winterquartiere zu ſuchen, um die Mannſchaft zu ergänzen und die ermatteten Kräfte für den neuen Feldzug zu ſtärken.*) Es bedurfte kaum der Beſchwerden Suworoffs, um das miſstrauiſche Gemüth des Czaren aufzuregen. Noch bevor dieſer die letzten Ereigniſſe kannte, ſprach er ſchon ſein Misvergnügen über die Leitung der öſterreichiſchen Politik aus; auch er verſchloß ſich nicht mehr dem Verdacht, daß Oeſterreich ein Separatabkommen mit dem gemeinſamen Feinde treffen wolle. Sollte das der Fall ſein, ſchrieb er, dann iſt es an der Zeit, mit allen Truppen den Rückzug nach Rußland anzutreten.

Die Dinge auf dem Kriegsſchauplatze gingen raſcher zu Ende, als der Czar hatte ahnen können; die letzte Kataſtrophe ließ den Gedanken an eine Behauptung der Schweiz nicht mehr aufkommen. Die Reſte der auſtro-ruſſiſchen Armee waren theils nach dem Rheinthal und Vorarlberg, theils an den Bodenſee gegangen; Korſakow ſelbſt, durch 4000 Baiern und 2700 Mann vom Condé'ſchen Corps verſtärkt, ſtand zwiſchen Conſtanz und Schaffhauſen, wohin ſich auch einzelne Abtheilungen von Hotze's Heer gezogen hatten. Die letzten Gefechte, die man dort den Franzoſen lieferte, änderten die Situation nicht; es ſah aus, als ſeien ſie mehr, damit man ſcheine etwas gethan zu haben, unternommen worden, als in der Hoffnung, den Kriegsgeſchicken eine günſtigere Wendung zu geben. Die Schweiz war bis zum Rhein, wo er die Gränze gegen Graubündten macht, wieder in den Händen der Franzoſen; die Stellungen waren alſo ungefähr dieſelben, wie im Frühjahr, als man bei Feldkirch und am Lucienſteig den Feldzug eröffnet hatte.

Der Kataſtrophe in der Schweiz war eine andere vorausgegangen, welche

*) S. die angeführte Correſpondenz II. 216 f. 232 ff. 252.

die Bande der Coalition vollends gelockert hat. In Holland war die Expedition des englisch-russischen Corps ruhmlos gescheitert. Ende August war dort eine britische Flotte mit 20,000 Mann am Helder gelandet; die erwartete oranische Volksbewegung schien anfangs einzutreten, ein großer Theil der holländischen Flotte ging zu den Briten über. Im September kam dann das russische Hülfsheer von 13,000 Mann, durch viertausend Engländer verstärkt. War es mehr die unfähige Führung des Herzogs von York, oder die falsche Ansicht, die man sich von der Volksstimmung gebildet, genug, das Unternehmen misglückte völlig. Erst schlug Brune die Verbündeten bei Bergen (19. September), dann, nachdem sie einen flüchtigen Vortheil erlangt, zum zweiten Male bei Castricum (6. October); dazu kam dann der Rückschlag der Ereignisse an der Limmat. York war froh, durch eine Capitulation den Rest der Armee wegführen zu können; in die Coalition war aber ein mächtiger, unheilbarer Riß gemacht. Paul I. schrieb das Mislingen der englischen Leitung zu und klagte seine Verbündeten offen an, ihrem Egoismus seien seine Truppen nutzlos zum Opfer gefallen. Bei einem von Natur argwöhnischen Charakter, dessen Großmuth sich von fremder Selbstsucht misbraucht fühlte, reichten auch zweifelhafte Thatsachen hin, den einmal wach gewordenen Verdacht zum feindseligsten Mistrauen zu steigern.

Erzherzog Karl war auf die Kunde der Züricher Ereignisse mit dem größten Theil seiner Truppen vom Rhein weiter nach dem Schwarzwald aufgebrochen und stand in der ersten Hälfte des Octobers zwischen dem Rhein und den Donauquellen mit etwa 40,000 Mann, also einer Masse von Streitkräften, die groß genug war, um auch jetzt noch auf die kriegerische Entscheidung in der Schweiz einen gewichtigen Einfluß zu üben. Die Frage, warum der Erzherzog nicht rasch vorging, Massena angriff und, wie es wahrscheinlich war, ihn schlug, damit nicht blos die Schlacht von Zürich vergalt, sondern, was mehr werth war, den Eindruck der letzten Unfälle glänzend vergessen machte und das gelockerte Band zwischen Russen und Oesterreichern auf's Neue knüpfte — diese Frage ist von den Sachkundigen mit sichtbarem Befremden aufgeworfen und die Antwort in jenem angeborenen Mangel an kühner, entschlossener Thatkraft gefunden worden, die mehr als einmal in des Prinzen ruhmreichem Leben ihm selber die schönsten Lorbeeren entwunden hat.*) Der Erzherzog scheint sich selbst nicht ganz frei von dem Vorwurf gefühlt zu haben und räumt den Mangel eines raschen Entschlusses unverhohlen ein. Allein er sagt auch, daß die „momentane Entblößung der Zugänge zu Vorarlberg und Graubündten" den Absichten des Wiener Hofes nicht entsprochen habe; es wirkten also auch hier die nämlichen Einflüsse mit, die so oft den sicheren Erfolg verscherzt hatten.

So kam es auch jetzt, in einem Augenblicke, wo es vom besten Erfolge

*) S. Clausewitz VI. 263 f., das Werk des Erzherzogs II. 294.

geweſen wäre, zu keinem Einverſtändniß zwiſchen dem Erzherzoge und dem ruſſiſchen Feldherrn. Suworoff, der ſich bis gegen den Bodenſee zurückgezogen, ſchlug einen vereinten Angriffsplan nach der Schweiz vor, der Erzherzog fand denſelben zu gewagt und ſchien überhaupt nicht ſehr geneigt, jetzt noch mit ſeiner Armee den Rhein zu überſchreiten. In einer andern Lage wäre es immer noch denkbar geweſen, daß es zu einer Verſtändigung zwiſchen beiden Feldherrn kam; nach Allem, was vorausgegangen, war aber dies kaum zu hoffen. In den Erörterungen zwiſchen dem Erzherzog und Suworoff zeigt ſich auf der einen Seite eine ſpröde, ängſtliche Zähigkeit, auf der andern eine tiefe Erbitterung, die ſich nur noch mit Mühe Zwang anthut. Noch auf dem Marſche über die Alpen hatte Suworoff laut und offen Oeſterreich des Verraths angeklagt. Als er im Muottathal umſchloſſen war von dem ſiegreichen Feind, durchbrach ſein Unmuth alle Schranken; der Treuloſigkeit des öſterreichiſchen Cabinets maß er allein die Schuld ſeiner Bedrängniß bei. „Ich werde meine Gebeine, rief er einmal auf dem Marſch, nicht dem Feinde überlaſſen; ſterbe ich hier, ſo möge man auf mein Grab die Aufſchrift ſetzen: Suworoff, ein Opfer des Verrathes, nicht der Feigheit.“ Und dieſe Stimmung ging durch die ganze Armee; ſelbſt die gemeinen Soldaten murrten und höhnten über die Oeſterreicher oder nannten Thugut als den Urheber des Uebels.*)

Unter ſolchen Verhältniſſen ein kameradſchaftliches Zuſammenwirken herſtellen, war allerdings nicht leicht. Es gehörte eine ganz beſondere Geſchicklichkeit dazu, um die ruſſiſche Empfindlichkeit, zu welcher neben der angeborenen Selbſtüberſchätzung auch begründete Beſchwerden genug mitgewirkt, richtig zu behandeln und den reizbaren Feldherrn, den ſein Alter, ſeine Verwöhntheit im Siege und die Eindrücke der jüngſten Zeit doppelt rauh und borſtig machten, wieder zu verſöhnen. Allein der Erzherzog gab ſich nicht einmal beſondere Mühe; ſein trockenes, kühles Benehmen und eine gewiſſe pedantiſche Förmlichkeit erweiterten die Kluft, ſtatt ſie zu ſchließen. Faſt ſcheint es, als war er ſelber verſtimmt, daß ſich gerade an ihm die üble Laune der Ruſſen ausließ.

So führten die Verhandlungen zwiſchen den beiden Feldherrn zu keinem Ziele. Als der Erzherzog den erſten Plan Suworoffs abgelehnt, brach dieſer zwar noch nicht ab, allein ſeine Neigung zu einer erneuten Offenſive ward mit jedem Tage geringer; er hielt wenigſtens noch einige Erholung ſeiner Truppen für nöthig, ehe er weiter zum Angriff ſchritt. In ſeinen vertrauten Berichten an den Kaiſer verhehlte er aber ſein Mistrauen gegen die Oeſterreicher nicht; der Erzherzog, lautet ſein Refrain, wird ſich wie immer von allem zurückziehen.**) Zwar correſpondirte er mit ihm noch am 16. October

*) S. Miliutin IV. 100. 103. 131.

**) S. den Bericht an Paul d. d. 14. Oct. bei Miliutin IV. 148. 149.

über eine gemeinſame Aufſtellung und ſchob am Tage drauf die Offenſive wenigſtens nur auf kurze Zeit hinaus; allein die völlige Umſtimmung ſtand nahe bevor. Am 18. October verſammelte Suworoff einen Kriegsrath und äußerte, daß er nur geringe Hoffnung auf den Erfolg einer Offenſive ſetzen könne, und zwar vornehmlich, weil auf die Oeſterreicher kein Verlaß ſei. Einmüthig erklärte dann nach ruſſiſchen Quellen der Kriegsrath: „daß man nur Verrath, aber keine Hülfe von den Oeſterreichern erwarten könne und darum von einer Angriffsoperation abſtehen müſſe.“*)

Nach ſolch eclatantem Bruch war an eine Ausgleichung nicht mehr zu denken. Dem Wunſch des Erzherzogs, in einer perſönlichen Zuſammenkunft ſich über gemeinſame Schritte zu bereden, entzog ſich Suworoff erſt ausweichend; als er wiederholt ward, in gereiztem Tone. „Der junge General, ſchrieb er höhnend an Tolſtoi, will mich wie ein Demoſthenes durch ſeine Beredſamkeit bezaubern. Sie befinden ſich in deſſen Nähe, berathen Sie ſich mit ihm, und ſetzen Sie mich dann von dem Ergebniß in Kenntniß. Ich bin mit meiner Antwort auf deſſen Beſtimmtſagen vollkommen bereit. Der Held der Defenſive hat ſich in dieſem Feldzuge durch die Vertheidigung der Erblande Alles entreißen laſſen.“

So blieb es bei ſchriftlichem Verkehr und, wie ſich denken läßt, wurde derſelbe mit jeder Stunde verbitterter. Der Erzherzog ſprach eindringlich, zuletzt herb und beinahe drohend; er verwahrte ſich gegen den Abmarſch der Ruſſen und machte ſie für die Folgen verantwortlich; Suworoff benahm ſich wie ein hypochondriſcher Mann, dem der öſterreichiſche Oberfeldherr für alle Schliche und Ränke Thuguts büßen muß. Der öſterreichiſche Feldherr prophezeit die ſchlimmſte Wendung, wenn die Ruſſen ihre Drohung wahr machen; der ruſſiſche General wirft jenem unverblümt vor, daß ſein Abmarſch aus der Schweiz die Urſache alles Uebels ſei. So erſchöpfte man ſich in Klagen und Gegenanklagen. Wenn der Erzherzog den Vorſchlag macht, die Ruſſen ſollten wenigſtens Graubündten und Vorarlberg decken, ſo ſieht der ruſſiſche Feldherr darin eine Beleidigung für ſeine „ſieg- und ruhmgekrönten Truppen“; oder wenn Jenem bei dem beabſichtigten Abmarſch der Ruſſen nach Baiern der Ausdruck „Rückzug“ entſchlüpft, ſo ſchreibt ihm Suworoff einen zürnenden Brief, um ihm zu beweiſen, daß er die Worte Rückzug und Defenſive nie gekannt habe. Das Ende war, daß der Ruſſe vorerſt jede Mitwirkung ablehnte und ſeinen feſten Entſchluß verkündigte: in Baiern Winterquartiere zu nehmen. „Ihre Erblande, ſchrieb er dem Erzherzog am Tage vor dem Abmarſch,“**) werden am beſten vertheidigt durch uneigennützige Eroberungen, indem man die Herzen der Völker durch Gerechtigkeit gewinnt, nicht indem man die Niederlande räumt und zwei ſchöne Armeen mit Italien zu Grunde

*) Ebendaſ. 151. 152.

**) S. den merkwürdigen Brief d. d. Lindau 29. Oct. bei Milutin IV. 328. 329.

richtet. Es spricht ein alter Soldat, der fast 60 Jahre unter den Waffen war, zu Ihnen, der die Truppen von Joseph II. und Franz II. zum Sieg geführt und den Besitz Galiziens dem erlauchten Oesterreich befestigt hat; der ist nicht für das Geschwätz des Demosthenes, nicht für die Akademiker, die nur das gesunde Urtheil verwirren, nicht für den Senat des Hannibal. . . . Mögen, schließt er prophetisch, die zwei Armeen ihren Kaisern und Europa als tugendhafte Helden dienen; wo nicht, so gibt es ein neues Campoformio; schon sehen Sie das neue Rom in den Spuren des alten einhergehen; man wird Deutschland mit dem Titel „Verbündete" an sich ketten, wie Spanien, Holland, Italien, man wird daraus Schützlinge oder Unterthanen machen, und die Lande blühender Nationen in Provinzen umwandeln."

Es leidet durchaus keinen Zweifel, daß die Quelle des letzten Misverhältnisses nicht allein im Lager zu suchen war. Suworoff erhielt fast täglich Briefe von Wien und von Petersburg, die seinen Groll steigerten, seinen Argwohn nährten, denn in Petersburg war der Bruch noch entschiedener als in den Feldlagern am Bodensee. Als Suworoff noch an eine gemeinschaftliche Operation dachte, warnte ihn sein Kaiser schon vor den Oesterreichern und gab ihm die eventuelle Weisung nach Rußland zurückzukehren. Denn das Zerwürfniß zwischen den beiden Höfen, das wir schon im Juli und August entstehen sahen, war seitdem gewachsen; früher hatte der Vertreter Rußlands in Wien, Rasumowski, bisweilen noch gemildert und ausgeglichen, weil er naher Freund Thugut's war; er war darum abgerufen worden und sein Nachfolger that das Seine, um die klaffende Wunde zu erweitern. Schon ging im Kreise der russischen Diplomatie das Gerücht, Oesterreich stehe in geheimen Unterhandlungen mit den Franzosen, und die Anzeichen dafür waren wenigstens von der Art, daß argwöhnische Männer wie Kaiser Paul und Suworoff daran glaubten. In Italien hatte sich natürlich das österreichische Streben nach Vergrößerung seit Suworoffs Abgang viel unverhüllter entwickelt; namentlich in Piemont kam es zum förmlichen Conflict zwischen der kaiserlichen Occupation und zwischen der legitimen Autorität, die ihren Rückhalt an Rußland hatte. Schon dieser eine Anlaß hätte wahrscheinlich zum Bruch geführt. Wenigstens drohte Kaiser Paul am 17. October: wenn keine genügende Antwort über die italienischen Angelegenheiten erfolge, werde er seine Truppen abrufen und das Haus Oesterreich seinem Schicksal überlassen. Vier Tage später kam die Nachricht von der Niederlage bei Zürich nach Petersburg. Das war der letzte Tropfen, der das Gefäß überströmen machte. Der Czar war keinen Augenblick im Zweifel, daß an den Oesterreichern die Schuld des Unglücks lag. Unter dem Eindruck dieser Nachricht kündigte er (22. Okt.) dem Kaiser Franz an, daß er aufhören werde, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, „um dadurch nicht der schlechten Sache einen Triumph zu bereiten." Es war nicht zu zweifeln, daß mit der Drohung Ernst gemacht werden würde.

Noch gab der Czar seine antifranzösischen Meinungen nicht auf, aber wer bürgte bei einem so unberechenbaren Gemüth dafür, daß es nicht eines Tages Bonaparte besser als den Wiener Staatsmännern und Feldherrn gelingen werde, die russische Unbändigkeit geschmeidig zu machen? Vorerst war das russisch-österreichische Bündniß jedenfalls zerrissen, im Anfang Dezember traten die russischen Truppen ihren Rückmarsch nach dem Osten an.*)

Wir haben diese Vorgänge in ihrem Zusammenhange nicht unterbrochen, weil sie das wichtigste Ereigniß der nächsten Zeit, die Auflösung der großen Coalition, erläutern; wir wenden uns zu dem Gang der Dinge im Reiche selbst zurück. Es ist das Charakteristische in der Geschichte dieses Jahres gewesen, daß zu einer Zeit, wo auf den Schlachtfeldern der Schweiz und Italiens die deutschen Geschicke ausgefochten werden, der Reichskörper selbst in gewohnter Schläfrigkeit den Ereignissen nachhinkt und die Vorgänge in Regensburg kaum ein Interesse erwecken neben den Ereignissen des großen Krieges. So, erinnern wir uns, war man erst im Herbst, also in dem Augenblicke, wo die schwankende Wagschale des Sieges sich zu Gunsten Frankreichs neigte und der Kampf des Jahres seinem Abschluß entgegenging, mit dem Beschlusse (16. September) zu Ende gekommen: das Reich sei zum Krieg gegen Frankreich zu bewaffnen, die fünffache Bewaffnung aufzustellen und hundert Römermonate zu bewilligen. Die Gelder sollten in drei gleichen Zielen, jedes von sechs Wochen, vom Tage der kaiserlichen Ratification an gerechnet, bezahlt werden; diese Ratification erfolgte aber erst am 31. October! Der Eifer des Volkes war diesem verspäteten Concluſum wirksam vorangeeilt; unter dem Eindruck der Gefahr und in der Erinnerung an die Verwüstungen von 1795 bis 1797 hatte sich dort der Landsturm mit einer Raschheit gebildet, die bewies, daß es der Nation an Kraft und Mitteln nicht fehlte, wenn nur eine weise und thatkräftige Leitung sie zu gebrauchen verstand. Der Opferbereitwilligkeit der Fürsten und Regierungen war ein Sporn eingesetzt durch eine Erklärung des russischen Kaisers (26. Sept.), worin er seinen Eifer für die Sache der alten Ordnung Europas und der Integrität des Reiches betheuerte, aber auch alle Reichsstände ernstlich aufforderte, ihre Macht gegen den gemeinsamen Feind aufzubieten. Dem Versprechen, in diesem Falle „das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken," als bis das revolutionäre Ungeheuer bewältigt sei, war die Drohung angehängt, Rußland werde, wenn es keinen Anklang finde, sein Heer völlig zurückziehen und eine Sache aufgeben, „die selbst von denen so schlecht unterstützt werde, welche an ihrem Triumph den mei-

*) S. die Correspondenz Suworoffs II. 255. 266—269. 278. f. 282. 299 f. 303. 308. 314. 319. 321. 324. 332 ff. 338. Clausewitz VI. 272 f. Miliutin IV. 161 ff.

ſten Antheil nehmen ſollten." Die kleineren Reichsſtände, beſonders die geiſtlichen, beeilten ſich, dies Schreiben mit den eifrigſten Zuſagen zu beantworten und ſich mit einer widrigen Geſchäftigkeit beim ruſſiſchen Czaren über ihre patriotiſchen Opfer und Leiſtungen auszuweiſen.

Auch der Kaiſer mahnte zur eifrigen Theilnahme an dem Kampfe. Graf Lehrbach richtete an die ſchwäbiſchen Stände eine Aufforderung, worin gedroht war, der Kaiſer werde, wenn die bisherige Lauheit fortdaure, nur auf die eigene Vertheidigung bedacht ſein. Ebenſo erließ der Erzherzog Karl einen Aufruf an alle Deutſchen um freiwillige Unterſtützung des Heeres und ſchleunige Beiträge zu der äußerſt bedürftigen „Reichsoperationscaſſe". Der Erfolg dieſer Anſprachen und Aufmunterungen war beſcheiden. Wie viel Mühe es koſtete, ein kleines Contingent mobil zu machen und zur Thätigkeit zu bringen, und wie, wenn es dann zum Schlagen kam, die wunderlichſten Clauſeln einer ſelbſtſüchtigen und ängſtlichen Neutralitätspolitik erwachten, davon wird uns gleich nachher Württemberg ein Beiſpiel liefern.

Beſonders regen Eifer zeigte im Grunde nur ein Reichsſtand, von dem man es gerade am wenigſten erwartet hatte: der Kurfürſt von Pfalzbaiern. Als Maximilian Joſeph zur Regierung gelangte, war alle Welt überzeugt geweſen, die pfalzbairiſche Politik werde offen ins franzöſiſche Lager übergehen; ſich an Oeſterreich anzuſchließen, dazu ſchien nach Allem, was die Zweibrücker Dynaſtie ſeit 20 Jahren erlebt, keine Verſuchung denkbar. So hatte auch Thugut den neuen Kurfürſten beim Czaren zu zeichnen und den Groll des Autokraten gegen dies verhaßte Haus aufzuſtacheln geſucht. Es war ihm gelungen; Paul war, als ſeine Armeen nach Deutſchland zogen, in voller Erbitterung gegen den Kurfürſten, und es ſchien in der That, als werde er im erſten Zorn den Lieblingswunſch der Thugut'ſchen Politik erfüllen helfen. Indeſſen Kurfürſt Max Joſeph ging nicht in die Falle, die Thugut gelegt; er bot vielmehr Alles auf, den Czaren zu verſöhnen. Er rüſtete ſein Reichscontingent mit größerem Eifer als irgend ein anderer Reichsſtand und erwies ſich bereit, gegen Subſidien noch eine außerordentliche Hülfe gegen Frankreich zu leiſten. Herzog Wilhelm von Baiern, früher Pfalzgraf von Birkenfeld, der Vetter und Schwager des Kurfürſten, wurde nach Rußland geſandt, um darüber ein Abkommen zu treffen. Am 1. October ward zu Gatſchina der Vertrag geſchloſſen, der Baiern völlig mit Rußland ausſöhnte und es innig mit der antifranzöſiſchen Politik verflocht.*) Freundſchaft und Bündniß zwiſchen beiden Staaten, Garantie des pfalzbairiſchen Gebietes gegen jeden Tauſch und jede Minderung, Aufſtellung einer Hülfsarmee von 20,000 Mann gegen die Leiſtung britiſcher Subſidien waren die Grundbeſtimmungen des Vertrags; außerdem verpflichtete ſich der Kurfürſt, „mit aller Macht zum Erfolg der guten Sache beizutragen und das conſervative Beſtreben, welches die ruſ-

*) S. Martens Recueil; supplém. II. 252 ff.

ſiſche Politik in Bezug auf die deutſche Verfaſſung befolge, beſonders auch auf dem Reichstage zu unterſtützen." Dieſe Verabredung iſt freilich grell ins Gegentheil umgeſchlagen; denn wir werden Pfalzbaiern, wie den Nachfolger Kaiſer Pauls, wenige Jahre nachher in der vorderſten Reihe Derer erblicken, welche den Auflöſungsproceß der alten Reichsverfaſſung gewaltſam beſchleunigt haben. Vorerſt aber verband der Vertrag Baiern eng mit Rußland, und zwar in dem Augenblick, wo ſich deſſen Verhältniß zu Oeſterreich faſt völlig löſte. Der Rückmarſch Suworoffs, im bitterſten Grolle gegen Oeſterreich begonnen, ward durch Akte größter Freundlichkeit von Seiten Baierns bezeichnet; nicht nur ſchloß ſich das Contingent an die Ruſſen an, ſondern auf das Anſuchen des Feldmarſchalls um einen Geldvorſchuß für die Bedürfniſſe der abziehenden Armee beeilte ſich auch Max Joſeph, alle verfügbaren Mittel dem ruſſiſchen Feldheren zu verſchaffen. Zu den bittern Ausfällen gegen den Wiener Hof ſtand die Freundlichkeit in grellem Gegenſatz, womit Suworoff von den pfalzbairiſchen Truppen Abſchied nahm und dem Kurfürſten die wärmſten Lobſprüche über Soldaten und Führer ausſprach.*) So war die Thugut'ſche Cabale, Rußland auf Baiern zu hetzen, ins gerade Gegentheil umgeſchlagen.

Nicht ſo glücklich war Rußland in ſeinen Bemühungen geweſen, auch Preußen in den Kampf gegen Frankreich hereinzuziehen. Zwar hatte Preußen, von Paul mit gewohntem Ungeſtüm gedrängt, am 29. Dec. 1798 einen Hülfsvertrag mit Rußland geſchloſſen, welcher der Keim einer künftigen Allianz werden konnte, allein es war, als der Krieg ausbrach, bei dieſer Verabredung geblieben. Wie nun der Beginn des Kampfes in Deutſchland und in Italien, durch des Erzherzogs und Kray's Siege eröffnet, neue Hoffnungen auf eine Bewältigung der Franzoſen erweckte, da regte ſich auch in Preußen unter den einſichtsvollen und patriotiſchen Männern die Erwartung, es würden die Wege der kurzſichtigen Politik, die Preußen ſeit 1795 betreten, endlich verlaſſen werden. „Es iſt betrübend, ſchrieb damals Stein,**) uns gelähmt und in einem Zuſtande der Starrſucht zu ſehen, während man mit Nachdruck die Ruhe Europas auf den alten Grundlagen wiederherſtellen konnte, die Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz, Italien, Mainz. Wir amüſiren uns mit Kunſtſtücken der militäriſchen Tanzmeiſterei und Schneiderei; unſer Staat hört auf, ein militäriſcher Staat zu ſein und verwandelt ſich in einen exercirenden und ſchreibenden."

Die Bemühungen Rußlands durch den Grafen Panin, den die britiſche und öſterreichiſche Diplomatie eifrig unterſtützte, hatten indeſſen nicht vermocht, Preußen aus ſeiner thatenſcheuen Neutralität zur Action zu bringen. Das Mistrauen gegen Rußland und Oeſterreich, denen ein vollſtändiger Sieg

*) S. die angef. Correſp. II. 287 f. 294.
**) S. Steins Leben von Pertz I. 185 f.

über Frankreich zu viel Macht zu geben schien, wirkte dem Anschlusse eben so sehr entgegen, wie die egoistische und kurzsichtige Berechnung, man könne in der Neutralität seine Kräfte sparen und, während die Andern sich aufrieben, allein unverbraucht aus der großen Weltkrisis hervorgehen. Der große Kurfürst hatte einst in ähnlicher Lage geäußert: „Was neutral sein heißt, habe ich schon erfahren; wenn man schon die besten Bedingungen hat, wird man doch übel tractirt; ich habe auch verschworen, mein Leben lang nicht neutral zu sein, und würde mein Gewissen damit beschweren". Aber diese Traditionen waren in Preußen vergessen, obwol der Zeitpunkt zu handeln günstiger schien, als je. Denn wenn jetzt, nach den ersten Siegen des Frühjahrs, Preußen sich den Verbündeten anschloß und am Rhein und gegen Holland operirte, so war der Erfolg gegen die französische Republik gewiß. Dies war so einleuchtend, daß, als im Mai die Coalition neue Anstrengungen um Preußens Beitritt machte, selbst die bekannten Träger der Friedenspolitik den Moment einer glücklichen Mitwirkung für gekommen hielten. Es war in Westfalen ein preußisches Uebungslager gebildet, das man rasch in ein Hülfsheer gegen Frankreich umgestalten konnte. Nicht nur der Herzog von Braunschweig und einflußreiche Männer in der Umgebung des Königs neigten jetzt zum Kriege, selbst Haugwitz schlug sich zu dieser Meinung. Die Dinge waren, obwol der König mit einer Art von Aberglauben die Friedensgedanken festhielt, doch so weit gediehen, daß Haugwitz Vollmacht erhielt, mit den Russen abzuschließen. Aber mit einem Male, auf der Rückreise des Königs aus Westfalen, schlug die Stimmung wieder um und Friedrich Wilhelm III., von falscher Sparsamkeit und Friedensliebe beherrscht, vielleicht auch von der Erinnerung an die Kriegführung von 1792—95 bestimmt, ertheilte seinem Minister wieder Gegenbefehl. Zu Ausgang des Monats Juni waren die Verhandlungen abermals abgebrochen und die preußische Neutralität stand wieder fest. Wir haben in den Verhandlungen des Reichstags wahrgenommen, daß Preußen bei den neuen kriegerischen Rüstungen des Reichs unbetheiligt blieb und seine norddeutsche Clientel auf gleicher Bahn erhielt. Auch jetzt gab Rußland seine Hoffnung noch nicht auf; vielmehr erhielt sich das ganze Jahr hindurch das Bemühen des Petersburger Hofes, Preußen mit fortzureißen,*) allein aller Schwankungen ungeachtet trat kein bestimmter Wechsel in der Berliner Politik ein. Seit der Feldzug ungünstig geendet und in Frankreich eine Revolution erfolgt war, die Bonaparte ans Ruder führte, war weniger als je daran zu denken, daß Preußen es wagen werde, seine Waffen, die es der siegreichen versagt, mit denen der wankenden Coalition zu vereinigen.

*) S. die Suworoff'sche Correspondenz II. 96. 300. 308. 334. Miliutin III. 107 f. 183.

Indeſſen hatten ſich die letzten Epiſoden des großen Feldzugs von 1799 vollends abgeſpielt, am Oberrhein und in Italien. Als der Erzherzog nach der Kataſtrophe an der Limmat wieder nach dem Schwarzwalde aufbrach, hatte er einen kleineren Theil ſeiner Truppen, hauptſächlich ſeine Reiterei, ſammt den Aufgeboten des Landſturmes, in der Umgebung von Frankfurt und zwiſchen dem Rhein und Neckar bei Mannheim zurückgelaſſen. In dem Augenblick überſchritt der Feind wieder den Rhein und nöthigte die Kaiſerlichen gegen die Bergſtraße, den Landſturm gegen Aſchaffenburg zurückzuweichen. Am 16. October erſchienen die Franzoſen vor Mannheim, Ladenburg und Heidelberg zum Angriff. In Heidelberg ſuchten ſie die Brücke zu erſtürmen; anfangs zurückgeworfen, erhielten ſie zur rechten Zeit eine Verſtärkung von drei Reiterregimentern, die bei Ladenburg durch eine Furth des Neckars gegangen waren und die Stadt von der andern Seite bedrohten. Die Oeſterreicher zogen ſich neckaraufwärts und bis hinter die Enz zurück; Philippsburg ward von Neuem eingeſchloſſen. Es kamen aber Unterſtützungen vom Oberrhein und Schwarzwald; der Herzog von Württemberg, deſſen Land zunächſt bedroht war, ließ ſich durch den Erzherzog beſtimmen, fünf Bataillone, eine Schwadron und zehn Geſchütze ausrücken zu laſſen, ſo daß zu Ende October am Neckar und der Enz wieder zwölftauſend Mann gegen die Franzoſen vereinigt waren. Ein Angriff, den die Letzteren in der Richtung auf Bietigheim unternahmen (3. Nov.), gab den Kaiſerlichen Gelegenheit, einen glücklichen Schlag zu führen, ſie zurückzudrängen, Philippsburg wieder frei zu machen. Sie folgten dem Feinde bis Sinsheim und Langenbrücken und hätten ihn weiter gedrängt, wenn — die Württemberger nicht durch einen gemeſſenen Befehl ihres Herzogs angewieſen geweſen wären, an der Gränze ſtehen zu bleiben! Ein neuer Angriff, den die Franzoſen dann mit ſtärkerer Macht wagten (16. Nov.), beſtimmte die Oeſterreicher, in ihre früheren Stellungen zurückzugehen; Verluſt hatte nur die Philippsburger Beſatzung, die ſich bei Lusheim in lebhaften Kampf eingelaſſen und in Gefahr kam, abgeſchnitten zu werden. Die Feſtung ward von Neuem eingeſchloſſen.

Jetzt kamen Verſtärkungen vom Erzherzog, welche die Kaiſerlichen an der Enz in Stand ſetzten, anzugreifen. Der Führer dieſer Colonnen, Feldmarſchalllieutenant Sztarray, begann den Angriff am 2. December; während Wrede mit dem pfalzbairiſchen Contingent den linken Flügel der Franzoſen bei Neckarelz beſchäftigte, ging die Hauptmacht der Kaiſerlichen auf der Heilbronner Straße gegen Sinsheim und Dühren vor, warf den Feind aus ſeinen Stellungen dort auf Wiesloch zurück, zwang ihn durch eine andere Colonne, die Höhen von Menzingen preiszugeben und nach hartnäckiger Vertheidigung auch Odenheim zu verlaſſen. Bruchſal ward von den Franzoſen geräumt, Philippsburg abermals entſetzt. Am nächſten Morgen erneuerte ſich der Kampf; die Kaiſerlichen drängten nach dem Rheinthal vor, die Franzoſen wurden von der Elſenz nach Wiesloch, dem ſich bereits eine andere öſter-

reichiſche Colonne durch das Angelthal näherte, zurückgeworfen. Hier kam es noch zu einem lebhaften Gefecht, das mit dem Sieg der Kaiſerlichen endete. Die Franzoſen waren bis an den Rhein gedrängt; ihr linker Flügel, von Wrede bei Lobenfeld feſtgehalten, war von der Hauptmacht getrennt und es drohte ihm das Schickſal, abgeſchnitten zu werden. Das abzuwenden, nahm der franzöſiſche Feldherr zu einer Kriegsliſt ſeine Zuflucht; unter dem Vorwand, es ſei ein Unterhändler mit Friedensanträgen auf dem Wege nach Wien, ſchlug er einen Waffenſtillſtand vor, den Sztarray, offenbar ohne Kenntniß von der Lage des Gegners, mit dem Vorbehalt annahm, daß ihn der Erzherzog genehmige. Bis deſſen ablehnende Antwort eintraf, hatten die Franzoſen Zeit gewonnen, ungefährdet ihren Rückzug über den Rhein anzutreten.

In Oberitalien waren die Franzoſen auf die Umgebung von Genua beſchränkt. Auch nach Suworoffs Abzug hatte ſich das Verhältniß der beiden kämpfenden Parteien nicht geändert; von den Oeſterreichern waren neue Erfolge errungen, der letzte feſte Punkt in Sardinien, Coni, belagert und erobert worden. In Mittelitalien lagen die Dinge nicht günſtiger für die Franzoſen; ihre Beſatzungen in Toskana und im Kirchenſtaate waren vereinzelt und konnten ſich nicht behaupten; Ancona, von der Seeſeite eingeſchloſſen, ward auch zu Lande belagert und am 13. November zur Uebergabe gezwungen.

Allein alle dieſe Erfolge im Einzelnen wogen die Thatſache nicht auf, daß die Frucht der großen Siege dieſes Jahres verſcherzt, die Coalition im innerſten Weſen erſchüttert war. Entzweit und geſchwächt gingen die Sieger von Stockach und Zürich, von Caſſano, der Trebbia und von Novi aus dem großen Kampfe hervor und das in einem Augenblicke, wo in Frankreich der Verwirrung der Factionen endlich ein Ziel geſetzt war und ein Mann, wie Bonaparte, die dictatoriſche Gewalt in ſeiner Hand vereinigte.

Sechster Abschnitt.

Der Friede von Luneville.

In die letzten Tage des Kampfes, der die Geschichte des Jahres 1799 ausfüllte, fiel ein Ereigniß, von dessen Folgen die nächsten funfzehn Jahre der europäischen Entwicklung beherrscht sind: der Staatsstreich vom 18. und und 19. Brumaire (9. — 10. Nov.), welcher Bonaparte die dictatorische Gewalt über Frankreich in die Hand gelegt hat. Seit geraumer Zeit war ein Umschwung zu Gunsten der militärischen Gewalt vorauszusehen; daß er auf diese Weise und durch diesen Mann erfolgt ist, gab den Ereignissen vom 9. und 10. November eine weitreichende, welthistorische Bedeutung.

Der Kreislauf der Revolution war bei einem Punkte angelangt, wo das Volk selbst, von den Parteikämpfen gesättigt und der wechselnden Erschütterungen müde, nach einer festen, energischen Regierung begehrte, welche Ordnung brachte und die Wohlthaten der großen Umwälzung zugleich vor dem Unfuge revolutionärer Factionen und dem Andrange einer blinden Reaction sicherzustellen versprach. Die neue politische Gesellschaft, die aus der chaotischen Zerrüttung alles Alten hervorgegangen war, vor Allem der Mittelstand, der sich auf den Trümmern des Feudalstaates ausgebildet, dürstete nach einer festen Ordnung und Gewalt im Staate. Ein schwankendes Advocatenregiment, das, der Majorität nicht sicher, alle Künste anwenden mußte, um sich zu behaupten, Factionsregierungen, die sich in rascher Folge zum Theil gewaltsam einander verdrängten, verbrauchte parlamentarische Parteien ohne rechten Rückhalt im Volke waren nicht dazu angethan, diesem nationalen Bedürfniß zu genügen. Eine lässige, nichts weniger als unbescholtene Verwaltung, deren Annalen mit revolutionären Unarten und Gewaltthätigkeiten erfüllt waren, mußte die Sehnsucht nach einer festen, staatsmännischen Leitung steigern, selbst wenn diese zunächst im Gewande militärischer Alleinherrschaft auftrat. Man hatte den Reiz des parlamentarischen

Weſens bis zur Ueberſättigung gekoſtet; man wollte einen Ordner und Geſetzgeber, auch wenn derſelbe ein ſoldatiſcher Dictator war.

Die neue Regierung, wie ſie Bonaparte als erſter Conſul ſchuf, machte gleich in ihren Anfängen den zweifelloſen Eindruck, daß ſie im Stande ſei, das zu werden, was das Bedürfniß des Staates und der Geſellſchaft von ihr verlangte; jede ihrer Handlungen zeigte Fähigkeit, ſchöpferiſche Kraft und bei aller Unbeſchränktheit der Gewalt vorerſt auch noch Maß und Selbſtbeherrſchung. Die Ordnung der Finanzen, unter dem letzten Regime heillos verwirrt, ward neu geſchaffen, dem Heere, das an dem Nöthigſten Mangel litt, die eifrigſte Fürſorge zugewendet. Revolutionäre Gewaltmaßregeln, die an die Schreckenszeit und an das Syſtem der ſchrankenloſen Requiſition erinnerten, wurden beſeitigt, den Royaliſten und Emigrirten durch Schritte der Milde der Beweis gegeben, daß die neue Regierung ſich ſtark genug fühlte, um der Mittel des Terrorismus nicht zu bedürfen. Die offene Wunde des Bürgerkrieges im Weſten ward erſt jetzt geſchloſſen; die Despotie der Irreligioſität verſchwand, die freie Religionsübung ward zum erſten Male zur Wahrheit, der Prieſterſtand hörte auf verfolgt zu werden. Eine feſte und zuſammenhängende Organiſation von verwaltenden und richterlichen Behörden war eine Wohlthat, die man nach langer Anarchie mit doppeltem Danke begrüßte; daß alle dieſe neuen Schöpfungen das Streben nach monarchiſcher Allgewalt und Centraliſation ſtark ausprägten, empfand man weniger lebhaft, nachdem man ſeit Jahren jeder feſten und geſetzlichen Ordnung hatte entbehren müſſen. War doch die Herrſchaft der Factionsmenſchen, der politiſchen Intriganten und ihrer Creaturen beſeitigt; die Männer, die Bonaparte um ſich ſammelte, waren die Fähigſten aus *allen* Parteien. Die Tüchtigkeit fand jetzt wieder ihre Stelle, nachdem ſeit Jahren nur der Parteigeiſt geherrſcht; Alles, was die neue Regierung unternahm, trug ein friſches, geiſtvolles Gepräge und im Wetteifer drängten ſich alle Leute von Fähigkeit und Geſchick heran, um dieſem thatkräftigen und genialen Regimente ihre Dienſte zu widmen.

In Deutſchland legte man vorerſt dieſem Wechſel die Bedeutung nicht bei, die er verdiente. Die große Mehrzahl der Menſchen ſah dort dem Staatsſtreiche vom Brumaire ungefähr mit derſelben Neugierde zu, womit ſie alle vorausgegangenen Aufſtände vom Thermidor, Fructidor, Floreal und Prairial betrachtet hatte; die Organe der Regierungspolitik nahmen die Miene der Geringſchätzung an und ſuchten die neue Gewalt nur wie eine abenteuerliche Epiſode in der Geſchichte der Revolution darzuſtellen. Was es bedeutete, wenn ſich dort die Zuſtände ordneten, und eine fähige, unternehmende Gewalt dieſe Fülle von materiellen und moraliſchen Kräften, die bisher chaotiſch durcheinander gährten, mit feſter Hand zuſammenfaßte — was dies bedeutete, davon ſchien für's Erſte noch nirgends in Deutſchland eine recht klare Anſicht durchzudringen. Und doch mußte ſich die Wirkung zu allernächſt

in dem Gange der kriegerischen Ereignisse kundgeben. Wenn im verflossenen Jahre die französischen Heere allenthalben hinter den Erfolgen der früheren Feldzüge zurückblieben, so lag davon die wesentliche Ursache in den innern Verhältnissen Frankreichs: in dem Mangel einer tüchtigen und sorgsamen Regierung, in der Entbehrung der nothwendigsten Hülfsmittel. Es mangelte dem Soldaten nicht nur an Sold und Lebensbedürfnissen, die er sich durch Requisition erwerben mußte; es fehlte an Pferden, Waffen, Munition. Wie ganz anders mußte sich dies unter einer Regierung gestalten, die sich gleich gut darauf verstand, sich die Mittel zu verschaffen und sie an der rechten Stelle zu gebrauchen! Daß zudem die Kriegsleitung unter dem Sieger von 1796 eine andere sein würde, als unter einem vielköpfigen Regimente von Advocaten und Parteimännern, das ließ sich mit Gewißheit erwarten. Darum war es wohl zeitgemäß, was der Erzherzog Karl*) an die vorderen Reichskreise aussprach, als auf die erste Nachricht vom Brumaire die kurzsichtige Leichtgläubigkeit einen nahen Frieden prophezeite und die Selbstsucht begierig den Vorwand ergriff, die kaum begonnenen Rüstungen wieder einzustellen: „es sei, meinte er, jetzt mehr als je an der Zeit, die Anstrengungen zu verdoppeln, die Streitkräfte zu vermehren und den zur Selbstvertheidigung reichsschlußmäßig erneuerten und bestätigten Entschluß mit allem Ernste und aller Thätigkeit zu vollziehn."

Allerdings nahm Bonaparte die Miene der Friedensliebe an, wenn auch nur in der Absicht, in den Augen der Welt das Gehässige der Schuld an dem Kriege den Gegnern zuzuwenden. Er schrieb persönlich an den König von England und an den Kaiser, schwerlich in der Erwartung, daß dieser Weg zum Frieden führen werde, wohl aber in der richtigen Voraussicht, daß solch ein Schritt, öffentlich bekannt gemacht und mit der Ablehnung der Gegner verglichen, auf die große Menge den Eindruck machen werde, der erste Consul wolle den Frieden, nur England und Oesterreich seien es, die ihn hinderten. Es war der gleiche Ton, wie vor dem Vertrage von Leoben, den Bonaparte in dem Schreiben an Kaiser Franz II. anschlug (26. Dec.): „Jedem Gefühle eiteln Ruhmes fremd, wünsche ich vor Allem, neues Blutvergießen zu hindern. Alles läßt erwarten, daß der nächste Feldzug die Zahl der Opfer, die der Wiederausbruch des Krieges schon gekostet hat, verdreifachen wird. Der bekannte Character E. M. läßt mir über den Wunsch Ihres Herzens keinen Zweifel; wird diesem Wunsche allein nachgegeben, so sehe ich die Möglichkeit, die Interessen beider Nationen zu versöhnen". Während ein ähnlicher Brief an Georg III. in England eine kühle ministerielle Ablehnung fand, beantwortete Thugut das an seinen Kaiser gerichtete Schreiben minder schroff (Januar 1800). Ohne sich zu bestimmten Eröffnungen herbeizulassen, hieß der kaiserliche Minister die jüngste Wendung der

*) Circularschreiben d. d. 4. Dec. 1799, in Reuß Staatscanzlei 1799. IX. 131 f.

französischen Angelegenheiten in verbindlichem Tone willkommen und sprach die Erwartung aus, daß eine mäßigere und friedfertigere Politik durch das neue Oberhaupt Frankreichs werde vorbereitet werden. Die Antwort schien dem ersten Consul nicht ungünstig; denn er ließ durch Talleyrand erklären, er sei bereit, den Frieden auf der Grundlage von Campo Formio zu erneuern und einstweilen einen allgemeinen Waffenstillstand einzugehen.*)

Es liegt kein Grund vor, an der Aufrichtigkeit dieser Versicherung zu zweifeln. Der Friede von Campo Formio gewährte Frankreich die weitesten Gränzen, die es im eignen Interesse wünschen konnte; er umgab es mit Tochterrepubliken, die vom Golf von Genua bis zur Nordsee sein Gebiet beschützten. Der Friede von Campo Formio — davon haben wir uns früher überzeugt — war recht eigentlich Bonaparte's Werk; weiter zu gehen und sich mit den abenteuerlichen Projecten des Directoriums zu befassen, schien ihm damals (1797) weder in seinem eignen, noch in Frankreichs Interesse zu liegen. Wenn er darum jetzt, nach einem weniger glücklichen Feldzuge der französischen Heere, worin sie am Rheine keine Fortschritte gemacht, Italien verloren und nur in der Schweiz und Holland sich behauptet hatten, wenn er jetzt ohne Schwertstreich diesen günstigen Frieden wiedererlangte, die Coalition auflöste, Oesterreich vom britischen Interesse trennte und nur mit England den Kampf ferner auszufechten hatte, so war damit Alles erreicht, was in seinen billigen Wünschen liegen konnte. Krieg um jeden Preis konnte seine Politik nicht sein, wohl aber ein ehrenvoller Friede, der ihm auf dem Continent Ruhe und im Innern die Mittel schaffte, die neu errungene Gewalt friedlich zu befestigen. Hat er es doch selbst zu Luneville, nach den Siegen von Marengo und Hohenlinden, in seinem Interesse gefunden, über die Grundlagen von Campo Formio nicht wesentlich hinauszugehen.

Anders lag die Sache für Oesterreich; die Erfahrungen nach jenem Frieden, zumal die Vorgänge in Rastatt, waren nicht dazu angethan, zu den Grundlagen von Campo Formio großes Vertrauen zu wecken. Zwar stellte Frankreich jetzt Modificationen in Italien und eine stärkere völkerrechtliche Garantie für die Existenz der kleineren Staaten in Aussicht, aber die Lage hatte sich seit 1797 zu Gunsten Oesterreichs verändert. Es hatte Italien mit den Waffen in der Hand fast völlig erobert; Frankreich konnte ihm hier kaum mehr etwas bieten, was es nicht schon besaß. Den Lieblingswunsch der Thugut'schen Politik, die Erwerbung Baierns, hatte Frankreich zu Campo Formio versprochen zu erfüllen, aber das Versprechen war damals ungelöst geblieben und hatte ohne Zweifel auch jetzt keine Aussicht, verwirklicht zu werden. Unter dem Einflusse solcher Betrachtungen war die Antwort entworfen, die Thugut der französischen Regierung gab. Der Friede von Campo

*) S. Du Casse histoire des negoc. dipl. relatives aux traités de Mortfontaine, de Lunéville et d' Amiens. Paris 1855. II. S. 3—8.

Formio war darin als Basis der Unterhandlung abgelehnt, und der gegenwärtige Besitzstand, wie ihn der jüngste Krieg geschaffen, als Grundlage gefordert. Dem Ansinnen eines Separatfriedens war mit der Forderung begegnet, daß die Vertreter aller kriegführenden Mächte zu den Unterhandlungen zugelassen werden sollten. Bonaparte lehnte das nicht geradezu ab; es war ihm vor Allem um die Anknüpfung mit Oesterreich zu thun; wenn er damit auch nur Zeit gewann, so war dies nicht ohne Bedeutung für den künftigen Feldzug. Aber Oesterreich machte die weitere Verhandlung erst von den Aeußerungen seiner Verbündeten abhängig. Von den Verbündeten war freilich nur noch England zu zählen. Rußland sah sich, ohne darum mit Frankreich schon im Frieden zu sein, doch als aus der Coalition ausgeschieden an.

Vergebens hatten österreichische und britische Unterhändler Suworoff noch auf dem Rückmarsche nach Rußland umzustimmen gesucht; vergebens wurden in Petersburg selbst beim Kaiser gleiche Anstrengungen gemacht. Die Thugut'sche Politik und die Wiener Kriegführung, die Vorgänge in Italien und das Mislingen in Holland, Alles hatte in gleichem Maße das reizbare und launenvolle Gemüth Pauls gegen seine ehemaligen Verbündeten erbittert. Auch wo höchstens Mangel an Geschicklichkeit die Schuld trug, wie bei den letzten Erörterungen mit dem Erzherzog, sah er bösen Willen und Perfidie; wo untergeordnete Organe Misgriffe begingen, wie bei der Misachtung seiner Flagge zu Ancona, erblickte der Czar eine absichtliche Kränkung. Bei einem Manne, der so ganz nach persönlichen Anwandlungen handelte, war aber mit allen diplomatischen Künsten nicht wieder gut zu machen, was einmal verdorben war. Und man durfte nie vergessen, Paul war der einzige Mann in Rußland, der in königlicher Großmuth und Uneigennützigkeit den Kreuzzug gegen die Revolution unternommen hatte; die Ueberlieferung und der Instinct russischer Politik drängte vielmehr darauf hin, Mitteleuropa sich im Kampfe gegen die Revolution verbluten zu lassen und indessen den eignen Interessen im Osten ungestört nachzugehen. Es hat sich dies nachher 1805 in den Vorgängen nach Austerlitz und 1807 bei dem Frieden von Tilsit grell genug kund gegeben; auch damals sind solche Gedanken, die unter den russischen Feldherrn und Staatsmännern heimisch waren, ohne Zweifel der Abneigung des Czaren zu Hülfe gekommen.

Frankreich hatte also wahrscheinlich nur noch mit England und dem Kaiser zu kämpfen; die Streitkräfte des Feldzugs von 1799 traten nicht mehr in voller Stärke auf den Kampfplatz. Daß die Coalition sich verstärken, durch neue Bündnisse erweitern werde, war nicht zu erwarten; an der einzigen Stelle, wo das im vorigen Jahre eine Zeit lang gehofft worden, in Preußen war die Neutralität neu befestigt. Dem Directorium zwar wäre es auf die Dauer vielleicht schwer geworden, das Schwert Preußens in der Scheide zu halten; ein im Innern und nach Außen so revolutionäres Regi-

ment konnte ſelbſt die kleinmüthige Politik, die das Erbe Friedrichs des Großen verwaltete, zuletzt in die Bahnen der Coalition drängen. Das jacobiniſche Gebahren in Italien, der Schweiz und längs der deutſchen Gränze hatte doch 1798—99 in Berlin Bedenken erweckt; dazu kam damals das ungeſtüme, faſt drohende Drängen des Czaren; es war nicht unmöglich, daß man eines Tages, wenn dieſer Zuſtand dauerte, ſich mit ſchwerem Herzen doch zum Kriege entſchloß, weil er als das kleinere Uebel erſchien. Die Erhebung Bonaparte's war zunächſt ein Gegengewicht gegen die Wiederkehr ſolcher Schwankungen. Noch waren die Zeitgenoſſen im Zweifel, ob in dieſer Hülle ein Monk oder ein Cromwell verborgen ſei; aber daß mit ihm die bedeutungsvolle Aera eines fähigen und energievollen Herrſchers begonnen war, darüber konnte weder Freund noch Feind ſich täuſchen. Ein Mann, der die Factionen unterdrückte, Ordnung herſtellte, der revolutionären Gährung ein Ziel ſetzte und allenthalben in ſtraffen, militäriſchen und monarchiſchen Formen verfuhr, ein ſolcher Mann mußte gerade dem monarchiſchen Europa mehr imponiren, als das zugleich gewaltthätige und doch ohnmächtige Regiment eines Barras und Rewbel. Verſagten ihm doch ſelbſt die Bourbons ihre Bewunderung nicht, ſo lange ſie der Täuſchung lebten, er werde der Monk ihrer Wiederherſtellung ſein; fühlte ſich doch ein Mann, wie Paul I., unwillkürlich hingezogen zu einem Diktator, deſſen Regiment ſo ſehr zu ſeinem Ideal von Ordnung und Gehorſam ſtimmte! Auch in Berlin verſchloß man ſich dieſem Eindruck nicht; wenn Bonaparte, wie er im Innern Ordnung hielt, ſo nach Außen dem revolutionären Gebahren ſeiner Vorgänger ein Ende machte, ſo hatte er nirgends aufrichtigere Anerkennung zu erwarten, als am preußiſchen Hofe. Man war dann froh, mit beſſern Gründen, als bisher, ſich des Drängens der Coalition erwehren zu können.

Die Taktik des erſten Conſuls war für dieſe Lage meiſterhaft berechnet; ſeinem Bemühen, durch Mäßigung Vertrauen zu erwecken, kam man in Berlin ſchon auf halbem Wege entgegen und bald war das Verhältniß Preußens zu Frankreich inniger, als jemals ſeit 1792. Es war Bonaparte nicht unbekannt, mit welchen Gründen ſich die Berliner Neutralitätspolitik vor ſich ſelber rechtfertigte. Von den Laſten des Krieges verſchont zu bleiben, dem Norden Deutſchlands den Frieden zu erhalten, nach keiner Seite hin gebunden, in voller Freiheit des Willens zu ſein und im günſtigen Moment vermittelnd, ja ſchiedsrichterlich zwiſchen die Parteien treten zu können, und dann vielleicht reicheren Lohn zu ernten, als ihn ſelbſt ein glücklicher Feldzug geben konnte — das waren die Illuſionen, womit dort die Friedenspolitik aus der Noth eine Tugend machte und ihre Haltung ſeit 1795 als höchſte politiſche Weisheit darzuſtellen bemüht war. Es kann ſeltene Fälle geben, wo eine ſolche Staatskunſt zum Ziele führt; aber dann muß ſie mit furchtloſer Energie und Wachſamkeit geleitet und von einem unangetaſteten An-

sehen getragen sein, sie darf nicht aus Schwäche und Mistrauen in die eigene Kraft entspringen.

Der erste Consul, der sechs Jahre später diese Politik bitter und schonungslos verdammte, fand es jetzt noch seinem Interesse gemäß, das Berliner Cabinet in solchen Bahnen festzuhalten; er schmeichelte der Illusion, daß die neutrale Stellung eine freie und starke sei, er bestärkte die Meinung, daß auf diesem Wege Preußen die Rolle des Vermittlers und Schiedrichters von selber zufallen müsse. Seine Weise, Preußen zu behandeln, war viel feiner und geschickter, als das Verfahren des Directoriums. Er schickte nicht einen Mann, wie Sieyes, als Gesandten, dessen revolutionäre Vergangenheit in Berlin doch etwas betreten machte; er sandte jetzt als außerordentlichen Botschafter seinen Adjutanten Duroc, dessen einfache und anspruchlose Persönlichkeit für den Hof Friedrich Wilhelms III. sehr gut berechnet war. Seine Mission schien nur bestimmt, dem preußischen Hofe eine Aufmerksamkeit dadurch zu erweisen, daß Bonaparte durch einen seiner Vertrauten den Regierungswechsel in Frankreich besonders anzeigen ließ. Der wahre Zweck ging weiter: Duroc, der Ende November 1799 in Berlin ankam, sollte den jüngsten Umschwung als eine Rückkehr zur Ordnung und zu bessern politischen Ueberlieferungen schildern, die friedlichen Ideen des ersten Consuls betheuern und Preußen in dem Gedanken bestärken, daß, wenn es nicht ein enges Bündniß mit Frankreich eingehen wolle, sein neutrale Stellung die beste sei, um in dem europäischen Kampfe die Rolle des Schiedsrichters zu gewinnen. Duroc erreichte in der Hauptsache seinen Zweck; man war in Berlin sichtbar befriedigt, daß man der neuen französischen Regierung gegenüber die Scheu und Zurückhaltung ablegen konnte, zu der man in den letzten Zeiten des Directoriums bisweilen genöthigt war. Auch in der Wahl des ordentlichen Gesandten war Bonaparte glücklich; er schickte wieder einen Soldaten, den General Beurnonville, dessen politische Antecedentien nicht anstießen und der durch seine Gefangenschaft auf österreichischen Festungen mit bitterem Hasse gegen die Wiener Politik erfüllt war. Er war sehr gut dazu geeignet, in Berlin die Antipathie gegen Oesterreich zu nähren und, indem er in die politischen Reminiscenzen von 1794 und 1795 einging, das Vertrauen der preußischen Staatsmänner zu wecken. Zugleich unterließ Bonaparte nicht, durch kleine Aufmerksamkeiten die günstige Stimmung in Berlin zu pflegen. Er ließ sich z. B. eine Büste Friedrichs des Großen ausbitten, um einen Saal in den Tuilerien damit zu schmücken. Die französischen Geschichtschreiber versichern, es sei das eine „geschickte Schmeichelei" gegen Preußen gewesen und es scheint allerdings, als habe man in Berlin die Sache so aufgenommen.

Wenn Preußen freilich hoffte, den ersten Consul zu milderen Bedingungen, z. B. einer Modification der Rheingränze zu bestimmen, so war das ein Irrthum, obwol Bonaparte vorerst nicht durch eine runde Ablehnung die Illusion störte. Er ließ Preußen noch in dem Glauben, es werde Milde-

rungen erlangen; denn es hatte ihm in dieſem Augenblicke wichtige Dienſte zu leiſten. Das Berliner Cabinet ſollte ihm die Brücke eines Einverſtändniſſes mit den Czaren bahnen und Pfalzbaiern von der Coalition losreißen. Kurze Zeit, bevor der Krieg neu begann, machte er darüber (März 1800) dem preußiſchen Geſandten in Paris beſtimmte Eröffnungen. Er ließ die Frage der Rheingränze zweifelhaft, ſo daß man in Berlin glauben konnte, Frankreich werde ſich mit einem Theile des linken Rheinufers begnügen; er ſtellte die „Unabhängigkeit" Hollands, der Schweiz und Italiens in Ausſicht und verſprach Preußen eine bedeutſame Mitwirkung an den Friedensverhandlungen. Aber er verlangte als Gegendienſt die Vermittlung in Petersburg und München, um an beiden Stellen die Coalitionspolitik aus dem Felde zu ſchlagen. Preußen hatte an der wichtigſten Stelle, in St. Petersburg, bereits vermittelnde Schritte gethan, um den Czaren und den erſten Conſul einander näher zu bringen. Bei Pfalzbaiern aber war die Coalition der Bonaparteſchen Politik zuvorgekommen; der Kurfürſt hatte im Einklange mit dem mit Rußland abgeſchloſſenen Septembervertrage Unterhandlungen mit Großbritannien wegen Subſidien angeknüpft. Es war darüber mit dem bekannten britiſchen Unterhändler Wickham am 16. März zu München ein Vertrag zu Stande gekommen, durch den Baiern ganz in die Coalition eintrat, ſich verpflichtete, keinen Sondervertrag mit Frankreich abzuſchließen und gegen britiſche Subſidien zwölftauſend Mann ins Feld zu ſtellen. Derſelbe Unterhändler ſchloß im folgenden Monate zwei faſt gleichlautende Verträge mit dem Herzoge von Württemberg, und mit dem Kurfürſten von Mainz, wonach Jener fünftauſend, dieſer 3264 Mann unter ähnlichen Bedingungen ins Feld zu ſtellen hatte.*) Dem Letzteren wurde zugleich für den Landſturm eine Geldentſchädigung von der britiſchen Regierung zugeſagt, um, wie es in dem Vertrage hieß, die durch dieſe braven Truppen geleiſteten Dienſte öffentlich anzuerkennen. Die lockende Ausſicht auf eine ähnliche Prämie verurſachte große Thätigkeit unter den ſüd- und weſtdeutſchen Reichsſtänden, und im ſchwäbiſchen und fränkiſchen Kreiſe berieth man ſich über die allgemeine Volksbewaffnung. Doch war als Ergebniß nur dasjenige der Rede werth, was Oeſterreich in ſeinen ſchwäbiſchen Gebieten zuſammenbrachte.

Indeſſen hatte der Krieg wieder begonnen. Das öſterreichiſche Heer am Oberrhein hatte Kray zum Oberbefehlshaber erhalten, nachdem der Erzherzog, geſättigt an den Erfahrungen des vorigen Jahres, zurückgetreten war; in der Stärke von mehr als 100,000 Mann dehnte es ſich von Vorarlberg und Graubündten an über den Schwarzwald bis zum Oberrhein, Neckar und

*) Die Verträge von München (16. März), Ludwigsburg (20. April), Pfohren (30. April) ſ. in Martens recueil T. VII. 418. u. supplém. II. 256. 269.

Main hinaus; auf der faſt vierzig Meilen langen Linie ſtanden an keiner Stelle mehr als 10—12,000 Mann vereinigt.*) Die Franzoſen waren weniger durch ihre Zahl als durch ihre concentrirtere Stellung überlegen; Moreau, ihr Führer, hatte im Widerſpruch mit Bonaparte den Plan entworfen, die Kaiſerlichen über den Ort des Rheinüberganges zu täuſchen, ihre dünnen Linien zu durchbrechen und die einzelnen zerſtreuten Corps nach der Donau zurückzuwerfen. Am 25. April begannen die Bewegungen am Oberrhein bei Kehl und Breiſach, welche die wahren Richtungen des franzöſiſchen Ueberganges maskiren ſollten; das Vorrücken in der Richtung auf Bühl und Freiburg beſtärkte die Oeſterreicher in dem Glauben, daß es, wie 1796, auf einen Uebergang der Schwarzwaldpäſſe abgeſehen ſei. Kray traf Anſtalten, größere Maſſen bei Villingen und Donaueſchingen zu vereinigen; die Franzoſen griffen die auf dem ſüdlichen Schwarzwald aufgeſtellten Poſten an und erkämpften den Uebergang über die Wutach, indeſſen Lecourbe (1. Mai) zwiſchen dem Bodenſee und Schaffhauſen die entſcheidende Bewegung ausführte. Dort, wo nur ein dünner, weit ausgedehnter Cordon der Kaiſerlichen ſtand, ward der Uebergang ohne große Opfer erlangt und die Oeſterreicher auf Engen und Stockach zurückgeworfen. Die auf einem Bergkegel gelegene württembergiſche Veſte Hohentwiel, die einſt Conrad Wiederhold im dreißigjährigen Kriege mit unerſchütterlichem Heldenmuth Jahre lang vertheidigt, wurde jetzt von dem Commandanten, ohne daß ein Angriff drohte, übergeben (2. Mai) und durch die Franzoſen geſchleift. Die franzöſiſche Macht ſtand nun auf ziemlich engem Raume vom Schwarzwald bis zum Bodenſee vereinigt, während die Oeſterreicher, von Stockach bis an die Murg ausgedehnt, wenigſtens ihre Aufſtellungen und Magazine bei Engen und Stockach vor einem plötzlichen Ueberfalle zu ſchützen ſuchten. Doch waren die Franzoſen in zu entſchiedenem Vortheil, als daß ihr Vordringen hätte gehindert werden können. Am 3. Mai kam es bei Engen und Stockach zu einer Reihe von lebhaften Gefechten, die nicht zu einer Niederlage der Oeſterreicher führten, aber doch mit ihrem Rückzuge endigten. Zwei Tage ſpäter ſchlug man ſich von Neuem bei Möskirch; die Kaiſerlichen fochten mit äußerſter Hartnäckigkeit und der Verluſt

*) Die öſterr. militär. Zeitſchr. 1836. I. 251 gibt die Stärke der kaiſerlichen Armee auf 101,734 Mann an, wobei aber nicht zu überſehen iſt, daß davon 24,000 Mann in Graubündten, Vorarlberg und am Bodenſee ſtanden, alſo auf die Vorgänge am Oberrhein nur ſehr mittelbar einwirken konnten. Die glaubwürdigſten Angaben der Franzoſen geben das Corps bei Straßburg unter Sainte-Suzanne auf 18,000, das bei Altbreiſach unter Gouvion St. Cyr auf 30,000, das bei Baſel unter Moreau ſelbſt auf 26,000, und die unter Lecourbe von Lauſenburg bis Nagatz aufgeſtellten Streitkräfte auf 29,000 Mann an. Durch die Vertheilung waren alſo die Franzoſen unzweifelhaft überlegen, auch wenn ihre Geſchichtſchreiber durch Zuſammenzählung alles deſſen, was in Tirol als Landſturm aufgeboten oder weit vom Kriegsſchauplatze weg ohne Nutzen aufgeſtellt war, eine höhere Ziffer des öſterreichiſchen Heeres herausbringen.

des Feindes war kaum geringer, als der ihrige, aber der Erfolg des Kampfes war wieder nur ein theuer erkaufter Rückzug. Sie nahmen ihren Marsch längs der Donau; in Oberschwaben kam es abermals bei Biberach, dann an der Iller bei Memmingen zum blutigen Zusammenstoß; hierauf vereinigten sich die verschiedenen Corps bei Ulm, wo sie eine Stütze gegen das weitere Vordringen des Feindes zu finden hofften. Ulms natürliche Lage war durch eine Reihe von Befestigungen auf den Höhen, die zusammen ein verschanztes Lager bildeten, gut verstärkt und die erschöpfte Armee, welcher die ungünstigen Gefechte der letzten acht Tage beträchtlichen Verlust gekostet hatten, konnte hier die nöthige Ruhe und moralische Kräftigung finden. Es waren noch einige sechzigtausend Mann, die Kray dort vereinigte; die Franzosen mochten wohl um zehntausend Mann stärker sein, aber die kleine Ueberlegenheit der Zahl war durch die starke Stellung der Kaiserlichen vollkommen ausgeglichen.*) Eben diese Stellung und die Besorgniß, die Verbindung mit der Schweiz zu verlieren, war es auch, weshalb Moreau das Ansinnen seiner ungeduldigen Unterfeldherren, das Lager kurzweg zu erstürmen, von der Hand wies und nur äußerst bedächtig zu Werke ging, um die Kaiserlichen zum Verlassen der Stellung von Ulm zu zwingen. Er setzte sich mit dem größeren Theil seiner Macht gegen den Lech in Bewegung (14. Mai) und hoffte damit Kray aus den Ulmer Schanzen herauszunöthigen, aber der kaiserliche Feldherr nahm vielmehr den Augenblick wahr, um gegen eine Blöße, die sich Moreau gegeben, einen raschen Schlag zu führen. Er brach am 16. Mai mit überlegener Macht gegen das Corps, das Moreau am linken Ufer der Donau zurückgelassen, hervor und versuchte demselben eine entscheidende Niederlage zu bereiten. Bei Erbach wurde der Feind in Unordnung zurückgeworfen und wäre wohl einer Niederlage nicht entgangen, wenn der österreichische Angriff überall so kräftig geführt worden wäre wie dort. Aber den Franzosen kam noch zur rechten Zeit Hülfe durch eine Diversion am anderen Ufer; es gelang ihnen, sich wieder zu sammeln und, während die Oesterreicher sich in die Verschanzungen zurückzogen, ihre alten Stellungen wieder einzunehmen. Der Vorgang bewog Moreau nach Ulm zurückzukehren, wie es schien in der Absicht, jetzt doch das befestigte Lager geradezu anzugreifen. Allein er gab auch diesmal seiner natürlichen Vorsicht nach und wiederholte in der letzten Woche des Mai seinen Versuch, durch Bewegungen nach dem Lech den Gegner aus seinen Positionen herauszunöthigen. Am 28. ward Augsburg von den Franzosen besetzt, aber Kray ließ sich nicht verführen, die Schanzen von Ulm zu verlassen. Es war das Beste, was geschehen konnte; denn in ihren Angriffen waren die Oesterreicher nicht glücklich. Nachdem Moreau seine Stellungen

*) Thiers (hist. du consulat et de l'Empire I. 257) berechnet 80,000 Combattanten auf österreichischer, 72,000 auf französischer Seite und ruft prahlerisch aus: „C'était plus qu'il n'en fallait pour battre 80,000 Autrichiens!“ Daß diese Angabe stark an Uebertreibung leidet, ergibt sich aus der Geschichte der Kriege VI. 1. 166.

zwiſchen Donau, Iller und Lech genommen, wurde von Kray ein zweiter Verſuch gemacht, ſich mit überlegener Macht auf den etwas iſolirten Flügel der Feinde zu werfen. Am 5. Juni ward auf den Theil der Franzoſen, der in dem Winkel zwiſchen Lech und Iller etwas getrennt von der Hauptarmee ſtand, ein Angriff unternommen, deſſen Erfolg noch ungünſtiger war als beim früheren. Theils matt, theils ohne rechten Zuſammenhang geführt, vermochten die Oeſterreicher ihre Ueberlegenheit nicht zu nützen, ſondern wurden mit Verluſt unter die Schanzen von Ulm zurückgedrängt. Indeſſen hatte Moreau ſich zu einer entſcheidenden Bewegung entſchloſſen. Die Schwierigkeit, eine ſolche Truppenmaſſe längere Zeit auf dem raſch ausgeſogenen Boden zu verpflegen, und die Ueberzeugung, daß durch die Hin- und Hermärſche zwiſchen Lech und Iller Kray ſich nicht aus ſeinen Schanzen werde nöthigen laſſen, drängten in gleichem Maße dazu. Die Verbindung mit der Schweiz zu erhalten, bisher für Moreau ein weſentlicher Geſichtspunkt, ſchien ohnedies nicht mehr ſo dringend, ſeit Bonaparte den Alpenübergang nach Italien glücklich durchgeführt hatte. So faßte der franzöſiſche Feldherr den Entſchluß, eine Strecke unterhalb Ulm auf das linke Donauufer zu gehen und durch die Bedrohung der öſterreichiſchen Rückzugslinie Kray aus ſeiner Stellung bei Ulm herauszuzwingen. Das Unternehmen war nicht ohne Schwierigkeit, da die Donaubrücken abgebrochen und die Uebergänge bei Günzburg, Gundelfingen, Lauingen, Dillingen, Donauwörth von feindlichen Abtheilungen beſetzt waren. Am ſchlechteſten bewacht und am leichteſten wieder herzuſtellen ſchien der Uebergang bei Blindheim und Gremheim, eine kleine Strecke weit weg von dem Schlachtfelde von Hochſtädt, wo den Franzoſen einſt im ſpaniſchen Erbfolgekriege durch Eugen und Marlborough eine vernichtende Niederlage war bereitet worden. Dort ſollte der Uebergang erzwungen werden, während man an den anderen Stellen durch Scheinbewegungen die Aufmerkſamkeit der Kaiſerlichen beſchäftigte. Am Morgen des 19. Juni ward unter Lecourbe's Leitung der Uebergang im Angeſicht der beiden Dörfer unternommen. Eine Anzahl der beſten Schwimmer warfen ſich ins Waſſer, während zwei Nachen ihnen Kleider und Waffen nachführten, und drängten die ſchwachen öſterreichiſchen Poſten zurück. Die nur unvollkommen zerſtörte Brücke war raſch wiederhergeſtellt und ſchon eine hinlängliche Zahl von Truppen auf das linke Ufer gebracht, bevor die Kaiſerlichen mit Verſtärkung heranrückten. Von zwei Seiten entſpann ſich nun der Kampf; es war eine Abtheilung Oeſterreicher von der Donauwörther Straße her an das Ufer gekommen und ſtromaufwärts zeigte ſich bei Dillingen eine andere Colonne. An beiden Stellen ſchlug man ſich hartnäckig, aber den Franzoſen blieb ſowol das Schlachtfeld als der Donauübergang bei Dillingen. Eine Reiterabtheilung, die Kray zu Hülfe geſchickt, ward bei Lauingen geworfen. Nicht glücklicher war eine Verſtärkung, die noch ſpät am Abend anlangte: ſie ſuchte durch einen lebhaften Angriff, der ſich bis in die Nacht fortzog, die verlorenen Stellungen wieder zu gewinnen, mußte aber

ebenfalls weichen. So war durch eine Reihe von einzelnen Schlägen die ſtufenweiſe herangekommene Macht der Oeſterreicher geworfen und ihnen an Gefangenen, Geſchütz und Vorräthen beträchtliche Beute abgenommen. In der Nacht vom 19. auf den 20. Juni war die ganze Linie von Günzburg bis gegen Donauwörth von den Franzoſen beſetzt, die Stellung Krays in Ulm alſo ernſtlich bedroht. Er entſchloß ſich, die ſeit ſechs Wochen behaupteten Schanzen zu verlaſſen, um die gefährdete Verbindung mit den Erblanden wieder zu gewinnen. Der Marſch war bei der Erſchöpfung der Truppen nicht ohne Schwierigkeit, durch ſchlechtes Wetter, einen großen Troß vielfach gehemmt, aber der Feind beunruhigte ihn nicht und am 23. Juni war die kaiſerliche Armee in Nördlingen angelangt. Erſt hier näherte ſich die Avantgarde Moreaus dem kaiſerlichen Heere. Kray, von dem ungünſtigen Gange der Dinge in Italien unterrichtet, ſchlug, um weiteren Verlegenheiten zu entgehen, einen Waffenſtillſtand vor; Moreau lehnte das Anſinnen ab, ließ aber auch den rückziehenden Feind unverfolgt. Er ſchickte einen Theil ſeines Heeres zur Belagerung von Ulm und Ingolſtadt und wandte ſich mit der Hauptmacht nach Baiern, um München zu beſetzen, die Iſarübergänge und die Straßen nach dem Inn zu gewinnen, auch wohl ſeine Truppen auf ein Terrain zu führen, das durch Requiſitionen noch nicht ſo ausgeſchöpft war, wie die ſchwäbiſchen Donaugegenden. Ungefährdet ſetzte Kray ſeinen Rückzug fort, erſt bei Neuburg ſtellte ſich ihm (27. Juni) eine franzöſiſche Diviſion entgegen, die unter hartnäckigem Widerſtand zum Weichen gedrängt ward und, als ſie Verſtärkung erhielt, ſich von Neuem ſtellte. In dem blutigen Handgemenge, das ſich bei den Dörfern Unter- und Oberhauſen noch bis in die Nacht fortſetzte, hat einer der tapferſten Soldaten Frankreichs, der „erſte Grenadier" Latour d'Auvergne, ſeinen Tod gefunden. Die Beſetzung der Iſar, das Vorrücken des Feindes nach dem Inn nöthigte Kray, ſeinen Rückzug ohne Zögern fortzuſetzen; in den erſten Tagen des Juli war die Iſar, wenige Märſche ſpäter der Inn erreicht. Die Franzoſen ſchienen auf die Verfolgung weniger Werth als darauf zu legen, daß ſie ſich in Baiern ausbreiteten, die Päſſe nach Vorarlberg und der Schweiz hin beſetzten und eine ungeſtörte Verbindung mit den an der graubündtner und tiroler Gränze operirenden Corps gewannen. Weiter nach Oſten vorzudringen, nachdem er im Beſitz der Iſarlinie war, hielt Moreau nicht für räthlich; als jetzt Kray den Vorſchlag eines Waffenſtillſtandes wiederholte, ging er um ſo bereitwilliger darauf ein, als auch in Italien eine Waffenruhe eingetreten war. Zu Parsdorf ward dann am 15. Juli ein Abkommen getroffen, wonach auf unbeſtimmte Zeit die Waffen ruhen ſollten; die Linie, welche die Franzoſen beſetzt hielten, ging vom Splügen über Chur längs der vorarlberger Gränze über den Arlberg nach den Lechquellen, von da über Reutte am Lech und über den Walchenſee, nach Gmünd, Ebersberg, Hohenlinden, Vilsbiburg; der öſtlich von dieſer Linie gelegene Theil von Graubündten blieb neutral, das Engadin und

Münſterthal im Beſitz der Oeſterreicher. Die Beſatzungen von Philippsburg, Würzburg, Ulm und Ingolſtadt ſollten von zehn zu zehn Tagen mit Lebensmitteln verſorgt werden.

Impoſanter waren die kriegeriſchen Ereigniſſe in Italien; wie im Jahre 1796 hatte Moreau den größeren Kriegsſchauplatz und das zahlreichere Heer zur Verfügung, aber die Entſcheidung ward durch Bonaparte auf dem Schlachtfelde ſeiner früheren Siege erfochten. Die Erbſchaft, die das Directorium hinterlaſſen, eröffnete dem erſten Conſul ein unermeßliches Feld ſchöpferiſcher Thätigkeit. Es galt, die Armee zu recrutiren, neue Aushebungen zu machen, entlaſſene Veteranen zu den Fahnen zurückzuführen, Pferde, Waffen, Vorräthe zu ſchaffen, kurz in dem knappen Zeitraum von wenigen Wochen alle die großen Lücken auszufüllen, die durch die Niederlagen des Jahres 1799 faſt weniger, als durch die ſäumige und liederliche Verwaltung der geſtürzten Regierung verſchuldet waren. Was in der kurzen Friſt geleiſtet werden konnte, war geſchehen; Frankreich ging mit ganz anderen Kräften, beſſer gerüſtet und geleitet und in friſcherer, zuverſichtlicherer Stimmung ins Feld, als es nach den Erfahrungen des vergangenen Jahres zu erwarten war. Auf eine Stelle an der Spitze einer der Armeen ſchien Bonaparte vorerſt zu verzichten; doch war die ganze oberſte Leitung der Dinge weſentlich in ſeiner Hand. Wohl ließ er Moreaus eigener Meinung mehr Spielraum, als es ſonſt in ſeinem Weſen lag; aber er hielt doch auch wieder genau darauf, daß Moreau den Grundgedanken, der ihm bei dem Feldzuge nach der Donau vorſchwebte, nicht aus den Augen ließ. Die öſterreichiſche Armee vom Oberrhein nach Ulm zu drängen, ſie auf die Iſar und den Inn zurückzuſchieben, das war die weſentliche Aufgabe; wie ſie erfüllt ward, war Moreau überlaſſen. Denn nur wenn dies gelungen, waren die franzöſiſchen Stellungen in der Schweiz ungefährdet, die Alpenpäſſe offen und der Plan ausführbar, ſich über einen der Gebirgswege in die Flanken der feindlichen Armee in Italien zu werfen; eine Aufgabe, die ſich Bonaparte ſelber vorbehalten hatte. Sobald es Moreau gelang, die Oeſterreicher in Deutſchland fern zu halten und nach den Erblanden zurückzudrängen, wollte er, verſtärkt durch einen Theil der Rheinarmee, plötzlich in der weſtlichen Schweiz erſcheinen, über die beſchneiten Alpenwege des Bernhard den Weg nach Oberitalien ſuchen, den Kaiſerlichen, deren Thätigkeit noch auf Genua gerichtet war, dort in den Rücken fallen und in einer Entſcheidungsſchlacht ihnen den Frieden abzwingen, wie er ihn wollte. Es war die ſchwerſte unter den kriegeriſchen Aufgaben dieſes Feldzuges, die er ſich geſetzt, aber ſie war um ihrer eigenthümlichen Schwierigkeit willen auch wieder für ihn die reizendſte und, wenn ſie gelang, die an Erfolgen wie an blendender Glorie ſicher die reichſte.

Die Streitkräfte zu dieſem Unternehmen wurden eifrig gerüſtet und an

verſchiedenen Orten geſammelt; indem er die öffentliche Aufmerkſamkeit auf die ſogenannte Reſervearmee von Dijon lenkte, verbarg er der Welt ſeine wirklichen Rüſtungen, die im Weſten, im Süden Frankreichs und in Burgund thätig, aber mit kluger Abſichtlichkeit nur bruchſtückweiſe vorgenommen wurden, und machte ſeine Gegner glauben, das Häuflein von Rekruten und ausgedienten Leuten, das ſich zu Dijon verſammelte, ſei wirklich die ganze Macht, die der pomphafte Titel „Reſerve-Armee" verkündige. Damit aber das ſchwierige Werk gelang, war nicht allein das ſtrengſte Geheimniß nöthig, ſondern es bedurfte auch der äußerſten Anſtrengung in Italien, damit die Oeſterreicher bei Genua ſo lange feſtgehalten wurden, bis Bonaparte die Alpenpäſſe überſtieg. War die franzöſiſche Armee in Italien aufgerieben, bevor Bonaparte von den Höhen des Bernhard in die lombardiſche Ebene herabſtieg, ſo war ſeine Lage nichts weniger als günſtig und der kühne Alpenzug mochte dann den Menſchen mehr wie ein verwegenes Abenteuer als im Glanze einer großen heroiſchen That erſcheinen. Es waren noch etwa 36,000 Mann, die unter Maſſena an der genueſiſchen Küſte ſtanden, ein beſcheidener Reſt erprobter Truppen, die aber der nothwendigſten Mittel entbehrten und durch Mangel und Hunger tiefer demoraliſirt waren, als das italieniſche Heer von 1796, bevor Bonaparte den Oberbefehl übernahm. Es ſtand gegen ſie faſt eine dreifache Macht im Felde, ein Heer, das ſich ganz Italien bis auf die genueſiſche Küſte erobert hatte und mit dem ganzen Selbſtgefühl, wie es die Siege des vergangenen Jahres weckten, jetzt ins Feld zog. Wäre der kaiſerliche Oberfeldherr Melas ſeiner erſten glücklichen Eingebung, den Feldzug ſchon im Februar zu eröffnen, gefolgt, ſo gab es wahrſcheinlich zur Zeit, wo Bonaparte über die Alpen kam, keine franzöſiſche Armee mehr in Italien.

Der Feldzug begann aber erſt im April, etwa einen Monat vor der Zeit, wo Bonaparte daran denken konnte, ſeinen Marſch über die Alpen anzutreten. Die franzöſiſche Armee war in drei Gruppen an der Küſte des Mittelmeeres aufgeſtellt; Suchet bildete mit 13—14,000 Mann den linken Flügel am Var und bei Nizza und deckte mit 4000 Mann den Mont Cenis, das Centrum unter Soult mit 10—12,000 Mann deckte die Gebirgspäſſe der Apenninen, die Genua beſchützten und in denen der Feldzug von 1796 begonnen hatte, ein Corps von 7—8000 Mann unter Miollis ſtand bei Genua und in der nächſten Umgebung. Was Melas dagegen zum Angriff heranführte, mochte beinahe das Doppelte an Zahl betragen und es lag die Gefahr nahe genug, daß es ihm gelingen werde, in die Päſſe der Apenninen vorzudringen und die franzöſiſche Armee zwiſchen Nizza und Genua zu trennen, den größeren Theil von Frankreich abzuſchneiden und ihn, in Genua eingeſchloſſen, zur Uebergabe zu zwingen. Bonaparte hatte darum Maſſena ausdrücklich eingeſchärft, ſeine Linie nicht zu weit auszudehnen, die Alpenpäſſe, wo die Natur den ſtärkſten Schutz gab, nur durch kleine Abtheilungen zu

decken und vier Fünftheile ſeiner Armee bei Genua zu vereinigen. Allein Maſſena hatte das Bedenken, daß die Vereinigung des ganzen Heeres bei Genua die mäßigen Vorräthe dort raſch aufzehren und für eine Belagerung nichts mehr übrig laſſen werde; auch ward er früher vom Feinde angegriffen, als es möglich war, die Concentrirung vorzunehmen. Vom 6. bis zum 18. April ſchlug man ſich in den Apenninen, zum Theil an denſelben Stellen, wo die erſten Waffenthaten des Feldzuges von 1796 geſchehen waren; der Kampf war hartnäckig, für beide Theile verluſtvoll, in den einzelnen Erfolgen wechſelnd, aber im Ganzen zum Vortheil der Oeſterreicher. Sie erſtürmten die Höhen der Bocchetta, drängten Suchet und Soult in verſchiedenen Richtungen zurück; die Trennung der beiden Gruppen des franzöſiſchen Heeres war gelungen, ein Theil deſſelben gegen Nizza zurückgeſchoben, ein anderer nach Genua hineingedrängt. Am 21. April ward die Stadt auch zu Lande eingeſchloſſen, nachdem die Blokade von der Seeſeite durch ein engliſches Geſchwader ſchon vorausgegangen war. Eine raſche Einnahme war bei der großen natürlichen Stärke, die Genuas Lage gewährt, ſo leicht nicht zu fürchten; die gefährlichen Feinde der Franzoſen waren Hunger und Mangel, die ſich aller Vorausſicht nach ſehr bald einſtellen mußten. Indeſſen ſuchte Maſſena durch lebhafte Ausfälle ſeine Truppen friſch und munter zu erhalten, war auch anfangs glücklich gegen den Feind, nur konnte dies ſeine kritiſche Lage nicht verbeſſern. Die Oeſterreicher beobachteten die nahe liegende Taktik, dieſen Kämpfen zwar nicht auszuweichen, aber ſie auch nicht zu ſuchen; ſie erwarteten von der unausbleiblichen Erſchöpfung ihren ſicheren Erfolg. So konnte den Franzoſen nichts helfen, als ein Entſatz durch Bonaparte; auch die glücklichſten Handſtreiche gegen die Belagerer vermochten nicht den Hunger abzuwehren, der ſich täglich drohender in der belagerten Stadt ſelbſt geltend machte und das unvermeidliche Gefolge von Krankheit und Tod raſch nach ſich zog. Ohne Lebensmittel, bereits zu den traurigſten Nothbehelfen gezwungen, in einer Bevölkerung, die, ſeit die Noth einzog und der Hunger täglich ſeine Todesopfer forderte, ihr Misvergnügen nicht mehr barg, hätte ſelbſt ein rauher, unerbittlicher Soldat wie Maſſena dem Drange, durch eine Capitulation Truppen und Stadt vor dem völligen Ruin zu retten, früher nachgegeben, wäre ihm nicht von Bonaparte die Botſchaft zugekommen, daß der Bernhard überſtiegen und die Entſatzarmee auf dem Anmarſch ſei. Aber vergebens harrte er der verſprochenen Hülfe; es waren alle erdenkbaren Mittel erſchöpft, die Stadt wie die Soldaten verzweifelten, Brod war nicht für einen Tag mehr da und noch ließ ſich kein Lebenszeichen von Bonaparte entdecken. So ſah ſich Maſſena genöthigt, doch zu capituliren (4. Juni), aber in ehrenvollſter Weiſe; ohne jede läſtige Bedingung durfte die Beſatzung frei abziehen. Allerdings war das, was noch zum Kampfe taugte, zuſammengeſchmolzen auf etwa achttauſend Mann; allein auch dieſe kleine Macht, mit Suchet, der bis jetzt am Var tapfer und geſchickt gegen die Kaiſerlichen ge-

kämpft, vereinigt, fiel bedeutend in die Wagschale, wenn es Bonaparte gelang, einen Sieg zu erfechten. Es stand dann ein Heer von 20,000 Mann im Rücken der Oesterreicher. Massena's unerbittliche Ausdauer hatte also ihren Zweck nicht verfehlt; er hatte den Feind Wochen lang beschäftigt, ermüdet und ihm fühlbare Verluste bereitet; die Capitulation, die er schloß, öffnete den Oesterreichern nur die Thore von Genua, die Reste des italienischen Heeres blieben auf dem Kampfplatze.

Alle diese Ereignisse, an der Donau wie am Mittelmeer, erscheinen nur wie Vorbereitungen zu dem, was Bonaparte selber unternahm; dort mußte ihm Moreau die kaiserliche Armee entfernt halten und nach den Erblanden zurückschieben, hier Massena die Oesterreicher am genuesischen Ufer festhalten und in heißem Kampf beschäftigen, damit der Weg frei war, der Bonaparte's „Reservearmee" über die Alpenpässe nach Oberitalien führen sollte. In den letzten Tagen des April hatten sich an der Südostgränze Frankreichs, am Genfer See, an der Rhone die vierzigtausend Mann versammelt, deren Bestimmung, der Marsch über den Großen Bernhard, erst jetzt, am Fuße des Alpenüberganges, ihnen selber enthüllt ward. Am 6. Mai verließ Bonaparte Paris und ging über Dijon nach dem Genfer See, um Heerschau über die versammelten Truppen zu halten und dann ohne Zögern den mühevollen Gebirgsmarsch anzutreten. Die Schwierigkeiten zu mindern und die Aufmerksamkeit des Gegners zu theilen, ward indessen nicht Alles diesen einen Weg geführt; eine Division von 5—6000 Mann unter Chabran ging über den kleinen Bernhard nach dem Thal von Aosta, eine andere, etwas schwächere, über den Mont Cenis gegen Turin und das Hülfsheer von 15,000 Mann unter Moncey, das, von der Rheinarmee abgesandt, die Alpen überstieg, sollte über den Gotthard nach der lombardischen Ebene herabsteigen.

Die Hindernisse, die der Saumpfad über den Bernhard dem Marsche einer Armee mit Reiterei und Geschütz entgegenwarf, waren groß, aber nicht unüberwindlich. Was Umsicht und Thätigkeit eines weitschauenden und erfindungsreichen Geistes, wie Bonaparte war, was der angestrengte Eifer, wie er ihn seinen Untergebenen einzuflößen wußte, irgend vermocht hat, das ward hier geleistet. Reiche Vorräthe von Lebensmitteln waren vorausgeschickt, auf der Höhe des Passes beim Hospiz den Mönchen Geld angewiesen, daß sie Speise und Trank für die vorbeiziehenden Colonnen beischaffen konnten, Alles, was von Fuhrwerk, Maulthieren und Bergführern in der Gegend aufzubieten war, mit beträchtlichen Geldspenden gemiethet. Die Geschütze wurden auseinandergelegt und auf Maulthieren stückweise bergan geschafft, später auf den letzten Höhen in ausgehöhlte Baumstämme gesteckt und durch die Soldaten selbst die steilen Uebergänge hinauf und herunter geschleppt. In kleinen Kisten, die man eigens dazu gefertigt, wurde die Munition auf Maulthieren transportirt. Der Reiter führte sein Pferd am Zaume; Arbeiter in großer Zahl waren an den beiden Abhängen des Berges versammelt, um die

Kanonen und Munitionswagen raſch auseinanderzulegen und wieder zuſammenzufügen. Zu St. Pierre am nördlichen, und in St. Remy am ſüdlichen Abhange des Bernhard waren Spitäler errichtet, die Kranken und Verwundeten aufzunehmen.

In der Nacht vom 14. zum 15. Mai brach Lannes mit der Avantgarde auf, um über die harte Kruſte der gefrorenen Schneefelder die erſte Diviſion hinüberzuführen. Munter und unverdroſſen ertrug der Soldat die ungewohnten Mühen des Ueberganges; unter fröhlichem Geſange und klingender Muſik und, wie ihr Feldherr richtig vorausgeſehen, gereizt und begeiſtert von der Neuheit eines ſolchen Marſches, erſtiegen die erſten Colonnen die Höhe, fanden Ruhe und Erfriſchung auf dem Hospiz und langten ohne Unfall am ſüdlichen Abhange der Alpenkette an. Am 16. und 17. ſtand Lannes in Aoſta im maleriſchen Thale der Dora Baltea, einen Tag ſpäter in Chatillon; die ſchwachen Poſten der Oeſterreicher, die man dort fand, wurden zurückgeworfen. Während Berthier am ſüdlichen Abhange der Berge den Zug empfing und leitete, war Bonaparte in Martinach geblieben, den Abmarſch anzuordnen. Vom 16. bis 20. Mai überſtieg eine Diviſion nach der andern in ungeſtörter Ordnung den Paß; die Wachſamkeit des Feldherrn und der gute Muth der Soldaten hatten die Schwierigkeiten der Natur geebnet. Ein ernſteres Hinderniß ſtellte ſich aber jetzt dem weitern Marſche des Heeres entgegen. Auf dem Wege nach Ivrea, wo ſich das Thal der Dora zu einer Schlucht verengert, lag auf einem Felſen das Fort de Bard, über dem Orte gleiches Namens, das die ſchmale Straße, die hindurchzog, vollkommen beherrſchte. An eine Erſtürmung der kleinen Bergfeſte war ſchwer zu denken; den Weg durch das Dorf, der von den Geſchützen des Forts beſtrichen war, offen mit dem Heere zu paſſiren, nicht möglich. Es ſchien einen Augenblick, als ſollte die ganze kühne Expedition an dieſem Hinderniſſe ſcheitern; denn es zeigte ſich nirgends ein Ausweg und die Verſuche, ſich der Bergfeſte zu bemächtigen, waren fruchtlos. Bonaparte ſelbſt eilte von Martinach herbei (20. Mai) und überzeugte ſich, daß die Schilderungen, die man ihm von dieſer unerwarteten Schwierigkeit gemacht, nicht übertrieben waren. Es gelang über einen, freilich abſchüſſigen Bergkamm, der außer dem Bereich der Geſchütze von Bard lag, einen Fußpfad zu finden, auf dem Soldaten und Pferde nicht ohne Mühe, aber doch ohne zu große Gefahr, das Fort umgingen und ſich ſo den Weg nach dem Dorathale öffneten; für die Geſchütze ſchuf Marmont einen Ausweg. Er ließ Räder und Ketten mit Stroh umwinden, den Weg mit Dünger und Decken belegen und die geräuſchloſen Geſchütze ſtatt durch Pferde von den Soldaten ziehen, denen eine anſehnliche Belohnung für jedes Geſchütz, das ſie hinüberbrachten, verſprochen war. Mit mäßigem Verluſte wurde dann in einer dunkeln, ſtürmiſchen Nacht Alles glücklich an dem Fort vorbeigeſchafft. Am 22. Mai nahm Lannes in raſchem Angriffe Ivrea; vier Tage ſpäter drängte er nach einem hartnäckigen Gefecht

eine öſterreichiſche Abtheilung, welche die Ausgänge des Thales beſetzt hielt, zurück, am 28. ſtand die franzöſiſche Vorhut am Po. So lag die Ebene Piemonts und der Lombardei dem Heere offen; auch die Corps auf den Flanken, die über den kleinen Bernhard, den Mont Cenis, den Simplon, den Gotthard ihren Weg nahmen, näherten ſich ihrem Ziele.

Der öſterreichiſche Oberfeldherr konnte nun nicht mehr daran zweifeln, daß es Ernſt war mit dem Marſche über den Bernhard, den er lange nur als eine Kriegsliſt anſehen wollte. Er war nicht ungewarnt geweſen. Hatte doch Maſſena in einer Proclamation an die belagerten Genueſer und an ſein Heer ſchon vor Ende April die Hülfe der Reſervearmee angekündigt, die „durch das Thal von Aoſta" nach Italien vordringen werde; auch war ihm gegen Mitte Mai, in dem Augenblicke, wo die erſten Colonnen von Martinach den Paß hinanſtiegen, ſichere Nachricht zugekommen, daß die franzöſiſche Armee am Genferſee anfange, ſich gegen den Bernhard in Bewegung zu ſetzen. Wandte er ſich damals, ſtatt ſich am Var mit Suchet herumzuſchlagen und lauter kleine Abtheilungen zerſtreut gegen die Alpenübergänge hin aufzuſtellen, raſch mit ganzer Macht nach Norden, ſo kam er zeitig genug an die ſüdlichen Abhänge des Bernhards, um jedes weitere Vorrücken des Feindes zu hindern. Aber erſt am 20. Mai, als ſchon faſt die ganze Armee den Paß überſchritten und Bonaparte ſelbſt hinüberging, machte ſich Melas von Nizza mit einem kleinen Theile des Heeres auf, um Turin zu decken. Er kam dort (26. Mai) am nämlichen Tage an, wo die franzöſiſche Avantgarde ſich ſchon durch das Dorathal herabſenkte und an deſſen Ausgange eine öſterreichiſche Colonne zurückſchlug. Hier die Armee mit Macht aufzuhalten, wenn ſie etwa nach Genua durchbrechen wollte, war kaum mehr möglich; denn die öſterreichiſchen Streitkräfte vor Genua, am Var, in Turin waren ſtückweiſe vertheilt und in eine Menge kleiner Aufſtellungen zerriſſen.

Nach den Verſprechungen, wie ſie Maſſena gegeben worden und wie er ſie ſelber ſeinen verzweifelnden Truppen wiederholt, ſchien nichts natürlicher, als daß Bonaparte jetzt nach Turin vorging und ſich den Weg nach Genua bahnte, das zu entſetzen vielleicht eben noch Zeit war. Aber der erſte Conſul wandte ſich oſtwärts gegen Mailand und überließ Genua ſeinem Schickſal. Es mochte ihm ungewiß ſcheinen, ob er überhaupt noch rechtzeitig komme zum Entſatz der liguriſchen Armee, und auf dieſen ungewiſſen Fall hin konnte es gewagt erſcheinen, den weiten Marſch nach Genua anzutreten, die Corps auf den Flanken, die von dem Mont Cenis und Gotthard herabkamen, zurückzulaſſen, ſeine Verbindungen und Rückzugslinie zu gefährden. Der Marſch nach Mailand ſtellte die Verbindung mit Moncey's Hülfsheer, das über den Gotthard kam, in Ausſicht, und wenn vielleicht auch Bonaparte, wie aus der ſpäteren Aufſtellung ſich ergibt, darauf nicht die erſte Rückſicht nahm, ſo ſprachen um ſo mehr die politiſchen Betrachtungen für dieſen Weg. Der Beſitz von Mailand, die Wiederherſtellung der cisalpiniſchen Republik erweckte

einen moraliſchen Eindruck, der die Feinde betroffen machte, die franzöſiſchen Stimmungen in Italien neu belebte. So ließ Bonaparte den öſterreichiſchen Oberfeldherrn in dem Glauben, er komme, um geraden Weges auf Genua loszugehen; während Melas Verſtärkungen an ſich zog, um den Gegner bei Turin zu erwarten, wandte ſich dieſer öſtlich nach dem Teſſin, drängte die kleinen Abtheilungen der Oeſterreicher, die den Uebergang tapfer, aber erfolglos vertheidigten, zurück und zog am 2. Juni in Mailand ein. Die cisalpiniſche Republik erſtand wieder von den Todten, die Po- und Addalinie ward beſetzt, die reichen Magazine der Oeſterreicher wurden franzöſiſche Beute.

Nun zögerte Melas nicht länger, ſeine Streitkräfte alle zu vereinigen, um durch einen entſcheidenden Streich die weitere Ausbreitung dieſer plötzlich wieder erſtandenen franzöſiſchen Macht zu hindern. Aber es brauchte einige Zeit, bis die Truppen, die bei Nizza und Genua ſtanden, nach dem Po gekommen waren; der Führer der Belagerungsarmee wollte ohnedies erſt noch die binnen wenig Tagen unvermeidliche Uebergabe der Stadt abwarten, und beeilte ſich nicht, den Befehl von Melas ſofort zu vollziehen. So zogen ſich langſamer, als es Melas wollte, ſeine einzelnen Colonnen bei Aleſſandria zuſammen; Bonaparte hatte ſeine Macht vereinigt und war durch aufgefangene Depeſchen über alle Bewegungen der Oeſterreicher, ihre Plane und ihre Täuſchungen, wie über ihre Stärke unterrichtet. Zunächſt war es für den kaiſerlichen Feldherrn eine wichtige Sache, den Poübergang bei Piacenza zu behaupten, um ſo in allen Fällen ſich die Freiheit ſeiner Bewegungen aus Piemont nach der Lombardei und nach Mantua hin zu erhalten. Ueberraſcht von Bonaparte's Einfall in die Lombardei, hatte man vorher keine Vorſorge getroffen; es ſtanden nur einige hundert Mann dort. Auch dieſe vertheidigten gegen den erſten raſchen Anfall Murats (5. Juni) den Brückenkopf bei Piacenza, brachen aber dann, in der Vorausſicht, daß ein längerer Widerſtand ohne Hoffnung ſei, die Brücke ab. Sie konnten nicht hindern, daß Murats Diviſion an einer andern Stelle über den Po ſetzte und Piacenza von Neuem angriff; wohl waren öſterreichiſche Verſtärkungen im Anmarſche, aber ſie kamen ſo tropfenweiſe, daß es dem Feinde leicht gelang, ſie einzeln zum Rückzug zu zwingen. Erſt ward eine kleine Abtheilung Fußvolk und Reiter, die herbeigeeilt war, aus Piacenza hinausgedrängt, dann erſchienen von einer andern Seite ein paar Bataillone und ſetzten dem Vordringen einen tapferen, aber erfolgloſen Widerſtand entgegen, ſie mußten mit Verluſt weichen und auch ein aus dem Toskaniſchen herbeigeeiltes Regiment war in ſeinem Angriffe nicht glücklicher. Piacenza ging verloren; dieſe einzelnen überlegenen Stöße der Franzoſen gegen einen tapferen, aber an Zahl ſchwachen Gegner hatten den Kaiſerlichen doch ſo viel gekoſtet, wie ein größeres Gefecht. Inzwiſchen war auch Lannes mit ſeiner Diviſion bei Belgiojoſo über den Fluß gegangen; die Polinie war damit für die Oeſterreicher verloren. Abermals zu ſpät langte jetzt ein Theil des Belagerungsheeres von Genua unter Ott an und wandte

ſich gegen Piacenza, um die Franzoſen wieder herauszudrängen. Bei Caſteggio ſtießen die Kaiſerlichen (9. Juni) auf die Avantgarde des franzöſiſchen Heeres unter Lannes; es entſpann ſich ein hitziges, lange unentſchiedenes Gefecht, in dem beide Theile mit äußerſter Hartnäckigkeit ſich ſchlugen, die Kaiſerlichen eine Zeit lang das Uebergewicht der Zahl und Stellung zu behaupten ſchienen. Der kleine Ort Caſteggio ward genommen und wieder verloren; erſt gegen Abend erhielt das ſchwankende Treffen ſeine Entſcheidung durch die Ankunft franzöſiſcher Verſtärkungen; die Kaiſerlichen wichen jetzt gegen Montebello zurück, nachdem der ungünſtige Kampf ſie über zweitauſend Todte und Verwundete und ebenſo viele Gefangene gekoſtet hatte. Dem Sieger hat das Treffen ſpäter den Namen eines Herzogs von Montebello eingetragen.*)

So ward die Verwirrung und der Mangel an Zuſammenhang die Urſache einer Reihe von Unfällen für die Oeſterreicher. Sichtbar überraſcht, überall in eilfertiger Bewegung, aber an keiner Stelle in der rechten Stärke anweſend, wurden ſie ſtückweiſe in eine Reihe von unglücklichen Gefechten verwickelt, in denen ſie ihre Tapferkeit bewährten, aber keine Erfolge ärndteten. Mußte in ihrem Lager dieſe fortgeſetzte Reihe von Misgeſchick entmuthigen, ſo erwachte im Bonaparte'ſchen Heere unter dem Eindrucke dieſer Vorgänge wieder die alte Siegeszuverſicht. Bonaparte ſtand jetzt mit einigen dreißigtauſend Mann in einer vortrefflichen Stellung bei Stradella; eine Abtheilung von etwa zehntauſend Mann hielt die Poübergänge, ein gleich ſtarkes Corps Piacenza, Cremona und die Adda beſetzt, eine kleinere Diviſion ſtand in Mailand und ſüdlich vom Lago Maggiore. Die Aufſtellung dieſer Streitkräfte war darauf berechnet, den öſterreichiſchen Feldherrn zu hindern, wenn er etwa über den Teſſin, den Po, oder die Adda hervorbrechen und ſich den Weg nach Mantua öffnen, oder wie die Bonaparte'ſchen Geſchichtſchreiber ſich prahleriſch ausdrücken, den Franzoſen entrinnen wollte.

Melas dachte freilich nicht daran, den Franzoſen zu „entrinnen." Sein Fehler war geweſen, daß er ſich zu lange in dem Vertrauen gewiegt, es ſei an einen Alpenübergang Bonaparte's nicht zu denken; aber dies Vertrauen ward nicht nur von ihm gehegt und von dem Hofkriegsrathe nachdrücklich beſtärkt, ſondern ganz Europa urtheilte nicht anders. Wie dann das Unglaubliche geſchehen war, ſuchte er raſch ſeine Streitkräfte zu ſammeln, aber weder am Var, noch bei Genua ward ſein Befehl ſo ſchnell, wie es geſchehen mußte,

*) In den Zahlenangaben iſt Thiers, wie gewöhnlich, viel zu hoch, während ſich der Duc de Valmy, der ebenfalls franzöſiſche amtliche Quellen benutzt hat, mit den deutſchen Quellen eher vereinigen läßt. Seine Angabe, daß die Oeſterreicher 15—16000 Mann, die Franzoſen gegen 9000 bei Caſteggio hatten, ſpäter aber durch 5000 Mann verſtärkt wurden, dann daß der Verluſt der Oeſterreicher 4700 Mann betrug, weicht nicht viel von den öſterr. Berichten ab. S. Duc de Valmy, hist. de la campagne de 1800. S. 136 f.

von ſeinen Unterfeldherren vollzogen. Die impoſante Maſſe von mehr als hunderttauſend Mann, womit der Feldzug eröffnet worden, war durch die Opfer, die der Kampf bis jetzt gefordert, um ein gutes Viertheil verringert; von dem Reſte waren über 8000 Mann im öſtlichen und im mittleren Italien vertheilt, die Beſatzungen der feſten Plätze nahmen beinahe 30,000 in Anſpruch; es waren alſo im Ganzen nicht mehr als einige dreißigtauſend Mann, die Melas jetzt in der Umgebung von Aleſſandria vereinigte. Gleichwol war man im kaiſerlichen Hauptquartiere darüber einig, daß, ſo ungünſtig ſich auch die Lage gewendet haben mochte, es keinen ehrenvolleren und ſichereren Weg gebe, als den Feind zu erwarten und ſich durch eine Entſcheidungsſchlacht die Verbindung mit der Lombardei wieder zu eröffnen.*)

Bonaparte ſelber war von dem Gedanken, die Oeſterreicher wollten ihm entfliehen, ſo erfüllt, daß er am 12. Juni ungeduldig aus ſeiner Stellung von Stradella aufbrach, um die Spur des Feindes zu ſuchen. Er zog über Voghera und Tortona weſtwärts nach der großen Ebene, die ſich zwiſchen der Scrivia und Bormida ausbreitet, der Ebene von Marengo. Die Feſtung Aleſſandria wird öſtlich von der Bormida eingefaßt; jenſeits des Flüßchens und durch einen tiefen ſumpfigen Graben, den Fontanone, getrennt, liegt in geringer Entfernung das Dorf Marengo, eine kleine Strecke nördlich auf der Straße nach Pavia das Dorf Caſtelceriolo. Von dort bis zur Scrivia gegen die Dörfer San Giuliano und Torre di Garofolo hin breitet ſich mehrere Stunden lang die große Fläche aus, auf welcher jetzt die Geſchicke Europa's entſchieden wurden; ein Terrain, vortrefflich geeignet, Reiterei und Geſchütz, die beiden Waffengattungen, in denen die Oeſterreicher noch überlegen waren, mit aller Stärke zu entfalten. Am Morgen des 13. Juni betrat Bonaparte dieſe Ebene und ſchob einige Diviſionen nach dem Dorfe Marengo vor; Alles ſchien ihm darauf zu deuten, daß ſeine Beſorgniß über das Entrinnen der Oeſterreicher begründet ſei. Er fand den Feind nirgends, ausgenommen eine kleine Abtheilung, die Marengo einen Moment vertheidigte, dann ſich über die Bormida zurückzog. Erkundigungen, die er einzog, zeigten freilich keine Spur, daß Melas etwa ihn umgangen und den Weg nach dem Teſſin und Po eingeſchlagen hätte; der öſterreichiſche Feldherr mußte wohl, ſo vermuthete er, den Weg nach Genua genommen haben, um ſich dort einzuſchließen. Er ſchickte den tapfern und ritterlichen Deſaix, ſei-

*) Die Schlacht bei Marengo gehört zu den Begebenheiten, in denen die Bonaparteſche Geſchichtſchreibung am thätigſten geweſen iſt, die Thatſachen zu verwirren und zu fälſchen. Wie arg das Bonaparte ſelber trieb, iſt in der kritiſchen Erörterung, die der Verfaſſer der „Geſchichte der Kriege" VI. 1. 136—143 nach dem Mémorial du depôt de la guerre gegeben hat, ſchon zur Genüge gezeigt worden. Seitdem hat Thiers I. 330 ff. wieder viel dazu beigetragen, die Darſtellung im Bonaparte'ſchen Sinne zu färben; dagegen ſind vorzugsweiſe die fleißigen Unterſuchungen des Duc de Valmy histoire de la campagne de 1800 S. 143 ff. gerichtet.

nen Waffengefährten aus Aegypten, der zwei Tage zuvor im Lager eingetroffen, mit einer Diviſion in der Richtung auf Novi, wohin die genueſer Straße ging, um den Feind dort zu beobachten. So ſeltſam hatte ihn die Einbildung von dem Entwiſchen der Oeſterreicher irre geleitet, daß er, deſſen Meiſterſchaft und Eigenthümlichkeit es ſonſt war, ſeine Soldaten vor der Schlacht in Maſſe zuſammenzuhalten, ſeine 30,000 Mann diesmal in auffallender Weiſe zerſplittert hatte. Am Abend des 13. Juni waren zwei Diviſionen unter Victor in Marengo, eine andere unter Lannes und Murat mit der Reiterei ſtand in der Ebene, er ſelbſt mit einer Diviſion ein paar Stunden weiter zurück bei San Giuliano und Torre di Garofolo, Deſaix mit der ſeinigen auf dem Wege nach Genua. Seine größte Maſſe, die bei Marengo vereinigt war, belief ſich wohl kaum viel über 16,000 Mann.

Am frühen Morgen des 14. Juni brach die öſterreichiſche Armee aus Aleſſandria auf, um die Bormida zu überſchreiten; ihr linker Flügel unter Ott, 7600 Mann ſtark, ſollte in der Richtung auf Caſtelceriolo vordringen, die Hauptmacht, 14,000 Fußgänger und 6000 Reiter, von Melas ſelbſt geführt, ſollte Marengo nehmen, die rechte Seite, unter O'Reilly, in gleicher Linie mit ihr vorgehen. Es dauerte geraume Zeit, bis das Heer die Bormida überſchritten hatte; erſt um 9 Uhr entſpann ſich der Kampf, indem die Colonne O'Reilly's die vorgeſchobenen Poſten der Franzoſen zurück auf Marengo drängte. Bald hatte ſich das Gefecht über die ganze Linie verbreitet, am hitzigſten um das Dorf Marengo. Die Oeſterreicher hatten die Stellung dort unterſchätzt; der tiefe und ſumpfige Fontanone gab den Franzoſen einen unerwarteten Schutz und als das erſte Treffen des kaiſerlichen Centrums unter Haddik raſch und eifrig vorging, wurde es mit empfindlichem Verluſte zurückgeworfen, der Führer ſelbſt ſchwer verwundet. Auch ein zweiter Angriff, von General Kaim geleitet, war nicht glücklich, das furchtbare Gewehrfeuer trieb die Oeſterreicher rückwärts, eine gleichzeitige Reiterattake in die Flanke des Feindes, die anfangs Erfolg verhieß, ward durch die raſche und kräftige Gegenwehr Kellermanns mit großer Einbuße in den Fontanone zurückgeworfen. Da nun auch Lannes auf dem rechten Flügel kräftig in den Kampf eingriff, ſchien das Mislingen des öſterreichiſchen Angriffes nach einem blutigen Ringen von mehr als zwei Stunden entſchieden. Aber ſie gingen nur zurück, um einen dritten Sturm mit beſſerem Erfolge zu wagen. Der linke Flügel der Kaiſerlichen unter Ott kam jetzt erſt zu rechter Thätigkeit; er ging gegen Caſtelceriolo und verwickelte dort Lannes in ein Gefecht, deſſen ungünſtiger Gang dieſe Diviſion von dem Kampfe bei Marengo abzog. In dieſem Augenblicke erneuerten auch das Centrum und das Corps von O'Reilly ihren Sturm auf Marengo; abermals empfing ſie ein verheerendes Feuer, das ſie in den Fontanone zurückwarf, aber auch ſie ließen ihr Geſchütz mit Erfolg ſpielen, bis es einigen Grenadierbataillonen gelungen war, über den Bach zu dringen und auf dem andern Ufer bei Marengo feſten Fuß zu faſſen. Raſch

ſchlugen die Pionniere eine Laufbrücke, den Zurückgebliebenen den Uebergang zu erleichtern. Ein verzweifelter Kampf entſpann ſich jetzt unmittelbar um das Dorf; mit äußerſter Anſtrengung ſuchten die Franzoſen den Feind zurückzudrängen und es gelang ihnen auch einen Moment, das ſchon verlorene Dorf wiederzugewinnen; aber der Angriff war nicht minder furchtbar, als die Vertheidigung. Auf beiden Seiten fielen, wie einer der franzöſiſchen Generale ſagt, die Leute wie Hagel. Der Führer ſelbſt, ſein Adjutant, ſeine meiſten Officiere waren verwundet, aber alle äußerſte Anſtrengung war vergeblich, Marengo blieb für die Franzoſen verloren. Und in dem näulichen Momente wurden ihre beiden Seiten mit entſcheidendem Erfolge angegriffen, überflügelt; es war nicht möglich, nachdem die Poſition des Centrums verloren, die Flanken bedroht waren, die Stellung länger zu halten. Es war ungefähr 2 Uhr des Nachmittags, als der erſte Act dieſer denkwürdigen Schlacht mit dem Rückzuge der Franzoſen endete.*)

Jetzt erſt erſchien Bonaparte ſelber auf dem Schlachtfelde; er hatte noch am Morgen an die Wahrſcheinlichkeit einer Schlacht nicht glauben wollen.**) Von Marengo aus über die Lage benachrichtigt, war er von Torre di Garofolo, ſeinem über zwei Stunden weit entfernten Hauptquartiere, aufgebrochen; eine Diviſion und die Grenadiere der Conſulargarde, das war freilich Alles, was er auf das Schlachtfeld bringen konnte. Er kam, als die Vertheidiger von Marengo zu weichen anfingen. Er gab Marengo zunächſt verloren, ſchickte die friſche Diviſion gegen Caſtelceriolo, um Lannes, der eben den Rückzug angeordnet, Luft zu machen, nahm das Dorf mit dem Bajonnet und ſtellte, als die Kaiſerlichen von Neuem vordrangen, die tapferen Grenadiere ſeiner Garde den Angriffen des Feindes entgegen. Mit der ganzen Ruhe geprüfter Soldaten trotzen dieſe Kerntruppen eine Zeit lang dem Feuer der feindlichen Infanterie und dem wiederholten Anſtürmen der Reiterei, aber ſie erliegen der Wucht des Angriffes. Mit dem kaiſerlichen Fußvolke im hitzigen Kampfe begriffen, werden ſie zugleich im Rücken von einem neuen Angriffe der Reiterei gefaßt und zum Weichen gedrängt. Kaum vermögen Bonaparte und Lannes die raſche Flucht noch zu verhindern; das Centrum und der rechte Flügel der Franzoſen haben ſchon ihre Haltung verloren und drängen unaufhaltſam gegen San Giuliano zurück.

So ſchien der erſte Conſul, dem die Entſcheidung dieſes Tages Glorie und Kronen einbrachte, nur eben gekommen, um in die Niederlage des früheren Kampfes verflochten zu werden. Der zweite Act der Schlacht ſchloß mit dem Rückzuge der Franzoſen ab, wie der erſte. Wenn es den Kaiſerlichen jetzt möglich war, die Verfolgung des Sieges ſo energiſch zu führen,

---

*) Wir verweiſen hier gegenüber von Thiers und den übrigen Bonapartiſtiſchen Darſtellungen auf die Mittheilungen des Duc de Valmy S. 165 ff.

**) Mémoires du Duc de Raguse II. 128.

wie sie den Sieg selbst erfochten, so ward die französische Herrschaft und mit ihr das werdende Cäsarenthum Napoleon Bonaparte's an diesem Tage auf den Ebenen von Marengo begraben. Aber selten ist ein gewichtigerer Sieg durch einen einzigen Misgriff unerwarteter dem Sieger aus der Hand gewunden und in die verhängnißvollste Niederlage umgewandelt worden. Melas, der an diesem Tage als Soldat hinter dem Ruhme des Siegers von Novi nicht zurückstand, fühlte sich durch die Mühen des Kampfes und eine leichte Wunde erschöpft; der alte Mann, dem man einst 1799 erlaubt, in langsamen Etappen zur Armee zu reisen, bedurfte nach solch einem Tage der Ruhe. Er ging nach Alessandria zurück und glaubte sich des Erfolges sicher. Er sandte schon Boten ab, den erfochtenen Sieg zu verkündigen.*) Von den tüchtigsten Generalen waren mehrere leichter oder schwerer verwundet; den Oberbefehl übernahm der Chef des Generalstabes, General von Zach. So trat in der Einheit und Festigkeit des Commando's in dem Augenblick ein Nachlaß ein, wo der letzte entscheidende Streich zu führen war. Auch die Truppen fühlten sich des Sieges allzu sicher; sie folgten dem fliehenden Feinde, aber, wie es scheint, sorglos und nicht in der Stimmung, die eines neuen Kampfes gewärtig ist.

Bonaparte's letzte Hoffnung war auf Desaix und seine Division gestellt; er hatte dieselbe, wie wir uns erinnern, gegen Novi entsendet, um den Weg nach Genua zu bewachen, und ohne das Anschwellen eines Bergbaches wäre Desaix in dieser Richtung so weit vorgerückt, daß ihn der Ruf des ersten Consuls nicht mehr auf die Ebene von Marengo hätte zurückführen können. Im Augenblicke, wo Bonaparte, von der Nachricht des ersten Mislingens gedrängt, gegen Marengo aufbrach, schrieb er Desaix: „Ich glaubte den Feind anzugreifen, er ist mir zuvorgekommen; komme in Gottes Namen zurück, wenn du noch kannst". Desaix säumte nicht umzukehren; er kam in dem Moment, wo sich (es mochte gegen fünf Uhr sein) die geschlagene Armee bei San Giuliano sammelte. Desaix verzweifelte noch nicht, den Kampf wiederherzustellen und wenigstens ruhigen Rückzug zu erkämpfen, obwol er kaum 5000 Mann zur Verstärkung eines flüchtigen und besiegten Heeres heranführte. Vor allem verlangte er, daß man dem andringenden Feind durch Artillerie imponire; Marmont beeilte sich den Rest seiner brauchbaren Geschütze in Thätigkeit zu setzen. Indessen stellten sich die Franzosen wieder in San Giuliano; Desaix selbst trat an die Spitze einer Brigade, den Kampf zu erneuern. Die Oesterreicher wichen vor dem ersten Stoße, aber sie sammelten sich, gingen von Neuem vor und Desaix sank, von einer Kugel ge-

*) S. auch den Bericht von Soult (III. 275 f.) der sich damals gefangen in Alessandria befand. Seine Schilderung der Schlacht hat übrigens der Marschall den Berichten nachgebildet, die Bonaparte 1806 fabriziren ließ. Vgl. die Bemerkungen Marmouts II. 136.

troffen, zu Boden. Abermals drangen die kaiſerlichen Grenadiere, welche zuerſt den Fontanone überſchritten, ſiegreich vor; wurden ſie gleich nachdrücklich unterſtützt, ſo ließ ſich, ſcheint es, bei S. Giuliano eine ähnliche Entſcheidung, wie vorher bei Marengo, nicht mehr abwenden. In dieſem Augenblicke traf ſie das Kartätſchen-Feuer aus Marmonts Batterie und zugleich fiel Kellermann aus eigenem Antriebe mit einem gewaltigen Reiterangriffe in die Flanke des Feindes; er warf die vorgedrungenen Colonnen in die Flucht, nahm den Führer ſelbſt, General Zach, gefangen.*) Ehe die Kaiſerlichen wieder zur Beſinnung kamen, hatte Kellermann einen zweiten glücklichen Stoß gegen eine kaiſerliche Reiterabtheilung geführt. Wie es häufig zu geſchehen pflegt, wenn ein ganz plötzlicher Umſchwung des Glückes eintritt, fiel nun ein paniſcher Schreck über die öſterreichiſche Armee; nur wenige Bataillone leiſteten noch zähen Widerſtand, die Maſſe ließ ſich von der Flucht fortreißen; manche Regimenter zeigten ſich des Ruhmes nicht werth, womit ſie ſich in den Kämpfen des Tages bedeckt.**) Wie ein öſterreichiſcher Bericht ſelber ſagt, man konnte ſich keine Rechenſchaft ablegen, die Reiterei floh, ohne ſelbſt zu wiſſen warum. Das Gros der Armee, von der Reiterei niedergeworfen, begann dann auch zu weichen; eine neue Gruppe von Flüchtlingen riß auch ſie wie ein wilder Strom mit fort. Die Flüchtlinge drängen ſich, Marengo zu erreichen, die Verwirrung iſt aufs Aeußerſte geſtiegen; vergebens ſuchen die Officiere ihre Soldaten hinter dem Fontanone wieder zu ſammeln; ſie ſind taub gegen jeden Ruf, und Alles durcheinander, Reiter, Fußgänger, Geſchütze, Wagen drängen ſich in wilder Verwirrung nach der Brücke.

Der Sieg war entſcheidend, die Flucht brachte das kaiſerliche Heer vollends in Auflöſung, nachdem der blutige Tag faſt ein Drittel der Streitkräfte aufgezehrt.***) Auch der Verluſt der Franzoſen war nicht viel geringer, aber es blieb ihnen das Schlachtfeld und der letzte Erfolg hatte ihr erſchüttertes Selbſtvertrauen wieder völlig hergeſtellt. Unter den Kaiſerlichen waren gerade die Officiere am ſchwerſten getroffen; Haddik lag im Sterben, Zach war gefangen, Vogelſang, Lattermann, Vellegarde, Lamarſaille, Gottesheim und eine Menge höherer Officiere verwundet. Die bisher ſo tüchtigen Truppen waren durch den letzten Act des Kampfes ſichtlich demoraliſirt. Nimmt man dies

*) S. außer dem angeführten auch die Mém. du Duc de Raguse II. 183.

**) So werden dieſe entſcheidenden Vorgänge von Kellermann ſelbſt und von Victor erzählt, womit auch Marmont im Weſentlichen übereinſtimmt. S. Due de Valmy S. 181 f. 268 f. und Marmont a. a. O.

***) Nach öſterr. Angaben ſelbſt betrug der Verluſt 9400 Mann, und zwar über 6400 Mann Todte und Verwundete, über 2900 Gefangene; auch war eine beträchtliche Zahl von Geſchützen verloren. Den franzöſiſchen Verluſt ſchätzt der Due de Valmy S. 194 auf mehr als 7000 Mann, womit diesmal auch die Angabe von Thiers (6000 Todte und Verwundete, 1000 Gefangene) übereinſtimmt.

Alles zusammen und erinnert sich, wie nach einer Reihe von kriegerischen Unfällen die letzte Hoffnung auf die Entscheidung der Schlacht gestellt war, der Sieg auch in der That gewonnen schien, um dann mit einem raschen Streich verloren zu gehen, so ist es wohl begreiflich, daß die Stimmungen in Alessandria äußerst niedergeschlagen waren. Aber was folgte, übersteigt doch alle Berechnung des Wahrscheinlichen. Wohl waren der Auswege nicht viele: eine neue Schlacht versprach, wenn man sie überhaupt zu schlagen fähig war, wenig Erfolg; ob es möglich war, sich nach dem Tessin und Po durchzuschlagen, war mindestens zweifelhaft, selbst der Rückzug nach Genua, da es hieß, Suchet stehe schon bei Acqui, war nicht ohne Gefahren. Allein es scheint, man hat im österreichischen Hauptquartier diese Möglichkeiten auch nicht einmal mehr ernstlich erwogen, sondern entschloß sich mit verzweifelnder Eile, das Schimpflichste zu thun. Der panische Schreck, der am Abend des heißen Tages die tapfern und siegreichen Truppen plötzlich zur unrühmlichen Flucht fortriß, hatte jetzt auch den Feldherrn und die ihm zunächst standen, ergriffen. Melas war ein tapferer Soldat, dessen Name noch im jüngsten Feldzuge durch den Sieg von Novi verherrlicht worden, aber alt, gebrechlich und im Ganzen eine gewöhnliche Natur. Er hatte am Morgen wie ein alter Kriegsheld mit äußerster Anstrengung und Ausdauer seine Schuldigkeit gethan; dann war er, körperlich erschöpft, nach der Festung zurückgegangen und ward erst wieder aufgeschreckt durch die unerwartete Kunde der Niederlage. Der rasche Wechsel zwischen Sieg und Niederlage, die Erinnerung an das vorausgegangene Misgeschick, der Anblick der flüchtigen, aufgelösten Truppen brachen den Rest seiner Energie und machten ihn den muthlosesten Entschlüssen zugänglich.

So ward am 15. Juni ein Parlamentair an Bonaparte geschickt, um über die Räumung von Piemont und Genua zu verhandeln. Der erste Consul war freudig überrascht; ihm erschien seine Lage nicht so günstig, und die des Gegners nicht so hoffnungslos, um nicht bereitwillig in eine Unterhandlung einzugehen, die ihm ohne Schwertstreich den reichsten Siegespreis verhieß. In der trotzig stolzen Weise, womit er jederzeit schwachen und niedergeschlagenen Menschen imponirt hat, dictirte er die Bedingungen, weigerte jede weitere Unterhandlung; er wußte, wozu man die Gegner, nachdem der erste Schritt der Nachgiebigkeit geschehen war, vermögen konnte. So wurde der Vertrag von Alessandria unterzeichnet (15. Juni), in Folge dessen, bis auf die Friedensanträge Bonaparte's von Wien Antwort kam, Waffenruhe eintrat; inzwischen sollte als Preis des Waffenstillstandes die kaiserliche Armee hinter den Mincio und Po zurückgehen, auf dem rechten Ufer dieser Flüsse nur Borgoforte, Ferrara, die Mark Ancona und Toskana besetzt bleiben; alle die Plätze, die im verflossenen Jahre so viel Siege und Mühen gekostet, Coni, Turin, Alessandria, Tortona, Pizzighettone, auch das theuer erkaufte Genua, die Citadellen von Savona, Piacenza, Mailand, die Forts Ceva, Arona, Ur-

bino wurden den Franzoſen eingeräumt. Der Rückzug der Kaiſerlichen ſollte zwiſchen dem 16. und 26. Juni ſtattfinden. Nördlich vom Po bildete die Chieſa, und nach deren Mündung der Oglio die Gränze für die Aufſtellung der Franzoſen während des Waffenſtillſtandes; der Landſtrich zwiſchen Chieſa und Mincio blieb unbeſetzt. Das Geſchütz in den Plätzen und die Vorräthe wurden getheilt.

Welch wunderbarer Umſchlag des Glückes! Um dieſe Landſchaften und Städte zu gewinnen, waren ſeit fünfzehn Monaten die größten Siege errungen, der hartnäckigſte Belagerungskrieg geführt worden, und nun reichte ein einziger, lange zweifelhafter Erfolg hin, alle Früchte der denkwürdigen Tage von Magnano, Caſſano, Piacenza und Novi zu verſcherzen! Das Kriegsglück war mit der Jugend, es huldigte dem Kühnen und Entſchloſſenen und wandte dem verzagten Alter den Rücken. Und wie verſchwenderiſch war die Laune des Glückes! Wir wiſſen in der glänzenden Reihe napoleoniſcher Siege keinen, an dem der Imperator weniger unmittelbaren Antheil gehabt hätte, als an dem Erfolge von Marengo, und dieſer Sieg hat ihn in den Augen der Welt mit unſterblichem Ruhme umgeben, ihm an einem Tage faſt die ganze verlorene Frucht von 1796 zurückerſtattet, ſeine neugegründete Gewalt in Frankreich feſtgekittet, den Grundſtein gelegt zu dem kommenden Kaiſerreich.

Von dem ſiegreichen Schlachtfelde aus hatte der erſte Conſul einen Brief an den deutſchen Kaiſer gerichtet, worin er ſeine Friedensanträge noch dringender und beredter wiederholte, als in den beiden Schreiben, die er vor dem Beginn des Feldzugs an Georg III. und Franz II. gerichtet hatte. Es waren darin, wie damals im Frühjahr 1797 in dem Schreiben an den Erzherzog Karl, die Leiden des Krieges ſalbungsvoll beklagt, die Mäßigung der franzöſiſchen Politik gerühmt und in vertraulich plauderndem Tone der öſterreichiſchen Politik zugeredet, ſich doch von den Mächten der Coalition zu trennen. Bonaparte mochte nicht mit Unrecht hoffen, daß dieſer Verſuch, auf die individuelle Stimmung des Kaiſers zu wirken, durch den gleichzeitigen Eindruck der Niederlage von Marengo unterſtützt, zum Ziele führen werde. Aber in demſelben Augenblicke, wo man ſich an der Bormida um den Beſitz von Oberitalien ſchlug, wurde zu Wien über eine neue Befeſtigung des Bündniſſes gegen Frankreich verhandelt, und gerade an dem Tage, wo der Bote mit der Hiobspoſt von Marengo und mit der Friedensepiſtel des erſten Conſuls eintraf (20. Juni), war zwiſchen Thugut und Lord Minto ein Vertrag unterzeichnet worden*), worin Großbritannien unter der Form eines Anlehens zwei Millionen Pfund Sterling Subſidien verſprach, beide Mächte ſich verpflichteten, mit aller Macht den Krieg gegen die franzöſiſche Republik

*) Martens Recueil VII. 387—390.

fortzuſetzen und in keinem Falle einen Separatfrieden mit Frankreich einzugehen. Der Vertrag ſollte bis zum 28. Februar 1801 ſeine Geltung behalten. So war Oeſterreich von Neuem an die Coalitionspolitik geknüpft, in dem Augenblicke, wo Bonaparte das Band glaubte löſen zu können. Indeſſen ohne Eindruck blieb die Botſchaft vom Schlachtfelde von Marengo nicht; Thugut entſchloß ſich, das Anerbieten nicht ganz von der Hand zu weiſen. Es mochte ihm daran gelegen ſein, vor der Welt wenigſtens ſeine Friedensliebe zu bethätigen und bei dieſem Anlaß zu erfahren, welche Bedingungen man jetzt von Bonaparte zu erwarten habe. Wenn aber auch nichts weiter als Zeit für neue Rüſtungen gewonnen ward, ſo war dies ſchon wichtig genug in einem Augenblicke, wo ein großer Theil von Oberitalien verloren, Süddeutſchland bis an die Iſar in den Händen der Franzoſen war. So ging das kaiſerliche Cabinet ſcheinbar auf Bonaparte's Friedensantrag ein; ſcheinbar, denn gerade was der erſte Conſul wollte, einen Sonderfrieden mit Oeſterreich, darauf konnte nach dem eben abgeſchloſſenen Vertrage mit England ohne grellen Treubruch nicht eingegangen werden. Es ward ein Unterhändler nach Paris geſchickt, der nicht aus dem Kreiſe der Diplomaten genommen, ſondern ſo gewählt war, daß man ihn im Nothfalle desavouiren konnte. Der Graf St. Julien, der die Botſchaft von Aleſſandria überbracht, ſollte nach Paris gehen, um über den Frieden zu unterhandeln. St. Julien war ein muthiger Officier, der als einer der Wenigen genannt wird, die ſich der kleinmüthigen Capitulation vom 15. Juni widerſetzten, aber alles Andere eher, als ein Diplomat; unbeſonnen und eitel, wie er war, taugte er trefflich zum Spielball einer Intrigue, in der er von Thugut und Talleyrand gleich ſchimpflich düpirt ward. Er ging in der Meinung von Wien ab, es ſei Ernſt mit dem Frieden; ein eigenhändiges kaiſerliches Schreiben an Bonaparte ließ ihn als einen Unterhändler erſcheinen, der in Alles eingeweiht und mit weiten Vollmachten verſehen ſei*). Der in diplomatiſchen Formen ganz unerfahrene Officier ließ ſich von Talleyrand leicht umgarnen; ſtatt auszuforſchen, ward er ausgeforſcht und von dem Meiſter diplomatiſcher Rabuliſtik dazu vermocht, Präliminarien zu unterzeichnen (28. Juli), die er, wenn er die Lage und Verpflichtungen des Wiener Hofes auch nur zum Theil kannte, nicht eingehen durfte. Es war in dieſem Abkommen als Bedingung des künftigen Friedens, den ein Congreß definitiv feſtſtellen würde, ausgemacht: der Friede von Campo Formio ſolle die Grundlage ſein, der Rhein von der Schweiz bis nach Holland die Gränze Frankreichs bilden, Caſtel, Kehl, Ehren-

*) S. den Brief bei Du Casse II. 26, deſſen bezügliche Stelle offenbar mit Abſicht unbeſtimmt gefaßt iſt, ſo daß Thugut nachher (a. a. O. 31) behaupten konnte, der Graf habe durchaus keinen andern Auftrag gehabt, als: „d'observer au premier Consul la necessité, que les bases de paix à proposer par la France soient justes et acceptables!“

breitſtein und Düſſeldorf geſchleift werden, die Entſchädigungen, welche Oeſterreich in den geheimen Artikeln von Campo Formio verſprochen waren, ſollten ſtatt in Baiern, in Italien — wie und wo war nicht geſagt — ausgemittelt werden.*) Mit dieſem Vertrage, der die kitzlichſten Punkte umging, glaubte St. Julien das große Räthſel der Zeit gelöſt zu haben und kehrte, von Duroc begleitet, nach Wien zurück, um ſofort auf den eben feſtgeſetzten Grundlagen die Einleitung zum Frieden zu treffen. Aber Duroc ward an der Gränze zurückgewieſen, St. Julien, deſſen Misgriff die Wiener Politik, wenigſtens zum größeren Theil, verſchuldet, desavouirt und vorübergehend auf eine Feſtung geſchickt.

Damit war freilich auch für das kaiſerliche Cabinet der mittelbare Zweck, Zeit zu gewinnen, vereitelt; Thugut verſuchte daher auf eine andere Weiſe anzuknüpfen, die wenigſtens den eben mit England eingegangenen Verbindlichkeiten nicht widerſprach. Er ſchlug einen Friedenscongreß vor, an dem auch England Theil nähme; derſelbe könnte ſich etwa zu Schlettſtadt oder Luneville verſammeln. Nun, erinnern wir uns, war es Bonaparte's Politik immer geweſen, ſolch eine gemeinſame Verhandlung zu meiden und vielmehr durch getrennte Verträge den Bund der Gegner zu ſpalten; es war alſo auf den erſten Blick nicht wahrſcheinlich, daß er darauf einging. Er war nach den Erfolgen vom Juni, nach den Verträgen von Aleſſandria und Parsdorf in ſo entſchiedenem militäriſchem Uebergewicht gegen das zum neuen Kampf noch ungerüſtete Oeſterreich, daß ein Aufkündigen des Waffenſtillſtandes und ein raſches Verfolgen ſeiner militäriſchen Ueberlegenheit ihm reichere Früchte als alle Unterhandlung verhieß. Indeſſen drängte ſich ein anderes Intereſſe in den Vordergrund, das ihn bewog, doch auf die Verhandlungen einzugehen. Er ließ den Briten den Vorſchlag machen, einen allgemeinen Waffenſtillſtand, zu Lande und *zur See*, abzuſchließen; das hätte ihm die Mittel gegeben, die beiden ſchwer bedrängten Eroberungen ſeiner orientaliſchen Expedition, Malta und Aegypten, vor der unvermeidlichen Uebergabe zu bewahren. Eben darum war es freilich ſehr zweifelhaft, ob die Engländer ſich dazu verſtehen würden, um einer Waffenruhe willen, die zunächſt *nur* Oeſterreich zu Gute kam, ſich den faſt ſchon gewonnenen Preis ihrer Erfolge zur See wieder entwinden zu laſſen. Sie lehnten indeß ihrem Alliirten zu Gefallen den Gedanken eines Waffenſtillſtandes auf den Meeren nicht geradezu ab, aber ſie verſtanden etwas Anderes darunter, als Bonaparte. Sie wollten zugeben, daß man Malta und Aegypten, etwa ſo wie die blokirten Reichsfeſtungen in Deutſchland mit Lebensmitteln verſorge; Bonaparte wünſchte dagegen freien Verkehr mit den beiden bedrohten Punkten, ſo daß es ihm geſtattet worden wäre, Kriegsſchiffe hinüberzuſenden und mit 20—25,000 Mann friſcher Truppen die ſchwindende Kraft der bedrängten Beſatzungen zu verſtärken. Es konnte wohl Niemand

*) Die Protokolle ſ. bei Du Casse II. 423. Der Vertrag ebendaſ. S. 429 ſ.

den englischen Staatsmännern die Thorheit zutrauen, daß sie so etwas zuließen und die einzige sichere Frucht des großen Krieges hingaben, um das zweifelhafte Gut einer Waffenruhe zu erlangen! Sie blieben bei ihrer Auffassung und meinten sehr natürlich, man könne doch, um Oesterreich den Vortheil eines längeren Waffenstillstandes zu erkaufen, nicht ihnen zumuthen, die Kosten davon zu tragen. So endigten die Conferenzen (September) ohne Resultat; nur das Wiener Cabinet hatte mit diesen verunglückten diplomatischen Sendungen und todtgeborenen Congressen einen bestimmten Zweck erreicht: Zeitgewinn für neue Rüstungen.

Es waren indessen am Inn Verschanzungen aufgeworfen, neue Aushebungen angeordnet, Rekruten, Waffen, Kriegsmittel aufgetrieben worden; es wurde im Kreise der Officiere gewaltig epurirt und eine Reihe von bekannten Namen theils verdient theils unverdient von ihren Stellen entfernt. Mit Melas ward auch Kray beseitigt und als sein Nachfolger einer der jüngeren Brüder des Kaisers, Erzherzog Johann, bezeichnet. Am 6. Septbr. begab sich Kaiser Franz persönlich zur Armee und ließ im Hauptquartier zu Altötting bekannt machen: „daß er sich fortan immer selbst an der Spitze seiner braven Truppen befinden werde, jedoch das eigentliche Commando dem Erzherzog Johann übertragen habe." Es wurden Paraden abgehalten, Gnaden ausgetheilt, gegen die Säumigen und Pflichtvergessenen drohende Aufrufe erlassen, aber alles officielle Schaugepränge konnte die Thatsache nicht verhüllen, daß man mit den Rüstungen noch zu weit zurück war, um im September schon den Kampf beginnen zu können. Der Kaiser selbst gelangte im Lager zu dieser Ueberzeugung. Wie anders hatte Bonaparte seine militärische und politische Stellung verstärkt! Er hatte sich der fortdauernden Neutralität Preußens versichert und ließ eben durch Vermittlung des Berliner Cabinets die ersten Verhandlungen mit dem Czaren einleiten, aus denen bald ein enges Einverständniß Frankreichs mit Rußland und ein drohender Bund der mittleren und kleineren Seemächte gegen Großbritannien erwuchs. In Italien im Uebergewicht, des bourbonischen Hofes in Madrid vollkommen Meister, im Südwesten Deutschlands mit den Waffen gebietend, hatte er eine Stellung von solcher Stärke erlangt, wie nie eine französische Regierung seit Ludwig XIV. Die Armee an der Donau und Isar hatte alle ihre zerstreuten Corps an sich gezogen und belief sich auf mehr als 100,000 Mann, an den Main und Mittelrhein war ein Truppencorps aus Holland unter Augereau hingeschoben, außerdem ward eine zweite Reservearmee unter Macdonald gebildet, die in der östlichen Schweiz operiren und Moreau in den Stand setzen konnte, seine ganze Macht an der Isar und am Inn zu gebrauchen. In Italien standen 120,000 Mann, von denen zwei Drittel am Mincio vereinigt waren; ein auserlesenes Reservecorps unter Murat sammelte sich im Norden von Frankreich. Mit solchen Streitkräften und im Innern wie nach Außen in einer politischen Stellung, wie sie noch keine der revolutionären Regierungen sich

errungen, konnte der erste Consul allerdings ohne Sorge dem Moment entgegensehen, wo der Waffenstillstand abgelaufen war. Nicht so der Kaiser; seine feierliche Auffahrt im Feldlager am Inn hatte nur eben den demüthigenden Erfolg, ihn von der Unzulänglichkeit seiner Rüstungen zu überzeugen. Es mußte noch einmal um eine Verlängerungsfrist des Waffenstillstandes nachgesucht werden, die in diesem Moment nicht anders als theuer erkauft werden konnte. Als Lehrbach, der den Kaiser ins Lager begleitet, bei Moreau anfragte, erfuhr er, daß Bonaparte bereits den Preis einer neuen Frist angegeben hatte: es war die Auslieferung der Festungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt, die ihn vollends zum Herrn in Süddeutschland machte. Auf diese Bedingungen hin ward dann (20. Septbr.) zu Hohenlinden, an der Stelle, wo bald der entscheidende letzte Act des Krieges spielte, eine Uebereinkunft abgeschlossen, die um den Preis der drei Reichsfestungen einen Waffenstillstand von weiteren 45 Tagen feststellte. Den Franzosen war damit nicht allein eine festere Grundlage für ihre künftigen Operationen gegen die Erblande geschaffen, sondern auch die Schwäche Oesterreichs durch die Größe dieses Opfers deutlich genug verrathen.

An den Vertrag von Hohenlinden reihte sich in Oesterreich ein Ministerwechsel. Wenig Wochen später verkündeten die Zeitungen, daß am 8. Octbr. dem Baron Thugut auf sein Ansuchen das Ministerium des Auswärtigen abgenommen und dem Grafen Ludwig Cobenzl in der Eigenschaft eines Conferenzministers und Vicestaatscanzlers die Leitung der geheimen Hof-, Staats- und Cabinetscanzlei anvertraut worden sei; zugleich trat Graf Lehrbach als „Staatsminister der inländischen Geschäfte" in das Cabinet ein. Von einem entschiedenen Wechsel des Systems konnte freilich die Rede nicht sein, da Thuguts Einfluß auch jetzt noch nicht aufhörte, und in jedem Fall ein Cobenzl und Lehrbach die nächsten Erben seiner Macht waren. Aber der allmächtige Mann war doch ein Opfer der letzten Wendung geworden. Der Krieg ward in Oesterreich mit jedem Tage unpopulärer, man bereute jetzt, nicht früher Frieden geschlossen zu haben; Thugut ward laut als der angeklagt, der den Frieden vereitelt, den Krieg schlecht geführt und sich an die Engländer blind hingegeben habe. Seiner „weltverheerenden, unsinnigen Hartnäckigkeit", wie Fürst Karl Schwarzenberg sich ausdrückte, wurde jetzt die Verantwortung zugeschoben, nachdem die Uebereinkunft vom 20. Septbr. den ganzen Abgrund enthüllte, an den Oesterreich hingedrängt war. In der Ernennung Cobenzls, des Unterhändlers von Leoben und Campo Formio, war den Franzosen eine Art von Bürgschaft gegeben, daß es nun Ernst sei mit dem Frieden. Er war dazu bestimmt, den Kaiser auf dem bevorstehenden Friedenscongresse zu vertreten; Lehrbach übernahm dann die Leitung des Auswärtigen.

Lehrbach traf am 24. October in Luneville ein, hatte in Paris mit dem ersten Consul persönliche Besprechungen und begann dann an dem Orte des Congresses in der zweiten Woche des Novembers mit dem französischen Be-

vollmächtigten, Bonaparte's älteſtem Bruder Joſeph, zu unterhandeln. Noch war aber die Stunde der Verſtändigung nicht gekommen. Die Verlängerung des Waffenſtillſtandes um 20 Tage war das einzige poſitive Ergebniß, im Uebrigen ſtanden die alten Hinderniſſe im Wege. Bonaparte ſuchte Oeſterreich zu einem Separatfrieden zu bewegen und wollte die Minciolinie und die Entſchädigung Toscana's mit den päpſtlichen Legationen gewähren, aber Oeſterreich hielt ſich doch für zu feſt und unzweideutig gebunden durch den Vertrag vom 20. Juni, um ohne England Frieden zu ſchließen. Die Zulaſſung eines britiſchen Geſandten zum Congreſſe war alſo die erſte Forderung Oeſterreichs. Bonaparte lehnte ſie ab, falls England nicht einen Waffenſtillſtand zur See, ſo wie er ihn verſtand, bewilligen wollte. Cobenzl ging einen Schritt weiter und gab zu verſtehen, daß Oeſterreich bis zum Februar 1801 durch Vertrag verpflichtet ſei, ohne England keinen Frieden zu ſchließen; um aus dieſem peinlichen Dilemma, der Erneuerung des Krieges oder der Treuloſigkeit gegen England, herauszukommen, ſchlug er (3. Dezbr.) einen eigenthümlichen Ausweg vor. Er wollte ſich im ſtrengſten Geheimniß in eine Separatunterhandlung mit Frankreich einlaſſen, die aber vor der feſtgeſetzten Friſt verborgen bleiben, deren Documente, wenn ſie, fruchtlos wären, zurückgegeben werden ſollten; nur müſſe Frankreich zulaſſen, daß ein britiſcher Unterhändler in Luneville erſcheine, ſei es auch nur, um des Scheines halber der Verpflichtung zu genügen und als Deckmantel für die wahre Verhandlung zu dienen. Bonaparte beharrte auf der Weigerung, einen Engländer in Luneville zuzulaſſen; er ſchlug vor: heimlich Friede zu ſchließen, öffentlich nur die Fortſetzung des Krieges einzuſtellen, bis die Friſt des Verſprechens an England abgelaufen ſei und geſtatte, mit dem abgeſchloſſenen Frieden hervorzutreten. Aber das ſollte ohne Zögern geſchehen; in 48 Stunden, gebot der Conſul, ſollte der geheime Friede unterzeichnet oder der Krieg neu begonnen werden. Die Rheingränze, die Minciolinie ohne Mantua, die cisalpiniſche Republik durch Mincio und Seſia begränzt. Toscana an Parma, die päpſtlichen Legationen an Toscana, Rückgabe von Piemont bis zur Seſia, Unabhängigkeit der Schweiz und Genuas, das waren die Bedingungen, die Oeſterreich erlangt hätte, wenn es jetzt, wie Bonaparte befahl, unverzüglich unterzeichnete.*) Allein in dem Augenblick, wo dieſe Vorſchläge erfolgten, hatte der Kampf neu begonnen, und die Entſcheidung war bereits in unzweideutiger Weiſe erfolgt.

Die Zeit des verlängerten Waffenſtillſtandes war nicht unbenutzt geblieben; Oeſterreich trat jetzt in beſſerer Rüſtung auf den Kampfplatz, als es im Juli oder September möglich war. Die Armee war durch die Beſatzungen der drei abgegebenen Reichsfeſtungen, durch ein bairiſches Hülfsheer von zwölf-

*) S. Du Casse negoc. diplomatiques II. 146 f. 159. 160.

tausend Mann, dessen Kosten England trug, durch das Condésche Corps und die neuen Aushebungen wieder auf mehr als 130,000 Mann gebracht; ansehnliche Verstärkungen, bis über 50,000 Mann, wurden noch erwartet. Von der schlagfertigen Masse waren als rechter Flügel gegen 30,000 Mann unter Klenau, Simbschen und dem Herzog Wilhelm von Baiern nach der Oberpfalz und nach Franken vorgeschoben, zwanzigtausend standen zur Linken in Tirol; was als Gros der Armee hinter dem Inn vereinigt war, betrug also über 80,000 Mann. Die natürliche Stärke der Stellung am Inn war durch Befestigungen erhöht; Braunau war in gutem Stande, an mehreren Punkten die Uebergänge verschanzt und feste Brückenköpfe angelegt. Durch diese Stellungen geschützt, war eine Heeresmacht von 80,000 Mann wohl im Stande, das rasche Vordringen eines auch überlegenen Feindes aufzuhalten.

Die Ueberlegenheit der Franzosen lag weniger in der Zahl, als in der Qualität der Truppen und ihrer Führung. Es waren ungefähr 130,000 Mann, die sich vom Main bis gegen die tiroler Gränze ausbreiteten; vom rechten Flügel unter Lecourbe waren 12,000 Mann gegen Tirol aufgestellt, zur Linken kam Augereau mit 20,000 Mann den Main herauf und drang nach Franken vor, die ganze übrige Macht war in dem vielfach durchschnittenen waldigen Gebiet zwischen Isar und Inn aufgestellt, auf einem Terrain, das der französische Feldherr Zeit genug gehabt hatte, genau kennen zu lernen. Die französische Macht, schon an Zahl etwas stärker*), bestand aus tüchtigen, erprobten Truppen, deren Stimmung durch die vorausgegangenen Erfolge gehoben war; im kaiserlichen Heere, das man durch junge Truppen hatte ergänzen müssen, war weder ein solches Material, noch die gleiche Zuversicht vorhanden. Dort commandirte Moreau, unter den Feldherren der Revolution zwar nicht einer der genialsten, aber gediegen, umsichtig, seit dem Feldzug von 1793 als selbständiger Führer erprobt und überall mit Auszeichnung genannt; hier war der Oberbefehl dem Namen nach in die Hand eines achtzehnjährigen Prinzen gelegt, der nicht, wie sein Bruder Karl im vergangenen Jahre, mit dem fertigen Ruf eines hervorragenden Feldherrntalentes auf den Kampfplatz trat, sondern, als Neuling an die Spitze des Heeres gerufen, vorerst noch eines militärischen Mentors bedurfte. Dieser eigentliche Leiter war der Feldzeugmeister Lauer, ein bejahrter Offizier, der für einen verdienten In-

*) Nach den wahrscheinlichsten Angaben war die ganze vereinigte Macht der Oesterreicher am Inn 80—85,000 Mann; die Franzosen, wenn man Augereau und die gegen Tirol aufgestellte Macht abzog, hatten unter Lecourbe auf dem rechten Flügel 12,000 Mann, das Centrum unter Moreau selbst (die Divisionen Grouchy, Richepanse, Decaen, Hautpoul) betrug über 33,000, der linke Flügel unter Grenier (die Divisionen Legrand, Ney, Bastoul) fast 26,000; dazu kam dann das Corps von St. Suzanne, dessen beide Divisionen (18,000 Mann stark) gegen Landshut und die Donau vorgeschoben waren, und die gesammte Artillerie (7000 Mann), was zusammen eine Streitmacht von 96,000 Mann ausgibt.

genieur galt, aber niemals ein größeres Commando im Felde geführt hatte. Der Unterschied trat noch greller in die Augen, wenn man die Führer der einzelnen Corps verglich; auf französischer Seite waren Richepanse, Decaen, Ney, Legrand, Souham und ähnliche Männer zu nennen, auf österreichischer standen wenige hervorragende oder populäre Namen, zumal man noch bei der jüngsten Epuration blindlings aufgeräumt und mit den wirklich Schuldigen auch eine Reihe von fähigen Männern beseitigt hatte.

Doch war der neue Oberfeldherr oder sein Rathgeber entschlossen, sich den Vortheil einer kühnen Offensive nicht entgehen zu lassen; während Moreau vorsichtig seine Stellungen nahm und die Pläne des Gegners zu erkennen strebte, rüstete man sich im kaiserlichen Hauptquartier zu einem kräftigen Schlage. Moreau hatte nur die zwei Divisionen von St. Suzanne nordwärts gegen Landshut und Ingolstadt hin vorgehen lassen; mit der übrigen Macht, immerhin über 70,000 Mann, hielt er die Straßen besetzt, die von der Isar östlich in der Richtung nach Rosenheim, Wasserburg, Mühldorf zum Inn führen. Auf dem großen Plateau, das sich waldig und defileenreich zwischen Isar und Inn erhebt, von der Straße durchschnitten, die aus München über Parsdorf, Hohenlinden, Haag gegen Mühldorf führt, stand der linke französische Flügel unter Grenier, während das Centrum, bei dem Moreau sich selbst befand, in der Richtung von München nach Ebersberg und Wasserburg sich ausbreitete, der rechte Flügel weiter oben sich Rosenheim näherte. In den beiden letzten Novembertagen war die Armee langsam vorgerückt und hatte sich in ihren drei Gruppen Rosenheim, Wasserburg und Aufpfing genähert. In diesem Augenblicke waren die Oesterreicher schon in voller Bewegung. Ihr Plan war, nur einen kleinen Theil des Heeres zur Vertheidigung des Inn zurückzulassen und, während Klenau's Corps an der Donau rasch vorrückte und die Verbindungen des Feindes bedrohte, mit dem Gros des Heeres, einigen 60,000 Mann, in drei Colonnen hervorzubrechen, die Isar bei Landshut zu überschreiten und in gerader Richtung auf München loszugehen. Gelang der Plan, so war der Feind umgangen, im Rücken bedroht, und es blieb ihm keine Wahl, als entweder an der Isar die Schlacht, die man ihm anbot, anzunehmen, oder sich über den Lech zurückzuziehen. Der Plan wurde aber nicht so präcis ausgeführt, wie er kühn entworfen war. An dem Tage zwar, an dem der Waffenstillstand abgelaufen war, am 26. Nov., brach das kaiserliche Heer über den Inn hervor, allein die prompte und zutreffende Vereinigung, auf welcher der sichere Erfolg beruhte, war nicht zu erreichen. Ungünstiges Wetter und schlechte Wege ermüdeten die Truppen und verzögerten den Marsch; am 28., wo die ganze Macht wenige Stunden von Landshut weg zusammenstoßen sollte, um am anderen Tage die Isar zu überschreiten, war sie erst eine kleine Strecke vom Inn weit vorgedrungen. Dies unerwartete Verzögern ließ den ganzen Plan als gewagt erscheinen; der kaiserliche Oberfeldherr gab die Umgehung des Feindes auf und entschloß sich,

in der Richtung von Mühldorf nach Ampfing gerades Weges die Straße nach München zu erkämpfen, die von dem linken Flügel der Franzosen gedeckt war. Allerdings gab ihm dies, als er am 30. Novbr. mit etwa drei Viertheilen seiner Macht Ampfing erreichte, den Vortheil, mit Ueberlegenheit auf den viel schwächeren linken Flügel des Feindes zu fallen und ihn vielleicht zu schlagen; aber sein weiteres Vordringen führte ihn der Hauptmacht der Franzosen entgegen und nöthigte ihn zu einer Schlacht auf einem dicht bewaldeten, durchschnittenen Terrain, dessen Schlüssel und Ausgänge in den Händen des Feindes waren.

Ein erster glücklicher Erfolg drängte aber die Bedenken in den Hintergrund. Als die Oesterreicher am 1. Decbr. gegen Ampfing vorrückten, stießen sie auf den linken Flügel des Feindes, der aus den drei Divisionen Legrands, Bastouls und Ney's bestand, und zu dessen Unterstützung Moreau, in der Ahnung seiner etwas gefährdeten Stellung, noch die Division Grouchy vorgeschoben hatte. In dem Gefecht, das sich entspann, hatten die Kaiserlichen den Vortheil der Ueberraschung und der Zahl für sich; aber der Feind schlug sich vortrefflich und trat erst gegen Abend, durch die Division Grouchy gedeckt, den wohlgeordneten Rückzug an. Mit dem Erfolg von 3000 Mann war dieser kleine Verlust um so theurer erkauft, je mehr er dazu beitrug, im österreichischen Hauptquartier die richtige Beurtheilung der eigenen wie der feindlichen Situation zu verwirren.

Das kaiserliche Heer war dem rückziehenden Feinde in der Richtung auf München gefolgt und seine Vorposten bis wenige Stunden vor dem Dorfe Hohenlinden vorgegangen; da es auf weiteren Widerstand nicht stieß, ward im Hauptquartier eine Schlacht nicht erwartet, sondern einfach das Vorrücken nach München angeordnet. „In der vollen Ueberzeugung, sagt ein österreichischer Bericht*), nur auf die feindliche Nachhut zu treffen, wurden alle Truppencommandanten angewiesen, den Marsch zu beschleunigen, ihre Kanonen und sonstige hindernde Gegenstände entweder zum späteren Nachzug zurückzulassen, oder bei grundlosem Wege auf die Münchner Hauptstraße zu schicken." Theils auf der großen Straße, die Hohenlinden durchschneidet, theils durch beschwerliche Waldwege gingen am 2. Decbr. die Oesterreicher voran; es war außer der ganzen Macht, die sich am Tage zuvor bei Ampfing geschlagen, auch das Corps unter General Kienmayer herangezogen worden. Gegen 60,000 Mann waren im Anmarsch gegen die waldigen Höhen, welche den Weg nach München verdeckten**). Selbst die große Straße bildet dort zwischen Hohenlinden und Mattenbett ein natürliches Defilee, das über eine

*) Mil. Zeitschr. 1836. IV. 15.

**) Die österr. mil. Zeitschr. 1836. IV. 22. gibt 57,019 Mann mit 15,017 Reitern an; die Colonne Kienmayers betrug darnach 15,981, die Baillets 11,688, das Hauptcorps mit den Baiern 16,032, die Division Riesch 13,318 Mann.

Stunde lang die freie Entfaltung der Truppenmaſſen erſchwerte; die Seitenwege waren vollends nichts Anderes, als Wald- und Holzpfade, die in jeder Jahreszeit für eine Armee mühevoll und zum Theil unwegſam waren. Ein Heer, das ſich colonnenweiſe dahin locken ließ, war wie in einem Labyrinth gefangen und konnte beim tapferſten Widerſtande der Niederlage nicht entgehen.

Im öſterreichiſchen Hauptquartiere muß man weder dieſes Terrain, noch die Stärke des Feindes gekannt, wohl aber mit Zuverſicht erwartet haben, daß man im äußerſten Falle nur das bei Ampfing zurückgeworfene Corps ſich gegenüber finden werde. Allerdings waren dieſe Diviſionen am Ausgange der waldigen Höhen, wo ſich gegen München zu das Terrain ebnet, beim Dorfe Hohenlinden aufgeſtellt; aber nur wenige Stunden ſüdlich, ſchon bei Ebersberg an der Salzburger Straße, fing das franzöſiſche Centrum an ſich zu entfalten und konnte von dort herbeieilen, um dem in die Defileen unbeſonnen vorgerückten Feinde in Flanke und Rücken zu fallen. Darauf baute Moreau ſeinen Plan. Indem er ſeinen linken Flügel, die bei Ampfing geworfenen Diviſionen, am Ausgang der waldigen Höhen bei Hohenlinden und den nächſten Dörfern aufſtellte, wollte er die Oeſterreicher ungeſtört in die Defileen hereindringen laſſen, bis ſie, mit jenem Corps handgemein geworden, zugleich durch die Diviſionen des Centrums in den Flanken gefaßt werden konnten. Es waren einige dreißigtauſend Mann, die, von Ampfing zurückgeſchoben, am Abend des 2. December unter Moreau's perſönlicher Führung bei Hohenlinden ſtanden; die zwei Diviſionen Richepanſe und Decaen, die er vom Centrum noch herbeiziehen konnte (der Reſt war, wie wir uns erinnern, ſchon vorher den anderen zur Verſtärkung zugeſchickt worden), betrugen gegen zwanzigtauſend Mann; die Oeſterreicher ſtanden alſo, wenn ſie vorgingen, einer nicht viel geringeren Macht gegenüber*), die ſie, in einzelne Colonnen zerſtückelt, überfiel und in einen Doppelkampf verwickelte, deſſen Ausgang auf dieſem Terrain auch bei dem tapferſten Widerſtande wahrſcheinlich nur mit einer Niederlage endete. Der argloſen Sicherheit einer Neulingsanführung ſtand neben Moreau's Umſicht die bewährte Trefflichkeit der franzöſiſchen Diviſionsgenerale gegenüber; ſie führten mit Meiſterſchaft den wohl ausgedachten Plan des Oberfeldherrn aus und erfochten einen der entſchiedenſten Siege, von dem die ſo ereignißvolle Geſchichte jener Kriege zu berichten weiß.

Wie Moreau erwartete, ging das kaiſerliche Heer am frühen Morgen des 3. December gegen Hohenlinden vor; die Hauptmaſſe, von Erzherzog

*) Nach welchen Angaben Thiers II. 188. ſiebzigtauſend Oeſterreicher gegen nicht 60,000 Franzoſen herausrechnet, wiſſen wir nicht; es geſchieht wohl nur, um auch bei dieſem Anlaß, wo es der Prahlerei ſonſt nicht bedürfte, die ſtereotype Phraſe anbringen zu können: C'était plus qu'il n'en fallait, avec les soldats dont se composaient alors nos légions.

Johann ſelbſt geführt, mit dem bairiſchen Contingent und dem größten Theil der Cavallerie und des Geſchützes, näherte ſich auf der großen Straße dem Defilee zwiſchen Matteubett und Hohenlinden; ein Corps von 13,000 Mann unter Rieſch ſuchte ſüdlich von der Straße, in der Richtung auf Albaching, durchzukommen, indeſſen Kienmayer und Baillet-la-Tour von Norden her durch die Waldwege am Iſenbach den Weg nach der Ebene von Hohenlinden verfolgten. Auf grundloſen Waldwegen und unter dichtem Schneegeſtöber wälzten ſich die drei Colonnen langſam vorwärts, die auf der großen Straße noch leidlich raſch, ſo daß ſie ſich zwiſchen ſieben und acht Uhr Mattenbett näherte; die beiden anderen konnten natürlich erſt viel ſpäter in gleicher Höhe ankommen. So entſpann ſich ſchon in den Frühſtunden der erſte Kampf in dem Defilee von Mattenbett; voll Ungeduld war der Erzherzog dort vorgegangen und ſtieß auf die Diviſionen Ney's und Grouchy's. Ein paar bairiſche Jägercompagnien trafen zuerſt mit dem Feinde zuſammen und noch immer war man überzeugt, es mit der Nachhut des rückziehenden Feindes zu thun zu haben.*) Es wurde lebhaft gefochten, aber ohne einen nachhaltigen Erfolg zu erringen; ein ſtürmiſcher Angriff der ungariſchen Grenadiere brachte wohl die vorderſten Reihen des Feindes anfangs zum Weichen, allein es kam raſch Hülfe und nach einem heftigen Handgemenge, das ſich Mann an Mann in den Waldengen entſpann, wurden die Kaiſerlichen zurückgeworfen. Ein zweiter Angriff war nicht glücklicher. Mehrere Stunden war ſo ohne Entſcheidung gefochten worden, als die anderen öſterreichiſchen Colonnen, Kienmayer und Latour, nördlich im Walde, Rieſch ſüdlich bei Albaching, allmälig eintrafen. Beide ſahen ſich in ihrem weiteren Vordringen aufgehalten; die erſtere fand ſich den Diviſionen Baſtoul und Legrand gegenüber, die andere ſtieß bei Albaching bereits auf die erſten Abtheilungen des franzöſiſchen Centrums, die von Ebersberg her den Kaiſerlichen in die Flanke fallen ſollten. Richepanſe, ein ſehr begabter junger General, der die beiden Diviſionen von dort heranführte, war der rechte Mann, eine ſo entſcheidende Aufgabe mit ganzem Erfolg zu löſen. Moreau hatte ihm nur die allgemeine Weiſung ertheilt, den Feind vom Süden her in der Flanke anzugreifen; die Durchführung der Aufgabe war ausſchließlich ſein Verdienſt. Er war am frühen Morgen mit den beiden Diviſionen aufgebrochen und zu der Zeit bei St. Chriſtoph, auf dem Wege nach Mattenbett, eingetroffen, wo die Hauptmaſſe der Kaiſerlichen ihre Stellungen genommen hatte. Auch er ſah ſich, wie dieſe, durch Weg und Witterung in ſeinem Marſch gehemmt und verzögert. Auf dem Wege ſtieß er unerwartet mit einer feindlichen Abtheilung zuſammen, ließ einen Theil ſeiner Diviſion (die andere unter Decaen war noch weit zurück) dieſem Feinde gegenüber und eilte, ſo weit hier Eile möglich war, mit dem Reſt ſeiner Truppen, etwa 6000 Mann und einigen Geſchützen, gegen Mat-

*) S. v. Völderndorff-Waradein Kriegsgeſchichte von Baiern I. 170.

tenbett. Indeſſen der zurückgelaſſene Theil der Diviſion in einen ungünſtigen und verluſtvollen Kampf mit den Kaiſerlichen verwickelt ward und erſt durch Decaens Ankunft Luft bekam, langte Richepanſe ſelbſt an der rechten entſcheidenden Stelle, ſüdlich von Mattenbett, an und wußte ſich Bahn zu machen. Es war der Augenblick, wo Ney und Grouchy die Angriffe der öſterreichiſchen Hauptmacht abgewehrt und ſie in die Defileen zurückgeworfen hatten. Wenn auch an Zahl nicht ſtark, mußte Richepanſe's Angriff im Rücken doch gerade jetzt von der mächtigſten Wirkung ſein. Wohl leiſteten die Feinde lebhaften Widerſtand, aber die Folge der Ueberraſchung*) machte ſich doch überall bemerklich und die Streitkräfte, die dem neuen Feinde entgegengingen, konnten nur allmälig und tropfenweiſe, daher ohne rechten Erfolg, zur Action kommen. Vorn zurückgeworfen, unverſehens auch im Rücken und in der Seite angegriffen, in der Enge des Waldes außer Stande, ſich recht zu entfalten, waren die Oeſterreicher und Baiern in einer verzweifelten Lage. Erdrückt von dem doppelten Angriffe, gerathen ſie bald in gränzenloſe Verwirrung; die Reihen löſen ſich in einen ungeordneten Knäuel auf, durch ihr eigenes Geſchütz und ihren Troß gehemmt, nur einzelnen zerſprengten Haufen gelingt es, zu entkommen, ganze Haufen mit dem geſammten Geſchütz gerathen in die Gewalt des ſiegreichen Gegners, an deſſen Spitze Ney und Richepanſe, jetzt von den beiden Seiten zuſammentreffend, ſich als Sieger begrüßen. Eine Entſcheidung wie dieſe war zu durchgreifend, als daß der glücklichere Widerſtand auf den beiden Flügeln die Niederlage hätte abwenden können. Die Corps Kienmayers und Latours, die von Norden her vorgegangen, waren gegen Mittag eingetroffen, hatten die Dörfer am Saume des Waldes, gegenüber von Hohenlinden, beſetzt und begannen hier auf die Stellung von Hohenlinden ihre Angriffe, gegen welche die Franzoſen ſich nur mit Mühe zu behaupten vermochten. Aber ſo hartnäckig und zum Theil glücklich ſie ſich ſchlugen, die Entſcheidung bei Mattenbett war Urſache, daß ſich am Nachmittag die ſiegreiche Macht des Feindes mit Wucht gegen ſie wendete. Auch ihr Rückzug war unvermeidlich; einzelne Abtheilungen konnten nur mit Mühe und Verluſt ſich durchſchlagen. Auch Rieſch, der ſüdlich von der Straße ſich erſt erfolgreich gegen einen Theil von Richepanſe's Diviſion geſchlagen, bis Decaen den Bedrängten Hülfe brachte, mußte ſeine Stellungen räumen.

Der Sieg war ſo vollſtändig und reich an Trophäen wie wenige. Die Oeſterreicher zählten nach ihren eigenen Angaben**) nahezu 4700 Todte und

*) Man war anfangs, ſagt die öſterr. mil. Zeitſchr. IV. 31, der Meinung, daß jene Erſcheinung nichts Anderes ſein könne, als eine Schaar von Rieſch verſprengter Franzoſen, die nunmehr einen Ausweg ſuche.

**) Oeſterr. mil. Zeitſchr. 1836. IV. 35 f. Ueber das bairiſche Corps ſ. Völderndorff I. 175.

Verwundete, über 7000 Gefangene und fünfzig verlorene Geſchütze; die bairiſchen Hülfstruppen hatten an Gefangenen, Todten und Verwundeten gegen 5000 Mann eingebüßt, 24 Geſchütze verloren und waren bis auf 1400 Mann zuſammengeſchmolzen. Die Franzoſen geben die geſammte Einbuße ihrer Gegner, wohl etwas zu hoch, auf 20,000 Mann an; in jedem Falle war der Verluſt groß genug, auch die beſte Armee auf lange Zeit kampfunfähig zu machen.

Die letzten Vorgänge des Feldzuges legten davon Zeugniß ab; es wollte nirgends mehr gelingen, das geſchlagene Heer zu einem nachhaltigen Widerſtande zu ſtellen. Am 4—5. December war es über den Inn zurückgegangen; am 9. überſchritten die Franzoſen den Fluß. Erſchöpft und herabgeſtimmt, wie die Kaiſerlichen waren, mußten ſie ihren Rückzug gegen Salzburg fortſetzen; ſchon drängte der Feind auf der Ferſe nach und vereitelte die Hoffnung, in Salzburg einige Tage Erholung und Ruhe zu finden; kaum gelang es, den ungefährdeten Rückzug zu erkämpfen. Bereits waren die Franzoſen allenthalben zu nahe und zu überlegen, als daß die rückziehende Armee irgendwo ſich ſammeln, erholen und feſten Fuß faſſen konnte. Die Gefechte, die zwiſchen der Salza und der Traun vorfielen (16. u. 18. Decbr.), löſten vollends die hartbedrängte Nachhut auf und beſchleunigten den materiellen und moraliſchen Verfall der Armee.

Zu ſpät kam jetzt der Erzherzog Karl, den der Hofkriegsrath, in der drängenden Angſt der Hiobspoſt von Hohenlinden, als Oberfeldherrn an die Spitze gerufen hatte. Er kam nur eben noch zeitig genug, um von der wachſenden Auflöſung des Heeres ſich aus eigener Anſchauung zu überzeugen. Schon bei Salzburg zählte die Armee, die vor dem Tage von Hohenlinden 80,000 Mann ſtark am Inn geſtanden, nicht mehr die Hälfte dieſer Stärke; jetzt, an der Traun, wo ſie der Erzherzog fand, mußte auf jede Hoffnung eines weiteren Kampfes verzichtet werden. Bereits drängten die Franzoſen nach und die Traun ſo wenig wie der Inn und die Salza hielten ſie auf; wo es noch zum blutigen Zuſammenſtoße kam, zeigte ſich nur die Ueberlegenheit des Gegners über eine geſchwächte und demoraliſirte Armee. Am 20—22. Decbr. gingen die Franzoſen über die Traun; wenige Tage ſpäter ſtanden ſie an der Enns. Nur daß ſie ſo weit vorgeſchoben und die Armeen auf den Flanken, in Italien und am Main noch zurückgebogen waren, konnte den vorſichtigen Moreau abhalten, durch das wehrloſe, offene Land nach der Kaiſerſtadt ſelbſt vorzudringen; es war jetzt leichter als 1805 und 1809. Indeſſen auch ein Waffenſtillſtand konnte gewähren, was der prahlende Marſch nach Wien nur irgend zu bieten vermochte; wenigſtens war die öſterreichiſche Regierung nicht in der Lage, irgend eine von den Forderungen des Feindes zu verweigern.

Auf den Flanken, nördlich und ſüdlich, waren zwar ſo entſcheidende Ereigniſſe nicht eingetreten, wie zwiſchen der Iſar und dem Inn, aber es war

auch nichts geschehen, was die Niederlage von Hohenlinden gut machen konnte. Die einzelnen Abtheilungen, die an der Donau und in Franken vertheilt waren, Herzog Wilhelm mit dem bairischen Hülfscorps*), Klenau mit 5000 Oesterreichern, Simbschen mit zehntausend, wozu noch ein paar tausend Kurmainzer unter Albini kamen, dehnten sich von Regensburg bis nach dem untern Main in der Gegend von Aschaffenburg aus; ihre Vertheilung und ihr vielfältiges Commando ließ schon große und entscheidende Operationen nicht zu, die jüngste Entscheidung lähmte vollends alle bedeutendere Thätigkeit. So war Klenau (28. Nov.) auf's rechte Donauufer vorgedrungen und näherte sich der Ebene zwischen Isar und Lech, bis ihn die Botschaft von Hohenlinden über die Donau zurückführte. Indessen drängte Augereau den Main herauf, schickte eine Abtheilung vor Würzburg und wandte sich mit dem Kern seiner Macht gegen die zerstreuten und wie auf eigene Faust handelnden Corps Simbschens, Herzog Wilhelms und Klenau's, die ihre Zersplitterung mit verlustvollen Gefechten büßen mußten. In dem Augenblicke, wo man, durch die Erfahrung belehrt, sich zu gemeinsamerem Handeln entschloß und an einzelnen Punkten sich mit besserem Erfolge schlug, ward im Rücken Regensburg weggenommen (25. Decbr.) und am gleichen Tage der Waffenstillstand abgeschlossen. Wenige Tage später langte diese Botschaft in Franken an und machte auch dort dem Kampfe ein Ende, wo sich eben noch — es war der letzte blutige Act des großen Krieges in Deutschland — die Kurmainzer mit einer Abtheilung Franzosen nicht weit von Fulda herumgeschlagen hatten (29. Decbr.).

Auf dem südlichen Flügel, in den Alpen und in Italien, hatten sich die Ereignisse nicht günstiger für die kaiserlichen Waffen gestaltet. Auch dort zwar, wie in Deutschland, hatten die Oesterreicher sich nach den unglücklichen Ereignissen vom Juni verstärkt und sammelten sich wieder gegen 90,000 M. stark unter Bellegarde's Führung hinter dem Mincio, allein es war keine Aussicht, daß man die Scharte von Alessandria auswetzen werde. Schon ehe die Waffenruhe gekündigt war, hatte sich der Feind (October) durch einen Handstreich in Toscana festgesetzt, dann seine Anstalten getroffen, sobald der Kampf wieder begann, mit einem raschen Schlage die Minciolinie zu gewinnen. Macdonald ging aus der östlichen Schweiz nach Graubündten vor, überstieg unter unsäglichen Schwierigkeiten den mit Schnee und Eis fast verschütteten Splügen (Decbr.), um durch das Veltlin den Weg nach Südtirol zu gewinnen und dort die Bewegungen zu unterstützen, die durch die Haupt-

*) Dieses Corps von 10—12,000 Mann ist nicht zu verwechseln mit dem bairischen Contingent, das, der österreichischen Hauptarmee zugetheilt, bei Hohenlinden mitgefochten hat und nach dem Subsidienvertrag vom 16. März 1800 gestellt war; das unter Herzog Wilhelm war in Folge eines zweiten Subsidienvertrages vom 15. Juli ausgerüstet worden.

armee unter Brune am Mincio vorgenommen werden sollten. An den klassischen Stellen, wo 1796, 1799, 1805 und 1848 über den Besitz Oberitaliens berühmte Schlachten geliefert worden sind, dort wurde auch jetzt das Schicksal des Krieges entschieden. In zwei heißen Kampftagen, deren Ausgang sich um den Besitz der Orte Pozzolo und Valeggio drehte (25. 26. Dec.), war der Strom an zwei Stellen von den Franzosen forcirt worden. Die Minciolinie war ihnen; in den nämlichen Tagen, wo auf dem deutschen Kriegsschauplatze jede Hoffnung eines ausreichenden Widerstandes aufgegeben werden mußte, brachen sie gegen die Etsch auf.

In dieser verzweifelten Situation konnte der Erzherzog Karl nicht daran denken, mit den Truppen, wie er sie an der Traun und Enns vorfand, den Kampf fortzusetzen; zum zweiten Male ward ihm vom Schicksal auferlegt, die Erbschaft fremder Fehler anzutreten und Frieden zu schließen, wo die Mittel des Kampfes und Sieges durch Andere verscherzt worden waren. Der Waffenstillstand, den der Erzherzog (25. Decbr.) zu Steyer schloß, gab Oesterreichs letzte Stützen der Vertheidigung hin, ohne etwas Anderes dafür einzutauschen, als daß dem Vorrücken des unaufhaltsamen Gegners zunächst ein Ziel gesetzt ward. Oesterreich erklärte sich darin bereit, alsbald Frieden mit Frankreich zu schließen, „welches auch die Entschließung seiner Verbündeten sein möchte;" es gab also die Bedingung jetzt preis, an der sich alle Unterhandlungen seit dem Sommer zerschlagen hatten. Die Festungen Würzburg, Braunau, Kufstein, die Scharnitz und alle anderen befestigten Punkte in Tirol wurden den Franzosen übergeben, Tirol geräumt, die dort begonnenen Aufgebote eingestellt; die Erblande der österreichischen Monarchie lagen also, ihrer letzten Vorwerke beraubt, offen vor dem Feinde. Die Demarcationslinie, die beide Armeen schied, ging von Baiersdorf in Franken über Erlangen, Nürnberg, Neumarkt, Regensburg längs der Donau hin, zog sich von da an der Erla bis zu deren Ursprung, dann über Gößling, Leopoldstein, Eisenerz nach Leoben und durch Steiermark längs der Mur bis nach Spital, von wo sie durch das Pusterthal sich nach Südtirol erstreckte und über das Wormser Joch die Gränze des Veltlin berührte. Nicht nur der Süden und Westen des Reiches, sondern ein großer Theil der österreichischen Erblande selbst, die Lande bis über die Enns hinaus, Theile von Steiermark, Illyrien und ganz Tirol waren demnach in französischen Händen; es war die Frage, welchen Friedensbedingungen Oesterreich nach diesem Waffenstillstande noch seine Zustimmung versagen konnte.

„Der Theil des Reichsgebietes und der Erbstaaten, der in die Demarcationslinie fällt" — so hieß es im 14. Artikel des Waffenstillstandes — ist in Bezug auf sein Eigenthum und die bestehenden Regierungsformen unter den Schutz der französischen Armee gestellt." Die früheren Erfahrungen von

1795—97 ließen ungefähr erwarten, was dieſe „sauvegarde“ zu bedeuten habe. Zwar ließ Moreau ſeine Truppen nicht ſo hauſen, wie Jourdan es geduldet hatte, und auch der erſte Conſul liebte, wie er durch Maſſena's Abberufung aus Italien bewies, das planloſe Plündern und Stehlen nicht; indeſſen war der Zuſtand doch höchſtens dann erträglich zu nennen, wenn man ihn mit den Greueln der früheren Jahre verglich. Die Truppen waren wohl in ſtrengerer Zucht und beſſer verſorgt, als unter dem Directorium, aber ſie hatten darum ihr altes Weſen doch nicht völlig abgelegt; von den Feldherren waren einige der ärgſten Diebe, wie Vandamme und Tharreau, entfernt, allein es waren auch andere, wie z. B. Lecourbe, zurückgeblieben, die das frühere Treiben ohne Scham und Schonung fortſetzten, während die Vorbilder republikaniſcher Tugend, wie Marceau, Deſaix, Richepanſe, mit jedem Tage ſeltener wurden. So hatte denn der Gang des Feldzugs über Schwaben und Baiern eine Zeit neuer ſchwerer Leiden heraufgeführt; ſeit Mai waren Brandſchatzungen und Requiſitionen in ununterbrochener Steigerung über dieſe Lande verhängt worden, die Felder waren zum Theil vor der Erntezeit abgemäht, was an Lebensmitteln und Vieh ſich fand, weggeführt, manche Striche, wie im Jahre 1796, rein ausgeplündert. Sah das flache Land, welches der Feind durchzogen, oft einer Wüſte gleich, ſo waren die Städte, in denen die Generale ihr Quartier aufſchlugen, nicht beſſer daran. Die Lieferungen z. B. für die Tafel eines Lecourbe überſtiegen das Maß einer großen Hofhaltung. Wo ſich noch allenfalls ein Schatz literariſcher und künſtleriſcher Alterthümer vorfand, da wurde nach der beliebten Praxis, die Bonaparte ſelber 1796 eingeführt, das Beſte ausgewählt und, was nicht an den Fingern der Generale und Commiſſäre hängen blieb, nach Paris geſchleppt. Jetzt eben, in den letzten Tagen des Feldzuges, ward Salzburg ſo heimgeſucht und aus den Bibliotheken des Erzſtiftes, der Univerſität und der Klöſter an Handſchriften und ſeltenen Büchern, was irgend alt und werthvoll war, gewaltſam fortgeführt*).

Wer hätte Schutz geben können gegen jede denkbare Mishandlung? Die Körperſchaft am wenigſten, die dem Namen nach das deutſche Reich vertrat. Die hülfloſe Regensburger Verſammlung, deren Debatten während dieſer Kriegswirren kaum etwas Nennenswerthes darbieten, war ſelber zu ſehr des Schutzes bedürftig, als daß ſie ihn dem Reiche hätte leiſten können. Als ſich im Juli der Feind der Donau näherte, war der deutſche Reichstag wie im Jahr 1796 in der Lage, an ſeine Sicherheit denken zu müſſen, die ihm zum Glück noch der Waffenſtillſtand gewährte. Wie dann am Weihnachtstage eine franzöſiſche Diviſion vor Regensburg erſchien und der Commandant der kaiſerlichen Truppen entſchloſſen war, ſich zu vertheidigen, wußte der Reichstag durch ſeine dringenden Vorſtellungen dies zu hindern; es war das einzige Mal, wo in

*) S. polit. Journ. 1800. I. 632 f. Salzburger Literaturzeit. 1801. I. 16. 31 f. 48. 63 f. 78.

dieſem ereignißvollen Jahre ſeiner Thätigkeit Erwähnung geſchah*). Man konnte es bei dieſer allgemeinen Hülfloſigkeit dem Einzelnen kaum verdenken, wenn er ſich den Schutz beim Feinde erkaufte, ſo gut es ging. Das geſchah denn auch, wie im Jahre 1796; als ſich Augereau dem Main näherte, beeilten ſich Heſſen-Homburg, Naſſau, Iſenburg, Wied, lieber durch Verträge und beſtimmte Abſtandsſummen eine gewiſſe Sicherheit zu erkaufen, als ſich den unberechenbaren Plünderungen zügelloſer Feinde hinzugeben**). Wo dies unterblieb, da dauerten die Mishandlungen fort, auch nachdem der Waffenſtillſtand das Eigenthum unter „die Sauvegarde" der franzöſiſchen Armee geſtellt hatte. Die lauteſten Klagen kamen jetzt aus den Theilen Süddeutſchlands, die 1796 noch unberührt geblieben und an dieſe Art Kriegführung noch nicht ſo gewöhnt waren, wie die Gegenden zwiſchen Iſar, Lech und Rhein. In der Umgebung von Regensburg, Salzburg und überhaupt in dem von den Franzoſen beſetzten Theile der kaiſerlichen Erblande wurden die Requiſitionen ſo ſchrankenlos fortgeſetzt, daß der Erzherzog Karl mit Berufung auf den Waffenſtillſtand bei Moreau Beſchwerde einlegte, ohne freilich mehr als eine ganz vorübergehende Erleichterung zu erzielen; die franzöſiſche Armee fuhr fort, die Lebensbedürfniſſe, die Kleidung, die Pferde ſich auf deutſche Koſten zu verſchaffen. Am linken Rheinufer ſchweifte nachher Jahre lang, ohne daß man ihrer Meiſter ward, eine berüchtigte Räuberbande umher; der Führer hielt ſeine Bande in einer ſtrengen militäriſchen Ordnung und trieb das Geſchäft mit einem gewiſſen Schwunge, indem er nicht ſowol den Einzelnen überfiel und beſtahl, als vielmehr Gemeinden und Familien Summen auferlegte, die als Abfindung bezahlt werden mußten. Man hat den Mann ſpäter zu Mainz guillotinirt, während er doch nur etwas roher das copirte, wozu die Vandamme, Tharreau, Lecourbe und mancher künftige Marſchall des franzöſiſchen Kaiſerreiches die Originalien geliefert hatten.

In dieſer hülfloſen Lage wurde der Friede lebhafter erſehnt, als je; daß ſeine Bedingungen noch ungünſtiger ſein würden, als zu Campo Formio, war nach den Schlägen von Marengo und Hohenlinden zu erwarten. Ein franzöſiſcher Geſchichtſchreiber, allerdings der Einzige, der unbefangen und von Bonaparte-

*) In der angeführten Reichstagscorreſpondenz hieß es ſchon im März: „Da der Reichstag ſelbſt nichts Berichtenswerthes darbietet, ſo ſieht man ſich genöthigt, dazu aus dem Ausland Materialien zu holen"; dieſe Materialien aus „dem Ausland" waren hauptſächlich die kleinen landſtändiſchen Händel in Baiern und Württemberg. Mit dieſen Dingen, die natürlich in Regensburg nie zur Entſcheidung kamen, der Beſetzung einiger Stellen bei der Reichsgeneralität und der Erörterung neuer Staatsſchriften und Deductionen iſt denn auch dieſes ſchläfrigſte und leerſte aller Reichstagsjahre nothdürftig ausgefüllt.

**) S. die Verträge bei Martens VII. 472—484.

ſchen Illuſionen frei dieſe Zeit geſchildert hat*), iſt zwar der Anſicht, es habe jetzt in Frankreichs eigenem Intereſſe gelegen, den Frieden auf dem Feſtlande unter den mäßigſten Bedingungen zu ſchließen, damit es Zeit und Kraft gewinne, ſich des Kampfes mit der Coalition auf die Dauer zu entledigen. Zwiſchen die Feindſchaft Englands und Oeſterreichs geſtellt, hätte (ſo meint Lefebvre) der erſte Conſul ſeine ganze Kraft gegen England wenden, aber damit er dies ungeſtört thun konnte, Oeſterreich durch kluge Großmuth an ſein Intereſſe feſſeln ſollen. Ein Friede, der dem Kaiſer die Lombardei wiedergab, in Deutſchland die Säculariſationen fallen ließ und in den geiſtlichen Staaten die weſentliche Stütze öſterreichiſcher Macht im deutſchen Reiche aufrecht erhielt, ein ſolcher Friede hätte Frankreich nicht allein genügen, ſondern ihm auch die Mittel einer bleibenden Ausſöhnung mit dem Feſtlande geben müſſen. Aber wer wollte, ſelbſt wenn er die Stimmung des Heeres und die angeborene Eroberungsluſt der Nation außer Anſchlag brachte, von Bonaparte ſelber dieſe ſtoiſche Selbſtbeſchränkung erwarten? Er ging ſicherlich die Wege, die er ſelber zu Leoben und Campo Formio hatte bahnen helfen; ſie gewährten ihm die Ausſicht auf das Uebergewicht auf dem Feſtlande und auf den leitenden Einfluß in Italien, in der Schweiz, in Deutſchland und Holland, freilich um den hohen Preis eines Krieges ohne Ende, ſo lange die europäiſchen Nationen noch die Kraft beſaßen, ihre bedrohte Selbſtändigkeit zu beſchützen.

Während nach der Kündigung des Waffenſtillſtandes im December der Kampf in Deutſchland und Italien von Neuem begonnen, waren die Unterhändler des Friedens, Graf Cobenzl und Joſeph Bonaparte, in Luneville beiſammen geblieben; doch ließ ſich denken, daß das Friedensgeſchäft nicht zu raſch fortſchritt und die Blicke der beiden Geſandten mehr nach dem Kriegsſchauplatze, als auf den Abſchluß der Unterhandlungen gerichtet waren. Jeder Theil hoffte von dem neu begonnenen Kampfe eine günſtige Entſcheidung für ſich und darum war keiner der Unterhändler geneigt, eine ſeiner Forderungen fallen zu laſſen. Erſt die Ereigniſſe vom December, der Schlag von Hohenlinden und der Vertrag von Steyer, veränderten die Situation; jetzt gab man in Wien die Hoffnung auf, beſſere Erfolge mit den Waffen zu erringen, und Cobenzl zögerte nicht länger, den Frieden abzuſchließen.

So kamen die Verhandlungen in friſchen Zug; am letzten Tage des ſcheidenden Jahres, unter dem Eindruck der eben eingetroffenen Botſchaft des Waffenſtillſtands von Steyer, erklärte ſich der öſterreichiſche Diplomat bereit, ohne England mit der franzöſiſchen Republik Frieden zu ſchließen. Aber zwiſchen den Bedingungen beider Theile lag noch ein weiter Zwiſchenraum. Cobenzl verlangte auch jetzt noch den größeren Theil der Lombardei, die Le-

*) Armand Lefebvre hist. des cabinets de l'Europe pendant le consulat et l'Empire I. 98 ff.

gationen und die Wiedereinsetzung der Dynasten von Modena und Toscana; Bonaparte wollte nur von der Etschgränze, der Entschädigung Toscana's durch die Legationen, Modena's durch den Breisgau hören und begehrte außerdem, daß die Abtretung des linken Rheinufers sofort durch den Kaiser auch im Namen des deutschen Reiches erfolge, nicht wie zu Campo Formio und Rastatt von der Unterhandlung mit dem Reiche und dessen einzelnen Ständen abhängig bleibe. Auch wurde jetzt, wie früher zu Rastatt, der Grundsatz der Säculariſationen und die Schleifung von Kehl, Castel und Ehrenbreitstein gefordert. Den Waffenstillstand, den Oesterreich auch für Italien wie für Deutschland verlangte, wollte der erste Consul nur um den Preis von Mantua bewilligen. Die Art, wie Frankreich seine Forderungen stellte, ließ nicht erwarten, daß der österreichische Widerstand viel fruchten werde. Getreu der soldatischen Taktik, den Gegner einzuschüchtern, die schon früher gegen Cobenzl ihr Ziel erreicht, ließ der erste Consul am 2. Januar 1801 dem gesetzgebenden Körper ankündigen, Oesterreich habe sich bereit erklärt, ohne England zu unterhandeln; Frankreichs Bedingungen für den Frieden seien die Rhein- und Etschgränze; würden diese nicht angenommen, so werde man sich zu Prag, Wien und Venedig den Frieden holen. Auf diesem Wege ward dem österreichischen Unterhändler zuerst kund gethan, daß die Vorschläge, die man ihm übergeben, von dem ersten Consul als Ultimatum angesehen würden! Von einer eigentlichen Unterhandlung war also keine Rede. Joseph Bonaparte erhielt von seinem Bruder die ausdrückliche Weisung (12. Jan.), zu trotzen und zu drohen: man werde in Italien nach Venedig vorrücken, die Oesterreicher über den Tagliamento zurückwerfen und dann statt der Etsch nur noch die Brenta als Gränze gewähren. Vergebens suchte Cobenzl um die einzelnen Punkte zu markten, vergebens wandte er ein, daß der Kaiser im Namen des Reiches den Frieden nicht auf eigene Hand schließen könne; er machte damit so wenig Eindruck, als mit der Hinweisung auf den Werth dauerhafter österreichischer Freundschaft, die durch großmüthige Bedingungen zu erlangen sei. Wäre auch vielleicht Joseph Bonaparte solchen Vorstellungen zugänglich gewesen, so waren die Weisungen, die ihm von Paris zukamen, viel zu gemessen, als daß er hätte geschmeidiger sein können.

In Paris war auf nachgiebige Stimmungen weniger als je zu rechnen. Es war zu den letzten glücklichen Waffenthaten ein neuer glänzender Erfolg hinzugekommen: das enge Einverständniß mit Rußland. Nachdem es dem ersten Consul einmal gelungen war, überhaupt einen Weg der Annäherung an Czar Paul zu finden, ward es ihm nicht mehr schwer, den leidenschaftlichen, unberechenbaren Mann mit eben solcher Heftigkeit in die Bahnen einer entgegengesetzten Politik zu treiben, wie derselbe 1798—99 der Heißsporn der Coalition gewesen war. Der Groll gegen England und Oesterreich war durch die Kriegführung von 1799 in Paul einmal geweckt und es fehlte nicht an Anlaß, ihn zu nähren. Mit großer Geschicklichkeit wußte Bonaparte die reiz-

baren Seiten des Autokraten zu treffen; er faßte ihn bei seiner Generosität, bei seinen romantischen Grillen und legte in Allem den planmäßigen Gegensatz gegen die selbstsüchtige, ungroßmüthige Art von Pauls früheren Alliirten zu Tage. Bei der ganz individuellen, launenvollen Politik, die der russische Kaiser trieb, war aber ein maßvoller Mittelweg nicht denkbar; aus dem eifrigen Verbündeten Englands ward rasch dessen erbittertster Gegner. Ein älterer Plan, der schon unter Katharina II. einmal aufgetaucht war, alle mittleren und kleineren Seemächte zu einem gemeinsamen Bündniß gegen die Gewaltthätigkeit und Willkür der britischen Praxis auf den Meeren zu vereinigen, ward von Neuem angeregt, und Paul, auch hier bei seinem uneigennützigen Eifer gefaßt, machte sich mit aller Ungeduld daran, den diplomatischen Feldzug der Neutralen gegen England zu eröffnen. Im Decbr. 1800 wurden die skandinavischen Staaten gewonnen; auch Preußen mußte voraussichtlich dem ungestümen Drängen Rußlands nachgeben und in diesem wichtigen Augenblicke den französischen Anhang verstärken. Meisterhaft wußte Bonaparte seine Wünsche dem Czaren einzuflößen, so daß dieser sie wie seine eigenen Gedanken und Interessen geltend machte. So wurde jetzt Preußen dazu vermocht, im Einverständniß mit Rußland eine Erklärung über den Frieden abzugeben (Jan. 1801), die ganz wie ein Echo der Bonaparte'schen Vorschläge in Luneville klang. Die Rheingränze mit Entschädigungen für die erblichen Fürsten, der Grundsatz der Säcularisationen, die sogenannte Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz, Sardiniens und Neapels, die Etschgränze für Oesterreich, so lautete das Gutachten der Ostmächte, das jetzt in Paris als Pauls Ansicht kundgegeben ward, während es im Grunde nur eine in Petersburg und Berlin angebrachte Eingebung Bonaparte's war.

Der Bund, der sich so mit Rußland vorbereitete und die nordischen Staaten sämmtlich unter Bonaparte's Fahnen zu vereinigen versprach, schien ein glänzenderes Ziel, als ein durch Nachgiebigkeit erkaufter Friede mit Oesterreich. „Es ist unser Interesse, schrieb der erste Consul am 20. Januar seinem Bruder*), nichts zu übereilen; der Friede mit dem Kaiser ist nichts im Vergleich mit einer Allianz, die England bemeistern und Aegypten uns erhalten wird." In diesem Geiste waren die Instructionen an Joseph Bonaparte entworfen. Er sollte in Italien nichts nachgeben, jede Vermittelung für Sardinien, den Papst und Neapel kurzweg von der Hand weisen, in den deutschen Dingen sich zu nichts verpflichten, schon darum nicht, weil dies nur im Einverständniß mit dem Czaren geschehen sollte. Der Abschluß selber habe keine Eile; er könne Alles discutiren, selbst die Friedensacte entwerfen,

*) Correspondance de Joseph Bonaparte I. 193. Und bei Du Casse II. 239 meldet Talleyrand die Ankunft eines russischen Abgesandten in Paris mit den Worten: usez de cet incident pour stimuler le plénipotentiaire autrichien.

aber nichts unterzeichnen in den nächsten zehn Tagen; bis dahin werde man mit dem Czaren völlig einig sein.

Die Lage des österreichischen Unterhändlers war also ganz hülflos; Süddeutschland war bis über Kufstein und Braunau hinaus in der Hand der Franzosen; in Italien überschritten sie eben die Etsch, besetzten Verona und schienen mit der Drohung gegen Venedig Ernst machen zu wollen. So gab denn Cobenzl Punkt für Punkt nach; erst gestand er die Etsch als Gränze zu (15. Jan.); dann räumte er ein, daß auch mit dem deutschen Reiche der Friede zu Luneville abgeschlossen werden solle; bald mußte er auch die Vertreibung der österreichischen Agnaten aus Italien, dann die Räumung Mantua's gewähren und für Rom, Sardinien, Neapel die Vermittelung Oesterreichs stillschweigend fallen lassen. Die französischen Forderungen wurden in dem Maße schroffer und gebieterischer, als sich das Verhältniß zu den nordischen Höfen günstiger gestaltete. War z. B. anfangs nur verlangt worden, daß der Friede für das Reich ebenfalls zu Luneville abgeschlossen werde, so wurde jetzt gefordert, daß er ganz gleichzeitig mit dem österreichischen Frieden unterzeichnet werden müsse, ohne selbst nur die Vollmacht des Reiches abzuwarten.

So hatte der kaiserliche Unterhändler in den Punkten, welche Italien angingen, allmälig nachgegeben; seit Ende Januar drehte sich die Verhandlung nur noch um die Bedingungen, welche Deutschland betrafen. Einmal trug Cobenzl Bedenken, den Frieden ohne Weiteres auch im Namen des Reiches zu unterzeichnen, weil er sich scheute, das Gehässige der Bedingungen auf den kaiserlichen Hof fallen zu lassen; dann bemühte er sich, den Grundsatz der Säcularisationen so zu beschränken, daß durch sie dem österreichischen Einfluß im Reiche ein nicht allzu empfindlicher Schlag versetzt werde. Es war die Meinung der kaiserlichen Politik, zwar die Einschmelzung der kleineren Stifter zuzugeben, aber mit der dadurch gewonnenen Entschädigungsmasse nicht nur die weltlichen Fürsten zu bedenken, sondern vor allem die Erhaltung der drei geistlichen Kurstaaten möglich zu machen. Auf diesem Wege hätte der Kaiser immerhin eine Anzahl der bisher ergebenen Stimmen auf dem Reichstage verloren, allein es blieb doch ein wesentlicher Theil des deutschen Kirchenstaates bestehen und die Verfassung des Reiches ward nur verändert, nicht, wie es die Folge der allgemeinen Säcularisation sein mußte, völlig umgestaltet oder aufgelöst. Eben dies Interesse des österreichischen Einflusses, welches die Erhaltung der drei geistlichen Kurfürstenthümer gebot, war freilich für Frankreich Grund genug, sie zu verweigern; der Einfluß des Wiener Hofes im Reiche sollte ganz verschwinden und aus den vergrößerten weltlichen Fürsten eine Clientel Frankreichs erwachsen. Darin stimmte natürlich die russische und preußische Politik mit der französischen vollkommen überein. So erhielt der französische Unterhändler in Luneville den gemessenen Befehl, den österreichischen Vorschlag zurückzuweisen und überhaupt nichts in den Vertrag aufzunehmen, was den geistlichen Kurfürsten einen bestimmten Anspruch sicherte;

ſie dürfen, ſchrieb Talleyrand, auch nicht einmal genannt werden, ſelbſt nicht in einem geheimen Artikel. Ebenſo ſollte jede Faſſung vermieden werden, welche es den Franzoſen erſchwerte, an der Ausführung der Entſchädigungsſache leitenden Antheil zu nehmen*).

Es blieb danach nichts übrig, als auch hierin nachzugeben und, wie Bonaparte gebot, zugleich für das deutſche Reich den Frieden zu unterzeichnen. Daß der Kaiſer früher einmal nach dem ſpaniſchen Erbfolgekriege den Frieden für das Reich ohne deſſen Vollmacht abgeſchloſſen, ward jetzt ſeinen Bedenken als Einwand entgegengehalten und zugleich drohend darauf hingewieſen, daß jedes Zögern nur die Occupation des deutſchen Gebietes verlängern werde. Indeſſen zog ſich die volle Verſtändigung mit Rußland, die Bonaparte binnen wenig Tagen erwartet, noch einige Zeit hinaus; er drängte alſo zum Abſchluß. Die unbedeutende Conceſſion, daß Caſtel beim Reiche blieb, aber geſchleift werden mußte, ſollte es Cobenzl erleichtern, in allen übrigen Punkten vollends nachzugeben.**) So erfolgte am Abend des 9. Februar 1801 die Unterzeichnung.

Der Vertrag beruhte auf den Grundlagen des Friedens von Campo Formio. Die dort gemachten Abtretungen Oeſterreichs, Belgien, die Grafſchaft Falkenſtein, das Frickthal, Oberitalien weſtlich von der Etſch waren hier wiederholt; der Thalweg der Etſch bildete die Gränze, Iſtrien, Dalmatien, Venedig und deſſen Dependenzen im adriatiſchen Meere fielen dem Kaiſer als Entſchädigung zu. Nur die Vertreibung der mit Oeſterreich verwandten Fürſten aus Italien war eine wichtige neue Einräumung für Frankreich; ſie wies den öſterreichiſchen Einfluß aus der Halbinſel hinaus und gab den Kirchenſtaat, Neapel, Sardinien iſolirt den Franzoſen preis. Die Entſchädigung des Herzogs von Modena war auf den Breisgau, die Toscanas ebenfalls auf deutſches Gebiet angewieſen. Die Abtretung des linken Rheinufers ward diesmal nicht, wie zu Campo Formio, in einen geheimen Artikel verwieſen und nur des Kaiſers Zuſtimmung dazu ausbedungen; der Kaiſer, hieß es vielmehr im ſechsten Artikel, willigt ſowol in ſeinem, als in des Reiches Namen ein, daß die franzöſiſche Republik fortan mit voller Souverainetät und als Eigenthum die Gebiete am linken Rheinufer, die zum Reich gehörten, in der Weiſe beſitze, daß in Uebereinſtimmung mit dem, wozu in Raſtatt die Reichsdeputation ausdrücklich zugeſtimmt, in Zukunft der Thalweg des Rheins die Gränze zwiſchen der franzöſiſchen Republik und dem deutſchen Reiche bilde. Die Republik verzichtet dagegen auf jeden Beſitz rechts vom Rheine, doch ſollen die dort wieder eingeräumten Plätze, Düſſeldorf, Ehrenbreitſtein, Philippsburg, Caſtel, Kehl und Breiſach in dem

*) S. Du Casse II. 309. 314. 331.

**) S. den Brief Joſeph Bonapartes bei Du Casse II. 319.

Zuſtande bleiben, worin ſie ſich zur Zeit der Räumung befanden, d. h. die geſchleiften Befeſtigungen nicht wieder aufgebaut werden.

Bis hieher war nichts weſentlich Neues in dem Vertrage vom 9. Februar feſtgeſetzt; die vielbeſprochenen Bedingungen von Campo Formio und Raſtatt waren nach einem blutigen Kriege von zwei Jahren unbeſchränkt und ohne Clauſel zur Geltung gelangt. Neu war aber der ſiebente Artikel über die Entſchädigungen; in ſeinem Vollzug lag die territoriale und politiſche Umgeſtaltung des Reiches eingeſchloſſen. Da in Folge der Abtretung, hieß es, welche das Reich der franzöſiſchen Republik gemacht hat, mehrere Fürſten und Stände des Reiches ſich, ſei es ganz oder theilweiſe, aus ihrem Beſitz geſetzt ſehen, während es dem deutſchen Reich in ſeiner Geſammtheit zuſteht, die ſich aus gegenwärtigem Vertrag ergebenden Verluſte zu tragen, ſo iſt der Kaiſer in ſeinem und des Reiches Namen mit der franzöſiſchen Republik übereingekommen, daß im Einklang mit den auf dem Raſtatter Congreſſe förmlich aufgeſtellten Grundſätzen das Reich gehalten iſt, den erblichen Fürſten, welche ſich auf dem linken Rheinufer außer Beſitz geſetzt finden, eine Entſchädigung im Schooße des Reiches zu gewähren, in Folge von Anordnungen, welche auf dieſen Grundlagen weiter feſtgeſtellt werden ſollen.

Es war eine Entſchädigung ſo ungewöhnlicher Art, wie ſie eben nur bei den deutſchen Verhältniſſen möglich war. Die Dynaſtien wurden entſchädigt, das Reich verlor; die Fürſten erhielten ſo viel und noch mehr, als ſie eingebüßt, die Nation in ihrer Geſammtheit erlitt einen Verluſt, der ihre politiſche Unabhängigkeit bedrohte. Selbſt Oeſterreich, das unter den Erbfürſten des Reiches an Einfluß und Macht offenbar am meiſten einbüßte, hatte für ſeinen Verluſt an Gebiet ſich eine leidliche Entſchädigung geſichert, indem es ſtatt des weit entlegenen, ſchwer zu behauptenden belgiſchen Beſitzes Venedig und Iſtrien, alſo eine vortreffliche Arrondirung ſeiner Erblande erhielt. Das Reich allein und die in dieſem lockeren Verbande noch immer vereinigte deutſche Nation waren es, welche die Koſten des Ganzen trugen. In runder Zahl angeſchlagen verlor Deutſchland 1150 Quadratmeilen an Gebiet und beinahe vierthalb Millionen Bewohner. Darunter zunächſt die belgiſchen Gebiete, deren Verband mit Deutſchland zwar ſchon ſeit Jahrhunderten durch die habsburgiſche Hauspolitik gelockert, faſt gelöſt war, die aber gleichwol ihrer geographiſchen Lage und ihrer Entwickelung nach eine nothwendige Ergänzung des deutſchen Gebietes bildeten. Man hat damals in Deutſchland, eingedenk der nur noch laxen Verknüpfung mit dem alten burgundiſchen Kreiſe, die Abtretung faſt gleichgültig aufgenommen und wie einen Verluſt angeſehen, der im Grunde ſchon längſt geſchehen war; als wenn nicht ſelbſt die allerdürftigſte Verknüpfung mit Deutſchland immer noch ein Glück zu nennen war im Vergleich mit der Abtretung an Frankreich, deſſen Macht dadurch ins Ungemeſſene vergrößert ward. Tiefer ward der Verluſt der Rheinlande empfunden. Was wir dadurch an Wehrkraft verloren, wie

unſere Gränzen fortan ſchutzlos und offen lagen, die Einbuße eines geſegneten Landes mit ſeinen reichen und vielſeitigen Hülfsquellen, der Schlag, den der deutſche Handel und die Schifffahrt erlitt, davon ging doch ein tiefes, ſchmerzliches Gefühl durch die Nation, auch wenn ihre Lenker und Regierer mehr um ihre Entſchädigungen bekümmert waren, als um das Loos der Geſammtheit. Eine rechte Freude über den Frieden iſt darum auch nicht laut geworden; man pries das Ende des Krieges, allein der Preis des Friedens ließ kein ungetrübtes Gefühl des Behagens aufkommen. Es ward auch wohl ſchon jetzt die Ahnung laut, daß bei dem ſo ausgeſprochenen Uebergewicht Frankreichs und der Eroberungsluſt ſeines militäriſchen Dictators dieſer Friede nicht viel mehr Dauer verſpreche, als der vorangegangene *).

Wie waren die Stimmungen am linken Rheinufer ſelbſt, als jetzt die Losreißung vom Vaterlande unwiderruflich ausgeſprochen war? Die Veränderung ward dort weniger tief empfunden, einmal weil man ſchon ſeit beinahe einem Jahrzehnt losgeriſſen war von Deutſchland, dann weil eben die jüngſte Zeit in die unbehagliche und verworrene Lage, in der ſich die Gebiete befanden, eine unverkennbare Beſſerung und Stetigkeit gebracht hatte. Wir erinnern uns, welch bittere Prüfungen den erſten revolutionären Verſuchen am linken Rheinufer gefolgt waren; die Zeit des Schreckens und die Laſten des Krieges drückten gleich ſchwer auf die unglücklichen Bewohner. Auch als der Terrorismus unterlegen war, dauerte in den Rheinlanden nach wie vor das ganze Unweſen proviſoriſcher Zuſtände fort; halb mit Frankreich vereinigt, halb wie Feindesland behandelt, wurden ſie von Requiſitionen, Räubereien und ſoldatiſchen Brutalitäten ſo arg heimgeſucht, wie irgend ein Gebiet, das der franzöſiſchen Invaſion verfallen war. Es war begreiflich, daß unter dieſen ungewohnten revolutionären Verhältniſſen die Laude der Wohlrhaten nicht froh wurden, die ihnen der Umſturz der alten Herrſchaft hätte bringen können; ſie waren wohl der Feudallaſten entledigt, die Misbräuche eines geiſtlichen Regiments waren verſchwunden, es gab keine religiöſen Bedrückungen und Bekehrungen wie unter dem pfälziſchen Regiment, die Käuflichkeit der Stellen und was daran hing hörte auf; aber man hatte dafür terroriſtiſche Gewalthaber, freche Räuber und Blutſauger, überhaupt einen Zuſtand ohne jede Sicherheit und jeden Rechtsſchutz eingetauſcht. In die Zeit des Directoriums fielen dann die erſten Verſuche einer feſteren Organiſation. Man ließ durch Rudler das „cisrhenaniſche" Gebiet in Departements eintheilen und dieſe nach den in der fränkiſchen Republik beſtehenden Formen einrichten. Dieſe Erſtlingsorganiſationen fielen freilich oft wunderlich genug aus; man ſchüttete über das Land einen Wuſt von Geſetzen, die man kurzweg aus dem Franzöſiſchen abſchrieb oder überſetzte, und fragte nicht danach, ob ſie dem Lande oder ſeinen Bedürfniſſen entſprächen. Allein, wie ein Zeitgenoſſe ſagt,

*) S. polit. Journ. S. 272. 273.

es waren doch wieder Gesetze. Behaglich oder auch nur erträglich war die Lage nicht zu nennen. Rudler regierte das Land mit der Gewalt eines Proconsuls; französische Abenteurer, die der Sprache und den Sitten des Landes fremd waren, oder Parteimänner, deren Verdienst nur eben ihr Zusammenhang mit der herrschenden Partei war, füllten die öffentlichen Stellen. Zwar waren die Abgaben der Feudalität und der Zehnten abgeschafft, aber das französische Steuerwesen, zumal in seiner Ausübung, ließ diesen Wechsel kaum als eine Erleichterung empfinden. Wohl kamen verständige, den wirklichen Bedürfnissen des Volkes entsprechende Einrichtungen, wie die Anfänge der neuen Gerichtsbarkeit, das Institut der Friedensrichter und Notare, allein es kam auch im Mai 1798 der Rhein als Zollgränze und mit dem Druck der neuen Mauth allmälig eine Menge fiskalischer Künste, die bisher auf deutschem Boden unbekannt waren. Ueberhaupt wurde das Land mehr ausgebeutet als regiert, und was das Unbehaglichste für die Bewohner war, es war noch immer Alles provisorisch und unsicher, man hing mehr von den zufälligen Personen, welche die Gewalt führten, als von festen gesetzlichen Ordnungen ab*). Die Zeit des Consulats brachte auch für diese Gebiete die Wohlthaten einer festeren Ordnung. Zum Generalcommissär der vier Departements am linken Rheinufer ward der ehemalige Conventsdeputirte Jean Bon St. André bestellt, der eine wilde politische Vergangenheit durch sein fähiges und schöpferisches Wirken in diesem neuen Lebenskreise fast vergessen gemacht hat. Zum ersten Mal, seit die Franzosen diesen Boden betreten, wurde nun das Land verwaltet, nicht blos bedrückt und ausgesogen. Ein verständiges und tolerantes Regiment, das sich bemühte, die fast versiegten Quellen des öffentlichen Wohlstandes wieder zu öffnen, den ganz darniederliegenden Handel und das Gewerbe aufzurichten, den Verkehr zu beleben, ein solches Regiment mußte nach dem, was vorausgegangen war, als eine große Segnung erscheinen, auch wenn die widernatürliche politische Gränze, die ganze Organisation des Staates, die Trennung von Allem, dem man durch Abstammung, Cultur und Geschichte verwachsen war, niemals ein wahrhaft gesundes Dasein aufkommen lassen konnten.

Aber das Gefühl, von der Noth der jüngsten Zeit befreit und der geistlich-weltlichen Kleinstaaterei, wie sie vor 1792 war, entwachsen zu sein, ließ vorerst solchen Betrachtungen keinen Raum. Von dieser Seite suchte auch die Consularregierung das rheinische Volk zu fassen; in einer Proclamation vom 18. Juli 1801, worin die Vereinigung der Rheinlande mit Frankreich feierlich verkündet ward, wurde daran erinnert, das es nun keine Privilegien, keine Feudallasten, keine Frohnden, keine Jagdrechte mehr gebe, daß an die

*) S. „Cisrhenanien unter den Franken, besonders in Hinsicht auf die Pfalz, bis auf Bonaparte". 1801. Vgl. das übrigens sehr einseitige Buch von van Alpen, Gesch. des fränk. Rheinufers, wie es war und wie es ist. Köln 1802. 2 Bde.

Stelle der alten Verwaltung eine beſſere Adminiſtration und Juſtiz getreten ſei, daß das Land einer Sicherheit genieße, wie nie zuvor. „Statt mit widerſtrebenden Intereſſen überzogen zu ſein, hieß es, iſt euer Land fortan durch das gemeinſame Intereſſe von dreißig Millionen Bürgern geſchirmt; ſtatt einer Menge kleiner Herren, die zu ſchwach waren, um ſich zu vertheidigen, aber ſtark genug, das Land zu drücken, ſteht es unter dem Schutze einer Macht, die ihrem Gebiete wird Achtung zu ſchaffen wiſſen*)."

Eine ähnliche Stimmung ſprach damals auch Joſeph Görres aus. Ihn hatte ſeine feurige Natur, ſein Widerwille gegen die abgeſtorbenen alten Dinge und ein ungebändigter Freiheitsſinn ſeit dem Ausbruche der Revolution zum eifrigſten und begabteſten Verfechter der neuen Ideen gemacht, ohne daß er darum jemals Franzoſe ward oder franzöſiſch dachte. Es hat ſich in dem phantaſtiſchen Jüngling dieſer Lebensproceß anders abgeſpielt als bei dem weit älteren, politiſch nüchternen Georg Forſter; aber es war dieſelbe Ungeſundheit deutſcher Zuſtände, die den einen wie den andern ins Lager der neufränkiſchen Demokratie getrieben hat. In dem Augenblick, wo das Directorium fiel und Bonaparte ſeine Diktatur begründete, kam der fünfundzwanzigjährige Görres nach Paris, um im Auftrag gleichgeſinnter Freunde die Lage aus unmittelbarer Anſchauung kennen zu lernen und, wenn immer möglich, eine Beſſerung der rheinländiſchen Zuſtände zu erwirken. Die intereſſante Schrift, die er über dieſe Sendung damals veröffentlicht hat,**) läßt uns den Zwieſpalt der Stimmungen in ihm und ſeinen Freunden deutlich erkennen: mit dem Alten entzweit und doch die neuen Dinge nüchterner und kälter als zuvor beurtheilend, weiß ſich Görres ſelber keine runde Antwort auf die Frage zu geben, welches die rechte und natürliche Beſtimmung für die Rheinlande wäre? Er verkennt die „argen Diſſonanzen" nicht, die eine Verbindung mit Frankreich erzeuge, aber er ſieht doch auch wieder Anderes, was ihn dafür ſtimmt: „Beiordnung einer Repräſentation aus dem Volke, Losſagung des Staates von der Pfaffheit und gänzliche Trennung der religiöſen von den politiſchen Inſtitutionen, ungehemmtes Fortſchreiten in Aufklärung und Bildung, ſteigenden Wohlſtand durch die Unterſtützung einer kräftigen Regierung, Vortheile der Vereinigung mit einem mächtigen, angeſehenen Volke, endlich wachſende Cultur durch die Zerbrechung der localen Feſſeln, die ihre Fortſchritte allerwärts hemmten". Die Ergebniſſe einer Rückkehr des Alten erſcheinen ihm dagegen im abſchreckendſten Lichte. „Ein drückender Despotismus, durch Erfahrung aufgeklärt, durch lange Entbehrung erbittert, durch vorhergegangene Ereigniſſe zu Allem berechtigt, nicht mehr ſo ungelenkig wie vorher, aber deswegen noch um ſo empfindlicher". Er ſieht

*) S. Choix de rapports, opinions et discours etc. T. XVII. 370. 371.

**) S. Reſultate meiner Sendung nach Paris, im Brumaire des VIII. Jahres, Coblenz im Floreal J. VIII.

die glorreiche Wiedereinsetzung der Priesterschaft in ihre entzogenen Rechte' Rückkehr der goldenen Tage ihrer Herrschaft wiederkommen, in denen ihr Wink ganze Völker zittern machte; er fürchtet die Einwanderung des Staates in die Kirche, wo er unter den Schutz und Schirm und die Aufsicht des Hohenpriesters sich begiebt und mit ihm den Raub über die Einfalt theilt; er besorgt die Verscheuchung der Aufklärung, die gewaltsame Erdrückung aller Bildung im Keime der künftigen Generation durch Mönche und ihre Helfershelfer, die Reaction des politischen und religiösen Fanatismus, der sich durch vermehrte Bigotterie und rachsüchtige Ausbrüche für vorhergehenden Druck schadlos hält; dann noch tiefer sinkende Industrie, durch Verzweiflung und Indolenz veranlaßt, überhaupt als Folge eine allgemeine Kraftlosigkeit, durch die Erschlaffung aller Kräfte erzeugt.

Das ist, ruft Görres aus, die Perspective, die uns unsere Fürsten vorhalten, wer wird ungewiß schwanken, auf welche Seite er sich hinneigen soll? Aber doch können er und seine Freunde sich nicht entschließen, für den Mangel eines nationalen Daseins das Aufgehen in Frankreich einzutauschen. Sie entwarfen eine Adresse an den ersten Consul, worin „die Uebel der Vergangenheit geschildert, ein Gemälde der Misbräuche der Gegenwart entworfen und um Abhülfe für die Folgezeit" gebeten ward. Weiter gingen auch die Wünsche derer nicht, die man sonst wohl als die von Deutschland eigentlich Abgefallenen bezeichnete.

Siebenter Abſchnitt.

Der Reichsdeputationshauptſchluß.

Am 18. Februar war zuerſt die lange erſehnte Botſchaft vom Luneviller Abſchluß in Regensburg eingetroffen; acht Tage ſpäter folgte ein kaiſerliches Hofdecret, welches die Friedensacte officiell dem Reichstage zur Ratification vorlegte. Den Inhalt des Vertrags ließ darin der Kaiſer zunächſt unberührt, verweilte aber mit unverkennbarer Abſichtlichkeit um ſo ausführlicher bei der Form des Abſchluſſes. Nicht nur in dem Hofdecret, ſondern noch in einem beſondern Rundſchreiben an die angeſehenſten Reichsfürſten war die Abweichung von den beſtehenden Formen, die ſich der Kaiſer erlaubt, indem er den Frieden ohne Vollmacht des Reiches ſchloß, ausdrücklich entſchuldigt. Die Betrachtung des harten Verhängniſſes — hieß es — welches über einem ſehr anſehnlichen Theile Deutſchlands ſchwebe, die Vorſtellung eines noch härteren Schickſals, womit die franzöſiſche Uebermacht das Reich bei längerer Ausſetzung des Friedenswerkes bedrohe, und der Gedanke an die allgemein gewordenen Friedenswünſche, das Alles habe das Reichsoberhaupt bewogen, ſeine Bedenken gegen das ungewöhnliche Verfahren diesmal ſchweigen zu laſſen. Zu jeder anderen Zeit hätte der deutſche Reichstag wohl ſchwerlich dem Reiz widerſtanden, dieſe Formfrage mit der gewohnten Weitläufigkeit zu erörtern; jetzt trug die Einſicht in das Unvermeidliche und die ungeduldige Lüſternheit nach den Entſchädigungen gleich viel dazu bei, ſich über dieſe Förmlichkeiten mit einer in Regensburg unerhörten Schnelligkeit hinwegzuſetzen. Noch am Tage des Empfangs verabredeten ſich die drei Collegien des Reiches, die Berathung am 6. März vorzunehmen. Sehr gelegen kam dann den Meiſten die gleich nachher eingetroffene Inſtruction des kurbrandenburgiſchen Geſandten. Dieſelbe ſchlug die Ratification des Friedens mit einer Clauſel vor, worin die Rechte des Reiches verwahrt und für die weiteren Verabredungen, welche die innere Verfaſſung angingen, deſſen Mitwirkung

vorbehalten war. Als am 6. März die Berathung eröffnet ward, schloß sich die Mehrzahl der Gesandten dieser Fassung an und schon am andern Tage war das Reichsgutachten mit der Ratification des Friedens ausgefertigt. Seit der immerwährende Reichstag in Regensburg saß, war niemals eine Sache so schnell erledigt worden, wie die Genehmigung des Vertrages, welcher eine völlige Revolution des Reiches und seiner Verfassung in sich schloß.

So rasch man sich in das Unabwendbare fügte, ganz war die Stimmung nicht zu verbergen, welche der Inhalt des Friedens nach verschiedenen Seiten hin erweckte. Die Berichte vom Reichstag gestehen uns doch ein, daß der Eindruck der Bedingungen Bestürzung hervorrief; dieselben waren unter der Linie dessen, worauf man gefaßt gewesen war. Einzelnes, wie die Anweisung der toscanischen und oranischen Entschädigung auf Deutschland, erregte sogar eine merkliche Entrüstung, wenn gleich im Kreise der weltlichen Stände diese Stimmungen sehr bald über dem nächsten persönlichen Interesse der Entschädigungen in den Hintergrund traten. Der siebente Artikel des Luneviller Friedens ließ sie alle andern Bestimmungen leicht vergessen.

Anders freilich sahen diejenigen die Dinge an, über welche dieser Artikel ein bedingtes Todesurtheil aussprach: die geistlichen Reichsstände. Sie hatten keine Ursache, ihrer Stimmung Zwang anzuthun, drum ließ sich auch, selbst in der kurzen, fast übereilten Berathung vom 6. März, aus ihrem Lager vernehmlich genug der Nothschrei der Verzweiflung heraushören. Sie gaben zwar zu, daß die Lage Deutschlands die Bestätigung des Friedens dringend gebiete, aber sie legten doch zugleich grollend Protest ein gegen das Bestreben, nicht die Gesammtheit, sondern nur einzelne Stände den Verlust tragen zu lassen. Es ward daran erinnert, daß die Verfassung des Reiches nicht fortbestehen könne, wenn man einen Theil der Glieder zum Opfer der übrigen mache; die Rechte der geistlichen Herren, hieß es, beruhten auf ebenso fester Grundlage wie die der weltlichen; wenn man sie beseitige, werde man die Reichsverfassung so gut wie die katholische Religion in ihren Grundfesten erschüttern*).

Es waren das indessen nur Vorspiele des Kampfes, der eben bevorstand. Noch am 5. März, ehe die Verhandlung über das erste kaiserliche Hofdecret begonnen, ward ein zweites dem Reichstag mitgetheilt, worin der Kaiser ein Reichsgutachten verlangte „über die Art der reichsständischen Mitwirkung zur Beendigung des vorgedachten Friedenswerkes". Damit war man der Berathung der verhängnißvollen Frage schon um einen bedeutenden Schritt näher gerückt.

Der siebente Artikel des Luneviller Friedens war nicht so bestimmt abgefaßt, daß über seine Deutung gar kein Streit denkbar gewesen wäre. Wohl war darin nur den erblichen oder weltlichen Fürsten eine Entschädigung ver-

*) Aus den Abstimmungen von Kurtrier, Speyer und Worms.

ſprochen und zwar, wie es ausdrücklich hieß, „im Einklang mit den auf dem Raſtatter Congreſſe förmlich aufgeſtellten Grundſätzen“; das konnte allerdings kaum etwas Anderes bedeuten, als nach dem dort von der Reichsdeputation am 4. April 1798 angenommenen Princip der Säculariſation geiſtlicher Fürſtenthümer. Allein es hieß auch wieder in dem nämlichen Artikel, es ſtehe dem Reich in ſeiner Geſammtheit (collectivement) zu, die aus dem Vertrag ſich ergebenden Verluſte zu tragen, und mit dieſem Wort ſchien es freilich nicht verträglich, nur eine einzige Klaſſe der Reichsſtände als Entſchädigungsmaſſe zu opfern. Es iſt wohl möglich, daß dieſe kleine Zweideutigkeit der Faſſung mehr abſichtlich als zufällig war; Graf Cobenzl mochte hoffen, daß ſich dieſe Unbeſtimmtheit des Ausdrucks vielleicht im öſterreichiſchen und geiſtlichen Intereſſe benutzen ließe. Auf Seiten der Franzoſen freilich hatte man nichts Anderes im Auge als die Entſchädigung der weltlichen auf Koſten der geiſtlichen Fürſten; das ergab ſich ſchon aus dem ganzen Verlauf der Verhandlung, auch wenn ſie es nachträglich nicht noch ausdrücklich erklärt hätten*).

Das bedrohte geiſtliche Fürſtenthum ſchien aber entſchloſſen, die Zweideutigkeit des Ausdruckes, ſo gut es ging, in ſeinem Intereſſe zu nützen. Beſonders eine mit Gewandtheit und Mäßigung geſchriebene Schrift aus jener Zeit, deren Verfaſſer ein fürſtbiſchöflicher Beamter war,**) ſuchte diejenige Deutung des ſiebenten Artikels aufrecht zu halten, mit welcher das Fortbeſtehen der geiſtlichen Staaten ſich vereinigen ließ. Es iſt darin von dem Grundſatz ausgegangen, daß die Entſchädigung durch das geſammte Reich, das heiße durch Beiträge aller einzelnen Stände zu leiſten ſei; einige Säculariſationen werden wohl zugelaſſen, aber nicht als das einzige Entſchädigungsmittel und jedenfalls mit der Beſchränkung, daß vorerſt mittelbare, oder „auf die Regierung des deutſchen Reiches von jeher wenig Einfluß behauptende Stiftungen“ den Anfang machen müßten. Allerdings, hieß es dann, hätten nach dem Frieden nur die erblichen Fürſten Entſchädigungen zu erwarten, aber auch nur

*) Der franzöſiſche Geſandte in Regensburg, Bacher, gab die mündliche Erklärung ab: daß ſeine Regierung mit jenem Zweifel erregenden Wort gar nicht die Abſicht gehabt habe, alle und jede Reichsſtände zur Entſchädigung beiziehen zu laſſen, ſondern daß es im Gegentheil ganz dem Zweck des Luneviller Friedens gemäß ſei, die Entſchädigung blos nach den zu Raſtatt angenommenen Grundſätzen auszuführen, und daß das Wort collectivement mit gutem Vorbedacht einzig und allein um deßwillen gebraucht worden ſei, damit die hinter der Demarcationslinie gelegenen geiſtlichen Stände nicht vielleicht ſuchen möchten, ſich der Säculariſation zu entziehen.

**) S. „Verſuch einer doctrinellen Auslegung des ſiebenten Friedensartikels von Luneville. Germanien 1801.“ Verfaſſer war der fürſtlich würzburgiſche Geh. Rath von Seyffert. Der fürſtlich anhaltiſche Legationsſecretär von Bingel ließ eine Gegenſchrift erſcheinen. Beide ſammt der Replik und Duplik ſind in Reuß Staatscanzlei 1801. III. 1—194 abgedruckt.

die des deutſchen Reiches, alſo weder Toscana noch der holländiſche Erbſtatthalter, noch der Großmeiſter von Malta. Die geiſtlichen Herren links vom Rhein hätten zwar im ſtrengen Sinn des Wortes ebenfalls keinen Anſpruch, aber ſie ſeien des Reichsverbandes wegen befugt, wenn ſie Alles verloren haben, einen ſtandesmäßigen Unterhalt zu fordern. Auch dürfte man auf weltlicher Seite die Prätenſion der Entſchädigung nicht zu weit treiben; Erſatz könne billiger Weiſe nur verlangt werden für die durch den Frieden verlorenen Beſitzungen, die deutſches Reichsland waren, nicht aber etwa für erlittenen Kriegsſchaden, entzogene Einkünfte und Rechte.

In einer andern Schrift, die gleich nach dem Abſchluß des Friedens erſchien,*) wurde eine Ermahnung an die deutſchen Biſchöfe gerichtet, ſich ſo eng zu verbinden wie das Corpus Evangelicorum und „durch einen Mann von Kopf, Muth und Anſehen die Höfe Europas mit den dringendſten Vorſtellungen zu überhäufen". Sie ſollten ſich an den Kaiſer wenden, der ſie ſchützen müſſe, weil die geiſtlichen Fürſten ihm allein treu geblieben ſeien und ihr Untergang nothwendig den letzten Reſt ſeiner Autorität nach ſich ziehen werde; ſie ſollten die Reichsmitſtände anrufen und ſie an die Kurvereine, an die goldene Bulle, an den weſtfäliſchen Frieden und an die Grundgeſetze des Reiches erinnern; ſie ſollten ihre Klagen an Preußen, als den weſentlichen Urheber des franzöſiſchen Krieges, an Schweden als den Garanten des weſtfäliſchen Friedens, an Rußland, weil es ſeine Theilnahme für die Erhaltung des alten Reichs unverhohlen kundgegeben, an Spanien als an den vorzugsweiſe katholiſchen Thron, ja an Frankreich ſelber richten, weil es mit ſeiner Politik nicht vereinbar ſei, die kleinen geiſtlichen Staaten aufzuheben und dafür große weltliche in ſeiner Nachbarſchaft entſtehen zu laſſen! Selbſt England, als der unerbittlichſte Gegner der Revolution, war bei dieſem episkopalen Bittgang nicht vergeſſen.

Andere Stimmen ließen die rechtliche Frage ganz außer Spiel und ſtellten die politiſchen Folgen einer Aufhebung des geiſtlichen Fürſtenthums warnend vor Augen**). Mit Grund weiſſagten ſie den Untergang der deutſchen Reichsverfaſſung, indem ſie im Einzelnen nachwieſen, wie eng und unlösbar mit deren Erhaltung die Exiſtenz des geiſtlichen Fürſtenthums verknüpft ſei. Auch der Untergang der kaiſerlichen Autorität und der Verfall des Hauſes Oeſterreich werde eine unvermeidliche Folge ſein. Der Kaiſer verliere ſeinen natürlichen Anhang im Reiche, wenn die Gruppe der kleineren und ſchwächeren Fürſten verſchwinde, das öſterreichiſche Haus werde von der katholiſch-kirchlichen Macht losgeriſſen und dafür Preußen gehoben werden. Es verſteht ſich,

*) S. Avertiſſement von einem nächſtens zu erwartenden Werkchen unter dem Titel: Vorſtellungen der deutſchen Fürſtbiſchöfe an die meiſten Höfe Europas über den Frieden von Luneville.

**) S. die Schrift: Die Folgen der Säculariſationen. Cuique suum. German. 1801.

daß auch die confessionelle Seite nicht unberührt blieb. Die katholische Kirche sei — wogegen freilich die jüngsten Vorgänge in Mainz, Cöln u. s. w. beredtes Zeugniß ablegten — die beste Schutzwehr gegen den „herrschenden Freiheitsschwindel"; sei dieser ehrwürdige Schlußstein aller kirchlichen Formen der Revolution als Opfer gefallen, so würden auch die andern Kirchen eine solche Katastrophe nicht lange überdauern. Es existirte überhaupt kein Stand und kein Interesse des Reiches, das die Vorfechter des kirchlichen Staatenthums durch die Säcularisation nicht für gefährdet erachteten. Den kleineren weltlichen Staaten stellten sie warnend ihre Unsicherheit und die Gefahr vor, von den großen verschlungen zu werden, sobald einmal durch die Säcularisation das Beispiel einer solchen Revolution gegeben sei. Den Reichsadel mahnten sie daran, daß ihm die politische Vernichtung der Stifter Ansehen und Macht nehme; dem Volke hielten sie das Bild einer strafferen weltlichen Despotie, die Steigerung des militärischen Joches vor Augen und erinnerten an die vielfältige Versorgung, die auch Söhne bürgerlichen Standes in den geistlichen Staaten gefunden hätten. Nicht Alles an diesen trüben Prophezeiungen war gleich gut begründet, aber es war doch Vieles von dem, was als unvermeidliche Folge eintreten mußte, in richtiger Ahnung vorhergesagt. Nur im Kreise der weltlichen Regierungen war die Einsicht in die gewaltige Revolution, die bevorstand, nicht so groß, wie der ungeduldige Eifer, sich aus den wehrlosen Spolien zu bereichern.

In Regensburg waren indessen die Parteien lebhaft an einander gerathen. Am 30. März begann die Verhandlung über die Frage, in welcher Weise die Reichsstände bei der Entschädigungsfrage mitwirken sollten. Die Mehrheit wäre wohl bereit gewesen, dem Kaiser allein dies zu überlassen, freilich nur in der Weise, daß er seinen Entwurf dem gesammten Reiche zur Genehmigung vorlege. Damit war die Mühe und Verantwortlichkeit dem Reichsoberhaupt zugewiesen und doch der Mehrheit auf dem Reichstage immer die Entscheidung vorbehalten. Dazu hatte man aber in Wien keine Neigung. Man hätte sich dort, wenn man die Leitung der Sache nicht ausschließlich haben konnte, am liebsten eine außerordentliche Reichsdeputation zur Seite geben lassen, die nur aus sehr wenigen Mitgliedern und natürlich nur aus solchen bestand, deren Oesterreich ziemlich versichert war; man dachte an Kurmainz und Kursachsen. Dieser Vorschlag wurde auch im Kurfürstenrath von Trier und Cöln angeregt, im Fürstenrath trat der österreichische Directorialgesandte selber damit hervor, aber es war offenbar kein Anklang dafür zu erwarten. Auch die sächsische Ansicht, dem ganzen Reichstage das Geschäft zu übertragen, wollte nicht gefallen; den größeren und entschädigungslüsternen weltlichen Reichsständen war dann ihre Sache doch schwerer gemacht, als wenn die Angelegenheit in einem engeren Kreise verhandelt ward, worin ihnen die Mehrheit sicher war. Mehr Beifall fand darum der hannoversche Vorschlag; wenn der Kaiser allein das Geschäft nicht auf sich nehmen wolle, solle der

Reichstag eine außerordentliche Deputation in Regensburg niederſetzen, welche die Entſchädigungsfrage mit dem kaiſerlichen Commiſſär ins Reine bringe, natürlich unter Vorbehalt der Genehmigung von Seiten des Reiches. Dazwiſchen regte ſich die Agitation der geiſtlichen Stände immer ungeſtümer; bei den Abſtimmungen ward mit ſeltner Einmüthigkeit von ihnen der Satz aufrecht erhalten: daß nach dem ſiebenten Artikel jeder Reichsſtand verpflichtet ſei, ſeinen Antheil an dem Verluſt des Reiches zu tragen. In Denkſchriften und Brochüren, die man vertheilte, ward dieſe Meinung durchgefochten. Eben darum waren die geiſtlichen Stände auch entſchieden dafür, dem Kaiſer allein die Löſung der Entſchädigungsfrage zu überlaſſen; von ihm konnten ſie noch am erſten Berückſichtigung ihres Intereſſes erwarten.

Es vergingen darüber mehrere Wochen, bis der Reichstag auch nur zu einem vorläufigen Ergebniß kam. Auf beiden Seiten war man rührig bemüht, ſich die Mehrheit zu ſichern; Oeſterreich wirkte für den Vorſchlag der geiſtlichen Stände, wonach ihm die Erledigung des Friedensgeſchäfts allein zufiel; die andern ſuchten eine Faſſung zu finden, unter welcher ſich die verſchiedenen Intereſſen der weltlichen vereinigen ließen. Am 20. April trat dann Baiern mit dem Antrag hervor: dem Kaiſer die weitere Einleitung der noch zu berichtigenden Friedensgeſchäfte in der Weiſe zu übergeben, daß er ſeine Anträge darüber an die Reichsverſammlung gelangen laſſe. Das Votum drückte offenbar die Meinung der Mehrheit der weltlichen Reichsſtände aus und war im Einverſtändniß mit Preußen abgegeben. Denn als jetzt endlich die lange erwartete brandenburgiſche Abſtimmung erfolgte (27. April), pflichtete ſie mit der Bemerkung, daß dieſe wichtige Sache doch ja nicht übereilt werden möchte, dem bairiſchen Votum bei, und das Gleiche geſchah ſofort von den meiſten weltlichen Ständen mittleren Ranges. Auch ſolche, die bisher mit beſonderen Anträgen zwiſchen den beiden Meinungen geſtanden und die Oeſterreich für ſich gerechnet oder als verlorene Stimmen betrachtet, erklärten ſich jetzt für den bairiſch-preußiſchen Vorſchlag und vereitelten damit, wenigſtens im Fürſtenrath, die Hoffnung auf eine öſterreichiſche Mehrheit. Im Kurfürſtencollegium war man getheilt; Böhmen und die drei geiſtlichen Kurfürſten fochten noch dafür, dem Kaiſer die Sache ganz zu überlaſſen; dagegen hatten Brandenburg und Baiern jetzt auch Sachſen und Kurbraunſchweig für ihre Anſicht gewonnen, dem Kaiſer nur die Einleitung zu übertragen. Da im Fürſtenrath dieſe Meinung ſchon das Uebergewicht hatte, ſprang auch Kurmainz auf die andere Seite hinüber. So kam am 30. April das Reichsgutachten zu Stande, wonach der Kaiſer erſucht werden ſollte: „die gänzliche Berichtigung der noch vorbehaltenen Gegenſtände und damit die Erledigung des Friedenswerkes einzuleiten und noch vor deren Feſtſetzung und Berichtigung die aus dieſer Einleitung ſich ergebenden Reſultate dem Reiche zu einer ſchleunigen neuen Berathung mitzutheilen."

Es war darnach vorauszuſehen, daß die Dinge nicht übereilt werden würden.

Während ſo der deutſche Reichstag kaum über die Einleitung der Sache ins Reine kam, war an einer andern Stelle das Entſchädigungsgeſchäft ſchon in vollem Gange. Die meiſten weltlichen Stände hatten ſich nach dem Mittelpunkte der europäiſchen Politik jener Tage, nach Paris, gewandt, um bei dem drohenden Schiffbruch des alten Reiches dort möglichſt große Spolien zu erobern. So lief der Regensburger Verhandlung eine andere in Paris zur Seite, deren Geſchichte unter allem dem Unrühmlichen, was die Erlebniſſe der jüngſten Zeit aufzuweiſen hatten, bei weitem die ſchmachvollſte Epiſode ausmacht. Aus dieſen Vorgängen lernte Bonaparte zuerſt Deutſchland genauer kennen; der Grad der Achtung, den er vor uns empfand, iſt aus den Eindrücken erwachſen, welche ihm damals unſere Lenker erweckten.

Gleich nach dem Abſchluſſe vom 9. Februar hatte das Wettrennen der deutſchen Fürſten begonnen, um ſich mit erlaubten und unerlaubten Künſten die franzöſiſche Protection bei dem bevorſtehenden Menſchenhandel zu ſichern. Die beiden heſſiſchen Höfe hatten ſchon im März zwei Agenten in Paris ſitzen, um den Heimfall kurmainziſcher und fuldaiſcher Gebiete zu gewinnen. Die Stände des fränkiſchen Kreiſes waren faſt ſämmtlich in gleicher Abſicht zu Paris verſammelt; ſogar Würzburg und Bamberg hatten, um ſich aus dem Schiffbruch zu erretten, ein paar gewandte Vertreter weltlichen Standes hingeſchickt. Löwenſtein-Wertheim ſandte die Herren Städel und Feder ab, die ſich auf dieſem ſchlüpfrigen Gebiete einen gewiſſen Namen machten; ſelbſt Nürnberg und das kleine Windsheim, beide tief verſchuldet und in ſteter Geldnoth, ſcheuten die Koſten einer Pariſer Geſandtſchaft nicht, um ſich die Freundſchaft der Mächtigen zu erwerben. Nürnberg hatte verſchiedene Mittel ausgeſonnen, um die theure Geſandtſchaft beſtreiten zu können; es hatte ſich z. B. an eine andere Reichsſtadt gewendet, um eine Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten zu arrangiren; aber vergebens. Endlich ſchoſſen einige vermögende Bürger zuſammen und es wurden zwei Abgeſandte nach Paris geſchickt. Sie erlangten auch ein gnädiges Schreiben Bonapartes, das ſie jedoch an den Miniſter des Auswärtigen verwies und zu nichts verpflichtete. Wie ſie dann in ihrer Herzensfreude das Actenſtück veröffentlichen, ward es im Moniteur rundweg abgeleugnet*).

Neben Nürnberg fehlten natürlich Hamburg und Bremen nicht. Wie ſehr ſelbſt in dieſen vordem mächtigen Sitzen deutſchen Bürgerthums Alles aus Rand und Band gegangen und für Jeden nur das „sauve qui peut“ zur Lebensmaxime geworden war, bewies eine Schrift, die damals aus dieſem Kreiſe hervorging. Darin war vorgeſchlagen, Hamburg ſolle ſich, unter der Bedingung, ein Freihafen zu werden und ewigen Frieden zu genießen, dem König von Dänemark als ſeinem Schutzherrn unterwerfen und dafür der däniſchen Krone ein beſtimmtes Schutzgeld entrichten!

*) S. polit. Journ. 1801. I. 647.

Von den Reichsfürſten hatten ſich manche perſönlich auf den Weg gemacht, z. B. die Erbprinzen von Iſenburg und Hechingen, der Graf von Solms-Laubach, der Graf von der Leyen und ein Leiningen; die Grafen in der Wetterau hatten jeder ſeinen beſondern Agenten in Paris, auch Thurn und Taxis, das unvermeidliche, hatte ſeinen Herrn Briuts dahin geſchickt. Bedeutſam waren die Geſandtſchaften der Reichsſtände, aus denen der Rheinbund erwuchs; Baiern war durch Cetto, Württemberg durch Herrn von Normann vertreten, neben dem ſich wunderlicher Weiſe auch ein Legationsrath Abel als landſchaftlicher Agent umhertrieb, Heſſen-Darmſtadt hatte einen Oberſt Pappenheim hingeſchickt, Baden war durch Edelsheim und Reizenſtein, Naſſau durch Gagern repräſentirt. Mit ihnen völlig im Einklang arbeitete jetzt die preußiſche Geſandtſchaft, deren Chef Luccheſini war und unter deren Räthen ſich Lombard befand.

Unter den franzöſiſchen Miniſtern hatte Talleyrand die einflußreichſte Stimme in dieſer traurigen Verwickelung. Freiherr von Gagern erzählt uns aufrichtig, welch ein Wettlauf um die Gunſt dieſes Mannes ſtattfand, und wie die greiſen Matadore der Diplomatie ſich bald um die Gunſt eines verzogenen Kindes im Hauſe des Miniſters, bald um die Liebkoſung eines kleinen Schooßhündchens eifrig bemühten. Er ſelber rühmt ſich dabei, die „altdeutſche Strafe des Hundetragens dort nicht erlitten zu haben"; die meiſten Andern waren, ſcheint es, weniger bedenklich. Was ſich ſonſt von den kleinen geſellſchaftlichen Künſten, womit man in dieſen Kreiſen die Leerheit übertüncht, gebrauchen ließ, ward emſig angewandt, um die Gunſt des mächtigen Miniſters und ſeiner Umgebung zu gewinnen; der ſtolze deutſche Reichsadel ſang und tanzte, ſpielte Plumpſack und Blindekuh, um ſich im Kreiſe der revolutionären Machthaber möglichſt angenehm zu machen*). Der ehemalige Biſchof von Autun liebte freilich ſtärkere Mittel; eine Doſe, mit Goldſtücken gefüllt, machte bei ihm einen nachhaltigeren Eindruck, als das Hundetragen und Plumpſackſpielen.

Unter den Beamten des Miniſteriums war der Straßburger Mathieu bald derjenige, deſſen Gunſt am eifrigſten umworben ward. Dreiſt und arbeitſam, dabei in den deutſchen Dingen vielfach bewandert, mußte er neben ſeinen unwiſſenden franzöſiſchen Collegen ſehr bald den leitenden Einfluß gewinnen. In ſeiner engen Dachſtube wurden die deutſchen Provinzen zerſchnitten; bei kleinen vertraulichen Gaſtmählern die künftige Geſtaltung des Reiches verabredet. „Ich kann betheuern, ſagt Gagern, daß von Geld und Geldeswerth zwiſchen uns nie die Rede war; wohl aber habe ich vielleicht mehr als einmal geſagt: Herr, Sie werden reich werden, denn Jeder wird ſich beeilen, Ihnen ſeine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Alles das ging jedoch ſtufenweis." In jedem Falle liebten es die Franzoſen nicht, wenn man ſie in dieſem Punkte

*) S. Gagern, Mein Antheil an der Politik I. 117. 119 f.

gar zu zartfühlend behandelte. Von Zeitgenoſſen werden die Summen genannt, die theils durch den ſchon früher erwähnten Feder und den Banquier Durand ins Talleyrand'ſche Haus, theils an Mathieu ausgezahlt wurden. Den thätigen Mittelsmann ſpielte dabei der Fürſt von Löwenſtein, ein Schulkamerad von Mathieu und von Talleyrand; ſie verübten zuſammen, wie Lang ſagt*), am heiligen römiſchen Reiche ihre Pagenſtreiche. Heſſen-Darmſtadt, ſo verſichert derſelbe, verſprach eine Million und Herrn Mathieu insbeſondere noch zwei Rittergüter; Württemberg, wie es ſich ſelbſt in aufrichtigem Schmerzenslaut berühmte, lieferte ſeine Summen centnerweis und überdies noch an Mathieu eine anſehnliche Rente; auch Laforeſt ſoll tauſend Louisdor baar und eine Doſe von 20,000 Gulden Werth erhalten haben. Von Baden wurde berichtet, daß es ſechstauſend Louisdor an die Franzoſen und noch eine Doſe zu viertauſend an den ruſſiſchen Staatsrath Bühler gegeben; Wittgenſtein zahlte zweitauſend Louisdor und ſo abwärts, die Wenigſten ausgenommen.

Während man zu Regensburg den kaiſerlichen Beſcheid auf das Reichsgutachten vom 30. April erwartete, war auch Oeſterreich in vertraulicher Verhandlung mit den Franzoſen; die Unterhändler von Luneville, Cobenzl und Joſeph Bonaparte, ſaßen unter Talleyrands Leitung in Paris zuſammen, um eine Verſtändigung über die Ausführung des Friedens zu erzielen. Talleyrands Anſicht, die er bald nach dem Abſchluſſe ausgeſprochen, ging dahin: die deutſchen Entſchädigungen raſch ins Reine zu bringen, Toscana mit Salzburg, Berchtesgaden, Paſſau und Trient zu verſorgen, ja ihm im Nothfall ein Stück von Baiern zu gewähren, wenn deſſen Kurfürſt freiwillig zuſtimme und in Schwaben entſchädigt werde, von den drei geiſtlichen Kurfürſten den Mainzer etwa in Würzburg und Bamberg, den Cölner in Weſtfalen unterzubringen, den von Trier ganz zu caſſiren und ſeine Kurwürde an Baden zu übertragen, endlich die Entſchädigungen Preußens in Hannover zu ſuchen.**) Schon vor dem Frieden hatte Talleyrand dem Unterhändler in Luneville einmal die Weiſung gegeben: die Entſchädigungen auf die weltlichen Fürſten zu beſchränken, die drei geiſtlichen Kurfürſten irgendwie unterzubringen und zu denen, die Entſchädigung bekamen, außer Preußen, Baiern auch Baden, Heſſen und einige andere hinzuzurechnen: denn, ſagte er, wir ſtehen mit ihnen in förmlichen Verpflichtungen, von denen wir eifrig wünſchen, daß ſie nicht unfruchtbar bleiben. Ein andermal hatte er geäußert, Oeſterreich ſolle froh ſein, wenn man die Aufhebung der geiſtlichen Staaten nicht geradezu in den Friedensvertrag aufnehme.***)

---

*) Memoiren II. 53.

**) S. die Actenſtücke bei Du Casse hist. des negociat. diplom. II. 365 ff.

***) Du Casse II. 298. 331.

An dieſer Art der Löſung fand freilich Oeſterreich Vieles auszuſetzen. Es wollte vor Allem die Abfindung Toscanas ganz beſtimmt feſtgeſtellt und die Säculariſation der geiſtlichen Kurfürſtenthümer durchaus vermieden ſehen. Die Entſchädigung der kleineren weltlichen Fürſten, die Talleyrand ſo angelegentlich befürwortete, fand natürlich bei Oeſterreich keine Sympathien; ebenſo wenig die Vergrößerung Preußens auf Koſten von Hannover; Cobenzl war, wie der franzöſiſche Unterhändler ſich ausdrückte, gegen Preußen freigebig in Rückſichten, aber ſehr geizig in Conceſſionen.

So blieben die Unterhandlungen fruchtlos; ein halbes Jahr nach dem Frieden ſchied man kälter und entfremdeter, als vor dem Abſchluß zu Luneville. Jeder Theil warf ſchon dem andern vor, daß er die Bedingungen nicht erfülle und zu Paris wie zu Wien entſchloß man ſich, fortan ſeinen eignen Weg zu gehen.

Jetzt erſt, im Anfang Juli traf zu Regensburg ein kaiſerliches Hofdecret vom 26. Juni ein, das die Antwort auf das Reichsgutachten vom 30. April enthielt. Darin war die angebotene Einleitung der Verhandlungen in kühlem, faſt geringſchätzigem Tone abgelehnt und die Miene angenommen, als ſei unter jener Einleitung eine Verhandlung des Kaiſers mit Frankreich gemeint. So wies man ſchon, vielleicht unwillkürlich, die Entſcheidung der deutſchen Dinge vor den Richterſtuhl franzöſiſcher Vermittlung.*) Ein Auftrag von ſolcher Beſchränktheit, hieß es in dem Hofdecret, werde mit der franzöſiſchen Regierung, wenn ſie ſich überhaupt darauf einlaſſe, nicht zum Ziele führen; der Kaiſer könne daher ſich nicht entſchließen, dem desfalls gemachten Vorſchlage des Reiches ſeine Genehmigung zu ertheilen. Vielmehr fordere er den Reichstag auf, vor Allem ein vollſtändiges Gutachten über die noch einer beſonderen Uebereinkunft bedürfenden Gegenſtände dem Reichsoberhaupt vorzulegen. Der Verſuch der Fürſten, dem Kaiſer die gehäſſige Mühe der Initiative zuwenden zu wollen, war alſo einfach mislungen, indem der Kaiſer ſie auf den Reichstag zurückſchob. Unter den Vertretern der weltlichen Fürſten in Regensburg erregte dies lebhafte Verſtimmung;**) man fand die Zumu-

*) Es iſt bei dieſem Anlaſſe erinnert worden, daß es der Kaiſer ſelbſt war, der die fremde Einmiſchung provocirt hat. Uns ſcheint, die franzöſiſche Intervention lag in den Verhältniſſen, denn alle Theile des Reiches haben dazu übereinſtimmend beigetragen; allerdings war aber der Kaiſer der erſte, der in einem officiellen Actenſtück die franzöſiſche Vermittelung wie etwas, das ſich von ſelbſt verſtand, hervorgehoben hat.

**) „Aus dieſem ganzen Hofdecret, heißt es in einer fürſtlichen Reichstagscorreſpondenz, leuchtet der große Unwille des Wiener Cabinets nur allzudeutlich und unverkennbar darüber hervor, daß Sr. k. M. in dem jüngſten Reichsgutachten vom 30. April d. J. nicht allſogleich eine unbeſchränkte Vollmacht zu weiterer Berichtigung, Abſchließung und Unterzeichnung des ganzen Friedenswerkes mit der franzöſiſchen Regierung von Reichswegen ertheilt worden war. Daher rührt beſonders der ſchneidende und ſo zu ſagen perſiflirende Ton, welcher durchgängig in dieſem Hofdecret

thung des Kaiſers unerfüllbar und klagte den Wiener Hof laut an, dadurch das Reich nur unter ſich ſelber entzweien zu wollen. Man beſchwerte ſich über das abſichtliche Misverſtehen des Reichsgutachtens und machte geltend, wie unwahrſcheinlich es ſei, daß der Reichstag in ſeiner Spaltung zwiſchen weltlichen und geiſtlichen Intereſſen jemals auch nur zu einem leidlichen Ergebniß kommen werde.

Nach faſt einem halben Jahre waren die Dinge alſo wieder gerade auf demſelben Punkte angelangt, von dem man im Februar ausgegangen war. Jetzt ließ ſich auch der franzöſiſche Geſchäftsträger in Regensburg vernehmen. Er drang auf möglichſte Beförderung der Entſchädigungsſache und erklärte ſich bereit, über alle zweifelhafte Stellen des Luneviller Vertrags die „zweckmäßigſte Auskunft zu geben". Auf die Frage freilich, ob Frankreich die Verhandlung am Reichstage wünſche und vielleicht mit dem Kaiſer ſchon einverſtanden ſei, gab er nur ausweichende Antwort.*)

Die Verhandlung ſtockte nun wieder eine Weile; der Kaiſer ſchien bei ſeiner Anſicht zu beharren, die weltlichen Fürſten wollten von der ihrigen nicht abgehen, die geiſtlichen ſchöpften aus dieſem Gewirre neue Hoffnung, ihr Daſein zu retten. Der Wiener Hof mochte ſich aber doch überzeugen, daß auf dieſem Wege am Ende nichts übrig bleibe, als die Einmiſchung des Auslandes, und er entſchloß ſich einzulenken. Im September traf in Regensburg eine Inſtruction an die kaiſerlichen Miniſter ein, für eine außerordentliche Reichsdeputation zu ſtimmen, die aus acht Mitgliedern gebildet und mit einer unbeſchränkten Vollmacht ausgerüſtet werde. Als deren Mitglieder waren Mainz, Böhmen, Sachſen und Brandenburg aus dem Kurfürſtenrath, dann Baiern, Württemberg, der Hoch- und Deutſchmeiſter und Baden vorgeſchlagen. Damit näherte ſich der Kaiſer der Auffaſſung der weltlichen Fürſten. Da dieſe weder dem Wiener Hofe noch dem Reichstage die Sache ohne Clauſel übergeben und der Kaiſer ſie in der beſchränkten Weiſe des Reichsgutachtens vom 30. April nicht annehmen wollte, ſo blieb kaum etwas Anderes übrig, als eine außerordentliche Deputation. Indem aber der Kaiſer ſich dazu herbeiließ, die Reichsgrafen und Städte aus derſelben ganz auszuſchließen, und nur zwei Stimmen darin aufnahm, die unbedingt dem öſterreichiſchen Intereſſe zugethan waren, bewies er mehr Nachgiebigkeit, als man im Lager der weltlichen Fürſten erwartet hatte. Auch war die Verſammlung in Regensburg ſichtbar überraſcht, zumal die kaiſerliche Vertretung auch dem Wunſche Preußens nachgab und an Badens Stelle ſich Heſſen-Caſſel gefallen ließ. Es ließ ſich kaum hoffen, daß mehr erreicht ward.

---

herrſcht, der ſich aber ebenſo wenig mit der Würde des Reichs als mit dem Anſehen des Reichsoberhauptes ſelber verträgt."

*) Wie verdrießlich das kaiſerliche Hofdecret den Franzoſen war, zeigt die Note Talleyrands bei Du Casse II. 400. 401.

Wurde die Deputation so, wie sie vorgeschlagen war, gebildet, dann hatte unter acht Stimmen Oesterreich nur zwei zur Verfügung; Kurmainz und Sachsen bildeten, wenn man nach ihrer bisherigen Haltung schließen durfte, eine vermittelnde Gruppe, Preußen, Baiern, Württemberg, Hessen, vertraten compakt und überlegen das Interesse des weltlichen Fürstenthums und der Säcularisation. So kam man denn auch schneller, als es die früheren Vorgänge erwarten ließen, zur Einigung; am 2. October war das Reichsgutachten fertig, worin „die den Ständen des Reiches bei dem Friedenswerke zukommende Concurrenz" einer außerordentlichen Reichsdeputation übertragen ward. Dieselbe war aus den genannten acht Reichsständen gebildet und ihr die Vollmacht ertheilt, „die in dem Luneviller Friedensschluß einer besonderen Uebereinkunft vorbehaltenen Gegenstände im Einvernehmen mit der französischen Regierung näher zu untersuchen, zu prüfen und zu erledigen". Jedoch ward sie ausdrücklich angewiesen, bei der Bestimmung der Entschädigungen durch Säcularisationen die Beschränkung als Norm festzuhalten, die schon in dem Rastatter Beschlusse vom 4. April 1798 zur Erhaltung der Reichsverfassung und Wiederherstellung der einzelnen Reichsstände aufgestellt sei*); auch sollte sie das Resultat ihrer Verhandlung und den dereinstigen Deputationsschluß dem Kaiser und dem Reiche zur Ratification geziemend vorlegen. Am 7. Nov. erfolgte die kaiserliche Bestätigung dieses Beschlusses; allerdings nur mit dem vieldeutigen Zusatz, daß sich der Kaiser die ihm bei Reichsdeputationen zustehenden Prärogative und Befugnisse, so wie „in Hinsicht der weiter erforderlichen Anordnungen" die Mittheilung seiner Entschlüsse vorbehalte.

So war man wenigstens zu einem Resultate gekommen, zur Beantwortung der Frage, wie die Angelegenheit, die Alle beschäftigte, verhandelt werden sollte; aus den peinlichen Debatten, die seit März das Reich entzweiten, war endlich noch kurz vor dem Schluß des Jahres 1801 die verhängnißvolle Reichsdeputation geboren worden, mit deren Namen sich wie unwillkürlich die Erinnerung an die Auflösung des alten Reiches verknüpft. Nach der Mühe freilich zu schließen, die selbst dies vorbereitende Geschäft erforderte, war nicht zu hoffen, daß der peinlich ungewisse Zustand und der Hader um Land und Leute so bald sein Ende finden werde. Vielmehr ließ sich Alles zu größerer Entzweiung an.

In den nämlichen Wochen, wo man sich zu Regensburg der Friedensbotschaft freute und die französischen Armeen endlich Süddeutschland zu räu-

---

*) S. oben S. 141. Diesen Zusatz hatte noch der Kaiser mit Majorität durchzusetzen gewußt; er bedeutete aber im Grunde nichts. Denn die Säcularisation zugeben und zugleich die „Erhaltung der Constitution des deutschen Reiches in jeder Hinsicht" fordern, das waren zwei ganz unvereinbare Dinge.

men anfingen, drohte im Norden der Ausbruch eines neuen Krieges. Mit Widerſtreben, aber durch ſeine geographiſche und politiſche Lage genöthigt, hatte ſich Preußen in die antibritiſche Politik der neutralen Mächte verflechten laſſen, die Kaiſer Paul jetzt mit gleich ungeſtümem Eifer betrieb, wie früher den Kampf gegen die Revolution. Die Forderungen, welche die See- und Küſtenſtaaten zweiten Ranges gegenüber England geltend machten, waren ohne Zweifel in der Hauptſache ganz berechtigt; nur war dieſe Oppoſition von Bonaparte angefacht, um in dieſem Augenblicke, wo er den feſtländiſchen Frieden erlangt, auch England zur Nachgiebigkeit zu zwingen, vielleicht Malta und Aegypten ihm noch zu entreißen. Der Bund der Neutralen war daher, wenn man Zeit und Umſtände unbefangen erwog, nichts Anderes, als ein Act ſchlechtverhüllter Feindſeligkeit, der in einem Augenblicke unternommen ward, wo England, ſchon faſt völlig iſolirt, Gefahr lief, Frieden ſchließen zu müſſen, ohne den Zweck eines furchtbaren achtjährigen Krieges auch nur annähernd erreicht zu haben. Es war begreiflich, daß die britiſche Politik Alles aufbot, dieſen Bund der Neutralen, der an ziemlich ſichtbaren Fäden von Bonaparte geleitet ward, im Werden zu erſticken. Von Erklärungen war man bald zu Maßregeln vorgeſchritten und ſchon im Januar 1801 wurde von den Engländern gegen die Schiffe Rußlands, Schwedens und Dänemarks der Beſchlag angeordnet.

Preußen war ſchon ſeiner Lage nach außer Stande, ſich der ruſſiſch-ſkandinaviſchen Verbindung ganz zu entziehen, ſelbſt wenn es nicht ſo tief in die zwiſchen Bonaparte und Paul geſchloſſene Freundſchaft verflochten geweſen wäre. Dazu kam denn, daß auch gegen ein preußiſches Schiff von den Engländern Gewalt geübt und daſſelbe nach Cuxhaven geſchleppt ward. In Folge davon hatte Preußen das Amt Ritzebüttel und Cuxhaven militäriſch beſetzen laſſen (Nov. 1800). Die Erörterungen darüber mit England waren noch im Gange, als Friedrich Wilhelm III. dem ungeſtümen Drängen des Czaren nachgab und auch ſeinerſeits in den Bund der nordiſchen Neutralität förmlich eintrat (Decbr.). Das britiſche Miniſterium verfuhr nun zwar gegen Preußen nicht ſo raſch und gewaltthätig, wie gegen die übrigen Glieder des Bundes; es ſchien ſich vielmehr der Streit hier auf einen weitläufigen Notenwechſel beſchränken zu wollen (Januar und Februar), allein Pauls Ungeſtüm drängte zu Weiterem. Den Engländern die Mündungen der Elbe, Weſer und Ems zu verſchließen, forderte er die Beſetzung der norddeutſchen Küſten, und es blieb Preußen, nachdem es ſich einmal ſo tief eingelaſſen, nichts übrig, als entweder ſelbſt die Nachbargebiete an der Nordſee zu beſetzen, oder ſie durch Ruſſen, Schweden oder Dänen beſetzen zu laſſen. Wohl iſt ſchon damals von Bonaparte, wahrſcheinlich ſo aufrichtig wie ſpäter, Hannover der preußiſchen Politik als Lockſpeiſe hingehalten worden,*) allein ſo

*) S. Bignon II. 16.

verführerisch diese Beute für Preußen auch war, ihre Gefahr schien doch noch größer; das Anerbieten ward abgelehnt und man beschied sich zunächst, das Land vor der auswärtigen Besetzung zu schützen. So verständigte man sich denn, daß dänische Truppen in Hamburg und Lübeck, preußische in Bremen und Hannover einrücken sollten. In dem nämlichen Augenblicke, wo die Dänen sich den beiden Hansestädten an der Elbe und Trave näherten, in den letzten Tagen des März 1801, war das preußische Corps, das bisher in Westfalen lag und die Demarcationslinie besetzt hielt, aufgebrochen, um in Hannover, Oldenburg und Bremen einzurücken. „Zur Handhabung des angefochtenen Bündnisses, hieß es in dem preußischen Manifest, und zur Wiedervergeltung des dagegen unternommenen feindlichen Benehmens sehe man sich genöthigt, nicht nur die Mündungen der Elbe, Weser und Ems zu verschließen, sondern auch alle in Deutschland gelegene Staaten Sr. brit. Majestät in Besitz zu nehmen". Der hannover'schen Regierung und der Generalität ward aufgegeben, sich ohne Verzug zu unterwerfen, das hannoversche Truppencorps, das die Demarcationslinie mit besetzt hielt, sollte auf den Friedensfuß gesetzt, von den übrigen Truppen ein verhältnißmäßiger Theil beurlaubt werden. Die Verpflegung der preußischen Truppen hätte das Land zu tragen. „Hiermit, so hieß es am Schlusse*), wird zugleich auch der bisherige Administrationsnexus zwischen den kurfürstlichen Landescollegien und des Königs von Großbritannien Majestät für jetzt aufgehoben und sämmtliche Behörden bleiben folglich Sr. Maj. dem König von Preußen in ihrer Verwaltung und mit ihren Kassenbeständen allein verantwortlich". Die hannoverschen Behörden fügten sich diesen Bedingungen.

Deutete das allerdings mehr auf eine Eroberung als einen nur vorübergehenden Act der Nothwehr, so ist doch kein Zweifel, daß Preußen vornehmlich durch die Sorge bestimmt war, es könnten die Truppen fremder Mächte an der Weser und Leine Fuß fassen. Von Rußland stand dies sicher in Aussicht, von Frankreich ward es wenigstens damals schon gefürchtet. Drum war es, so wie die Dinge einmal lagen, noch ein Glück für das Land, daß es, statt von Russen oder Franzosen überschwemmt und ausgesogen zu werden, nur eben die 24,000 Mann Preußen auf unbestimmte Zeit zu verpflegen hatte. Es scheint, man hat auch in England selbst die Sache nicht anders angesehen; denn das persönlich freundschaftliche Verhältniß zwischen dem Berliner und Londoner Hofe blieb von diesen kriegerischen Schritten ganz unberührt, so daß schon damals die begründete Vermuthung laut ward, Friedrich Wilhelm III. habe vor der Occupation dem König Georg III. persönlich beruhigende Erklärungen darüber geben lassen.

Ob freilich auf die Dauer der Conflict für Preußen und Norddeutschland so unblutig verlaufen wäre, ist zweifelhaft; wenigstens bewies das Verfahren

*) S. polit. Journ. 1801. I. 380 f.

gegen Kopenhagen, daß man dort zum Aeußerſten und Gewaltſamſten entſchloſſen war. Aber es trat plötzlich eine Kataſtrophe ein, die dem nordiſchen Neutralitätsbund früh ein Ziel ſetzte. Kaiſer Paul war in der Nacht vom 23. zum 24. März ermordet worden; war es mehr Nothwehr gegen den drohenden Wahnſinn des Czaren, oder nur geläufige ruſſiſche Ueberlieferung, genug, die Angeſehenſten und Nächſtſtehenden am Hofe hatten dem unglücklichen Sohne Peters III. ein Ende bereitet, deſſen einzelne Vorgänge an Scheußlichkeit alles Andere überbieten, was die Geſchichte des Czarenhauſes ſeit einem Jahrhundert aufzuweiſen hat.

Für Deutſchland war das Ereigniß von Bedeutung, inſofern es die kaum entſtandene nordiſche Neutralität begrub und das werdende Bündniß bonaparteſcher und moskowitiſcher Macht vorerſt noch vertagte. Von Pauls Leidenſchaft und ſeinem wilden Britenhaſſe unterſtützt, durfte Bonaparte ſchon damals hoffen, einem Ziele nahe zu kommen, wie es nachher zu Tilſit und Erfurt erreicht worden iſt. Mit dem jungen Nachfolger war augenblicklich nicht wieder anzuknüpfen, was durch dies Ereigniß vom 24. März plötzlich zerriſſen war. Aber der einmal ausgeſtreute Same einer Allianz zwiſchen Weſt und Oſt, die Mitteleuropa bemeiſtern, England iſoliren konnte, war nicht verloren; es brauchte nur kurze Zeit und der neue ruſſiſche Czar hatte die Fäden vorſichtiger wieder aufgenommen, die durch die Kataſtrophe ſeines Vaters gewaltſam abgebrochen waren.

Wenn dann Deutſchland ſchon in den Jahren 1801 und 1802 ein Vorſpiel des franzöſiſch ruſſiſchen Protectorates erlebte, das ſechs Jahre ſpäter zur vollen Macht kam, ſo trugen wir freilich ſelber die meiſte Schuld daran. Der alte Hader zwiſchen Oeſterreich und Preußen, der erbitterte Kampf geiſtlicher und weltlicher Intereſſen, die Scheidung des Reichstages in zwei unverſöhnliche Parteien und das zudringliche Buhlen um fremde Gunſt bei Vertheilung der Spolien, das Alles mußte die auswärtige Einmiſchung unvermeidlich über Deutſchland hereinführen. Kaum war zu Regensburg mit Mühe und Noth eine Verſtändigung erreicht über die Art, wie die Entſchädigungsfrage erledigt werden ſollte, ſo bot ſich auch ſchon an einer anderen Stelle neuer Stoff zum unerquicklichſten Streite.

Am 27. Juli 1801 ſtarb Erzherzog Maximilian, Kurfürſt von Cöln und Fürſtbiſchof von Münſter, ein Todesfall, der natürlich in dieſem Augenblicke, wo die Exiſtenz der Stifter in Frage ſtand, von beſonderer Bedeutung war*). Beide Parteien im Reiche waren nun auf's rührigſte bemüht, den Vorfall in ihrem Sinne auszubeuten. Oeſterreich ging darauf aus, vor Allem noch die Vornahme einer neuen Wahl zu erhaſchen, um damit der Säculariſation ein Hinderniß in den Weg zu werfen; Preußen, das in dem

*) S. die wichtigſten Actenſtücke in Häberlins Staatsarchiv VII. 334—359. 414—458.

Stift Münſter ſchon eine der ihm verheißenen Entſchädigungen ſah, war ebenſo entſchloſſen, die Wahl zu hindern. Für Oeſterreich waren natürlich die Mitglieder des Capitels ſelbſt, deren Sein oder Nichtſein mit in Frage ſtand, aus freiem Antriebe thätig; ſie trugen ſchon wenige Wochen nach Maximilians Tode dem Bruder des Kaiſers, Erzherzog Anton, die Wahl an. Dagegen ließ Preußen durch Dohm dem Capitel erklären (15. Auguſt), daß es, ſo lange das Entſchädigungsgeſchäft nicht erledigt ſei, eine neue Wahl nicht für zuläſſig halte, und an den Reichstag kam eine Eröffnung Bonaparte's, daß alle Ernennungen zu geiſtlichen Stiftern, namentlich die in Cöln und Münſter, einſtweilen ausgeſetzt bleiben müßten, bis die den erblichen Fürſten zukommenden Entſchädigungen geregelt ſeien.

Anfangs machte das Eindruck auf die beiden Domcapitel; ſie ſchoben die Wahl wenigſtens auf und fragten in Wien an, was ſie thun ſollten. Dort ermuthigte man ſie, ja nicht zu ſäumen, und ordnete den Grafen von Weſtfalen als Wahlcommiſſarius ab. Dohm erſchien nun (Anfang Sept.) perſönlich in Münſter, um den entſcheidenden Schritt zu hindern; er deutete auf die drohende Säculariſation des Stiftes, auf die Einmiſchung Frankreichs, die man durch ſolche Schritte nur herausfordere, und verhehlte nicht, daß eine etwa erfolgende Wahl von Preußen nicht anerkannt werden würde. Die Bemühungen des preußiſchen Diplomaten waren erfolglos, am 9. Sept. ward zu Münſter, am 7. Oct. für das Stift Cöln zu Arnsberg die Wahl vorgenommen und fiel an beiden Orten auf den Erzherzog Anton, der ſich auch bald bereit erklärte, die Wahlen anzunehmen.

Indeſſen war die Angelegenheit auf allen Seiten mit Leidenſchaft aufgegriffen worden; jede Partei ſchien an den Ausgang dieſer Sache ihre Hoffnungen zu knüpfen. Erſt hatte Preußen auf dem Reichstage (31. Auguſt) eine Erklärung abgegeben, die, ähnlich wie die franzöſiſche, als allgemeinen Grundſatz ausſprach: daß erledigte Stifter in dieſer Zeit des Ueberganges nicht neu beſetzt werden ſollten. Dagegen legten dann die angeſehenſten geiſtlichen Stände Verwahrung ein, während Preußen dem Domcapitel zu Münſter gleich nach erfolgter Wahl eröffnen ließ, daß es den neuen Fürſtbiſchof als ſolchen nicht anzuerkennen vermöge. Auf den Einwand, daß die Wahl in allen üblichen Formen vollzogen worden ſei, erfolgte (26. Sept.) ein förmlicher Proteſt Preußens, der auch gegen die bevorſtehende Wahl im Stifte Cöln gerichtet war. „Von einem vermeintlichen neuen Erzbiſchof und Biſchof daſelbſt, hieß es darin, werde Preußen durchaus keine Kenntniß nehmen und Solches beſonders auch dann geltend machen, wenn von wirklicher Säculariſation und anderen damit zuſammenhängenden Angelegenheiten die Rede ſein werde.“ Hatten die geiſtlichen Stände für Münſter Partei genommen, ſo ſchloſſen die weltlichen, Baiern, Heſſencaſſel und Baden voran, ſich der preußiſchen Auffaſſung an.

In Wien hätte man gern ſeine Anſprüche feſtgehalten und doch auch

dem Hader ein Ende gemacht; man kam auf die eigenthümliche Auskunft, dem Kaiser in seiner Eigenschaft als Reichsoberhaupt und als Erbmonarchen von Oesterreich eine doppelte Sprache in den Mund zu legen. Ein Circular aus der Reichscanzlei, das am 19. Oct. im Namen des Kaisers an die Gesandten im Reiche erlassen ward, fand es „sehr befremdend", daß „Kurbrandenburg eine so auffallende Aeußerung gethan, die Wahlen nicht als bestehend ansehen zu wollen;" es war hier also noch einmal der hohe Ton kaiserlicher Machtvollkommenheit angeschlagen. Aber am nämlichen Tage, wo die Reichscanzlei ein Rundschreiben erließ, das im Reiche als Vorbote offenen Bruches zwischen Wien und Berlin angesehen ward, ja dessen Druck die preußische Censur nicht erlaubte, ging eine geschmeidige Note an den österreichischen Gesandten in Berlin ab, worin der Kaiser sich zwar für die Erhaltung der drei geistlichen Kurfürsten aussprach, aber doch zugleich versicherte, daß die bestrittenen Wahlen auf den Gang der Säcularisationen keinen Einfluß üben sollten; man habe darum auch in Wien der Aufforderung des Domcapitels zu Münster, der Erzherzog solle von dem Stift Besitz nehmen, keine Folge geleistet. Dabei konnte sich Preußen beruhigen; da es in seiner Erwiederung in den gemäßigten Ton der österreichischen Note einging, hatte der leidige Zank vorerst sein Ende gefunden.

Hatte der kaiserliche Hof in diesem und in manchem ähnlichen Falle den Beschirmer der deutschen Reichsverfassung gespielt, so ist damit nicht gesagt, daß man in Wien conservativere Grundsätze gehabt hätte, als zu Paris, Berlin und an den mittleren deutschen Höfen. Mit den Spolien des Reiches sich auszustatten, war auch dort, wie anderwärts, die höchste politische Maxime. Es liegt aus jenen Tagen ein Entwurf vor, welcher die österreichische Ansicht von der Entschädigung unverdeckt ausspricht; derselbe ist in seinem Wesen nicht weniger revolutionär, als die Projecte, die Bonaparte und seine Clientel ausbrüteten*). Der kaiserliche Hof schlug darin Baiern vor, es solle Oesterreich als Gränze zwischen Böhmen und der Oberpfalz den Regen gewähren, wofür dann Baiern außer der Grafschaft Burgau und Günzburg die kleinen Fürstenthümer, Grafschaften und Städte theils in Schwaben an der Donau und am Neckar, theils am fränkischen Main erhalten hätte. Von Ulm bis nach Heilbronn, von Ansbach bis gegen Aschaffenburg hin hätte darnach Baiern mit den kleinen Reichsfürsten, den Städten und der reichsunmittelbaren Ritterschaft aufgeräumt und statt seiner bergischen Besitzungen am Niederrhein Ansbach und Baireuth von Preußen eingetauscht. Preußen sollte sich mit Paderborn und Hildesheim genügen lassen und nur im äußersten Falle noch eine der Hansestädte bekommen; denn, so hieß es in dem Entwurf, Preußen soll nur entschädigt, nicht vergrößert werden. Toscana war mit Passau, Salz-

*) S. Häberlins Staatsarchiv VIII. 54 ff.

burg und Berchtesgaden abgefunden; die drei geistlichen Kurfürsten hätten am rechten Mainufer ihre Entschädigung erhalten.

Dieser Entwurf hätte allerdings zwei wesentlichen Interessen der österreichischen Politik jener Tage entsprochen: Baiern war damit weiter nach Westen geschoben und Preußens Vergrößerung gehindert. Allein um dies Ziel zu erreichen, schlugen die Urheber jenes Vorschlages einen Weg ein, der die Reichsverfassung eben so gut umgestalten mußte, wie die Säcularisation der geistlichen Stifter. Noch war bis jetzt das folgenschwere Wort nicht ausgesprochen worden, das doch so nahe lag: Einschmelzung der kleinstaatlichen Territorien. Es ist unseres Wissens dies der erste Fall, daß in einem officiellen Actenstücke jener Tage ein solcher Gedanke als Lockspeise hingeworfen war, und dies war merkwürdiger Weise ein Actenstück, das vom kaiserlichen Hofe ausging. In München schien man auf eine österreichische Vergrößerung auf bairische Kosten diesmal so gefaßt, daß die kurfürstlichen Rathgeber die Tauschprojecte wenigstens nicht rund von der Hand wiesen, sondern in eine Unterhandlung eintraten; an den knauserigen Forderungen der österreichischen Unterhändler soll jedoch, so wird versichert*), die Sache zum Glück für Baiern sich zerschlagen haben. So rückte auch diesmal Oesterreich noch nicht nach Baiern vor; wohl aber mag die Idee, sich in Schwaben und Franken abzurunden und die kleinen Territorien des Reiches zu verschlingen, bei den bairischen Staatsmännern nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen sein.

Die bairische Politik war um diese Zeit in einer Wandlung begriffen, die für die Gestaltung der deutschen Dinge im nächsten Jahrzehent von entscheidendem Einfluß gewesen ist: sie hat sich damals zum Rheinbund und dem, was damit zusammenhängt, die Brücke gebaut. Die Bahn, die Kurfürst Maximilian in seiner ersten Regierungszeit eingeschlagen — eifrige Theilnahme am Kriege gegen Frankreich und Empfang britischer Subsidien — hatte trotz der großen Lasten, die das Land trafen, doch gute Früchte getragen; die Freundschaft Pauls I., die man dadurch erwarb, hatte bewirkt, daß die nach dem Lande schon ausgestreckte lüsterne Hand Oesterreichs zurückgezogen werden mußte. Seitdem hatte sich aber die Lage völlig umgestaltet; die große europäische Coalition von 1799 war zerrissen, Frankreich hatte sich einen glänzenden Frieden erobert, Kaiser Paul war unter Mörderhand gefallen. Es war für eine junge Dynastie, die sich im Lande selbst noch nicht fest fühlte und seit zwanzig Jahren sich unzählige Mal von Oesterreichs Haß bedrängt und bedroht wußte, eine sehr natürliche Politik, sich an den Stärkeren anzuschließen. Zudem war Preußen, dessen Königshause der neue Kurfürst befreundet und mannigfach verpflichtet war, diesen Weg vorangegangen; der Berliner Vertrag vom August 1796 war das Vorbild zu dem, welchen Baiern jetzt am 24. August 1801 zu Paris abschloß.

*) S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege I. 160. 213.

Die bairiſche Dynaſtie, ſeit Rußlands Uebergang zu Frankreich, ſeit Englands Friedensverhandlung allerdings des Rückhaltes beraubt, den bisher die Coalition gegen Oeſterreich gewährt, ſuchte fortan bei Frankreich Schutz; die Ausſaat der Politik Joſephs II. und Thuguts fing an, ihre bitterſten Früchte für Deutſchland zu tragen. In dem Vertrage vom 24. Auguſt verzichtete Baiern auf ſeine linksrheiniſchen Beſitzungen; dafür garantirte Frankreich, „überzeugt, daß ihm ſein Intereſſe gebiete, die Schwächung der pfalzbairiſchen Beſitzungen zu hindern, eine Entſchädigung an Land, welche ihm möglichſt wohlgelegen ſei und die Verluſte aller Art, die eine Folge des jetzigen Krieges waren, vollkommen aufwiegen könne." Ein in die Bonaparte'ſche Politik tief eingeweihter Mann*) glaubt ausdrücklich verſichern zu müſſen, daß Frankreich mit dieſem Vertrage einen Schlag gegen Oeſterreich führen wollte. Es ſollte durch einen feierlichen Act theils die beſondere Protection für das pfalzbairiſche Haus, theils der feſte Entſchluß kundgegeben werden, allen weltlichen Reichsfürſten eine volle Entſchädigung zuzuwenden. Eine ſolche Lection, verſichert der Bonaparte'ſche Diplomat, ſei dem Wiener Hofe doppelt nothwendig geweſen, einmal wegen der Hinderniſſe, die von dort dem Entſchädigungsgeſchäft bereitet wurden, dann der zudringlichen Anträge wegen, womit man auch jetzt noch Baiern bedrängt habe. Die Rede, mit welcher der Vertreter der franzöſiſchen Regierung die Mittheilung des Vertrags an den geſetzgebenden Körper begleitete, gewährte ein beſonderes Intereſſe, weil ſie den künftigen Imperatorenſtil ankündigte. Es war darin Baiern wie ein Abgefallener behandelt, dem man Verzeihung angedeihen läßt, um ihn durch Großmuth an ſich zu feſſeln. Die franzöſiſche Regierung, hieß es, zog bei dieſer Ausſöhnung nur die Gefühle von Größe und Edelmuth zu Rathe, die ſie immer an den Tag legte, wenn ſie mit einem beſiegten und vornehmlich wenn ſie mit einem ſchwachen Feinde unterhandelte. Auch hier waren die Hindeutungen auf Oeſterreich und ſeine Begehrlichkeit nicht geſpart.

So löſten ſich die Bänder, die Deutſchland noch nothdürftig zuſammengehalten hatten, und wir ſehen aller Orten nur dynaſtiſche oder territoriale Intereſſen der gemeinſten Berechnung den unerquicklichen Wettſtreit um die Reſte des herrenloſen Reiches führen. War es nur Baiern, das ſich jetzt dem Mächtigen zu Füßen warf, waren es nur die Mittleren und Kleinen, die ihre Franzoſenfreundſchaft von 1795 und 1796 wieder aufzufriſchen ſtrebten? Alle dieſe winzigen Gelüſte, auf eigene Hand Politik zu machen, entſprangen ja doch zum guten Theil nur aus dem Bedürfniß, ſich anzulehnen und protegirt zu ſein; ſie verſchwanden an dem Tage, wo die beiden Mächte, deren keine für ſich allein, aber die vereint in Mitteleuropa gebieten konnten, in weiſer und hochherziger Eintracht zuſammenſtanden. Wir haben aber eben geſehen, wie es damit beſtellt war. Während die Wiener Politik im Reiche und außer-

*) Bignon histoire de France depuis le 18. Brumaire II. 19 f.

halb gegen Preußens unerſättliche Habgier klagte und jede preußiſche Entſchädigung bekämpfte, hatten die Berliner Staatsmänner nichts eifriger zu thun, als Bonaparte vor dem Ehrgeiz der kaiſerlichen Politik zu warnen und ihn zu ermuthigen, daß er ja Oeſterreich nicht zu viel Quadratmeilen zufallen laſſe. Indeß Preußen für ſeine Beute ruſſiſche und franzöſiſche Unterſtützung erwartete, war Oeſterreich höchſtens darum bekümmert, daß es ihm nicht gelingen wollte, auf dieſem Felde der Berliner Politik den Rang abzulaufen. Die franzöſiſche wie die ruſſiſche Einmiſchung in die deutſchen Dinge machte in Wien gleich wenig Bedenken*), wenn man ihrer nur ſicher war; erſt wie der Rivale ihre Protection vorweggenommen, nahm man die ſtolze Miene an, ſich über die fremde Intervention zu entrüſten.

Wie leicht war es der Bonaparte'ſchen Politik gemacht, in dieſen zerklüfteten Verhältniſſen die Leitung an ſich zu nehmen! In dem Augenblicke, wo der Reichstag ſieben volle Monate brauchte, um ſich nur über die Form der Berathung zu einigen, wo Oeſterreich und Preußen, tiefer entzweit als je, um die fremde Einmiſchung ſich im Wettſtreit bewarben, alles Uebrige von Baiern an abwärts der neu aufgehenden Sonne des Siegers von Marengo huldigte und in zudringlicher Haſt den Mittelpunkt ſeiner Intereſſen ſchon in Paris ſuchte, in dieſem Augenblicke war Bonaparte im Begriff, auch mit ſeinem erbittertſten Gegner ſich auszuſöhnen: mit England. Am 1. Oct. 1801 wurden die Präliminarien eines Friedens unterzeichnet, deſſen Dauer dem erſten Conſul das Uebergewicht auf dem Feſtlande ſichern mußte. Mit Rußland verſprach ſich zugleich das innige Verhältniß neu zu knüpfen, das durch Pauls Tod ſo ungeſtüm zerriſſen war. Kaiſer Alexander nahm zwar eine vorſichtigere Haltung als ſein Vater an, und ſöhnte ſich raſch mit England aus, indem er die bewaffnete Neutralität fallen ließ; allein er ſchloß auch mit Frankreich, mit welchem Rußland ſeltſamer Weiſe trotz alles herzlichen Einverſtändniſſes zwiſchen Paul und Bonaparte rechtlich noch nicht wieder im Frieden war, am 8. Oct. einen förmlichen Frieden. Dem öffentlichen Vertrage folgte drei Tage ſpäter ein geheimer, in welchem die Gedanken einer ruſſiſch-franzöſiſchen Allianz zuerſt einen beſtimmten Ausdruck erhielten. Es war die Politik von Tilſit und Erfurt, die ſich darin ankündigte, wenn gleich das hier geknüpfte Band in kurzer Zeit wieder zerriſſen und erſt nach den blutigen Kämpfen der Jahre 1805—1807 erneuert worden iſt. Außer dem, daß Frankreich und Rußland in Italien wie im Orient gemeinſam zu handeln ſich verpflichteten und den Gedanken der bewaffneten Neutralität leiſe wieder aufnahmen, war darin namentlich auch über die deutſchen Dinge eine inhalt-

*) Daß der Kaiſer mit einer gewiſſen Leichtfertigkeit die franzöſiſche Intervention herausforderte, hat oben das Hofdecret vom 26. Juni gezeigt; aus Bignons Mittheilungen (II. 306. 307.) ergibt ſich, daß man im Sommer 1801 das Gleiche bei Rußland verſucht hat.

ſchwere Verabredung getroffen. Die beiden Cabinete, hieß es in einem geheimen Artikel, verpflichten ſich zu vollkommenem Einverſtändniß, um die intereſſirten Parteien zur Annahme ihrer Pläne zu vermögen, welche die Erhaltung eines richtigen Gleichgewichtes zwiſchen Oeſterreich und Preußen zum unabänderlichen Grundſatz haben werden. Weiter war dann für die Fürſtenhäuſer in Baiern, Württemberg und Baden eine beſonders günſtige Entſchädigung verabredet; Rußland ließ ſich hier aus Rückſichten dynaſtiſcher Freundſchaft und Verwandtſchaft etwas verſprechen, das zwar auch den politiſchen Ueberlieferungen Rußlands, aber in noch viel höherem Grade den intimſten Intereſſen der Bonaparte'ſchen Politik entſprach.

So war, als ſich das Jahr zu Ende neigte, in der Frage deutſcher Zukunft vorerſt noch nichts Sicheres entſchieden, als — die franzöſiſch-ruſſiſche Intervention. In Deutſchland ſelbſt befand ſich Alles in dem Schwanken ungewiſſer Zuſtände, und Niemand wollte des theuer erkauften Friedens recht froh werden. Die materielle Bedrängniß und die Stockung des Verkehrs, wie ſie der Krieg verurſacht, dauerte auch ſeit dem Frieden noch fort; der Handel am Rhein lag völlig darnieder und die Unnatur der neuen Gränze machte ſich in hundert kleinen Quälereien fühlbar. Dazu kam, daß ſich in Folge der vieljährigen Kämpfe am Rhein, am Main, an der Lahn Zuſtände der Verwilderung einſtellten, die faſt an die Zeit des dreißigjährigen Krieges erinnerten. Es trieben ſich zwei Räuberbanden dort umher, die wie eine bittere Parodie der franzöſiſchen Kriegführung ausſahen. Banden von mehreren hundert Mann, wohl bewaffnet, theilweiſe beritten und mit einer Feldmuſik verſehen, raubten und plünderten, ſchrieben Requiſitionen aus und ertheilten Sicherheitspäſſe, ohne daß die vielköpfige Kleinſtaaterei oder die in der jüngſten Zeit vollends verfallene Kreisordnung im Stande war, dem Unfug zu ſteuern. Auf franzöſiſche Anregung — ſo erſtarrt und hülflos waren die alten Formen des Reiches geworden — traten eine Anzahl Stände des ober- und kurrheiniſchen Kreiſes im Frühjahr 1801 zu Wetzlar zuſammen, um gemeinſame Maßregeln der Sicherheit zu verabreden, und es mußte ein kleines Truppencorps aufgeboten werden, um auf offener Heerſtraße wieder einige Ordnung herzuſtellen*). Bei der allgemeinen Ungewißheit über die künftige territoriale Geſtalt und die Verfaſſung Deutſchlands war aber nicht daran zu denken, daß ſo bald geordnete und regelmäßige Zuſtände zurückkehren würden.

In dem ruſſiſch-franzöſiſchen Bunde und in den Verträgen, durch die ſich Frankreich vorweg die deutſchen Fürſten dienſtbar machte, ward zur Entſcheidung der künftigen Dinge der Grund gelegt; das Reich und ſeine De-

*) S. Häberlin VI. 39 ff. Vgl. IX. 387 ff.

putation spielten daneben eine ziemlich passive Rolle. Die Deputation, das einzige Ergebniß, wozu es der Reichstag im Jahre 1801 gebracht, konnte aus der unfreiwilligen Muße, in der sie die ersten Monate ihres Daseins verbrachte, selber entnehmen, wie wenig sie bei der Feststellung der deutschen Dinge in der That mitzusprechen hatte. Ebenso unfruchtbar saß in Regensburg der Rumpf des Reichstages beisammen und nährte sich von den Gerüchten, die ihm bald von dieser, bald von jener Seite zukamen, und in denen er so gut und so schlecht bedient war, wie jeder andere Zeitungsleser. Allmälig dämmerte denn auch hier die Einsicht auf, daß der Mittelpunkt der Dinge ganz wo anders als zu Regensburg lag. „Man fängt an, mit vieler Wahrscheinlichkeit zu glauben, schreibt eine Reichstagscorrespondenz vom 18. Januar 1802, daß das Hauptgeschäft wird in Paris berichtigt werden, während die Reichsdeputation sich weder mit der Würdigung der Schäden, noch der Zuerkennung der Entschädigung wird zu befassen, sondern höchstens den vorgelegten Plan zu genehmigen haben. Ihre übrige Beschäftigung wird wahrscheinlich in Erörterung und Vorbereitung derjenigen Veränderungen der Reichs- und Kreisverfassung bestehen, welche durch die Säcularisation und Arrondirungen herbeigeführt werden."

Mehrere der angesehensten Gesandten waren abgereist, und die Reichstagsgeschäfte ruhten völlig; der zurückgebliebene Rest verbrachte seine Zeit damit, theils die wunderbar wechselnden Gerüchte des Tages zu erörtern, theils die politischen Schriften zu lesen, an denen, wie immer in Deutschland, die Discussion sehr fruchtbar war. Eine Schrift, die man Dalberg zuschrieb, focht noch einmal den Satz durch, daß das ganze Reich zur Entschädigung verpflichtet, und auch zu Rastatt nicht die Vernichtung der geistlichen Stifter, sondern lediglich beschlossen worden sei, das entbehrliche Kirchengut der katholischen und protestantischen Stiftungen als Mittel der Entschädigung zu verwenden. Eine andere Darlegung, ebenfalls von geistlicher Seite, schlug eine Entschädigungscasse vor, wozu jährlich zwei bis drei Millionen Gulden beigesteuert würden, während der Ritter von Lang, damals noch Kriegsrath, ausrechnete, daß fast die ganze Summe der geistlichen Gebiete, wenn man nicht lediglich nach Quadratmeilen, sondern auch nach der Bevölkerung und der Ertragsfähigkeit urtheile, nöthig sei, um eine wirkliche Entschädigung der weltlichen Verluste herzustellen*).

Auch die deutsche Verfassung, deren künftige Form allerdings wesentlich von dem Ausgang der Entschädigungssache abhing, fuhr fort die Federn zu beschäftigen. Auf der einen Seite schlug man kurzweg die Umwandlung des

*) Die Schrift, die Dalberg zugeschrieben ward, war betitelt: „Ueber Bestimmung der Entschädigungsmittel für die Erbfürsten"; die andere: „Bedenken über das Entschädigungssystem, besonders für weltliche Fürsten." Lang hat seine Erörterungen im Häberlinschen Staatsarchiv VI. S. 89 ff. niedergelegt.

Kaiserthums in eine erbliche Monarchie vor, die den Staat nach demokratischen Grundsätzen regiere; von der anderen wurde die Herstellung einer dritten, zwischen Oesterreich und Preußen neutralen Staatengruppe, also die deutsche Trias verlangt. Ja es ist damals auch ein wunderliches Product zu Tage gekommen, worin alte Gedanken des französischen Directoriums wieder aufgewärmt und der verspätete Vorschlag gemacht ward, aus den Gebieten vom Oberrhein bis nach Salzburg eine süddeutsche Republik herzustellen.*)

Während so die Körperschaft die Deutschland officiell vertrat, in Ermangelung wichtigerer Geschäfte sich mit der Lectüre politischer Brochüren abgab, stand auch der Kaiser der eigentlichen Entscheidung fern genug. Ihm hätte es vielleicht durch Geschick und Energie gelingen können, sich der Leitung der Dinge zu bemächtigen; aber das mußte gleich nach dem Luneviller Frieden geschehen. Damals war Bonaparte mit England noch im Krieg, sein Verhältniß zu Rußland durch Pauls Tod erschüttert, die Mittleren und Kleineren, z. B. Baiern, noch nicht von Frankreich gewonnen, auch Preußen mit der bonapartisch-russischen Politik noch nicht so innig wie nachher verflochten. Allein wir haben gesehen, wie unsicher die Haltung der kaiserlichen Diplomatie auf dem Reichstage war; sie temporisirte, wo Eile Noth that, sie zögerte und schmollte, wo es galt rasch zuzugreifen, und wechselte dann plötzlich ihre Taktik in einem Momente, wo es der Reichstag am wenigsten erwartete. So hatte das Jahr, in dem der Friede von Luneville geschlossen war, mit dem bescheidenen Ergebniß geendet, daß man eine Reichsdeputation wählte und der Kaiser sich seine weiteren Rechte und Entschließungen vorbehielt. Indessen hatte Bonaparte seine großen Schachzüge gethan, Preußen, Baiern und die Kleineren an sich geknüpft, mit Rußland sich verständigt, mit England Frieden geschlossen. Seit dieses letzte wichtigste Ziel durch den Abschluß von Amiens erreicht war (März 1802), hinderte nichts mehr den ersten Consul, auch in Deutschland das Schiedsrichteramt zu übernehmen.

Wir können ihn darum nicht tadeln; er hatte dem deutschen Reiche ein volles Jahr Zeit gelassen, mit sich ins Reine zu kommen, und es hatte sich in diesem Jahre nur eben die unzweifelhafte Thatsache herausgestellt, daß das Reich nicht im Stande war, mit sich selber fertig zu werden.**) Die Passi-

*) S. die Schrift: „Keine Säcularisation der geistlichen Reichsstände, sondern eine Modification des ganzen Reiches," worin die demokratische Monarchie gefordert ist; die Trias ist in dem Aufsatz des Staatsarchivs Bd. VII. 81 ff. besprochen; den republikanischen Vorschlag findet man in der Schrift: „Ueber das mittägige Deutschland. Zuschrift der süddeutschen Bürger an die französische Regierung. Nach dem franzöſ. Original." 1801. Das letztere war schon 1800 unter dem Titel: Sur l'Allemagne méridionale erschienen.

**) Insofern hatte Talleyrand Recht, wenn er in seinem „Bericht an den Senat" (d. d. 20. August 1802) äußerte: Ce fut donc uniquement pour mettre le sceau à la pacification de l'Empire, et pour en garantir la stabilité que le premier

vität des Kaiſers und Reichstags, das Buhlen der Meiſten um franzöſiſche Gunſt mußte ja die fremde Einmiſchung herausfordern, ſchon weil in dieſem krauſen Wirrwarr ohne fremde Dränger ſich kein Ende abſehen ließ. Ein franzöſiſcher Geſchichtſchreiber Bonaparte'ſcher Färbung hat nicht Unrecht, wenn er dieſe hülfloſe und verworrene Lage des Reiches verſpottet. Preußen und Oeſterreich, ſagt er, die das Reich in Krieg geſtürzt, wollten nun ihre Verwandten aus Italien oder Holland auf Koſten eben dieſes Reiches entſchädigen, ja was noch ſeltſamer war, im Namen ihrer Verwandten ſich ſelber vergrößern, immer auf Koſten dieſes Reiches, das ſie compromittirt hatten. Und wo ſuchten ſie dieſe Entſchädigungen? In den Gütern der Kirche! Dieſe Vertheidiger von Thron und Altar, die ausgezogen waren, um die bedrohte Kirche gegen die Revolution zu ſchützen, ahmten nun gerade darin die Revolution nach. Und ſie verlangten von dem ſiegreichen Vertreter dieſer Revolution, er ſolle dieſe Beute des Altars unter ſie vertheilen, da ſie ſelber mit der Theilung nicht fertig zu werden wußten!

Es konnte in der That von einer aufgedrungenen Einmiſchung Bonaparte's kaum die Rede ſein, wo die Zudringlichkeit ſo ganz auf unſerer Seite war. Der erſte Conſul ließ vielmehr die deutſchen Reichsſtände an ſich herankommen, hörte ihre Beſchwerden und Forderungen und ward ſo allmälig von ſelber der Richter, vor deſſen Stuhl Alle ihre Klagen brachten. Wohl kam ſeit dem Vertrag vom October 1801 auch Rußland ein Antheil an dieſen Dingen zu, allein es war Bonaparte's Virtuoſität, es dahin zu bringen, daß der Czar nur dem zuſtimmte, was er eingeleitet, und noch dazu nicht ſelten das als eine Conceſſion für Rußland aufnahm, was nur den dringendſten Intereſſen franzöſiſcher Politik entſprach. Welches die eigentlichen Hintergedanken dieſer Politik waren, darüber haben ſich franzöſiſche Darſtellungen ſelber mit einer gewiſſen Offenheit ausgeſprochen. Bei der ſchwankenden Freundſchaft mit England, wie ſie eben nothdürftig hergeſtellt war, bedurfte Bonaparte einer feſten Stütze auf dem Continent; die ſollte durch Deutſchland geſchaffen werden. Dem preußiſchen Staate war die Rolle eines Alliirten Frankreichs zugedacht, zu welcher er ſich ſeit 1795 vorbereitet; ihm ſollten daher auch größere Entſchädigungen zufallen, als ſeine Verluſte betrugen. Doch war es die Abſicht nicht, Preußen etwa die Herrſchaft in Deutſchland zu überlaſſen. Weder die kleinen Reichsfürſten, „die alten Freunde Frankreichs", noch ſelbſt alle geiſtlichen Staaten, ihrer Natur nach ungefährliche Nachbarn, noch auch die freien Städte ſollten ohne Weiteres Preußen in den Schooß geworfen werden. Das hieß ja, ſagt ein Bewunderer Bonaparte's, von dem man wohl

---

consul et S. M. l'Empereur de Russie se déterminèrent d'un commun accord à intrevenir dans les affaires d'Allemagne, pour effectuer par leur médiation ce qu'on aurait vainement attendu des déliberations intérieures du Corps Germanique.

ſagen darf, daß er ſeinen Helden verſtanden hat*), das hieß ja jene deutſche Einheit begünſtigen, die, wenn ſie ſich jemals herſtellte, dem europäiſchen Gleichgewicht gefährlicher werden müßte, als es jemals die Macht Oeſterreichs war; nein, es ſollte die Wagſchale nach der preußiſchen Seite hin nur geneigt, nicht umgeſtürzt, ein mächtiger Feind nicht durch einen andern erſetzt und für die einſt drohende habsburgiſche Macht eine ebenſo bedenkliche hohenzollernſche als Erbe und Nachfolger hergeſtellt werden. Der franzöſiſchen Politik ſchwebte alſo auch jetzt das als Ziel vor, was einzig und allein ihren Ueberlieferungen entſprach: ein dreigetheiltes Deutſchland, Oeſterreich und Preußen nicht nur durch das traditionelle Mistrauen, ſondern auch durch eine dritte, an Frankreich geknüpfte Gruppe geſchieden und entzweit.

Wir haben früher des ekeln Schauſpiels gedacht, welches die deutſchen Reichsſtände in Paris aufführten. Der Markt, auf dem die Güter des deutſchen Clerus vertheilt werden ſollten, wurde, wie eine franzöſiſche Quelle ſagt, in der franzöſiſchen Hauptſtadt öffentlich gehalten und alle Mitglieder des Reichs, Fürſten, Ritter, freie Städte eilten ſelbſt herbei oder ſchickten ihre Vertreter, um der Macht des erſten Conſuls zu ſchmeicheln und ſich die prieſterlichen Spolien ſtreitig zu machen. Intriguen, Eidſchwüre, Verſprechungen gränzenloſer Ergebenheit, trügeriſche Berechnungen, Gold mit Verſchwendung ausgeſtreut, Alles wurde verſucht, um ſich die Unterſtützung der Mitglieder der franzöſiſchen Regierung zu erwerben. Man hatte nicht die Abſicht, ſpottet ein anderer Bericht, den wirklichen Verluſt als Grundlage der Entſchädigungen gelten zu laſſen, man berechnete nur in ungeheuern Ziffern die Einbuße, die man erlitten, um ihren Umfang möglichſt zu vergrößern. Der Boden, die Bevölkerung, Alles wurde berechnet; es war der Triumph einer ganz neuen Arithmetik, und niemals war die Statiſtik Deutſchlands nach ſo wenig übereinſtimmenden Grundlagen behandelt, niemals widerſprechendere Schätzungen gemacht worden. Von allen Seiten entwarf man die umfangreichſten Denkſchriften, die nach Petersburg zur Berathung, nach Paris zur Entſcheidung geſchickt wurden; für alle Reclamanten war das Tuilerienſchloß der delphiſche Tempel; von dort erwartete man ſeine Orakelſprüche.

So ſpotten die Vertrauten und Eingeweihten der Bonaparte'ſchen Politik, und wer wollte es ihnen verargen, daß ſie es thun? Gewiß, der ſpätere Imperator hat die Deutſchen nur eben genommen, wie ſie ſich ihm gegeben haben, und die Jahre des Druckes und der Schmach, die gefolgt ſind, waren lediglich die verdiente Züchtigung für unſere eignen Thaten.

Es ließ ſich ungefähr erwarten, welche Aufnahme die Forderungen der einzelnen deutſchen Höfe, am Maßſtabe des franzöſiſchen Intereſſes gemeſſen, in Paris finden würden. Was Oeſterreich wollte, zeigten die früher erwähn-

*) Thiers hist. du Consulat et de l'Empire IV. 69. Vgl. Lefebvre I. 231 und Bignon II. 309.

ten Vorschläge an Baiern. Für den Großherzog von Toscana, das hieß für Oesterreich selbst, sollten außer Salzburg und Berchtesgaden die Hochstifter Passau und wo möglich auch Augsburg, die Grafschaft Werdenfels und die Abtei Kempten erlangt, das bairische Haus nach Schwaben und Franken hin geschoben und ihm dort zur Abrundung eine Anzahl Reichsgrafen, Städte und Ritter geopfert werden. Die preußische Entschädigung durfte nach Ansicht des Wiener Cabinets höchstens im Bisthum Paderborn und allenfalls den Abteien Essen und Werden bestehen; Württemberg, Baden und Hessen sollten durch einige Abfälle nur eben Ersatz für ihre Verluste finden und aus dem immer noch ansehnlichen Ueberrest der Entschädigungsmasse die Existenz der drei geistlichen Kurstaaten erhalten werden. Gelang dieser Plan, dann hatte Oesterreich seine liebsten Wünsche erreicht; das unbequeme Baiern war unschädlich gemacht und nur ein schmaler Streif trennte dann noch die Besitzungen des Hauses Oesterreich am Inn und der Isar von denen in Oberschwaben und dem Breisgau; Preußen und die französische Clientel im Südwesten wurden nicht verstärkt und die Reichsverfassung so weit erhalten, als sie dem Interesse der kaiserlichen Politik entsprach. Aber es war keine Aussicht, daß diese kühnen Wünsche Oesterreichs ihr Ziel erreichten. Baiern sah in dem Vorschlag nur eine neue Auflage der berüchtigten Projecte von 1778 und 1784; Preußen, an das sich in der Noth das Wiener Cabinet ebenfalls wandte, setzte dieser Vertheilung seinen ganzen Widerstand entgegen und traf darin mit Bonaparte zusammen, der weder Baiern geschwächt und seine süddeutschen Schützlinge so karg ausgestattet, noch die Reichsverfassung zu Gunsten des österreichischen Einflusses erhalten wissen wollte. So sah sich die kaiserliche Politik von Baiern und Preußen abgewiesen, von Bonaparte nicht unterstützt; sie hatte jetzt ihre Hoffnung noch auf die Fürsprache Rußlands gestellt.

Preußen betrachtete die Abtretung von Salzburg und Berchtesgaden als vollkommen genügend für Oesterreich, übertraf aber noch in der Schätzung des eignen Verlustes die Ziffern, die Oesterreich für sich aufstellte. Von dem richtigen Instinct geleitet, daß es wesentlich darauf ankomme, Preußens Macht nach Süden hin zu erweitern, hatte man in Berlin anfangs seine Blicke auf die Stifter Würzburg und Bamberg gerichtet, durch welche der Besitz der fränkischen Fürstenthümer erst seinen rechten Werth bekam. Allein das Interesse Frankreichs, das sich in einer zärtlichen Fürsorge für Baiern kundgab, war dem entschieden entgegen; Preußen mußte davon abstehen. Indessen, was es weiter ansprach, stand zu seinem Verlust, dem Stück Cleve, Geldern, Meurs und einigen Enclaven auf dem linken Rheinufer, immer noch außer Verhältniß. Die Stifter Münster, Paderborn, Osnabrück, Hildesheim, das Eichsfeld und Erfurt, dann in Franken die Stadt Nürnberg und das Bisthum Eichstädt, das war mehr eine Eroberung als eine Entschädigung zu nennen. Die Taktik Oesterreichs nachahmend, suchte Preußen außerdem

durch die Forderung für Oranien sich zu vergrößern. Das Herzogthum Westfalen, die Reste der Stifter Cöln und Trier, an den Erbstatthalter abgetreten, hätten den neuen Besitz Preußens zwischen der Weser und dem Rhein ähnlich abgerundet, wie Oesterreich sich im Namen Toscana's durch Salzburg, Berchtesgaden, Passau und Augsburg zu vervollständigen dachte. Auch Preußen konnte freilich nur, so weit die französischen Interessen mit den seinigen ganz zusammenstimmten, auf Bonaparte's volle Unterstützung rechnen; was darüber hinausging, blieben fromme Wünsche. Indessen hatte es die Brücken hinter sich abgebrochen und mußte gewärtig sein, was ihm die französische Freundschaft wollte zukommen lassen; mit Oesterreich entzweit, konnte es selbst bei einem freundlichen Einvernehmen mit Rußland nur durch Bonaparte's Hülfe eine reiche Beute zu gewinnen hoffen. Drum hat denn auch die preußische Staatskunst jener Tage nichts gespart, um durch bereitwillige Hingebung an Frankreich sich das mächtige Wohlwollen Bonaparte's zu erwerben. Sie beeilte sich, die Veränderungen in Italien, die Bildung des Königreichs Etrurien, die Bonapartisirung der italienischen Republik, die Einschmelzung Piemonts gutzuheißen; wie Bonaparte sich ein lebenslängliches Consulat schuf, richtete Graf Haugwitz die wärmsten Glückwünsche an den französischen Gesandten und Preußen schien nach dem Tone seines leitenden Ministers nur zu bedauern, daß Bonaparte nicht gleich die erbliche Monarchie hergestellt hatte. Auch Lucchesini arbeitete zu Paris in diesem Sinne, wenn gleich kleine Indiscretionen, sein zudringlicher Eifer und die angeborne Neigung zur Intrigue die Franzosen gegen ihn vorsichtig machten und man hier, wie früher in Wien, ihn mehr beobachtete, als ihm vertraute. Man konnte nach dem Allem in Paris über Preußen jetzt unbesorgt sein. Wir wollen, äußerte einer der Berliner Staatsmänner, jede Gelegenheit des Streites mit einer Macht wie Frankreich, mit der wir stets im Frieden bleiben wollen, vermeiden; selbst das Opfer von Wesel wäre uns nicht zu groß gewesen, wenn wir dafür einen hinreichenden Ersatz an der Weser erhielten.

Bonaparte's Taktik ergab sich danach von selber. Die kleineren Fürsten durch Verträge an sich knüpfen, Preußen, so weit es der eigene Vortheil zuließ, befriedigen, Rußland unter dem Scheine der Mitwirkung ins Schlepptau nehmen, das war der sichere Weg, Oesterreich so zu isoliren, daß es die französischen Vorschläge wie Dictate anzunehmen gezwungen war. Ueber die Art der Theilung hatte sich der Consul einen Plan entworfen, der zwar nicht ganz so, wie er ihn faßte, damals verwirklicht worden, der aber doch in späteren Schöpfungen des napoleonischen Kaiserreichs wieder zu erkennen ist. Oesterreich sollte den Inn als Gränze bekommen, mit den Stiftern Brixen und Trient, und dafür seine schwäbischen und oberrheinischen Besitzungen aufgeben; er wollte es in ähnlicher Weise nach Osten zurückdrängen, wie es 1805 und 1809 geschehen ist. Baiern sollte die nahgelegenen Stifter erhalten und sich durch Würzburg, Bamberg und die fränkischen Fürsten-

thümer arrondiren; es wäre damit ungefähr das Baiern der ersten Rheinbundszeit hergestellt worden. Wie Oesterreich durch den Verlust seiner schwäbischen und rheinischen Lande, so sollte Preußen durch die Abtretung von Ansbach und Baireuth aus dem deutschen Süden entfernt werden, dafür die Hochstifter in Westfalen und im Nordosten Mecklenburg erlangen. Aus dem Rest der Besitzungen am rechten Ufer des Niederrheins, den Trümmern von Mainz, Trier und Cöln, aus Fulda und aus den kleinen weltlichen und geistlichen Reichsständen wäre dann ungefähr so viel geblieben, daß man die Häuser Mecklenburg und Oranien, Württemberg, Baden und Hessen abfand, auch wohl einen und den andern geistlichen Fürsten in der Weise fortvegetiren ließ, wie später Dalberg als Kurerzkanzler und Fürst Primas sein Dasein gefristet hat. Die Franzosen Bonaparte'scher Ansicht bewundern diesen Plan als eine tiefsinnige Combination, die Deutschland und seine Verfassung nur wohlthätig hätte umgestalten können. Im französischen Sinne allerdings; Oesterreich wie Preußen waren nach Osten zurückgeschoben, ihr Einfluß auf Süd- und Westdeutschland gebrochen und zwischen sie jene dritte Macht gelegt, die, zu den beiden deutschen Großmächten in natürlichem Gegensatz geschaffen, nicht mächtig genug war, auf eigenen Füßen zu stehen und doch schon aus geographischen Gründen nur einen Beschützer suchen konnte — Frankreich. Es war die deutsche Trias, wie sie 1806 aus den Ruinen des Reiches erstand, die Bonaparte schon jetzt als Ziel vorschwebte: Oesterreich nach Südosten, Preußen nach dem baltischen Meere hingedrängt, beide entzweit, der Rheinbund die Brücke französischer Herrschaft in Deutschland.

Um diesen Plan unverändert durchzuführen, bedurfte es der Einwilligung der mecklenburgischen Fürsten, deren Wollen oder Nichtwollen der russischen Verwandtschaft wegen Rücksicht verdiente. Sie lehnten, ungeachtet der Fürsprache Preußens, den Vorschlag ab. Es waren daher Modificationen nothwendig, auch wenn man die Grundlage des Planes niemals aufgab. Indessen fing Preußen an, ungeduldig zu werden. Wir verlangten Bamberg und Würzburg — klagten die Berliner Staatsmänner — das wollt Ihr Baiern geben; handelt es sich um Münster, so wollt Ihr die Berührung zwischen uns und der batavischen Republik hindern. Bei Mecklenburg stößt man auf russische, bei Osnabrück und Hildesheim auf englisch-hannöversche Opposition; wollen wir einen Tausch mit Hannover vornehmen, so widersetzt sich Dänemark; wir können nicht die Hand ausstrecken, ohne auf Hindernisse zu stoßen. Diese Schwierigkeiten zu besiegen, that Preußen einen weiteren Schritt der Annäherung an Rußland. Es war zwar bekannt, daß der russische Minister Panin den preußischen Ansprüchen entgegen war und der Gesandte in Paris, Markof, wie der größte Theil des russischen Adels, entschieden zu Oesterreich und der Coalitionspolitik neigte; auch hatte Oesterreich selbst wiederholte Anstrengungen gemacht, sich in seiner Isolirung wenigstens des russischen Beistandes zu versichern. Allein ein Wechsel im Mi-

niſterium beſeitigte den antipreußiſchen Einfluß, die Haltung Markofs war zu unvorſichtig, um gefährlich zu ſein, und die Thätigkeit des Wiener Hofes zu Petersburg war durch Bonaparte und ſeine Diplomatie im Schach gehalten. Dazu kam, daß ſich ſeit dem Thronwechſel in Rußland auch ein perſönlich ſehr verbindliches Verhältniß zwiſchen beiden Monarchen herſtellte. Ohne daß Haugwitz eingeweiht war, hatte ſich zwiſchen Alexander und Friedrich Wilhelm III. ein eigenhändiger Briefwechſel entſponnen, den Hardenberg und Graf Goltz, der Geſandte in Petersburg, vermittelten. So entſtand die perſönliche Zuſammenkunft beider Monarchen, die ſeit dem 10. Juni zu Memel ſtattfand; Alexander zeigte ſich zwar hier, wie immer, mehr in den Formen geſchmeidig als in Thaten freigebig und wußte beſtimmten Zuſagen geſchickt auszuweichen; aber es war doch das preußiſch-ruſſiſche Einverſtändniß öffentlich beſiegelt und die öſterreichiſche Politik beim Czaren aus dem Feld geſchlagen.

Aus dem letzten Grunde war auch Bonaparte dieſe Annäherung der beiden öſtlichen Höfe erwünſcht, nur dachte er nicht daran, der ruſſiſch-preußiſchen Freundſchaft einen thätigen Einfluß auf die Entſcheidung der Dinge zu geſtatten. Eben in den Tagen, wo die beiden Monarchen ſich zum Congreſſe nach Memel aufmachten, hatte der erſte Conſul den Meiſterſtreich geführt, der ihn zum Schiedsrichter in den deutſchen Angelegenheiten machte. Er hatte Preußen, Baiern und Rußland ſelbſt durch einzelne Verträge an ſich geknüpft und dadurch ſeinem Entſchädigungsplane den Erfolg geſichert. Eine geheime Uebereinkunft, die am 23. Mai 1802 geſchloſſen ward*), verhieß Preußen als Entſchädigung die Bisthümer Paderborn und Hildesheim, einen Theil von Münſter, das Eichsfeld, Erfurt und die Abteien Elten, Eſſen und Werden, allerdings weniger, als die preußiſchen Staatsmänner verlangt, aber immerhin viel mehr, als Preußen an Gebiet und Einkünften verloren hatte. Zu gleicher Zeit waren dem Hauſe Oranien das Bisthum Fulda, die Abteien Corvey und Weingarten, Dortmund und einige Reichs-

*) Die genaueſten Angaben über die zum Theil noch nicht veröffentlichten Verträge finden wir bei Lefebvre I. 235 f. woraus ſich die Mittheilungen bei Martens supplément au recueil III. 219 f. nothdürftig ergänzen laſſen. In Bezug auf den bairiſchen Vertrag weichen Lefebvre und Thiers (IV. 75.) einmal in Bezug auf das Datum ab, indem jener den 24., dieſer den 23. Mai angibt, dann auch in Bezug auf einzelne Bedingungen. Es erklärt ſich das wohl dadurch, daß Manches, was in dieſen Verträgen feſtgeſtellt war, bald nachher wieder kurzweg geändert worden iſt. In dem preußiſchen Vertrage bildete die Garantie für Italien, nach Lefebvre und Bignon, der den Satz wörtlich anführt, den dreizehnten, die Beſtimmung über die ſofortige Beſitznahme (ſ. Bignon II. 324.) den vierzehnten Artikel. Wir haben es, bei der Abweichung der einzelnen Angaben, die indeſſen nur Nebenpunkte trifft, für das Paſſendſte gehalten, die Thatſachen im Texte nach dem bald nachher überreichten Entſchädigungsplan feſtzuſtellen.

ſtädte in Schwaben, die ſpäter an Baiern fielen, zugeſagt, natürlich mit der Bedingung, daß die Beſitzungen im Falle des Ausſterbens der Oranier auf Preußen übergehen ſollten. Dafür erkannte der ehemalige Erbſtatthalter die bataviſche Republik, Preußen die Veränderungen in Italien an. Um ſeiner Beute ganz ſicher zu ſein, ließ ſich Preußen außerdem von Frankreich ermächtigen, die neuen Gebiete in Beſitz zu nehmen, bevor noch die letzte Entſcheidung vom Reichstag gegeben war! Der Vertrag mit Baiern, der am 24. Mai geſchloſſen ward, verhieß dem bairiſchen Kurfürſten die Stifter Würzburg, Bamberg, Freiſingen, Augsburg, Eichſtädt, die Abtei Kempten, die Grafſchaft Werdenfels, einen Theil des Bisthums und die Stadt Paſſau, außerdem eine Anzahl Reichsſtädte und Abteien in Schwaben und Franken, mithin eine Entſchädigung, die durch Umfang und geographiſche Lage den Verluſt mehr als erſetzte und wozu Oeſterreich wie Preußen einen guten Theil ihrer Wünſche hatten opfern müſſen. Es folgten dieſem Vertrage ähnliche Abkommen mit Württemberg, Baden und Heſſen, in denen, jedoch ohne ins Detail einzugehen, nur im Allgemeinen reiche Entſchädigungen verſprochen waren.

So hatte ſich Bonaparte mit vier von den acht Mitgliedern der außerordentlichen Reichsdeputation „verſtändigt“; Oeſterreich war auf ſeine hülfloſe Clientel von geiſtlichen Herren beſchränkt, es galt jetzt nur noch, ſich auch Rußlands zu verſichern. Bonaparte hatte den Abſchluß jener Verträge ſchnell nach Meinel melden laſſen und dort erwünſchte Aufnahme gefunden; zugleich wurde der ruſſiſche Geſandte in Paris gedrängt, auch im Namen ſeines Kaiſers raſch zu unterzeichnen. Es ward ihm, auf Grund der einzelnen Verträge und Verabredungen, ein Entſchädigungsplan vorgelegt, worin, ſcheinbar Rußland zu Liebe, ein guter Theil der Beute, die früher Toscana hatte erhalten ſollen, den verwandten ſüddeutſchen Fürſten zugewieſen war. Allein Markof ſah die Dinge anders an, als der Petersburger Hof; mit ſeiner ganzen Sympathie den Mächten der Coalition zugethan, betrachtete er die Vergrößerung der verwandten Höfe als eine gleichgültige Sache und hätte gern die Erhaltung wenigſtens eines Theils der geiſtlichen Staaten geſichert. Doch gab er dem Drängen Talleyrands am Ende nach und unterzeichnete am 3. Juni das Abkommen, welches den Entſchädigungsplan, wie ihn Frankreich vorgelegt, guthieß und zugleich die franzöſiſch-ruſſiſche Vermittlung in den deutſchen Wirren verabredete. Der Czar hatte auf dieſem letzten Punkte ausdrücklich beſtanden; er mochte ſich davon vielen Einfluß verſprechen, während dieſe Vermittlung nur die Wirkung hatte, daß ſeitdem das Geld der deutſchen Fürſten auch den ruſſiſchen Unterhändlern zufloß.*) In dem Entſchädigungsplane**) waren für Toscana Salzburg, Berchtesgaden, Brixen, Trient

*) S. Pertz Leben Steins I. 228.

**) Martens Suppl. III. 238 f.

und ein Theil von Paſſau, für Baiern und Preußen ungefähr das in den Verträgen Verſprochene feſtgeſetzt; Hannover ſollte Osnabrück erhalten, für Baden waren das Bisthum Conſtanz, die Reſte der Stifter Speyer, Straßburg, Baſel, die Neckarpfalz, Lahr, die Grafſchaft Lichtenberg, dann die Reichsſtädte Offenburg, Zell, Gengenbach, Ueberlingen, Biberach, Pfullendorf, Wimpfen und die Abteien Schwarzach, Frauenalb, Allerheiligen, Lichtenthal, Gengenbach, Ettenheimmünſter, Petershauſen und Salmannsweiler beſtimmt; Württemberg ſollte die Probſtei Ellwangen, die Abtei Zwiefalten, die Reichsſtädte Weil, Reutlingen, Eßlingen, Rotweil, Giengen, Aalen, Hall, Gmünd und Heilbronn bekommen. Weiter waren dem Landgrafen von Heſſen-Caſſel für den Verluſt von St. Goar und Rheinfels die mainziſchen Enclaven Amöneburg, Fritzlar und Holzhauſen zugewieſen, während Heſſen-Darmſtadt für die Einbuße der Grafſchaft Lichtenberg mit den Aemtern Lindenfels, Otzberg und dem Reſt des Amtes Oppenheim, mit dem Herzogthum Weſtfalen, den mainziſchen Aemtern Gernsheim, Bensheim, Heppenheim, dem Reſte des Bisthums Worms und der Stadt Friedberg entſchädigt werden ſollte. Württemberg, Baden und Heſſen-Caſſel ſollten zu Kurfürſtenthümern erhoben werden, von den geiſtlichen Kurwürden nur eine, die kurmainziſche in der Weiſe erhalten werden, daß der Kurfürſt, mit Aſchaffenburg und einigen Abteien dotirt, die Würde eines Reichserzkanzlers mit der Leitung der Reichstagsangelegenheiten fortführen und ſeinen Sitz in Regensburg nehmen ſollte. Es war wohl weniger die Fürſorge für die hierarchiſche Ordnung der katholiſchen Kirche in Deutſchland, die allerdings wenigſtens einen Erzbiſchof wünſchenswerth machte, oder die Rückſicht auf die Reichsverfaſſung, was Kurmainz jetzt noch das Leben gefriſtet hat, als vielmehr ein ganz perſönlicher Beweggrund; der Mainzer Coadjutor Karl Theodor von Dalberg, deſſen flackernder Enthuſiasmus und literariſches Mäcenatenthum ihm ebenſo ſehr wie ſein unruhiger Ehrgeiz ein gewiſſes Renommée in Deutſchland erworben hatte, wurde ſchon damals von Bonaparte's Scharfblick als ein ſehr brauchbares Werkzeug für die franzöſiſche Politik erkannt, und ihm darum vorerſt noch die Leitung der deutſchen Reichstagsgeſchäfte zugewieſen.*) Es folgten dann weiter die Entſchädigungen für Oldenburg, die naſſauiſchen Linien, Taxis, Löwenſtein, Solms, Hohenlohe, Iſenburg und eine Anzahl noch kleinerer fürſtlicher und gräflicher Häuſer. Eine andere Geſtaltung des Reichstages ergab ſich danach von ſelber. Es traten drei neue weltliche und proteſtantiſche Kurfürſten ein; Naſſau-Uſingen und Weilburg, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Leiningen und Aremberg kamen mit Virilſtimmen in den Fürſtenrath, das ſtädtiſche Collegium war auf Hamburg, Lübeck, Bremen, Wetzlar, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg und Regensburg zuſammengeſchmolzen.

*) Kurfürſt Friedrich Karl Joſeph ſtarb wenige Wochen ſpäter am 25. Juli zu Aſchaffenburg.

Dies waren die Grundzüge des Planes, zu dessen Annahme Bonaparte jetzt Rußland drängte. Es war kein Zweifel, wenn der Czar diesen Entwurf adoptirte, so half er bereitwillig französische Gedanken und Interessen durchführen, obwol der Schein angenommen war, als sei dem russischen Kaiser durch die reiche Dotirung seiner Verwandten und die Anerkennung seiner schiedsrichterlichen Stellung im deutschen Reich eine wichtige Concession gemacht. Diesen Schein zu wahren, war Bonaparte freilich auf's eifrigste bemüht; er kannte Alexanders Ehrgeiz, dessen Ungeduld, eine Rolle zu spielen, und baute darauf die Hoffnung, den Czaren im Gewande gleicher Berechtigung zum Gehülfen seiner Politik zu machen. In Petersburg war man gegen die wahre Lage nicht völlig getäuscht; es erhoben sich wohl Stimmen des Kaisers, daß Rußland unter schmeichelhafter Außenseite nur zum Werkzeug Bonaparte'scher Politik werde; allein diese Bedenken schwiegen. Alexander fühlte sich doch angezogen von der Rolle eines Schiedsrichters in Deutschland, die, von Katharina II. vergeblich angestrebt, ihm nun in den Schooß geworfen ward; die Frauen am Hofe, die Mutter wie die Gemahlin des Kaisers, eifrige Fürsprecherinnen des württembergischen und badischen Hauses, dem sie angehörten, auch Preußens Verwendung, das Alles wirkte mit, den leisen Widerstand Alexanders zu überwinden. Er bestätigte den Vertrag vom 3. Juni; durch eine Modification in der Form und einige Wünsche zu Gunsten der oldenburgischen und mecklenburgischen Verwandtschaft wahrte er sich den Schein unabhängigen und selbständigen Handelns.

Das Werk Bonapartes konnte damit als vollendet gelten; denn es war nicht zu besorgen, daß der von Frankreich und Rußland eingebrachte Entwurf, für den die Mehrzahl der bedeutendsten Reichsfürsten gewonnen war, etwa am deutschen Reichstage scheiterte. Oesterreich war jetzt völlig bei Seite gedrängt; seine Gesandten in Paris und Petersburg, der Graf Philipp Cobenzl und Saurau erfuhren die letzten Verabredungen erst, als es zu spät war, sie zu hindern. Grollend schrieb man ihnen zu Wien die Schuld dieser Niederlage zu und kaum vermochte den Gesandten in Paris sein einflußreicher Vetter vor der Ungnade zu schützen, Graf Saurau ward für das angebliche Versäumniß mit der Abberufung bestraft. Am Reichstag war man natürlich nicht besser unterrichtet, als die beiden kaiserlichen Diplomaten; wir sehen aus der Correspondenz von Regensburg, daß man sich dort noch zu Anfang Juli auf die allgemeinsten Zeitungsgerüchte beschränkt sah. Es tauchte sogar damals der Vorschlag auf, längere Ferien zu machen, und nur auf die bestimmte Einsprache des französischen und preußischen Geschäftsträgers, welcher sich Baiern und Baden anschlossen, fiel der Antrag.

Diese Einsprache gab den ersten Fingerzeig, daß eine nahe Entscheidung bevorstand, wenn gleich die meisten Herren vom Reichstag selbst noch völlig im Dunkeln tappten. Es war die Taktik des österreichischen Gesandten, den geistlichen Ständen eine nur sehr beschränkte Säcularisation in Aussicht zu

stellen und die weltlichen der Nachgiebigkeit des kaiserlichen Hofes zu versichern, so daß sich in Regensburg die Meinung feststellte, der Kaiser habe sich im Stillen mit Frankreich, Rußland und Preußen völlig geeinigt*). Da kam mit einem Male ein Reskript des kaiserlichen Hofes an die Gesandten in Deutschland, aus welchem eine ganz andere Tonart herausklang. Der Kaiser, hieß es darin, habe zur Regelung der Entschädigungssache den von den Reichsständen beliebten Weg einer Reichsdeputation mit Vergnügen gutgeheißen; wie darauf die angesehensten Betheiligten einen Aufschub veranlaßt und sich an Rußland und Frankreich gewandt hätten, habe auch der Kaiser sich bereit erklärt, an der von Rußland vorgeschlagenen gemeinschaftlichen Unterhandlung Theil zu nehmen. Man habe ihn indessen nicht zugezogen; dagegen erkläre jetzt Frankreich, es wünsche in Uebereinstimmung mit Rußland die Berichtigung der Entschädigungssache in reichsgesetzmäßigem Wege vorzunehmen. Der Kaiser wolle daher Alles vorkehren, wodurch die ungesäumte Eröffnung der Reichsdeputation bewirkt werden möge; sein Absehen sei dabei besonders darauf gerichtet, die Erhaltung der Reichsverfassung mit der Erfüllung der vom Kaiser und Reich zu Luneville übernommenen Verbindlichkeiten so viel wie möglich zu vereinigen. Außerdem sei der Kaiser überzeugt, daß die Ruhe und Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes einmal davon abhänge, daß die Berichtigung der Entschädigungen mit der erwünschtesten Eintracht und wechselseitigen Rücksicht erfolge, dann die Ausführung des „von Kaiser und Reich mit Beistimmung Rußlands und Frankreichs festzustellenden Planes in keinem andern als gesetzmäßigem Wege vor sich gehe und alle eigennützigen Schritte und Gewaltthätigkeiten, durch die man auch die Mäßigsten zwingen werde, gleiche Wege einzuschlagen, fern gehalten würden."

Die Unbefangenen, die von einem Einverständniß Oesterreichs mit Bonaparte und seinem Schweife träumten oder die da glaubten, es sei die Zeit für Reichstagsferien gekommen, wurden unsanft aus dem Schlummer geweckt. Seit Juli waren in Preußen und Pfalzbaiern Truppenmassen in Bewegung, offenbar um einstweilen wegzunehmen, was an Entschädigungen verheißen war; wenigstens ließ man sich durch die Abmahnung des kaiserlichen Rundschreibens gewiß nicht irre machen. Am 3. August, dem Geburtstag des Königs, erfolgten in der That die preußischen Occupationen; zu Hildesheim, zu Münster u. s. w. ward die Huldigung eingenommen. Ein königliches Patent vom 6. Juni, also scheinbar gleich nach den Abschluß der Maiverträge ausgefertigt, verkündigte, daß, in Folge getroffener Vereinbarung Preußen diese Gebiete als Entschädigung für seine Verluste am linken Rheinufer in Besitz nehme. Wohl erklärte die preußische Regierung, als Antwort auf das kaiserliche Rundschreiben, man sehe diese Besetzung nur als eine vorläufige Maßregel an, aber dem widersprach die Thatsache, daß man überall in den occupirten Gebieten Commis-

*) Reichstagscorresp. d. d. 26. Juli 1802.

ſionen zur Organiſation einſetzte und überhaupt Alles ſichtbar auf einen dauernden Beſitz einrichtete.

Das Zeichen zur Selbſthülfe war gegeben; nun zögerte auch der Kaiſer nicht mehr, ſeine in dem Rundſchreiben ausgeſprochene Drohung zu vollziehen. Das Bisthum Paſſau, erinnern wir uns, war in dem Entſchädigungsplane in zwei Stücke zerriſſen; die Stadt, um ihrer Lage willen allerdings ſehr wichtig, war nebſt einem Theil des Stiftes an Baiern, das Uebrige an Toscana zugeſagt. Oeſterreich hatte demnach keinen geeigneteren Anlaß, Vergeltungsrecht zu üben für die Occupationen der Andern, als Paſſau, deſſen Beſitz den Weg nach Baiern öffnete. Nun lieh zudem die bairiſche Politik ſelber den Vorwand dazu. Sie hatte das frühere Anſinnen des Kaiſers, überhaupt nichts zu beſetzen, abgelehnt und zog jetzt Truppen in der Nähe des Inn zuſammen. Wie dieſe ſich der biſchöflichen Reſidenz näherten, rückten, vom Fürſtbiſchof gerufen, auch von der andern Seite die Kaiſerlichen heran; eine Beſprechung zwiſchen den Führern beider Colonnen hatte keinen Erfolg, vielmehr beſetzten in der Nacht vom 16. zum 17. Auguſt die Oeſterreicher die Stadt und pflanzten ihre Kanonen gegen die Stellung der Baiern auf. Die Baiern ſetzten ſich dann in dem noch ledigen Theile des Bisthums feſt und es hätte nur irgend einer kleinen Unvorſichtigkeit bedurft, ſo gab es zwiſchen Deutſchen und Deutſchen hier blutige Händel. Wir hatten es jetzt wirklich ſo weit gebracht, daß wir noch dankbar ſein mußten, wenn die Franzoſen und Ruſſen durch ihr Machtwort die Ruhe unter uns herſtellten!

Der Vorfall zu Paſſau war im Ganzen nicht greller, als was Preußen und Baiern an andern Stellen thaten; beide Theile fielen vor beendigtem Proceß über den ſtreitigen Gegenſtand her, nur that das Oeſterreich auf eigene Fauſt, die Andern mit franzöſiſcher Ermächtigung. Aber der Eindruck war größer, einmal weil die Ueberrumpelung Paſſaus zuerſt die weite Kluft zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, zwiſchen dem Kaiſer und den weltlichen Reichsſtänden aufdeckte, dann weil damit der franzöſiſch-ruſſiſchen Intervention und ihrem Entwurfe deutlich der Handſchuh hingeworfen war. Schon faßten die zum Opfer beſtimmten Stände friſchen Muth; ſie träumten von einem neuen Aufſchwung der kaiſerlichen Politik, die das Gewebe der bonapartiſch-preußiſch-bairiſchen Machinationen mit einem kräftigen Schlage zerhauen werde. Eben darum nahm man auch auf der andern Seite die Sache ernſter und Bonaparte insbeſondere war entſchloſſen, dieſem erſten Verſuche offenen Widerſtandes gegen ſeinen Theilungsplan mit aller Macht zu begegnen. Er hatte noch kurz zuvor in Wien einen vertraulichen Schritt gethan, den Entſchädigungsentwurf mittheilen und dabei die Andeutung fallen laſſen, daß, wenn der Kaiſer ſich ſonſt nachgiebig zeige, das noch nicht Frankreichs letztes Wort ſein werde. Darauf erſchien nun der Einfall in Paſſau faſt wie eine Antwort; wenigſtens faßte Bonaparte den Vorgang ſo auf und nahm ſich vor, ihn entſprechend zu erwiedern. Wir werden ſpäter davon hören.

Jetzt endlich, nachdem das Ausland die Loose der Theilung bestimmt und die Vollziehung schon begonnen hatte, gaben auch das officielle Reich und seine Deputation ein Lebenszeichen von sich*). Ein kaiserliches Decret vom 2. August hatte dieselbe „zur schließlichen Berichtigung des Friedensgeschäftes" nach Regensburg einberufen. Im Laufe des Monats trafen die Mitglieder der Deputation dort ein; Baron Hügel als kaiserlicher Bevollmächtigter, Freiherr von Albini für Kurmainz, der Reichshofrath von Schraut für die böhmische, von Globig für die sächsische Stimme. Kurbrandenburg war durch den uns wohlbekannten Grafen Görtz vertreten und ihm wegen der fränkischen Besitzthümer der Directorialgesandte beim fränkischen Kreise Hänlein, beigegeben; für Baiern erschien Rechberg, für Württemberg Normann, für Hessen-Cassel Günderrode, die Stimme des Deutschmeisters war von dem Freiherrn von Rabenau geführt. Von den vermittelnden Mächten waren ein Herr von Bühler und Klüpfel als Vertreter Rußlands, Laforest, der bisherige Geschäftsträger in München, als Gesandter Frankreichs bevollmächtigt. Das Uebergewicht Frankreichs war auch in diesem persönlichen Verhältniß ausgeprägt. Denn die beiden ziemlich nichtssagenden Repräsentanten Rußlands wurden von dem feinen und gewandten Laforest, der noch zur Unterstützung den durchtriebenen Mathieu in seinem Gefolge hatte, vollkommen am Gängelbande geleitet.

Am 24. August ward der Congreß feierlich eröffnet; nach den gewöhnlichen Förmlichkeiten ward eine Erklärung des kaiserlichen Bevollmächtigten verlesen, die halb wie ein Programm, halb wie ein Protest der Wiener Politik lautete. Die Schuld der Verzögerung war darin mit dürren Worten Frankreich Schuld gegeben und der Deputation nachdrücklich ihre Aufgabe und Pflicht ans Herz gelegt. Die Entschädigungen, hieß es, sollten mit Gerechtigkeit abgewogen, nicht unter dem Vorwande eines angeblichen Gleichgewichtes vertheilt, und die Verfassung des deutschen Reiches, „das Resultat gereifter Erfahrungen vieler Jahrhunderte", in jeder Hinsicht erhalten werden. Nun kamen die beiden auswärtigen Vermittler und übergaben ihre Declaration nebst dem Entschädigungsplan, der schon einige Tage zuvor vertraulich dem kaiserlichen und dem mainzischen Bevollmächtigten war mitgetheilt worden; über diesen Plan, lautete gebieterisch der Schluß ihrer Erklärung, sollten die schleunigsten und ernsthaftesten Berathungen angestellt und im Interesse Deutschlands wie des europäischen Friedens Alles, was die Entschädigungen betreffe, binnen zwei Monaten erledigt sein. So kündigte sich die fremde Einmischung schon

*) Ueber das Folgende sind außer der früher angeführten Reichstagscorrespondenz und den politischen Zeitschriften der Zeit die französischen Quellen und die Bücher von Gaspari (der Reichsdeputationshauptschluß. 1803. 2 Bde.) und v. Hoff (das deutsche Reich vor der französischen Revolution und nach dem Frieden von Luneville 2 Bde. 1805.) benutzt worden.

nicht mehr im Tone der Vermittlung, sondern des Befehles an und im ganzen Kreise des Reichstages zuckte auch kein Laut der Scham und des Unwillens über diese Erniedrigung auf! Nur der Kaiser suchte, freilich zu spät, in einem Rescript an den böhmischen Vertreter, dem deutschen Reiche die unmittelbare Behandlung und Berichtigung der Entschädigungssache vorzubehalten und sprach die Erwartung aus, daß die beiden auswärtigen Mächte diese „erste und höchste aller Befugnisse eines unabhängigen Staates" nicht verkümmern würden.

Schon die zweite Sitzung der Reichsdeputation (31. August) zeigte das Uebergewicht der mit Frankreich und Rußland verbundenen Reichsstände. Während die böhmische Stimme sich im Sinne des eben erwähnten kaiserlichen Rescripts aussprach, erklärte sich Brandenburg dafür, daß man durch einen vorläufigen Beschluß den Plan im Ganzen annehme, sich aber in Betreff der zu erwartenden Reclamationen und der Aenderungen, die sich daraus ergeben würden, das Gehörige vorbehalte. Baiern, Württemberg, Hessen-Cassel waren natürlich ebenfalls für diese vorgeschlagene Annahme en bloc. Die Stimme des Deutschmeisters meinte, die Deputation könne die Erklärung allerdings annehmen und den Vermittlern für ihre Verwendung danken, aber sie solle zugleich gemäß ihrer Befugniß jeden einzelnen Verlust in eigene Erwägung ziehen, die dafür zu gewährende Entschädigung erörtern, damit dann die Declaration vergleichen und über die etwa sich ergebenden Anstände mit den Bevollmächtigten der Vermittler Rücksprache pflegen. Diese Meinung des Wiener Hofes, die dem Gesandten des Deutschmeisters in den Mund gelegt ward, hatte aber außer diesem in der Deputation nur noch die böhmische Stimme für sich; Sachsen behielt sich sein Votum vor, Kurmainz gab eine Erklärung ab, die ein getreuer Ausdruck der schillernden und lavirenden Politik Dalbergs war. Innerlich bereits mit dem französisch-russischen Projekt einverstanden, bemühte sich der künftige Kurerzkanzler doch den Schein zu wahren, als nehme er eine selbständige Haltung ein und als suche er aus dem großen Schiffbruch von der alten Ordnung und dem Kirchenstaat des heiligen römischen Reiches noch zu retten, was zu retten sei. Man müsse, hieß es in der Erklärung, die Albini abgab, in der Declaration der Mächte zweierlei unterscheiden; einmal die Entschädigungen und dann eine Reihe von andern Bestimmungen, die sich daraus ergäben; unter den letzteren sei Einzelnes freilich mit jenem ersten eng verflochten und bedürfe einer raschen Erledigung, z. B. der standesgemäße Unterhalt der Säcularisirten und das Schulden- und Pensionswesen der eingeschmolzenen geistlichen Gebiete. Bei den Entschädigungen hätten sich die vermittelnden Mächte allerdings nicht immer an den Buchstaben des Luneviller Friedens halten können, seien aber auch wohl trotz des besten Willens nicht überall mit der genauesten Kenntniß der Verhältnisse ausgerüstet gewesen; es sei daher um so mehr die heilige Pflicht der Deputation, die Berathung auf's gründlichste vorzunehmen. Mit dem Bedauern, daß die Sä-

cularisation so weit gehen solle, verband der Abgesandte zugleich die Versicherung, daß Kurmainz sich auf's eifrigste bemühen werde, sich sowol des ganzen Reichs wie aller einzelnen Individuen nach allen Kräften anzunehmen. Mit diesem Votum hoffte Dalberg nach allen Seiten hin zu genügen; den Geistlichen war darin ein dürftiger Trost zugeworfen, mit der vorgeschlagenen „gründlichen" Prüfung dem Kaiser eine scheinbare Concession gemacht und doch konnte durch die Art, wie das Ganze begründet und die Entschädigungen stillschweigend als abgemachte Thatsache angenommen waren, auch Bonaparte und was ihm anhing sich befriedigt finden. Es war Alles so gestellt, daß Kurmainz bei einer nächsten Abstimmung, ohne einen zu grellen Sprung zu machen, mit Preußen, Baiern und den Andern sich für die Annahme en bloc erklären konnte, zumal da die französische Gesandtschaft süße und herbe Mittel nicht sparte. Falls die Sache scheiterte, war das Schlimmste in Aussicht gestellt; wenn dagegen Mainz hübsch geschmeidig war, sollten ihm seine Entschädigungen in Grund und Boden angewiesen werden. Schon in der dritten Sitzung am 8. September erfolgte diese Wendung, wie eine gut einstudirte Komödie vorbereitet. Die böhmische Stimme kam noch einmal darauf zurück, daß man den Entwurf Punkt für Punkt in Erwägung ziehen solle, stand aber auch jetzt mit dem Vertreter des Deutschmeisters allein; Kursachsen, als das einzige Mitglied der Deputation, das in diesem Schiffbruch nicht auf Beute angewiesen war, nahm eine mittlere Stellung ein, Kurmainz bahnte sich die Brücke zum Einverständniß mit den Andern. Indem diese sich bereit erklärten, in Betreff des Unterhaltes der Geistlichen und der Schulden der säcularisirten Gebiete den von Albini früher geäußerten Wünschen zu genügen, gaben sie dem Vertreter Dalbergs den erwünschten Vorwand, auch seinerseits einen Schritt der Annäherung zu thun. Es sei, äußerte er, binnen zwei Monaten doch nicht möglich, von allen Beschädigten förmliche Berechnung ihrer Verluste einzuholen und sie zu prüfen; der Reclamationen seien zudem schon jetzt so viele, daß man sich kaum schmeicheln könne, von den zur Entschädigungsmasse bestimmten Stiftern und Reichsstädten noch etwas zu retten. Es bleibe daher praktisch kaum etwas Anderes übrig, als die gegen den Plan einkommenden dringenden Reclamationen in Erwägung zu ziehen und sich über die Gründe und Berechnungen des vorgelegten Entwurfs von den Mächten die nöthigen Erläuterungen auszubitten. Der Antrag, womit diese Begründung schloß, lautete dahin: den Entschädigungsplan im Allgemeinen anzunehmen und die Aenderungen, die durch begründete Reclamationen veranlaßt würden, sich vorzubehalten. Natürlich traten Brandenburg, Baiern, Württemberg und Hessen-Cassel dem bei; auch Sachsen schloß sich zögernd an und das Mainzer Votum ward zum Beschluß der Deputation erhoben.

Von dem kaiserlichen Bevollmächtigten ward er aber verworfen. Derselbe wies in der Sitzung vom 14. September die Deputation wiederholt auf den Luneviller Frieden als die Grundlage aller Berathungen hin und

verlangte demzufolge eine pflichtmäßige Prüfung aller Theile des Planes. Da gegründete Einsprachen gegen den Entwurf vorhanden seien, so könne man ihn nicht schon jetzt im Allgemeinen annehmen. Es sei unvereinbar, sich Erinnerungen vorzubehalten und zugleich sich die Mittel der Befriedigung zu entziehen, indem nach dem vorgelegten Plane die Entschädigungsmasse dergestalt erschöpft sei, daß für spätere Befriedigung gerechter Reclamationen nichts mehr übrig bleibe.

Es hätte dieses Widerspruches nicht bedurft, um den Zorn Bonaparte's herauszufordern. Schon daß sein Versuch, die Opposition Oesterreichs durch begütigende Vorstellungen zu beschwichtigen, gescheitert war, hatte den Consul verstimmt; die Besetzung von Passau, die ersten Erklärungen Oesterreichs in der Deputation, die Verwahrung für die Selbständigkeit des Reiches und die unverblümten Vorwürfe gegen die fremden Vermittler erregten seine ganze Erbitterung. Hatte der Moniteur bisher die Miene annehmen müssen, als sei man mit Oesterreich vollkommen einig, so wurde jetzt der trotzig einschüchternde Ton von früher wieder angeschlagen. In der nämlichen Sitzung vom 14. September, wo der kaiserliche Bevollmächtigte den Beschluß der Deputation verwarf, ward eine französische Note, der sich natürlich Rußland anschloß, verlesen, die wie ein feindliches Manifest gegen die kaiserliche Politik klang. Die Entwürfe des Wiener Hofes, hieß es darin, hätten darauf abgezielt, sein Gebiet bis an den Lech zu erweitern, und würden die Wirkung gehabt haben, Baiern aus der Zahl der Mächte ganz auszustreichen. Das Gleichgewicht Europa's verlange aber eben so sehr die Existenz Baierns wie die Macht Oesterreichs. Die Insinuationen des Wiener Hofes seien zu Petersburg wie zu Paris gescheitert; denn Baiern stehe unter dem Schutz der vermittelnden Mächte und der erste Consul werde niemals zugeben, daß Passau in den Händen der Oesterreicher verbleibe oder ihnen ein Theil von dem Gebiet zufalle, das Baiern am rechten Innufer besitze.

Auf einen solchen Ausfall konnte Oesterreich nicht schweigen; es suchte in einer Note vom 26. September durch genauere Darlegung des Sachverhaltes die Vorwürfe zu entkräften. Nach den Andeutungen einer hochgestellten Persönlichkeit in Baiern habe man zu Wien glauben müssen, es liege in den freiwilligen Wünschen des Kurfürsten von Pfalzbaiern, einen Tausch mit Toscana einzugehen. In München und bei den beiden vermittelnden Mächten seien darüber Eröffnungen gemacht worden, es sei aber niemals die Absicht gewesen, Baiern zu verschlingen, sondern nur die an Salzburg angränzenden Gebiete Bairens gegen schwäbische Besitzungen einzutauschen.

Gegenüber dem Beschluß der Reichsdeputation verharrte aber der Kaiser in seiner verneinenden Stellung. Derselbe blieb darum zunächst ohne Folge und man war bis Ende September zu keinem weiteren Resultate gelangt, als daß sich die Situation der Parteien schärfer geklärt hatte. Denn das war jetzt offenbar, daß Oesterreich wenigstens versuchen wollte, so lange es

ging, die Erledigung der Angelegenheit zu verzögern, nicht sowol aus uneigennütziger Sorge für die Reichsverfassung oder für die geistlichen Stände, als in der Hoffnung, durch seinen Widerstand ein besseres Loos für Toscana und eine seinem Einflusse günstigere Lösung der Entschädigungssache zu erlangen. Bonaparte war freilich auf diese Taktik gefaßt; der österreichischen Weigerung wurde in Regensburg die zäheste Unnachgiebigkeit entgegengesetzt, und indeß die kaiserliche Diplomatie vertraulich fallen ließ, auch ein kleines Opfer werde sie befriedigen, wurde auch dies kleinste von dem französischen Bevollmächtigten trocken verweigert. Man solle sich, rieth er, nach Paris wenden; vielleicht seien dort bessere Bedingungen zu erlangen.

Die Reichsdeputation blieb indessen nicht unbeschäftigt; sie ward mit Reclamationen aller Art wahrhaft bestürmt. Nicht nur Oesterreich für Toscana, auch Hessen-Cassel, Löwenstein, Salm, Arenberg, Oettingen-Wallerstein, der deutsche Orden, die westfälischen Grafen, die schwäbischen Reichsstädte, die Ritterschaft und eine Menge von andern, Entschädigten und Nichtentschädigten, drängten sich mit umfangreichen Beschwerdeschriften und Berechnungen nach Regensburg. Da erhob z. B. Neuwied Anspruch auf kurkölnische und kurtrierische Bezirke, Sachsen-Meiningen auf die Grafschaft Sayn-Altenkirchen, Hohenlohe reclamirte wegen seines ungefähr fünfhundert Gulden betragenden Antheils an dem Rheinzolle zu Boppard, und die rheinische Reichsritterschaft forderte theils Entschädigung wegen des Verlustes an Zehnten und Gerichtsgefällen am linken Rheinufer, den der ober- und niederrheinische Canton auf 213,022 Gulden jährlich anschlug, theils Aufhebung der Beschlagnahme, womit auch ihre Privatgüter dort getroffen worden waren. Hier sollten die Personen, die durch die bevorstehende Revolution ihre Stellen verloren, versorgt, dort das Landes- und Kreisschuldenwesen geordnet werden. Da war kaum Einer, der nicht enormen Verlust und eine viel zu geringe Entschädigung vorzurechnen wußte. Selbst Modena kam und legte in großen Tabellen seine italienischen Einkünfte dem Reichstag vor, um zu zeigen, welch ungenügender Ersatz dafür der Breisgau und die Ortenau wären. Von den zahllosen Reclamationen fanden wohl einzelne eine Berücksichtigung; andere wurden einfach zu den Acten gelegt oder die Reichsdeputation hatte höchstens den Trost bereit, den sie den Rittern gab: „so sehr auch die Reichsritterschaft zu bedauern sei, die Deputation finde sich gleichwol nicht im Stande, ihr eine Entschädigung zu verschaffen.“ Und die Ritterschaft gehörte zu den am schwersten Getroffenen; ihre reichsunmittelbaren Besitzungen am linken Rheinufer waren verloren und von einem Ersatz keine Rede, ihre Privatgüter waren unter Sequester gelegt worden und die Franzosen zeigten keine Neigung, diese ebenso harte wie ungerechte Maßregel zurückzunehmen.

Auch die mit der Einschmelzung bedrohten Reichsstände verloren die Geduld noch nicht, zu reclamiren; Trier z. B. war unter den ersten Beschwerdeführern und verlangte die Wiederherstellung des Kurstaates. Von Interesse

war eine Vorstellung der meisten Hochstifter in Franken, Baiern und am Rhein, die sich zur Säcularisation bestimmt sahen und diesem Loose sich mit Resignation fügen wollten. Aber sie forderten eine standesgemäße Entschädigung für die Fürstbischöfe wie ihre Coadjutoren; sie wollten nach dem Beispiel des westfälischen Friedens auf bestimmte Aemter angewiesen werden, die Wahl ihres Wohnsitzes sollte ihnen freigestellt sein, wenn sie es verlangten auch das Verbleiben in ihren bisherigen Besitzungen, natürlich mit den nöthigen Bedürfnissen einer standesmäßigen Wohnung gestattet werden. Die abgetretenen geistlichen Gebiete sollten in ihrem Verhältniß zu Kaiser und Reich erhalten, der innere Zustand nicht umgestaltet werden. Sie verstanden darunter einmal die Erhaltung der Erzbischöfe und Bischöfe in ihrem bisherigen fürstlichen Rang und den Fortgenuß des Rechtes, Pfarreien und sonstige Beneficien zu besetzen: dann wünschten sie die Belassung der Domcapitel in den bisherigen Rechten, die Aufrechterhaltung der Seminarien, Erziehungsanstalten, milden Stiftungen und ihre verfassungsmäßige Verwaltung durch einen völkerrechtlichen Vertrag sichergestellt. Neben diesen eigenen Interessen vergaßen sie doch auch ihrer bisherigen Unterthanen nicht. Die Bewohner der geistlichen Staaten, sagten sie, hätten ein wohlerworbenes Recht auf eine eingeschränkte Regierung, besonders wo es sich um die Erhebung der Steuern, die Contrahirung der Schulden und die Veräußerung von Domainen handelte; auch diese politische Verfassung wollten die Bischöfe sichergestellt, die Domcapitel in die Landstände aufgenommen und überhaupt die Länder bei dem Inbegriffe ihrer Gesetze und Gewohnheiten erhalten wissen.

Die Reichsstädte befanden sich in einer ähnlichen Lage, wie die geistlichen Stände; nur fehlte ihnen die Protection Oesterreichs. War doch der Kaiser selbst einer der ersten gewesen, der sie sich als Entschädigungsobjecte für Toscana ausgesucht und die erbfürstlichen Stimmen der Deputation versäumten nicht an diesen Vorgang zu erinnern, so oft man sich von österreichischer Seite auf den strengen Wortlaut des Friedens von Luneville berief. Aber für den verlorenen kaiserlichen Schutz hatten die Städte nicht etwa den der Fürsten eingetauscht; wenn die Letzteren in scheinbarer Theilnahme ihres Looses gedachten, so geschah es in der Regel nur, um dahinter einen Vorwurf gegen Oesterreich zu verstecken. So von beiden Seiten verlassen waren die Städte im Ganzen darauf gefaßt, ihre Unmittelbarkeit einzubüßen; nur machten die in Franken und Schwaben, gleich den Bischöfen, wenigstens den Versuch, sich gewisse Rechte für die Zukunft zu retten. In der Deputation war die böhmische Stimme der Ansicht, daß man die Reichsstädte, wenn sie mediatisirt würden, den begünstigtsten Municipalstädten gleichstellen und ihnen ihre grundherrlichen Rechte vorbehalten solle; die brandenburgische dagegen hielt es für bedenklich, den künftigen Landesherren im Voraus bindende Regeln für die Ausübung ihrer Landeshoheit vorschreiben zu wollen, und es war natürlich daß diese Auffassung im Kreise der weltlichen Fürsten Anklang fand; indessen

man mochte doch die Ungerechtigkeit fühlen, diesen Theil der Reichsstände, ohne daß es der Friede von Luneville bestimmte, ja ohne daß in der Deputation auch nur über das Recht dazu verhandelt ward, kurzweg zu mediatisiren, und es wurde später doch beschlossen, ihnen die angeführten Vergünstigungen zu verbürgen.

Eine ergiebige Quelle von Reclamationen war die gewaltsame militärische Besetzung der Entschädigungslande. Bairische Truppen hatten z. B. das Bisthum Würzburg occupirt, dicht gedrängte Einquartierungen, Ausstellung von Piketen zu Pferd und zu Fuß, nächtliche Beiwachten und andere kriegerische Vorkehrungen wurden dort getroffen, obgleich sich die Einwohner in bescheidenster Ruhe hielten. Es kam auch wohl vor, daß die Besetzung eines solchen Gebietes von zwei Seiten versucht ward. In der Stadt Volkmarsen im Herzogthum Westfalen hatte Darmstadt durch eine kleine Truppenabtheilung schon Besitz ergriffen, als der cassseler Landgraf ein paar Bataillone und eine Schwadron hinschickte, um sie hinauszudrängen; das gab natürlich neuen Stoff für Regensburg! In der Regel erfolgte die Occupation ohne Widerstand; nur hier und da ward ein Protest eingelegt. Da die Kirchengüter einmal für vogelfrei erkannt waren, so beeilten sich selbst diejenigen, die Hand draufzulegen, deren politische Existenz nicht viel fester stand, als die der geistlichen Fürsten. In Frankfurt a. M. wurden zum Beispiel — natürlich mit französischer Zustimmung — die drei Stifter St. Bartholomä, Liebfrauen und St. Leonhard nebst einigen andern kirchlichen Gütern und Stiftungen von Staatswegen in Besitz genommen.

Wer sich der auswärtigen Protection erfreute, glaubte sich Alles erlauben zu dürfen, zumal dieser Schutz nicht wohlfeil erworben war. Denn neben der demüthigen Hingebung an die fremde Politik und ihre Interessen wurde zugleich die Bestechung ärger als je fortgesetzt. Ein Mathieu und seine Genossen trieben den Länder- und Menschenschacher auf eine so schamlose Weise, daß selbst ein Geschichtschreiber wie Thiers nicht umhin kann, ihr Verfahren als höchst scandalös zu bezeichnen.

Den öffentlichen Reclamationen, womit die Reichsdeputation behelligt ward, lief eine Reihe von andern zur Seite, welche die Oeffentlichkeit nicht gut ertrugen. Sie gingen vorzugsweise von den schon begünstigten weltlichen Reichsständen aus und wurden nicht an die Deputation, sondern an die vermittelnden Mächte gerichtet. Da suchten Preußen und Baiern sich der Auflage zu entledigen, die auf einen Theil der ihnen zugesagten Stifter gelegt werden sollte: den Unterhalt und die Pensionen der Säcularisirten zu bestreiten. Oder Hessen-Cassel fand sich im Vergleich mit Darmstadt benachtheiligt; ja das Haus Oranien hatte die Naivetät, sich neben Toscana gekränkt zu finden. Da waren Baden und Baiern über die Kunstschätze in Mannheim hinter einander gekommen, die der bisherige Besitzer mitnehmen, der neue nicht verlieren wollte. Selbst Rußland hielt, „wo Alles bettelte, auch seinerseits den

Hut auf" und suchte für seine mecklenburgischen Verwandten die Kurwürde zu erlangen.

Ueber diesen Reklamationen waren mehrere Wochen verstrichen und der Termin von zwei Monaten, den die fremden Schiedsrichter gestellt, nahezu abgelaufen. Noch stand man auf demselben Punkte, wie im Anfang September; die Reichsdeputation hatte den Entschädigungsentwurf vorläufig angenommen, aber der kaiserliche Bevollmächtigte weigerte sich, diesem Beschlusse zuzustimmen. Doch hatten die Dinge sich so gestaltet, daß aller Voraussicht nach der Widerstand Oesterreichs nicht mehr lange fortdauern konnte.

Der Schlag, den der Kaiser durch die Besetzung von Passau zu führen glaubte, hatte sich gegen ihn selber gewendet. Preußen und Baiern schlossen sich jetzt nur enger an Frankreich an und was ein Schreckschuß hatte sein sollen, war für Oesterreich nur eine Quelle eigner Verlegenheiten geworden. Wir haben schon oben erfahren, in welch herbem Tone der erste Consul durch die Erklärung vom 14. September die österreichische Opposition in Regensburg erwiederte; jene Erklärung war aber zugleich durch einen weiteren Schritt unterstützt, der Oesterreich vollends isolirte. Gleich nach dem Passauer Vorgang hatte Bonaparte den preußischen und bairischen Gesandten in Paris zu einer Uebereinkunft (5. Sept.) bewogen, worin Preußen und Baiern die Verpflichtung eingingen: gemeinsam mit Frankreich auf die unveränderte Annahme des Entschädigungsentwurfs hinzuwirken und dem Kurfürsten von Baiern die Erhaltung der versprochenen Gebiete am rechten Innufer, namentlich die Stadt Passau zu verbürgen*). Sollte, hieß es in dem Vertrag, der Kaiser gegen Erwarten sich weigern, binnen sechszig Tagen Passau zu räumen, so verpflichten sich Frankreich und Preußen, ihre Streitkräfte mit den bairischen zu vereinigen, um Baiern sowol die Erhaltung seiner alten Besitzungen am rechten Ufer des Inn, als den Besitz von Passau zu versichern. Lucchesini hatte nach seiner Weise, leichtfertig und in übergroßer Bereitwilligkeit, das Abkommen unterzeichnet, zu dem ihn nichts ermächtigte; in Berlin war man auch darüber sichtbar verstimmt, sich eine so widerwärtige Verpflichtung auferlegt zu sehen. Aber es gab Mittel, diese üble Laune zu beschwichtigen; Bonaparte lohnte Preußen mit dem Versprechen, daß seine neuen Erwerbungen nicht von dem Entschädigungsplan und der Genehmigung des Reichstages abhängig sein, sondern als eine Folge des Vertrages vom 23. Mai betrachtet werden, also in jedem Falle schon eine definitive Gültigkeit haben sollten. Auch Rußland ward von Bonaparte bestimmt, das

---

*) S. Martens suppl. III. 226 f.

Uebereinkommen vom 5. September zu billigen. Um der Sache noch mehr Nachdruck zu geben, richtete der Conſul an den Kurfürſten Max Joſeph ein Handſchreiben, das er durch einen ſeiner Adjutanten, Lauriſton, überbringen ließ. Darin war die Hülfe Frankreichs von Neuem zugeſichert und, im Fall Oeſterreich ſich weigere, der nahe Einmarſch franzöſiſcher Truppen drohend verkündigt. Der Inhalt des Briefes ſollte nicht geheim bleiben und blieb es auch nicht; Lauriſton reiſte mit berechnetem Aufſehen durch Deutſchland, begab ſich nach dem Inn, als wenn er die Stellungen der Oeſterreicher recognosciren wollte, und zeigte ſich zu Regensburg und an mehreren Höfen gleichſam als der leibhaftige Vorbote der bevorſtehenden bewaffneten Intervention der Franzoſen.

Vergebens ſuchte Oeſterreich, indem es nun gelindere Saiten anſchlug, auf dem Wege der Unterhandlung beſſere Bedingungen zu erlangen. Seine Forderungen — die Kurwürde für Toscana und den Deutſchmeiſter, der Inn als Gränze und etwa Augsburg nebſt andern ſchwäbiſchen Bruchſtücken als Erſatz für Baiern — waren immer noch zu hoch für das franzöſiſche Intereſſe; Bonaparte antwortete verneinend und ſchien höchſtens bereit, etwa das Bisthum Eichſtädt von der bairiſchen Entſchädigungsliſte auf die öſterreichiſche zu übertragen.

Die Lage Oeſterreichs war alſo, fünf bis ſechs Wochen nach Eröffnung der Reichsdeputation, viel ungünſtiger geworden als zuvor. In dieſem Augenblick ſollte der Entſchädigungsentwurf in einer neuen Redaction zur Berathung kommen. Während nämlich die Reichsdeputation Beſchwerden empfing und den kaiſerlichen Commiſſär zur Nachgiebigkeit zu ſtimmen ſuchte, war die franzöſiſch-ruſſiſche Diplomatie in Regensburg nicht unthätig geweſen. Für die höheren politiſchen Geſichtspunkte war der Geſandte Bonaparte's, Laforeſt, einer ſeiner gewandteſten Diplomaten, dem wir noch mehrfach begegnen werden, der eigentliche Leiter; den niederen Menſchen- und Länderhandel leitete Mathieu und mit ihm Bacher; die beiden Vertreter Rußlands hatten nur Ja zu ſagen zu den Vorſchlägen, die von Laforeſt oder Mathieu vorbereitet waren. Nun war die Stellung dieſer diplomatiſchen Commiſſion von Anfang an keine vermittelnde, ſondern ſie entſchied wie in höherer Inſtanz; die Reichsdeputation ſelbſt bereitete für ſie höchſtens das Material vor. Indem ſie die Reclamationen entgegenahm und an die fremden Vermittler übergab, ging ſie anfangs von der Vorausſetzung aus, daß von dieſen die Entſcheidung nur auf Grund ihrer Vorlagen erfolge, allein es wurde eine Menge von Beſchwerden geradezu an Laforeſt und an Mathieu gerichtet, oder auch in Paris ſelbſt das verfolgt, was man in Regensburg nicht glaubte erreichen zu können. Und welche ſchmutzige Mittel waren dabei mit Eifer und Erfolg gebraucht worden! Drum erlebte denn auch die Reichsdeputation, als jetzt der modificirte Entwurf wieder an ſie kam, die eigenthümliche Ueberraſchung, daß die von ihr an die fremde Diplomatie übergebenen Reclamationen darin zwar

zum Theil erledigt, aber auch andere berücksichtigt waren, deren Beweggründe sich in den Acten der Deputation wenigstens nicht vorfanden, ja die einzelnen von ihr aufgestellten Grundsätzen offen widersprachen.

Am 9. October ward diese Arbeit vorgelegt; abermals mahnten die auswärtigen Gesandten, indem sie die Acte übergaben, an die zweimonatliche Frist, die, wenn man vom Tage der Vorlage des ersten Entwurfes an rechnete, spätestens am 24. October abgelaufen war. Binnen vierzehn Tagen sollte also Alles im Reinen sein!

In diesem modificirten Entwurfe waren die Forderungen Oesterreichs für Toscana so wenig wie früher bewilligt, dagegen eine Anzahl untergeordneter Herren, wie die Grafen von Looz und Corswarem, der Herzog von Croy, die Grafen von Limburg-Styrum, Salm-Reiffenscheid und ähnliche mit Entschädigungen bedacht. Zugleich waren alle Ansprüche und Rechte Dritter an die zur Entschädigung bestimmten Gebiete aufgehoben und die darüber aufgestellten Grundsätze lediglich ignorirt. Württemberg, Baden und Hessen erhielten verstärkte Zeichen der Gunst, in welcher sie bei den Machthabern standen; Löwenstein-Wertheim erlangte durch die Gewandtheit seiner Unterhändler gleiche Vortheile, seine und die salm'schen Entschädigungen wurden sogar auf Kosten des sonst vorzugsweise begünstigten Baierns ausgemittelt. Dagegen ward die Entschädigung des Fürsten von Leiningen und des Grafen von Solms vermindert, die der Grafen von Sickingen und von der Leyen gestrichen. Durch den russischen Einfluß erhielten Oldenburg und Mecklenburg-Schwerin eine größere Beute, auch für einige andere fielen noch kleine Brocken ab. Die Dotation von Kurmainz blieb auf eine Million Gulden Einkünfte festgesetzt; außer Aschaffenburg, Regensburg und Wetzlar sollte das noch Fehlende durch Anweisungen auf verschiedene geistliche Besitzthümer aufgebracht werden. Dem Johanniterorden waren die Grafschaft Bonndorf, mehrere Abteien auf dem Schwarzwald und einige mittelbare Stifter im Breisgau zugewiesen, der deutsche Orden wurde, ohne Oesterreich darüber zu fragen, mit Klöstern entschädigt, die in den kaiserlichen Erblanden lagen. Auch der Ritterschaft, für die man eine Entschädigung kaum erwartet, war ein Ersatz auf diesem Wege versprochen. Unter den Reichsstädten waren Frankfurt und die hanseatischen sichtbar begünstigt; es galt freilich in Regensburg für ausgemacht*), daß ihre Unterhändler in Paris durch beträchtliche Geldspenden dies Resultat erwirkt hatten. Das verarmte Nürnberg, das nichts bieten konnte, ging leer aus und sein Schicksal war den ferneren Unterhandlungen überlassen; Hamburg, Bremen und Lübeck erhielten dagegen eine Entschädigung, die von Seiten Hannovers und Holsteins Reclamationen hervorrief. Auch Augsburg schien mit Regensburg und Wetzlar das Schicksal Nürnbergs theilen zu müssen, als jetzt auf unmittelbaren Befehl von Paris die

*) Reichstagscorrespondenz d. d. 18. October.

geiſtlichen Güter und Einkünfte des Gebietes, zur unangenehmen Ueberraſchung Baierns und des Kurfürſten von Trier, der Stadt zugewieſen wurden. In den Fürſtenrath auf dem Reichstage waren außer den ſchon im erſten Plane erwähnten mehrere neue Stimmen eingeführt, zwei für Kurbrandenburg, zwei für Heſſen-Caſſel und eine für Solms-Braunfels. Es war um die Virilſtimmen auf dem Reichstage ein ähnlicher Wettlauf entſtanden, wie um die Gebietsvergrößerung und es galt als eine bekannte Sache, daß um den Preis von ungefähr zweihundert Louisdor bei den Franzoſen eine Virilſtimme feil war, ja die Franzoſen kamen auf den Gedanken, die noch fehlende Summe an der Kurmainzer Entſchädigung dadurch beizubringen, daß man jede neue Virilſtimme mit einer förmlichen Abgabe belege! Das ſtädtiſche Collegium ſollte in Zukunft nur noch aus ſechs Reichsſtädten beſtehen: aus Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg. Eine franzöſiſche Quelle verſichert*), Preußen habe das ganze Collegium aufheben und mit dem fürſtlichen vereinigen wollen, ſei aber durch Bonaparte's Widerſtand gehindert worden.

Dieſelben Stimmen, welche den Plan in ſeiner erſten Form vom Auguſt gutgeheißen hatten, waren natürlich auch für die Annahme dieſer neuen Redaction; Kurbrandenburg, Baiern, Württemberg, Heſſen erklärten dies ſofort, Kurmainz ließ ſich in weitläufiger Rede darüber aus, daß „das vollbracht werden müſſe, was nicht mehr zu ändern ſei.“ Auf der andern Seite fehlte es auch jetzt nicht an Nachträgen von Seiten der fremden Schiedsrichter und an Einſprachen der Betheiligten. Hannover und Holſtein glaubten ſich durch die hanſeatiſche Entſchädigung verkürzt, die Hanſeſtädte ſelbſt traten mit neuen Wünſchen hervor. Sie verlangten für den Fall künftiger Kriege vollkommene Neutralität ihrer Städte und Häfen, wollten von jeder Beiſteuer und Kriegslaſt ausgenommen ſein und wünſchten, daß ihr Seehandel von den europäiſchen Mächten nach dem Grundſatz: „frei Schiff frei Gut“ behandelt werden möge. Im Kreiſe der Deputation war man nicht ganz abgeneigt, dieſe Forderungen zu unterſtützen, doch nur wenn von den Städten ein Gegendienſt geleiſtet ward. Der Antrag Preußens, den drei Hanſeſtädten und Augsburg eine jährliche Steuer von je fünfzigtauſend Gulden aufzulegen, woraus der noch fehlende Reſt der kurmainziſchen Entſchädigungsſumme beſtritten worden wäre, ward angenommen und ungeachtet der Einſprache der Städte aufrecht erhalten; aber dieſelben wandten ſich an ihre auswärtigen Beſchützer und ſetzten es durch, daß auf Frankreichs und Rußlands Gebot dieſe drohende Auflage abgewendet ward.

Mit der Entſchädigungsangelegenheit hing eine Reihe von anderen Fragen zuſammen, die noch ihre Erledigung erwarteten, namentlich die politiſche Verfaſſung der ſäculariſirten Gebiete, ihr Schuldenweſen, die Anſprüche, die

*) Thiers IV. 109.

an den Entschädigungslanden hafteten, die Versorgung der Geistlichen und Beamten in den ehemals geistlichen Staaten. Die Rheinzölle und der Unterhalt des Reichskammergerichts gehörten ebenfalls dahin. Auch in diese rein inneren Angelegenheiten mischten sich die ausländischen Schiedsrichter ein, obwol über diese Fragen innerhalb der Deputation die Verständigung rascher erfolgte, als da, wo es sich um Quadratmeilen und Köpfe handelte. Das Meiste von dem, was darüber verhandelt worden ist, hat nachher in dem „Hauptschlusse" der Reichsdeputation seine Stelle gefunden und wir werden dort darauf zurückkommen*). Manches ist indessen auch nur frommer Wunsch geblieben. So hielten die österreichischen Stimmen und auch die sächsische nachdrücklich darauf, daß die neuen Besitzer lediglich als die Nachfolger der alten anzusehen seien und die Verfassung der Länder wie die Rechte der Unterthanen möglichst aufrecht erhalten werden müßten. Besonders scharf hielt der Vertreter des Deutschmeisters diesen Gesichtspunkt fest. Er gab zu, daß in der Verwaltung den neuen Regenten ein freier Spielraum zu gestatten sei, aber die verfassungsmäßigen Rechte der Unterthanen sollten durch einen völkerrechtlichen Act sichergestellt, die Rechte der Landstände ausdrücklich verbürgt werden und, wie im westfälischen Frieden, den Unterthanen gestattet sein, binnen eines Termines von etwa zwei Jahren, frei und ungehindert abzuziehen, wohin sie wollten. Auf der andern Seite ward von den weltlichen Mitgliedern der Deputation, Brandenburg voran, ebenso nachdrücklich die kirchliche Toleranz empfohlen. Je mehr bisher, hieß es in einer brandenburgischen Abstimmung, die Religions- und Kirchenverfassung in vielen Ländern den Vorwand abgegeben, um gegen jede andere Religionspartei als die sogenannte herrschende die auffallendste Intoleranz zu beweisen und deren Mitgliedern nicht allein die ihnen eigene Religionsübung zu verwehren, sondern dieselben von allen Gewerben, bürgerlichen Nahrungszweigen und Rechten auszuschließen, desto lauter fordert es der Geist und die Ehre des gegenwärtigen Zeitalters, keine beschränkende Vorschrift zu sanctioniren, die einem vernünftigen Toleranzsystem und einer freien Religionsübung im Wege stehen könnte. Wir werden später sehen, weder die eine, noch die andere Forderung ist in dieser Ausdehnung zur Geltung gelangt, doch sind in dem später gefaßten Hauptschlusse wenigstens die Spuren dieser Wünsche wieder zu erkennen**).

*) Ueber den Unterhalt der Geistlichen sind die später in den Reichsdeputationsreceß (§. 47—76.) übergegangenen Bestimmungen einstimmig beschlossen und damit wenigstens ein großer Theil der Wünsche befriedigt worden, welche die geistlichen Fürsten in der früher angeführten Eingabe kundgegeben hatten. Unerfüllt blieb hauptsächlich das Verlangen, den geistlichen Fürsten den Genuß der Domänen, den Domcapiteln ihre Güter und Einkünfte erhalten und die Dotationen der künftigen Bischöfe und Capitel auf liegende Gründe angewiesen zu sehen.

**) Die Verfassung sollte nach dem Reichsdeputationsreceß ungestört erhalten, jedoch „in demjenigen, was zur Civil- und Militäradministration und deren Ver-

Indeſſen drängte die franzöſiſche Diplomatie ungeduldig zum Abſchluſſe. Man war in der Berathung der einzelnen Punkte ſo weit vorgeſchritten, daß im Nothfalle zu dem feſtgeſetzten Termine zwar nicht die endgültige Redaction, aber doch die Annahme der geſammten Beſchlüſſe über die Entſchädigungen wie über die daraus folgenden Regeln und Zuſätze fertig werden konnte. Noch ſuchte freilich Oeſterreich Zeit zu gewinnen und die einzelnen Stimmen, namentlich Kurmainz, im Sinne der Verzögerung zu bearbeiten, aber die drängende und gebieteriſche Taktik der auswärtigen Schiedsrichter behielt auch diesmal die Oberhand. Wie dieſe es wünſchten, ward auf den 21. October die entſcheidende Berathung über die Annahme des modificirten Entwurfs feſtgeſetzt. Die beiden öſterreichiſchen Stimmen bekämpften vergebens die Faſſung eines endgültigen Beſchluſſes. Sie beſtritten der Deputation das Recht, ſo lange Toscana noch nicht eingewilligt in die ihm zugewieſene Entſchädigung, zu einem definitiven Beſchluſſe zu ſchreiten; und hielten es für unbedenklich noch ſo lange zu warten, bis die letzten Schwierigkeiten geebnet ſeien. Die Mehrheit war jedoch entſchloſſen, zum Ende zu kommen; auch Sachſen trat den fünf anderen Stimmen bei. So ward (21. Oct.) der Beſchluß gefaßt, mit „verbindlichſtem Danke“ für die Bemühungen der auswärtigen Geſandten, den Entwurf in ſeiner modificirten Geſtalt anzunehmen; man werde über die noch unerledigten Punkte unverzüglich das Nöthige feſtſtellen und dann Alles in eine Urkunde zuſammenfaſſen, um es den Miniſtern der vermittelnden Mächte mittheilen zu können.

Wenige Tage nach dieſem Beſchluſſe, am 26. October, ward eine Erklärung des Königs von Schweden überreicht, die, wie vieles Andere, was dieſer unglückliche Monarch in den Wirren jener Zeit unternommen hat, ohne Zweifel aus ehrenwerthen Motiven entſprang, aber des Nachdrucks der äußeren Macht entbehrte, die hier allein den Ausſchlag gab. Guſtav IV. beklagte es, daß ſich die Mitglieder des Reiches nicht mit ihrem Oberhaupte vereinigt hätten, um die Selbſtändigkeit zu behaupten, ohne welche keine dauerhafte Ruhe und Sicherheit Deutſchlands begründet werden könnte. Er ſehe, daß fremde Mächte ſich in die innere Angelegenheiten des Reiches eingemiſcht hätten, und glaube als Reichsfürſt und Bürge des weſtfäliſchen Friedens ein näheres Recht zur Theilnahme an den Berathungen darüber zu haben. Auch er gebe die Nothwendigkeit von Veränderungen in Folge der Entſchädigungen zu, allein es müſſe nach den Grundſätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit verfahren und nichts weiter als Erſatz für die Verluſte geleiſtet werden. Durch die militäriſche Beſetzung von Gebieten, deren Beſitz noch nicht zuerkannt ſei,

---

beſſerung und Vereinfachung gehört, dem neuen Landesherrn freie Hand gelaſſen werden.“ Die bisherige Religionsübung ſollte beſtehen bleiben, jedoch dem Landesherrn „freiſtehen,“ andere Religionsverwandte zu dulden und ihnen den vollen Genuß bürgerlicher Rechte zu geſtatten.

habe man ein gefährliches und gesetzwidriges Beispiel gegeben. Diese Kundgebung hatte natürlich jetzt durchaus keine weitere Folge; sie war nur darum merkwürdig, weil ein Reichsstand, der eine auswärtige Krone trug, gerade der einzige war, der den Standpunkt des Rechtes und der patriotischen Uneigennützigkeit geltend machte.

Indessen fing Oesterreichs Widerstand an, zu ermatten; am nämlichen Tage, wo die schwedische Erklärung übergeben ward, zeigte Baron Hügel an, der Kaiser habe nun nach Beseitigung der Hindernisse, die bisher einer Unterhandlung in Paris im Wege gestanden, die von der französischen Regierung angebotene Vergrößerung des toscanischen Looses als Grundlage einer Uebereinkunft abgenommen, deren Abschluß wohl in Kurzem zu erwarten sei. Nun schritt die Deputation rasch zum Ziele. Die Fragen, welche das Schuldenwesen, die Stellung der säculariſirten Herren und ihrer Diener, die Verfassungen der abgetretenen Lande und das Reichskammergericht betrafen, wurden in den nächsten Tagen erledigt. Einzelne Einsprachen und kleine Modificationen abgerechnet, die noch einen Notenwechsel mit den fremden Gesandten veranlaßten, waren die meisten Aufstellungen bald gemacht. Lebhaftere Verhandlung verursachte nur noch Eines: die leidige Angelegenheit der zweimalhunderttausend Gulden Renten, welche die Deputation auf die vier Reichsstädte anweisen wollte. Preußen namentlich beharrte auf diesem Vorschlage, und man erzählte von Haugwitz, er habe die frivole Aeußerung gethan: man wird um der 200,000 Gulden willen keinen Krieg anfangen. Allein das paßte nicht in die Berechnungen der französischen Politik, sie nahm eifrig Partei für die Städte, hetzte die kleineren gegen die preußische „Habsucht" auf und nahm die Miene an, sittlich entrüstet zu sein über dies unpassende Benehmen der preußischen Politik. Die Städte selbst aber zeigten sich äußerst geschäftig, durch die fremde Protection sich die angesonnene Geldauflage fernzuhalten. So endete die peinliche Verhandlung mit der gebieterischen Erklärung der französisch-russischen Diplomatie, daß der Beschluß über die vier Städte den Grundsätzen, welche die Vermittler geleitet hätten, geradezu entgegenstehe. Die Auskunft, die getroffen ward, war viel schlimmer, als die den Städten zugedachte Steuer; es ward, um die fehlende Entschädigungssumme zu beschaffen, ein Rheinoctroi eingeführt, dessen Verwaltung Kurmainz im Einklange mit Frankreich besorgen sollte; damit war die Last dem deutschen Verkehr aufgebürdet und der Erzkanzler des Reiches durch einen Theil seines Einkommens zu noch größerer Abhängigkeit gegen die französische Politik verpflichtet.

Durch das Drängen der französischen Diplomatie zur Eile angespornt, legte die Reichsdeputation am 23. November ihren „Hauptschluß" vor; es war die dritte Redaction des französisch-russischen Entwurfes vom 18. August. Als ganz abgeschlossen war freilich auch jetzt noch die Arbeit nicht zu betrachten; einmal brachten die Vermittler selbst Nachträge, die rasch dem Werke

einverleibt wurden, dann fehlte noch die kaiſerliche Zuſtimmung, ohne die nach den Formen der Reichsverfaſſung der Entwurf der Deputation dem Reichstage nicht vorgelegt werden konnte. Vorerſt, ſo lautete die Erklärung des kaiſerlichen Bevollmächtigten, ſei er noch außer Stande, dem ganzen Inhalte zuzuſtimmen; doch habe er die angenehme Hoffnung, daß durch das Ergebniß der Unterhandlung zu Paris die Anſtände beſeitigt würden. Natürlich verurſachte das formelle Hinderniß der Reichsverfaſſung der franzöſiſch-ruſſiſchen Diplomatie keine Bedenklichkeiten; wollte der Kaiſer den Hauptſchluß der Deputation dem Reichstage nicht überreichen, ſo nahmen ſie es ſelbſt auf ſich. Am Abend des 6. December empfing der Reichstag aus den Händen der beiden auswärtigen Geſandten den Deputationshauptſchluß, mit dem Erſuchen, das Werk in ſchleunigſte Erwägung zu ziehen. Zugleich übergaben dieſelben eine Erklärung, welche die Art der Abſtimmung auf dem Reichstage betraf. Es ſei, meinten ſie, nicht mehr paſſend, im Kurfürſten- und Fürſtenrathe diejenigen Stimmen zur Abſtimmung zuzulaſſen, deren Gebiete an Frankreich abgetreten, oder die, wie die geiſtlichen Stände und die Reichsſtädte, völlig geſtrichen ſeien. Aus „reinem Zartgefühl“ wolle man den Letzteren die peinliche Lage erſparen, an Berathungen Theil zu nehmen, die über ihre politiſche Exiſtenz die Entſcheidung geben ſollten. Eine Liſte, die ſie beilegten, enthielt die genauere Aufſtellung; danach waren die Stimmen der abgetretenen weltlichen und geiſtlichen Reichslande geſtrichen, die neu creirten Virilſtimmen proviſoriſch zugelaſſen, die ſäculariſirten Stifter und mediatiſirten Städte ſollten vorläufig ſuspendirt bleiben. Von den geiſtlichen Fürſten war nur noch der von Mainz in ſeiner neuen Geſtalt als Erzkanzler erhalten; er war es auch, der den Franzoſen die neue Aufſtellung hatte entwerfen helfen. Ließ ſich das Reich die neue Abſtimmungsweiſe gefallen, ſo war die Annahme des Hauptſchluſſes durch den Reichstag geſichert; die Widerſtrebenden waren ausgeſchloſſen, dafür andere, deren Intereſſe mit der neuen Revolution innig verknüpft war, zugelaſſen. Noch immer hatten einzelne der als Opfer bezeichneten Stände eine leiſe Hoffnung gehegt, das fertige Werk im letzten Augenblicke ſcheitern zu machen; die neue Abſtimmungsart ließ auch den letzten Schein dieſer Hoffnung verſchwinden. Zwar ſtieß das Anſinnen noch auf den Widerſtand des Kaiſers; allein auch der war zu überwinden, wenn ſich nur eine Form fand, welche die Nachgiebigkeit in der Sache einigermaßen milderte. Die kaiſerliche Politik hat nachher den Ausweg ergriffen, daß die geiſtlichen Stimmen zwar aufgerufen, aber für abweſend erklärt wurden; ein leerer Schein, bei dem ſich natürlich auch die fremden Schiedsrichter beruhigen konnten.

Sonſt deutete Alles darauf hin, daß auch Oeſterreich allmälig ſeinen Widerſtand aufgeben wollte. Am 4. December gab die böhmiſche Stimme die Erklärung ab, daß der Erzherzog Anton auf ſeine Rechte in Cöln und Münſter verzichte und der Kaiſer, wenn auch nur unter dem ausdrücklichen

Vorbehalte ſeiner noch unerledigten Anſprüche, dem Hauptſchluſſe der Reichsdeputation ſeine Zuſtimmung gebe. Es wurde dabei einmal auf die noch unbeendigten Verhandlungen in Paris hingewieſen, dann aber an die Reichsdeputation ſelber der Wunſch gerichtet, daß der Großherzog von Toscana und der Hoch- und Deutſchmeiſter zur Kurwürde erhoben und im Fürſtenrath die Zahl der katholiſchen Stimmen vermehrt werden möchte. Dieſe, wenn auch nur bedingte, Zuſtimmung deutete doch auf einen günſtigen Gang der Pariſer Unterhandlungen. In der That zeigte Bonaparte dort eine größere Nachgiebigkeit, als ſich nach den Regensburger Vorgängen erwarten ließ. Das geſpannte Verhältniß zu Großbritannien, mit dem ein neuer Krieg bevorſtand, und die Rückſicht auf Rußland machten es räthlich, mildere Saiten anzuſchlagen. In Rußland war am 20. September ein Miniſterwechſel eingetreten, in Folge deſſen Fürſt Alexander Kurakin und Graf Kotſchubey von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zurücktraten und Graf Alexander Woronzoff dieſes Departement übernahm. Bonaparte ſah in dieſer Veränderung eine leiſe Annäherung an die Politik der Coalition, für deren Anhänger der neue Miniſter galt; auch ließ ſich aus Einzelnem entnehmen, daß der Czar ſelbſt nicht mehr mit der Hingebung, wie früher, der franzöſiſchen Politik diente, ſondern allmälig zur Einſicht kam, daß er von Bonaparte als Werkzeug ſeiner Intereſſen gebraucht worden war. Dies Alles machte eine Verſtändigung mit Oeſterreich wünſchenswerth, bevor ein neuer Bruch des europäiſchen Friedens erfolgte.

So ward denn am 26. December zu Paris ein Vertrag unterzeichnet, welcher Oeſterreich und ſeinen Agnaten hauptſächlich auf Koſten Baierns eine etwas ausgedehntere Entſchädigung gewährte. Indem der Kaiſer dem Herzog von Modena außer dem Breisgau auch die Ortenau einräumte, erhielt er dafür die Bisthümer Brixen und Trient; dem Großherzog von Toscana ward zu den früheren Gebieten auch der Theil des Bisthums Eichſtädt, der Baiern verſprochen, aber noch nicht in Beſitz genommen war, bewilligt und für den Reſt eine Geldſumme von Baiern zugeſagt. Auch verſprach Frankreich, ſich für die Ertheilung der Kurwürde an das toscaniſche Haus zu verwenden. Dabei beruhigte ſich der Kaiſer; außerdem, daß er in einem beſonderen Vertrage die in Italien neuerlich getroffenen Veränderungen guthieß, verſprach er zugleich Paſſau ſofort zu räumen und dann für die ungeſäumte Annahme und Beſtätigung des Hauptſchluſſes der Reichsdeputation ſich zu verwenden*).

*) Doch war dieſe Zuſage nur bedingt. Der Artikel IV. lautete: En conséquence et sous la reserve des stipulations précédentes, ainsi que des droits de propriété et autres qui compètent à S. M. l'Empereur et Roi comme souverain des états héréditaires d'Autriche et Chef suprème de l'Empire, compatibles avec l'exécution du plan d'indemnités, sa dite M. s'engage, d'employer son influence, pour que le plan général d'indemnisation, arrêté par la deputation de l'Empire

Schon einige Tage vor dieſem Vertrag hatte der Kaiſer ſich dazu verſtanden (23. Dec.), den Hauptſchluß der Reichsverſammlung vorzulegen, die darüber am 7. Januar 1803 ihre Berathungen begann. Der Reichstag, ohnedies ſchon längſt verfallen, machte nun einen vollends verödeten Eindruck, da neben der anſehnlichen Zahl derer, die nicht inſtruirt waren, alle ſäculariſirten Stifter und alle mediatiſirten Reichsſtädte zwar der Form wegen aufgerufen, aber als abweſend bezeichnet wurden. Bei den erſten Umfragen waren es im Kurfürſtenrath nur Sachſen und Brandenburg, im Fürſtenrath nur Magdeburg, Weimar, Gotha, Braunſchweig, Baden, Lübeck, beide Heſſen, Anhalt, Naſſau und die wetterauiſchen Grafen, die, mit Inſtructionen verſehen, dem Entwurf ihre unbedingte Zuſtimmung ertheilten. Das Eine war freilich nicht zweifelhaft, daß dieſer Rumpfreichstag, von dem faſt alle unbequemen Elemente ausgemerzt waren, den Hauptſchluß, wie er vorlag, gutheißen würde. Indeſſen vorerſt mußte mit der weiteren Berathung noch inne gehalten werden.

Denn, wie Alles in dieſer Verhandlung ungewöhnlich und formlos erſchien, ſo war es auch die Art des Geſchäftsganges. Während der Reichstag in Berathung über den Plan trat, war der Plan ſelbſt noch nicht einmal fertig und die Deputation fuhr fort, neue Zuſätze und Modificationen zu verhandeln. Auch jetzt fehlte es natürlich nicht an Reclamationen; ſchon der jüngſte Vertrag mit Oeſterreich gab ja Baiern Anlaß, gegründete Beſchwerde zu erheben. Dann war die Entſchädigung für Kurtrier, Lüttich und einige andere geiſtliche Herren feſtzuſtellen, auch die Vertheilung der Stimmen im Reichsfürſtenrath und die Errichtung des Rheincercis war noch nicht erledigt. Es waren im Ganzen noch gegen vierzig einzelne Veränderungen von größerem oder geringerem Belang, welche der Hauptſchluß vom 23. Novbr. zu erfahren hatte.

Das Wichtigſte darunter war die neue Feſtſtellung der Virilſtimmen, von welcher zum guten Theil die künftige Phyſiognomie des Reichstages abhing. Um den öſterreichiſchen Einfluß fernzuhalten, erniedrigte man ſich auch hier durch die Bitte um fremde Intervention. Das Geſuch ward (1. Febr.) erfüllt; die fremden Schiedsrichter legten einen Entwurf der neuen Organiſation des Fürſtenrathes vor und forderten, daß derſelbe den Hauptſchluß als

dans sa séance du 23. Novembre, soit adopté et ratifié par la diète de l'Empire, sauf les modifications contenues dans la présente convention, et à y donner ensuite, dans le plus court délai, sa propre ratification Impériale. (So lautet der Abdruck in der officiellen Mittheilung, welche der angeführten Reichstagscorreſpondenz beigelegt iſt, während Martens a. a. O. offenbar nur eine Rücküberſetzung einer deutſchen Verſion gibt.) Der Kaiſer verſprach alſo nur, für den am 23. November vorgelegten Entwurf zu wirken, und behielt ſich außerdem alle ſeine Rechte als Kaiſer und Erbfürſt ausdrücklich vor. Wir werden ſehen, welche Bedeutung nachher dieſer Vorbehalt erhielt.

integrirender Theil einverleibt werde. Ohne Widerſpruch ließ man ſich auch dieſe Demüthigung, die freilich durchaus provocirt war, gefallen und nahm das franzöſiſch-ruſſiſche Dictat in das künftige Reichsgeſetz auf. Der Entwurf beruhte auf dem Grundſatze: daß die Stimmen der ſäculariſirten Lande ihre alten Plätze auch bei den neuen Beſitzern behalten und für die verlorenen Gebiete am linken Rheinufer die entſchädigten Fürſten ebenſo viel neue Stimmen, als ſie verloren hatten, erhalten ſollten. Bei den neuen Stimmen war das Alter der Reichsſtandſchaft und der Fürſtenwürde als Maßſtab für die Rangordnung angenommen.

In dieſem Augenblick gab der kaiſerliche Bevollmächtigte ſeine Zuſtimmung zu dem Hauptſchluſſe der Deputation „ſammt allen Abänderungen und Zuſätzen, welche ſich aus der Convention vom 26. December ergeben haben.“ Dieſer Nachſatz deutete an, daß die Zuſtimmung des Kaiſers noch immer keine ganz unbeſchränkte war. In der That folgten denn auch noch einige Bedenken, die ſchon früher von öſterreichiſcher Seite angeregt, aber nicht erledigt worden waren. Dahin gehörte die ausdrückliche Beſtätigung des weſtfäliſchen und der ſpäteren Friedensſchlüſſe, die Sicherſtellung der verfaſſungsmäßigen Rechte der Ritterſchaft und die Vertheilung und Anordnung der Virilſtimmen, worüber, wie es in einer Note an die vermittelnden Mächte hieß, die Erkenntniß lediglich dem Kaiſer und Reich anheim zu ſtellen ſei. Dieſe Vorbehalte konnten indeſſen nur den Sinn einer Verwahrung haben. Die Sache ſelbſt war eben jetzt in der Deputation zum endlichen Ziele gediehen. Der Entſchädigungsentwurf, den die fremden Mächte am 24. Auguſt übergeben und die Deputation am 8. September angenommen hatte, der dann in einer neuen Geſtalt am 9. October wieder vorgelegt und mit weſentlichen Zuſätzen und Veränderungen am 23. Novbr. zur Annahme gelangt war, dieſer dreifach modificirte Plan ward jetzt am 25. Febr. 1803 in ſeiner vierten Redaction von der Reichsdeputation zum Abſchluß gebracht und dem Reichstag zur Genehmigung vorgelegt. Es iſt dies der eigentliche Reichsdeputations-Hauptſchluß oder Receß, der nachher durch Kaiſer und Reich zum Geſetz erhoben worden iſt.

Jetzt erſt nahm die Reichsverſammlung ihre im Januar unterbrochenen Berathungen wieder auf. Im Kurfürſtenrath gab am 28. Februar zuerſt Brandenburg dem Entwurfe in ſeiner jetzigen Geſtalt die Zuſtimmung; es ſprach über den Vertrag vom 26. December, über die in Ausſicht geſtellt Entſchädigung Baierns für Eichſtädt und über die jetzt vervollſtändigte Dotation des Erzkanzlers ſeine beſondere Befriedigung aus. Daß, wie man es von kaiſerlicher Seite wünſchte, der Ritterſchaft noch beſondere Erwähnung geſchehe, ſchien der brandenburgiſchen Stimme nicht nothwendig. „Die deutſche Verfaſſung bleibe ja, ſo weit ſie durch das Entſchädigungswerk nicht umgeſtaltet werde, in allen übrigen Punkten unverändert ſtehen, mit ihr auch die rechtmäßigen Verhältniſſe der Ritterſchaft; doch müſſe es jedem ritter-

schaftlichen Gutsbesitzer unbenommen bleiben, mit dem Landesherrn, in dessen Umfange seine Besitzungen liegen, sich gütlich zu verständigen." Kurböhmen, das am 7. März votirte, äußerte sich nicht in so befriedigtem Tone. Es rühmte die eigene Mäßigung, wollte aber eben darum nicht zugeben, daß sein bescheidener Ersatz ihm noch weiter vermindert werde; neben anderem schien ihm namentlich die bairische Entschädigung anstößig*). Ferner betrachtete es die Vertheilung der Stimmen im Fürstenrathe als eine Sache, die mit dem eigentlichen Entschädigungsgeschäft gar nicht zusammenhänge; in jedem Falle sei es für Oesterreich Pflicht, auf möglichstes Gleichgewicht beider Religionstheile hinzuwirken. Indem Kurböhmen mit diesen Bemerkungen dem Recesse beitrat, behielt es sich zugleich die Einschaltung der früheren Friedensschlüsse, die Rechte der Ritterschaft und des Deutschordens ausdrücklich vor.

Am 14. März ließ sich die pfalzbairische Kurstimme vernehmen; wie sich denken läßt, sehr verschieden von der vorausgegangenen. Pfalzbaiern, indem es dem Recesse seine Zustimmung gab, betonte mit Nachdruck die ihm zustehende Entschädigung für das verlorene Eichstädt und wollte nichts wissen von Clauseln zu Gunsten der Ritterschaft. Verfassungsmäßige und anerkannte Rechte blieben ja unerschüttert; für solche, die bestritten seien oder mit den Rechten Anderer collidirten, sei aber keinerlei Vorbehalt zulässig. Dagegen näherte sich Kurbraunschweig der österreichischen Auffassung; es wünschte, daß die innern Verfassungsfragen dem Reiche vorbehalten, die Rechte der deutschen Reichsverfassung für Alle, Kurfürsten, Fürsten und Stände, wie für die Reichsritterschaft ausdrücklich gewahrt und zugleich die älteren Friedensschlüsse erwähnt würden. Wie gewöhnlich sehr wortreich und salbungsvoll ließ sich Kurmainz vernehmen. Es rühmte die Dienste der Deputation, die das unter den Umständen Mögliche geleistet habe, es bedauerte die Unterlegenen, es dankte sämmtlichen Betheiligten, dem Kaiser wie den fremden Schiedsrichtern, und schloß mit dem frommen Wunsche: „daß hiernächst durch Eintracht und Gemeingeist unter göttlichem Segen das Wohl des deutschen Vaterlandes befestigt werden möge." Ueber die Bestätigung der älteren Verträge und die Vorbehalte zu Gunsten der Ritterschaft und der beiden geistlichen Orden theilte Kurmainz die österreichische Ansicht. In ähnlichem Sinne, doch mit dem Wunsche, daß „dadurch weder der bisherige Besitzstand verändert, noch streitige Ansprüche entschieden würden," gab auch Kursachsen am 21. März dem Recesse seine Genehmigung.

---

*) Baiern hatte in der Sitzung vom 3. Febr. eine ausführliche Vorstellung wegen der Entziehung von Eichstädt eingereicht; es ward darüber kein Beschluß von der Deputation gefaßt, aber ihr Inhalt den fremden Ministern mitgetheilt und diese fügten dann dem §. 2. den Zusatz bei: „wobei der fernere Bedacht auf einen Territorialersatz dessen, was dem Kurfürsten von Pfalzbaiern noch für das ihm vorhin angewiesene Bisthum Eichstädt abgeht, vorbehalten wird."

Lebhafter war die Verhandlung im Collegium der Reichsfürſten, wo ſie ebenfalls am 28. Februar begann. Die preußiſche Stimme (Magdeburg), im Uebrigen mit dem im Kurfürſtenrath abgegebenen Votum Brandenburgs übereinſtimmend, nahm hier zugleich Anlaß, den in der bekannten ſchwediſchen Note hingeworfenen Handſchuh aufzunehmen. In einer Zeit, ſo äußerte ſie ſich, wo Preußen und das deutſche Reich die eigenen ſchwediſchen Beſitzungen vor einem verheerenden Kriege bewahrt, habe Schweden für gut befunden, daran keinen Antheil zu nehmen; darum müſſe es ſehr befremden, wenn es jetzt das misbillige, was nur eine Folge ſeines eigenen Verhaltens ſei, und die Vermittlung zweier angeſehenen Mächte angreife, „denen jeder Patriot, dem die künftige Sicherheit, Ruhe und Wohlfahrt des deutſchen Reiches am Herzen liege", nur danken könne. Der vorpommerſche Geſandte erwiederte darauf, daß Schweden nicht als ſouveraine Macht, ſondern nur in ſeiner Eigenſchaft als Reichsſtand geſprochen und dabei lediglich den von jedem Unparteiiſchen nicht zu verkennenden Zweck im Auge gehabt habe, die Ruhe und Selbſtändigkeit des deutſchen Reiches aufrecht zu erhalten. Im Uebrigen ſtimmte Vorpommern für die Annahme des Entwurfes; es wünſchte nur die früheren Verträge erwähnt und die Rechte der Ritterſchaft gewahrt. Aehnlich äußerte ſich Baden, Sachſen-Weimar wiederholte ſeine ſchon im Januar ausgeſprochene Beiſtimmung, das bremiſche Votum war mit dem kurhannoverſchen gleichlautend, Naſſau war für Genehmigung.

Als am 7. März die Verhandlung fortgeſetzt ward, erfolgte zuerſt das Votum von Oeſterreich; es ſtimmte wörtlich mit dem überein, das am nämlichen Tage Kurböhmen im Kurfürſtenrath abgab. Nur wurde es dort ziemlich ruhig aufgenommen, während ſich hier im Fürſtencollegium darüber ein lebhafter Zank entſpann. Preußen und Baiern fuhren dagegen auf; ſie fanden es, abgeſehen von dem Inhalt, durchaus unzuläſſig, daß Oeſterreich das Entſchädigungsgeſchäft und die Vertheilung der Virilſtimmen als zwei verſchiedene Dinge trennen wolle; der Vorſchlag ſei vom Reichstagsdirectorium als ein Ganzes eingebracht worden und es ſtehe dem Directorium des Fürſtenrathes nicht zu, einen eigenen abweichenden Antrag an die Stelle zu ſetzen*). Auch Kurmainz fand ſeine Rechte dadurch beeinträchtigt und die vermittelnden Mächte ſäumten nicht, zwei Tage ſpäter in einer Note ausdrücklich zu erklären: es handle ſich nicht um eine neue Unterhandlung, ſondern um die vollſtändige Ratification des Ganzen, von der man ſich durch keine abweichende Anſicht ſolle abwenden laſſen. Die Discuſſion darüber zog ſich noch in die nächſte Sitzung hinüber, jedoch wurde die Abſtimmung fortgeſetzt. Während die bekannte öſterreichiſche Clientel, Dietrichſtein, Auersberg, Lobkowitz und Liechtenſtein, der kaiſerlichen Auffaſſung beipflichtete, gaben

*) Nach der Wahlcapitulation Kaiſer Franz des Zweiten (Art. XIII. §. 8) war es allerdings ein Eingriff in die Rechte des Reichstagsdirectoriums.

Württemberg, Mecklenburg, beide Heſſen dem Hauptſchluſſe ihre unbedingte Genehmigung, die Letzteren, indem ſie die Garantie der ritterſchaftlichen Rechte im Sinne der preußiſchen Abſtimmungen ausdrücklich ablehnten. Einzelne perſönliche Anliegen ausgenommen, drehte ſich dann die übrige Abſtimmung am 11., 14. und 21. März lediglich um die eine Verſchiedenheit, ob die Genehmigung im Sinne der preußiſch-bairiſchen Anſicht unbedingt ertheilt war oder ob ihr die bekannten öſterreichiſchen Clauſeln zu Gunſten der früheren Verträge, der Reichsritterſchaft und der Ritterorden angehängt wurden. Die große Mehrzahl war für das Letztere. Nur Baiern, Salm, Braunſchweig-Wolfenbüttel und Schwarzburg ſtimmten ohne Clauſel zu; Lübeck-Oldenburg, Aremberg, Schwarzenberg, der Johannitermeiſter, die Grafencollegien, Regensburg, der Hoch- und Deutſchmeiſter, Holſtein-Glückſtadt, Hohenzollern, die thüringiſchen Stimmen und Fürſtenberg gaben ihre Genehmigung zugleich mit den öſterreichiſchen Zuſätzen. So fiel denn auch die große Mehrheit in dieſem Sinne aus: der Reichsdeputationshauptſchluß war in ſeiner Geſammtheit angenommen, doch ſollten die früheren Friedensſchlüſſe erwähnt und die Rechte der beiden Ritterorden und der Reichsritterſchaft ausdrücklich beſtätigt werden. Eine ähnliche Meinung war auch in dem kurfürſtlichen Collegium zur Mehrheit gelangt; die ſechs Stimmen des ſtädtiſchen waren ohne Clauſel für die Genehmigung. Das Reichsgutachten, wie es am 24. März nach der Meinung der drei Räthe abgefaßt ward, ſchloß ſich der Anſicht an, welche im Fürſtencollegium obgeſiegt hatte: es beantragte beim Kaiſer — mit den bekannten Zuſätzen — die volle Genehmigung des Reichsdeputationshauptſchluſſes.

Die Genehmigung verurſachte noch ein kurzes Nachſpiel, in welchem wieder die alten Parteigegenſätze unverſöhnt einander gegenübertraten. Das kaiſerliche Ratificationsdecret, das am 27. April eintraf, ertheilte zwar dem Entſchädigungsplane im Allgemeinen die Sanction, aber keineswegs unbedingt, vielmehr mit einem ausdrücklichen Veto gegen einen weſentlichen Theil des Receſſes. Der Kaiſer betonte nämlich einmal die Aufrechthaltung des Pariſer Vertrags, und namentlich deſſen vierten Artikel, worin er ſich ſeine Rechte ausdrücklich vorbehalten, dann verlangte er, daß die Beſtätigung der früheren Friedensſchlüſſe und die Verwahrung der deutſchen Reichsverfaſſung in „wirkliche Ausführung und Handhabung übergehe", auch die Anſehung derjenigen Punkte, deren Erörterung noch künftigen Unterhandlungen zu unterliegen habe*), dem Kaiſer und dem Reiche die „gebührende Einſchreitung vorbehalten" bleibe. Unter dieſen Bedingungen war dem Entſchädigungswerke im Ganzen die Beſtätigung ertheilt; verſagt war dieſelbe ausdrücklich den Be-

*) Das bezog ſich beſonders auf den im §. 2. niedergelegten Vorbehalt einer bairiſchen Entſchädigung für Eichſtädt und auf die Beſtimmungen wegen des Rheinzolls (§. 39).

stimmungen, welche die neue Vertheilung der Virilstimmen im Fürstenrath betrafen. „Der Kaiser, hieß es, sehe sich durch seine für die Erhaltung der Reichsverfassung und die Beschützung der katholischen Religion heilig beschworenen Pflichten genüßigt, seine Ratification über diesen Gegenstand einstweilen zu suspendiren und sich vorzubehalten, ein Reichsgutachten zu dem Ende zu verlangen, daß, nachdem dem protestantischen Religionstheile schon in dem kurfürstlichen und reichsstädtischen Collegium eine so entschiedene Mehrheit zugefallen, die hergebrachten Verhältnisse der zwei Religionstheile nicht auch in dem fürstlichen Collegium bis zur wesentlichen Ueberschreitung der Stimmen-Parität abgeändert würden.“*)

Die neue Gestaltung des Fürstenraths, wie sie nach französisch-russischer Anordnung war beschlossen worden, gab allerdings dem kaiserlichen Einflusse auf dem Reichstage den letzten tödtlichen Stoß. Vor der jüngsten Umwälzung standen sich im Fürstencollegium fünfundfunfzig katholische und fünfundvierzig protestantische Stimmen gegenüber, oder wenn nach dem herkömmlichen Turnus das Stift Osnabrück und die westfälischen Grafen noch auf jene Seite fielen, waren es siebenundfunfzig katholische, d. h. zum größten Theil dem Kaiser ergebene Stimmen, gegen nur 43 protestantische. Nach der neuen Eintheilung blieben auf katholischer Seite nur 53, höchstens beim Wechsel der westfälischen Grafen 54 übrig, während das protestantische Reichsfürstenthum über 77—78 Stimmen verfügte. Es stand also hier die Frage des österreichischen Einflusses wesentlich auf dem Spiele, und um sie war der Kaiser entschlossen, noch einen letzten Versuch des Widerstandes zu wagen.

Es konnte darüber kein Zweifel bestehen, daß der Kaiser zu einem solchen Veto, wie er es einlegte, berechtigt war; es lagen, was auch die Gegner sagen mochten, Beispiele genug vor, daß das kaiserliche Veto nicht nur gegen einen Beschluß im Ganzen, sondern auch gegen dessen einzelne Theile geübt worden war. Vergebens beriefen sich die Andern auf den vierten Artikel des Vertrages vom 26. December, worin der Kaiser zugesagt, dem Deputationsschlusse seine Genehmigung zu ertheilen; denn in eben jenem Artikel hatte er sich seine Rechte ausdrücklich vorbehalten und zudem nur dem Hauptschlusse beizustimmen versprochen, wie er am 23. November 1802 von der Deputation des Reiches gefaßt war. Darin war aber die neue Gestaltung des Fürstenraths noch nicht enthalten. Die kaiserlichen Kronjuristen spielten indessen den Streit auf ein Gebiet, wo der begründetste Widerspruch nicht ausbleiben konnte; sie erfanden die neue Theorie und suchten sie mit handgreiflicher Sophistik durchzufechten: daß nach dem Sinne des westfälischen Friedens eine volle Stimmengleichheit beider Confessionen geboten sei**), und der Kaiser darum die

*) Ueber die folgenden Vorgänge verweisen wir, neben der mehrfach angeführten Reichstagscorrespondenz besonders auf die gediegene Schrift von K. L. Aegidi, der Fürstenrath nach dem Luneviller Frieden. Berlin 1853.

**) S. darüber die Ausführung bei Aegidi S. 42—100.

Pflicht habe, diese gesetzliche Ordnung aufrecht zu halten. Auch mit der Hinweisung auf die Pflichten gegen die römische Kirche war es insofern eine mißliche Sache, als der Kaiser den größten und folgenreichsten Schlag gegen das römische Kirchenthum in Deutschland — die Säcularisationen — in eben dem Decret vom 27. April guthieß und die neue Vertheilung der Stimmen im Fürstenrathe doch nur eben eine unvermeidliche Folge davon war.

Wohl lagen aber die politischen Verhältnisse nicht ungünstig für die Erneuerung des kaiserlichen Widerstandes. Die auswärtigen Schiedsrichter hielten ihre Arbeit für beendet und waren kaum geneigt, sich in den endlosen Streit um die verwickelten Rechtsfragen der deutschen Reichsverfassung noch tiefer einzulassen. Wer wußte überhaupt, wie weit Frankreich und Rußland noch einig waren! Wenigstens deutete Manches schon darauf hin, daß das herzliche Einverständniß der beiden Vermittler erschüttert war. Frankreich stand zudem am Eingange eines neuen großen Krieges mit England; schwerlich schlug es in einem solchen Augenblicke für ein paar protestantische Stimmen im Fürstenrath das gute Einvernehmen mit Oesterreich in die Schanze. So wagte denn der Kaiser im nämlichen Augenblicke noch einen weiteren Schritt: er nahm alle die Klöster und Stifter in Beschlag, die den säcularisirten Kirchenstaaten gehört hatten und in den österreichischen Erblanden lagen, obwol damit die neuen weltlichen Besitzer, namentlich Baiern, um ein Capital von ungefähr fünfzehn Millionen verkürzt wurden, auf das sie sicher gerechnet hatten*).

Die kaiserliche Politik irrte nicht, wenn sie auf die Gleichgültigkeit der fremden Vermittler zählte. Die brandenburgischen und bairischen Gesandten hatten alsbald nach dem Decret vom 27. April ihren Anhang aufgeboten und waren in der Wohnung des französischen Gesandten zu einer vertraulichen Conferenz der Eingeweihten zusammengetreten (3. Mai), um sich der Hülfe der fremden Diplomatie zu versichern. Wie unangenehm waren sie aber überrascht, als ihnen Laforest trocken erklärte: „die zur Entschädigung berechtigten Fürsten hätten genug erhalten und es scheine ihm, da die Hauptgegenstände des Reichsgutachtens ratificirt seien, bedenklich, wegen einiger Incidenzpunkte

*) Der Kaiser gründete sein Verfahren (in einem Rescript der geheimen Hof- und Staatscanzlei an die Gesandten in Regensburg d. d. 19. Mai 1803) auf das Heimfallsrecht, das in ähnlichen Fällen immer geübt worden sei und das er sich im Art. IV. des Vertrages vom 26. Dec. unter den „droits de propriété et autres qui compètent à S. M. l'Empereur comme souverain des Etats héréditaires d'Autriche" ausdrücklich vorbehalten habe. Dagegen ergab sich aus den Verhandlungen der Deputation, daß dieselbe niemals auch nur versucht war, solchen Prätensionen Raum zu geben; ihr Receß bestimmte auch §. 36: die eingezogenen Stifter gehen an „ihre neuen Besitzer mit allen Gütern, Rechten, Capitalien und Einkünften über, wo sie auch immer gelegen sind." Ueber den Umfang der österreich. Reunionen s. Hoff, das deutsche Reich II. 299 ff.

mit Beſchwerden hervorzutreten. Die gegenwärtige Kriſis ſei nicht ſo beſchaffen, daß man unbedeutender Urſachen wegen den Krieg erneuern könne"*). Vergebens waren die Bemühungen, den franzöſiſchen Diplomaten auf andere Gedanken zu bringen; am 9. Mai reichten die Geſandten der beiden vermittelnden Mächte eine Note ein, worin ſie wie nach vollſtändig vollbrachter Arbeit Abſchied nahmen, dem deutſchen Reichskörper die fernere Erledigung der inneren Anordnungen überließen und nur gegen die kaiſerlichen Beſchlagnahmen eine verblümte Abmahnung einflochten**). Zum lebhaften Verdruß des preußiſch-bairiſchen Anhanges reiſten die Geſandten wirklich ab, und der Kaiſer löſte (10. Mai), da das Geſchäft nun erledigt ſei, die Reichsdeputation auf. Es war alſo dem Kaiſer und Reiche, zunächſt ohne fremde Einmiſchung, überlaſſen, die neuen Ordnungen aufzuſtellen, die ſich aus dem Receß vom 25. Februar ergaben. Dahin gehörte neben der Reform der Kreisverfaſſung und der Unterhaltung des Reichskammergerichtes vor Allem die neue Organiſation des Reichsfürſtenraths. Bevor freilich die Deutſchen unter ſich ſelber darüber einig wurden, war der ſchwer erſchütterte Bau des heil. römiſchen Reiches vollends zuſammengebrochen.

Während man ſich in Regensburg noch um einzelne Abſchnitte zankte, ward der Hauptſchluß der Reichsdeputation zum größten Theil in Vollziehung geſetzt und damit die alten Ordnungen des Reiches für immer aufgelöſt. Wir wollen zunächſt die Gebietsveränderungen, wie die erſten dreißig Paragraphen des Receſſes ſie feſtſtellen, genauer ins Auge faſſen; dieſelben enthalten neben den Grundlagen der territorialen Geſtaltung Deutſchlands, wie ſie zum gu-

---

*) „Dieſe mit einem dem franzöſiſchen Miniſter ganz eigenen Nachdruck geführte Sprache ſoll eben ſo viel Befremden als Unzufriedenheit veranlaßt haben und die Conferenz, bei welcher der Freiherr von Bühler und Freiherr von Albini zwar gegenwärtig geweſen, doch kein Wort geſprochen haben, hat ſich ohne ein zu faſſendes Reſultat geendigt." Reichstagscorreſpondenz d. d. 5. Mai.

**) S'il arrivait cependant, hieß es in der Note, que dans la nouveauté de tant d'arrangements divers un des Etats de l'Empire se trouvât condnit à lever par méprise les droits d'nn antre, la justice et la bonne foi auront promptement réparé l'errenr qne des mesures de rétorsion aggraveraient au contraire. Sa Maj. l'Empereur de toutes les Rnssies et le Premier Consnl sont intimément convaincus au reste qu'aucun mauvais exemple ne sera donné et bien moins encore imité. — Nach der Reichstagscorreſpondenz d. d. 23. Mai hatte der franzöſiſche Geſandte geäußert, die franzöſ. Regierung habe zwar keine Urſache, mit dem Decret zufrieden zu ſein, bei dem jedoch beſtehenden guten Einverſtändniß zwiſchen Oeſterreich und Frankreich verdiene dieſer Gegenſtand nicht, daß man ſich mit Discuſſionen darüber vorzüglich beſchäftigte, zumal in einem Augenblicke, wo man mit weit wichtigeren Angelegenheiten zu thun habe.

ten Theil noch heute fortbeſtehen, auch die Anfänge einer neuen Politik. Der revolutionäre und rechtloſe Charakter dieſer Zeiten gibt ſich in wenig Erſcheinungen ſo präguant kund, wie in dieſer neuen Vertheilung Deutſchlands.

Die Entſchädigung des Kaiſers und ſeiner Verwandten aus Toscana und Modena war, wie wir uns erinnern, die große Schwierigkeit geweſen, die den Abſchluß ſo lange verzögert; erſt in dem Vertrage vom 26. December war die endliche Löſung gefunden worden. Deſſen Beſtimmungen ſind denn auch meiſt wörtlich in den Receß übergegangen, namentlich der vielbeſprochene Vorbehalt kaiſerlicher und erbfürſtlicher Rechte, den ſich Oeſterreich im vierten Artikel jenes Vertrages ausbedungen hatte. Der Erſatz Oeſterreichs für die Ortenau, womit es die modeneſiſche Entſchädigung durch den Breisgau noch vergrößerte, beſtand in den Bisthümern Brixen und Trient „mit ihren ſämmtlichen Gütern, Einkünften, Beſitzungen, Rechten und Vorrechten.“ Stand dieſe Entſchädigung mit denen der übrigen weltlichen Fürſten, die bisweilen das Doppelte und Dreifache des Verluſtes betrugen, zwar außer Verhältniß, ſo war es doch ein voller Erſatz des Verlorenen. An Quadratmeilen und Einwohnerzahl kamen die beiden Bisthümer dem Breisgau und der Ortenau nicht ganz gleich, aber ſie gaben einen reicheren Ertrag und ſchloſſen ſich beſſer an den Kern der öſterreichiſchen Erblande an, als die ferngelegenen Enclaven am Oberrhein. Toscana ward mit dem Erzbisthum Salzburg (nur das Amt Mühldorf und den auf dem linken Innufer gelegenen Theil der Grafſchaft Neuburg ausgenommen, die an Baiern fielen), mit der Propſtei Berchtesgaden, dem öſtlich von Ilz und Inn gelegenen Theile des Hochſtiftes Paſſau und dem Bisthume Eichſtädt abgefunden; vom letzteren verblieben nur die im Ansbach'ſchen und Baireuth'ſchen gelegenen Enclaven bei Baiern, das jedoch dafür eine Entſchädigung in Geld zu leiſten hatte; in gleicher Weiſe ſollte Oeſterreich für die oben erwähnten, von Salzburg losgeriſſenen, Bezirke aus Einkünften des Stiftes Freiſingen, die in Oeſterreich lagen, Erſatz erhalten. Weder dieſe Gebiete, noch das, was Modena am Breisgau und der Ortenau erhielt, konnten als eine volle Entſchädigung gelten*), und die Verwandten des Kaiſerhauſes hatten Recht, wenn ſie ſich im Vergleich mit ihren Beſitzungen in Italien für ſehr verkürzt hiel-

*) Die Berechnungen des damaligen Ertrages ſchwanken außerordentlich und werden wohl kaum genau zu ermitteln ſein. Während auf öſterreichiſcher Seite für Toscana kaum anderthalb Millionen Gulden Entſchädigung (gegen etwa vier Millionen Verluſt) herausgerechnet wurden, ward von Anderen der Geſammtertrag des toscaniſchen Erſatzes auf mehr als zwei Millionen berechnet, und die einzelnen Angaben gehen ſo weit auseinander, daß ſie ſich nicht vereinigen laſſen. S. Gaspari II. 15. ff. Hoff II. 165 ff. Nur das ſteht feſt, daß die öſterreichiſchen Berechnungen bei Toscana wie bei Modena zu niedrig, die der Gegner häufig zu hoch ſind, und in jedem Falle der Erſatz beträchtlich hinter dem Verluſte zurückblieb.

ten; gegen Deutschland war aber auch diese unzulängliche Abfindung ausländischer Dynastien ein schmachvolles Unrecht.

Nächst der österreichischen Entschädigung hatte die mit ihr verflochtene bairische die meiste Schwierigkeit verursacht. Der Verlust Baierns gehörte unzweifelhaft zu den größten, die in der Revolution erlitten worden waren. Durch die Friedensschlüsse zu Campo Formio und Luneville verlor die bairische Dynastie außer ihrem ererbten zweibrückischen Fürstenthume die kurpfälzischen Besitzungen links vom Rhein, die Fürstenthümer Simmern, Lautern und Veldenz, das Fürstenthum Jülich, den pfälzischen Antheil an Spanheim und einige niederländische Herrschaften; nach dem Theilungsplane hatte es auch seine pfälzischen Aemter am rechten Rheinufer an Baden, Hessen, Nassau und Leiningen abzugeben. Waren zwar die Berechnungen, die Baiern selbst von diesem Verluste gab, etwas zu hoch gegriffen, so belief er sich doch auf beinahe zweihundert Quadratmeilen sehr schönen und fruchtbaren Gebietes, das im Ganzen von nahezu 600,000 Menschen bewohnt war und dessen Revenuen man wohl nicht übertrieben auf mehr als vier Millionen Gulden berechnen durfte*). Dafür erhielt das pfalzbairische Haus an geistlichen Gütern den größten Theil des Bisthums Würzburg, die Hochstifter Bamberg, Freisingen, Augsburg und den Rest von Passau, die Propstei Kempten und die Abteien Waldsassen, Ebrach, Irsee, Wengen, Söfflingen, Elchingen, Ursberg, Roggenburg, Wettenhausen, Ottobeuern, Kaisersheim, St. Ulrich, so wie auch das, was an geistlichen Rechten und Einkünften in der Stadt und Gemarkung Augsburg lag und nicht schon dieser selbst zugewiesen war. Von den Reichsstädten und Reichsdörfern in Franken und Schwaben fielen an Baiern: Rothenburg, Weißenburg, Windsheim, Schweinfurt, Gochsheim, Sennfeld, Kempten, Kaufbeuern, Memmingen, Dinkelsbühl, Nördlingen, Ulm, Bopfingen, Buchhorn, Wangen, Leutkirch und Ravensburg; auch war die viel besprochene Entschädigung für Eichstädt zugesagt. Daß diese Erwerbungen an Umfang und Bevölkerung die verlorenen Gebiete beträchtlich überragten, war gewiß und wurde auch von Baiern selbst nicht bestritten; nur an Einkünften wollte es noch einen Verlust berechnen**). Wäre dem auch wirklich so gewesen, wie

*) Baiern gab 220 Quadratmeilen mit 780,000 Einwohnern und 5,870,000 Gulden Revenuen Verlust an, während die Berechnungen der gleichzeitigen Statistiker nur 186½ Quadratmeilen mit 580,000 E. und 4,250,000 Gulden Einkünften nachwiesen. Die Differenz erklärt sich dadurch, daß die bairische Zählung zugleich alle mittelbaren Besitzungen des Hauses, die im Elsaß und in Belgien gelegen waren, und den Ersatz der in den letzten acht Jahren verlorenen Einkünfte mit in Anschlag brachte, während es durchgängige Regel war, bei den Entschädigungsansprüchen nur den Verlust an reichsunmittelbarem Lande, nicht aber die Einbuße an sonstigen Besitzungen, den Kriegsschaden und Aehnliches mit in die Rechnungen aufzunehmen.

**) Die Berechnungen über den Umfang und die Bevölkerung der Entschädigungslande weichen im Ganzen wenig von einander ab. In den Angaben der Zeitgenossen

gewichtig waren dagegen die Vortheile, die das kurfürſtliche Haus durch die neuen Erwerbungen erhielt! Für den Verluſt der allerdings ſchönen und fruchtbaren Gebiete am Rhein bekam es die ergiebigſten und beſtangebauten Landſchaften, die außerdem in Süddeutſchland exiſtirten, lauter fruchtbare und gewerbſame Länder mit einer intelligenten und regſamen Bevölkerung; ſelbſt unter ſeinen neuen geiſtlichen Erwerbungen befanden ſich gerade die cultivirteſten und beſtregierteſten, die Deutſchland vor der Revolution beſaß. Man durfte behaupten: erſt jetzt waren zu einer politiſchen Entwickelung Baierns die Bedingungen gegeben. Statt der weit entlegenen Beſitzungen am Rhein tauſchte der Kurfürſt Gebiete ein, die ſeinem Beſitz zwiſchen Lech und Inn erſt die rechte Abrundung gaben und den Grund zu der Mittelmacht legten, die ſich im Laufe der nächſten Jahre ausgebildet hat. Gegen die öſterreichiſchen Gelüſte, Baiern zu verſchlingen oder die Dynaſtie anderswohin zu verpflanzen, ließ ſich kein ſtärkerer Damm aufrichten, als die Ausbreitung Baierns von der tiroler Gränze bis zum Main; der inneren Entwickelung des neuen Staates war kein beſſerer Sporn zu geben, als dieſe Verbindung der ſtarren, altbairiſchen Gebiete mit dem viel regeren und entwickelteren Stoff der neuen fränkiſchen und ſchwäbiſchen Erwerbungen. Die ſelbſtgenügſame Abſperrung des altbairiſchen Weſens gegen das übrige Deutſchland konnte erſt jetzt überwunden werden.

Preußen hatte durch die Abtretung des linken Rheinufers an Reichslanden nur einen Theil von Cleve und das Fürſtenthum Meurs, außerdem Geldern und einige Parcellen an der holländiſchen Gränze eingebüßt; das geſammte Gebiet von ungefähr 48 Quadratmeilen und 127,000 Einwohnern ertrug ſammt den einträglichen Rhein- und Maaszöllen gegen anderthalb Millionen Gulden. Es handelte ſich hier vom Anfange an nicht ſowohl um einen Erſatz für dieſe Einbuße, als um eine Vergrößerung; darum hatte Oeſterreich ſchon zu Campo Formio und Raſtatt die einfache Zurückgabe der verlorenen Gebiete betrieben, Preußen ſeit 1795 und 1796 das linke Rheinufer bereitwillig aufgegeben und durch ſeine Fügſamkeit gegen die franzöſiſche Politik möglichſt reichen Erſatz rechts vom Rheine zu erlangen geſucht. Es war nicht der ganze Preis dieſer Anſtrengung erreicht, aber doch eine Entſchädigung gewonnen worden, die mehr einer Eroberung, als einem Aequiva-

über die großen Stifter herrſcht ziemliche Uebereinſtimmung und auch die ſchwierigere Berechnung über den Umfang und Werth der einzelnen Abteien und Reichsſtädte differirt im Ganzen nur um ein Weniges. S. Gaspari II. 26 ff. Hoff II. 124 ff. Danach betrug der Erſatz Baierns ungefähr 290 Quadratmeilen mit 854,000 Einwohnern und 6,607,000 Gulden Einkünften. Zur beſſeren Arrondirung ſchloß der Kurfürſt am 30. Juni 1803 einen Tauſchvertrag mit Preußen, wonach dieſes eine Anzahl Aemter und Orte im Ansbach'ſchen und Baireuth'ſchen an Baiern abtrat und dafür Entſchädigungen aus würzburgiſchen, bambergiſchen und eichſtädtiſchen Gebieten nebſt den Städten Weißenburg, Dinkelsbühl und Windsheim erhielt.

lent des Verlorenen ähnlich sah. Preußen erhielt die Bisthümer Hildesheim und Paderborn, den besten Theil des Hochstiftes Münster mit der Stadt selbst, Erfurt und die kurmainzischen Besitzungen und Rechte in Thüringen, das Eichsfeld, die Abteien Herford, Quedlinburg, Elten, Essen, Werden und Cappenberg und die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar — zusammen einen Besitz, der über 230 Quadratmeilen groß war, mehr als eine halbe Million Bewohner zählte und dessen Einkünfte nach mäßiger Berechnung nahezu vier Millionen Gulden betrugen. An Umfang und Bevölkerung war es das Dreifache, an Einkünften beinahe das Vierfache des Verlustes*). Die Gebiete gaben zwar keine reine Abrundung des preußischen Gebietes, aber sie verzweigten den Einfluß Preußens über ganz Mittel- und Norddeutschland. Es waren lauter fruchtbare und einträgliche Erwerbungen, von denen das Stift Hildesheim und Goslar sich an Halberstadt anschloß, die Besitzungen in Thüringen Preußen eine Position inmitten der sächsischen Herzogthümer schufen, der Theil von Münster und das Stift Paderborn die älteren westfälischen Besitzungen, Cleve, die Grafschaft Mark, Minden, Ravensberg und Lingen gut ergänzte und abrundete. Kurhannover ausgenommen waren es fortan zwischen der Elbe und dem Rhein nur noch kleinere Gebiete, welche den Zusammenhang des preußischen Besitzes in Norddeutschland unterbrachen.

Der Rest des Hochstiftes Münster ward an eine Anzahl kleiner Dynasten vertheilt, deren Anrecht auf Entschädigung nicht außer Zweifel stand, die aber zum Theil durch einflußreiche Verbindungen sich einen Antheil an der großen Beute sicherten. Die Häuser Croy und Looz hatten auf dem abgetretenen Gebiete des linken Rheinufers keine oder nur zweifelhafte reichsunmittelbare Besitzungen gehabt; jenes erhielt das münstersche Amt Dülmen, dieses die Reste der Aemter Bewergern und Wolbeck. Aremberg bekam für den Verlust seiner links vom Rhein gelegenen Lande das münstersche Amt Meppen und die ehemals kurkölnische Grafschaft Recklinghausen, was für seine verlorenen reichsunmittelbaren Lande jedenfalls einen zureichenden Ersatz gab. Die münsterschen Aemter Bocholt, Ahaus, Horstmar fielen an das rheingräfliche salm'sche Haus, während die niedersalm'sche oder reifferscheid'sche Linie auf das mainzische Amt Krautheim und die Einkünfte einiger geistlichen Güter in Oberdeutschland angewiesen ward.

Das Haus Braunschweig hatte durch die Friedensschlüsse von 1797 und 1801 nichts eingebüßt, sondern nur in Folge des Theilungsplanes selbst einzelne Besitzthümer und Rechte freiwillig abgetreten. So hatte Hannover seinen

*) Den gesammten Betrag der neuen Erwerbungen genau zu bestimmen, war wegen der Mannigfaltigkeit der einzelnen Theile nicht leicht; doch sind, wie die Berechnung bei Gaspari II. 47—54 zeigt, die Ziffern eher zu niedrig, als zu hoch gegriffen.

Anspruch auf die Grafschaft Sayn-Altenkirchen an Nassau, das Amt Wildeshausen an Oldenburg überlassen und auf die Rechte und Einkünfte, die der Kurfürst als Herzog von Bremen im Namen des Domcapitels in der Stadt und dem Gebiete von Hamburg und Bremen besaß, verzichtet. Auch die weniger bedeutenden Rechte alter Schutzherrlichkeit auf Hildesheim, Corvey und Höxter waren aufgegeben worden. Für diese zum Theil unbeträchtlichen Abtretungen erhielt der Kurfürst reichen Ersatz in dem Bisthum Osnabrück, das den Verlust um das Fünf- bis Sechsfache überstieg und den Kurlanden eine zusammenhängende Vergrößerung nach Westen hin schuf. Die herzoglich braunschweigische Linie, die nichts verloren, ward Eigenthümerin der Abteien Gandersheim und Helmstädt.

Die freigebigsten Entschädigungen erhielt Baden. Für seine Verluste auf dem linken Rheinufer, die aus dem badischen Antheil an Sponheim, einer Enclave in der Rheinpfalz, aus ritterschaftlichen Gütern im Elsaß und einigen Herrschaften in den Niederlanden bestanden, erhielt der neue Kurfürst: das Bisthum Constanz, die rechts vom Rhein gelegenen Reste der Hochstifter Speyer, Straßburg und Basel, die pfälzischen Aemter Ladenburg, Bretten und Heidelberg mit den ehemaligen Hauptstädten der Pfalz, Heidelberg und Mannheim, dann die Herrschaft Lahr, die gegenüber von Straßburg gelegenen hessischen Aemter Lichtenau und Willstett, ferner die Abteien Schwarzach, Frauenalb, Allerheiligen, Lichtenthal, Gengenbach, Ettenheimmünster, Petershausen, Reichenau, Oehningen, die Probstei Odenheim und die Reichsstädte Offenburg, Zell, Gengenbach, Ueberlingen, Biberach, Pfullendorf und Wimpfen. Der Verlust überstieg nicht 8 Quadratmeilen reichsunmittelbaren Gebietes mit 25,500 Einwohnern und ward auf 240,000 Gulden Einkünfte geschätzt; der Ersatz belief sich auf 59¾ Quadratmeilen, mit 237,000 Einwohnern und über anderthalb Millionen Einkünfte. Allerdings gaben diese Erwerbungen ein sehr wenig arrondirtes Ganze; das neue Kurfürstenthum zog sich vorerst nur wie ein schmaler, vielfach durchbrochener Gränzstreif von der Neckarmündung bis zur Schweizergränze, aber die badische Entschädigung war darum doch, im Verhältniß zum Verluste, die größte von allen. Die Ursache dieser Freigebigkeit konnte nicht in den Verdiensten liegen, die sich Baden seit 1796 um Frankreich erworben, vielmehr hätten dann andere Reichsstände, namentlich Preußen, viel höhere Ansprüche an Dank gehabt; noch weniger waren wohl, wie Bonaparte vorgab, „die Regententugenden des Markgrafen Karl Friedrich, die ihm seit lange die Achtung Europas erwarben", für die französische Politik ein entscheidender Beweggrund. Die Wünsche Kaiser Alexanders für die Verwandten seiner Gemahlin und Mutter und das Interesse Frankreichs, im deutschen Südwesten jene dritte Mittelmacht im Reich zu gründen, wirkten hier zusammen, um bei der Theilung Baden, Baiern, Württemberg und Hessen vorzugsweise günstig zu bedenken; daß unter diesen Baden wieder weitaus am reichlichsten ausgestattet ward, erklärte sich aus

dem Misverhältniß zwischen dem bisherigen Besitz des neuen Kurfürsten und der ihm zugedachten politischen Stellung.

Nicht so groß, aber immer noch reich genug, war die Entschädigung Württembergs, das für den Verlust von Mömpelgard (7 Quadratmeilen mit 14,000 Einwohnern) und die Einbuße verschiedener Einkünfte, deren Summe auf 336,000 Gulden angeschlagen war, die Probstei Ellwangen, die Abteien und Klöster Zwiefalten, Schöntbal, Comburg, Rotenmünster, Heiligenkreuzthal, Oberstenfeld, Margarethenhausen und die Reichsstädte Weil, Reutlingen, Eßlingen, Rotweil, Giengen, Aalen, Hall, Gmünd, Heilbronn nebst dem Dorfe Dürrenmettstetten erhielt*). Der Ersatz, auf 29¼ Quadratmeilen, 110,000 Einwohner und 700,000 Gulden Einkünfte angeschlagen, blieb zwar hinter dem Loose des Nachbarn zurück, betrug aber doch immer an Umfang und Bevölkerung mehr als das Vierfache des Verlustes und hatte vor den badischen Erwerbungen den Vortheil einer trefflichen Arrondirung des neuen Gebietes voraus. — Mit diesen Vergrößerungen verglichen, nahm sich allerdings der hessencasselsche Antheil an der Beute ziemlich bescheiden aus; für den Verlust von St. Goar, Rheinfels und den Verzicht seiner Ansprüche auf Corvey, im Ganzen nicht eine Quadratmeile groß und etwa 30,000 Gulden Einkünfte tragend, erhielt zwar der neue Kurfürst von Hessen durch die mainzischen Aemter Fritzlar, Naumburg, Neustadt und Amöneburg, dann die Stadt Gelnhausen und das Reichsdorf Holzhausen einen Ersatz, der die Einbuße weit überstieg, aber er fand sich doch verkürzt und war unzufrieden. Warum denn, fragte eine cassel'sche Beschwerde, gerade das kurhessische Haus unter den größeren Fürstenhäusern allein sich seine Entschädigung nach dem wirklichen Verlust berechnen lassen solle, statt nach den politischen Machtverhältnissen wie die andern bedacht zu werden? Der geizige Kurfürst war selber Schuld; er hatte, wie es heißt**), den Fehler begangen, den Franzosen nur zwanzigtausend Louisd'or anzubieten, „die mit Verachtung zurückgewiesen wurden". Glücklicher war die darmstädter Linie, die denn freilich auch das Geld nicht gespart hat. Dieselbe hatte durch die Friedensschlüsse die im Elsaß gelegene Grafschaft Hanau-Lichtenberg eingebüßt und auf dem rechten Rheinufer zur Abfindung Badens und Nassau's eine Anzahl Aemter (Lichtenau, Wilstett, Katzenelnbogen, Braubach, Ems, Kleeberg, Eppstein) freiwillig abgetreten, im Ganzen eine Verminderung von 13 Quadratmeilen mit 40,000 Seelen und ungefähr 400,000 Gulden Einkünften. Dafür war aber dem Landgrafen eine sehr reiche Entschädigung zugefallen: das ehemals

*) Die sechs Abteien und das Dorf waren im zweiten Entschädigungsplan hinzugefügt worden, als Ersatz für verschiedene Renten im Gesammtbetrag von 88,000 Gulden, die Württemberg an Hohenlohe-Waldenburg, Salm, Reiferscheid, Limburg-Styrum u. A. zu bezahlen hatte.

**) Lang Memoiren II. 53.

kölniſche Herzogthum Weſtfalen, die mainziſchen Aemter Gernsheim, Bensheim, Heppenheim, Lorſch, Fürth, Steinheim, Alzenau, Vilbel, Rockenburg, Haßloch, Aſtheim, Hirſchhorn, die pfälziſchen Aemter Lindenfels, Umſtadt, und Otzberg mit den Reſten von Alzei und Oppenheim, ebenſo der Ueberreſt des Wormſer Bisthums, die Abteien Seligenſtadt und Marienſchloß, die Probſtei Wimpfen und die Reichsſtadt Friedberg. Zwar laſtete auf dieſen Erwerbungen die Verpflichtung einer Rente an den Fürſten von Wittgenſtein-Berleburg und eine Erhöhung der heſſen-homburgiſchen Deputatgelder, aber der Gewinn blieb gleichwol bedeutend genug. Statt dreizehn Quadratmeilen hatte Darmſtadt gegen hundert eingetauſcht, deren Bevölkerung mehr als das Dreifache, deren Einkünfte mehr als das Doppelte des Verluſtes einbrachten.

Zu dieſer begünſtigten Gruppe der künftigen Rheinbundſtaaten zählte auch Naſſau. Die (im Jahre 1816 erloſchene) Linie Uſingen erhielt für die am linken Rheinufer verlorene Grafſchaft Saarbrücken, für zwei Drittheile von Saarwerden, für Ottweiler und für die an Baden abgetretene Herrſchaft Lahr, im Ganzen etwa 20 Quadratmeilen mit ſechzigtauſend Einwohnern, die mainziſchen Aemter Königſtein, Höchſt, Kronenburg, Rüdesheim, Oberlahnſtein, Eltville, Harheim, Caſtel, die Beſitzungen des Domcapitels am rechten Mainufer, namentlich Hochheim, das pfälziſche Amt Kaub, den Reſt des Kurfürſtenthums Cöln, die obgenannten darmſtädtiſchen Aemter, einige Frankfurter Dörfer, unter denen das Bad Soden die ſchätzbarſte Erwerbung war, die Grafſchaft Sayn-Altenkirchen und die Capitel und Abteien Limburg, Rummersdorf, Bleidenſtadt und Sayn. Die Entſchädigungen, wenn auch an Umfang nicht viel größer als das Verlorene, waren alle zur Abrundung des Gebietes ſehr gut gelegen, enthielten eine Reihe von fruchtbaren und reichen Beſitzungen und boten durch ihren Ertrag für die Einbuße einen reichen Erſatz. Die Linie Weilburg (die gegenwärtig regierende) war noch beſſer bedacht; ſie hatte ein Drittel der Grafſchaft Saarwerden und die Herrſchaft Kirchheimbolanden am linken Rheinufer, im Ganzen etwa 6 Quadratmeilen, eingebüßt; ſie erhielt dafür die Reſte des Trierer Kurſtaates, alſo die Aemter Ehrenbreitſtein und Bergpflege, den größten Theil der Grafſchaft Nieder-Iſenburg, die Aemter Hammerſtein, Boppard, Welmich, Montabaur, Limburg, Camberg und Wehrheim, einen Theil von Münzfelden und außerdem die Abteien Arnſtein, Schönau und Marienſtadt — im Ganzen beinahe das Dreifache des Verluſtes*). Für die Dillenburg'ſche Linie oder das Haus Naſſau-Oranien hatte, wie wir uns erinnern, Preußen ſich eifrig bemüht und es auch durchgeſetzt, daß dieſe, Deutſchland ſeit dritthalb Jahrhunderten fremdgewordene Dynaſtie, die ſo wenig wie Toscana oder Modena ein Recht hatte, auf deutſche Koſten

*) Doch hieß es, die urſprüngliche, noch größere Entſchädigung ſei verkürzt worden, weil Weilburg anfangs den Franzoſen 600,000 fl. verſprach und dann nur zwei Drittheile bezahlte.

versorgt zu werden, eine ansehnliche Entschädigung erhielt. Aus den Bisthümern Fulda und Corvey, die Reichsstadt Dortmund und einigen Stiftern, unter denen die berühmte Benedictinerabtei Weingarten in Oberschwaben das bedeutendste war, wurde ein oranisches Fürstenthum von etwa 46 Quadratmeilen und einer Million Einkünfte zugeschnitten.

An diese Reihe von reichen Dotirungen, womit größtentheils spätere Rheinbundfürsten ausgestattet wurden, schließen sich andere, die mehr den Charakter von wirklichen Entschädigungen an sich tragen und unter denen nur hier und da eine durch Gunst und besondere Verhältnisse ergiebiger ausgefallen ist. So hatte auf den Antrieb Bremens Oldenburg sich dazu verstehen müssen, den sehr einträglichen Elsflether Zoll nach Ablauf der nächsten zehn Jahre aufzuheben, und erhielt für diese Einbuße und die Abtretung einiger kleinerer Besitzungen das bisher schon besessene Bisthum Lübeck zum erblichen Eigenthum, dann das hannoversche Amt Wildeshausen und vom ehemaligen Bisthum Münster die Aemter Vechta und Kloppenburg. Mecklenburg-Schwerin, das auf zwei erbliche Domherrnstellen im Stift Straßburg und einen kleinen Landstrich, der an Lübeck fiel, hatte verzichten müssen, ward mit einigen Lübeck'schen Dörfern und einer Anweisung auf das Rheinoctroi abgefunden; der Wunsch, eine Kurwürde zu erlangen, war trotz Rußlands Fürsprache unerfüllt geblieben. Die beiden hohenzollernschen Linien in Schwaben hatten an reichsunmittelbarem Gebiet nichts verloren; die mächtige preußische Verwandschaft hatte es aber dahin gebracht, daß sie ausnahmsweise auch für ihre verlorenen Lehenseinkünfte mit einigen schwäbischen Herrschaften und Klöstern entschädigt wurden. Dietrichstein erhielt für die an Bündten abgetretene Herrschaft Tarasp die Herrschaft Neu-Ravensburg; der Fürst von Ligne für die verlorene Grafschaft Fagnolles im Lütticher Land die Abtei Edelstetten im schwäbischen Donaugebiet; dem Hause Thurn und Taxis, das in solchen Unterhandlungen meistens mit erfolgreicher Freigebigkeit agirte, wurden für seine verlorenen Posteinkünfte am linken Rheinufer Besitzungen in Schwaben, z. B. das Stift und die Stadt Buchau, die reichen Abteien Marchthal und Neresheim nebst einigen weltlichen Herrschaften zugeworfen und zugleich die Fortdauer seines Privilegiums im Reiche ausdrücklich garantirt. Das Haus Löwenstein-Wertheim, mit den Menschen- und Ländermäklern in enger, vertraulicher Verbindung, ward für einige verlorene Herrschaften am linken Rheinufer, unter denen nur die Grafschaft Virneburg reichsunmittelbares Land war, mit Aemtern und Stiftern aus den Spolien von Würzburg und Mainz abgefunden. Oettingen-Wallerstein erhielt für die in den Friedensschlüssen abgetretene Herrschaft Dachstuhl zwei schwäbische Abteien und einige im eigenen Gebiet gelegene Klöster; in ähnlicher Weise wurden den Fürsten und Grafen zu Solms ihre jenseits des Rheins verlorenen Güter ersetzt; das Haus Stolberg mußte sich dagegen für seine verlorene Grafschaft Rochefort mit einer Anweisung auf die Rheinzölle begnügen. Hohenlohe-

Bartenstein wurde für die im Elsaß gelegene Herrschaft Oberbronn mit würzburg'schen Aemtern und Einkünften, größtentheils an der Jart, mehr als hinreichend entschädigt; auch die Ingelfinger und Oehringer Linie erhielt für bestrittene Ansprüche und einen an die Bartensteiner abgetretenen Landstrich genügenden Ersatz an Grund und Boden; nur Hohenlohe-Waldenburg mußte sich für seinen Antheil am Bopparder Zoll mit einer Rente begnügen. Der Fürst von Isenburg ward für die Abtretung eines Dorfes an Nassau mit zwei anderen mainzischen Dörfern und den Resten einer Abtei abgefunden. Der Fürstin wurde für einige verlorene Herrschaften, die ihr zugehört hatten, eine Rente auf das Rheinoctroi angewiesen. Für die Fürsten von Leiningen, welche die reichsunmittelbare Grafschaft dieses Namens, die Grafschaft Dachburg und die Herrschaft Weihersheim am linken Rheinufer verloren hatten, wurde aus mainzischen, würzburgischen und pfälzischen Aemtern ein schönes kleines Fürstenthum zwischen Main und Neckar gebildet; die kurmainzer Hinterlassenschaft gab dazu die Aemter Miltenberg, Buchen, Seligenthal, Amorbach und Tauberbischofsheim, Würzburg und die Bezirke Grünsfeld, Landa, Hardheim und Rippberg, Pfalzbaiern die Aemter Boxberg und Mosbach, wozu noch die Abteien Gerlachsheim und Amorbach kamen. Wohl hafteten auf diesen Erwerbungen eine immerwährende Rente und eine nicht unbedeutende Schuldenlast, aber der Verlust der überrheinischen Besitzungen war durch dies wohl arrondirte Fürstenthum von mehr als 27 Quadratmeilen reichlich ersetzt. Das hoben auch die gräflichen Linien in ihren Reclamationen hervor; sie waren so reich nicht bedacht worden. Leiningen-Guntersblum mußte sich für seine verlorenen Ansprüche mit der mainzischen Kellerei Billigheim und einer Rente, die auf das Rheinoctroi angewiesen war, begnügen; die Heidesheimer Linie erhielt eine gleiche Rente und die mainzer Kellerei Neudenau; die westerburger Grafen, früher am linken Rheinufer in Grünstadt und der Umgegend ansehnlich begütert, wurden karg genug mit einigen Abteien in der Wetterau und ähnlichen Renten abgefunden. Sie hatten, wie es scheint, in den Unterhandlungen nicht das Geschick und wohl auch nicht die Freigebigkeit bewiesen, wie andere weniger Berechtigte unter den reichsfürstlichen Familien.

Der Fürst von Wiedrunkel empfing für die an Frankreich übergegangene Grafschaft Krichingen zwei kölnische Aemter und die Kellerei Vilmar; der Fürst von Bretzenheim ward für zwei verlorene Herrschaften mit der Stadt Lindau und dem dortigen Stift entschädigt; dem wittgenstein'schen Hause wurden für seine theils durch die Friedensschlüsse, theils durch freiwilligen Verzicht verlorenen Besitzungen Geldrenten zugewiesen.

Besondere Schwierigkeiten bot die Entschädigung der Reichsgrafen. Nicht wenige von ihnen hatten ihr ganzes Besitzthum verloren, andere waren durch die Abtretung des linken Rheinufers wenigstens um einen großen Theil ihrer reichsunmittelbaren Lande, namentlich diejenigen gekommen, an denen die

Reichsstandschaft haftete. Die verschiedenen Verhältnisse dieser Körperschaft von den auf Kreis- und Reichstagen Berechtigten an bis zu den blos mit ritterschaftlichen Gütern Dotirten herab, die nur als Grafen charakterisirt waren, machten an sich schon eine gerechte Abfindung nicht leicht; nun fehlten aber auch die Mittel, ihren Schaden nur einigermaßen zu decken. Ein zuerst für sie bestimmtes Gebiet war zum Theil anders verwendet, zum Theil an Begünstigte verschwendet worden; es blieb nun nichts mehr übrig, als eine kleine Anzahl Stifter aus der Erbschaft der schwäbischen Prälatenbank*), die nicht entfernt hinreichten, die lange Reihe dieser reichsgräflichen Familien zu dotiren. Es ward eine besondere Commission gebildet, die mit löblichem Eifer das verwickelte Geschäft zu lösen suchte, indessen sie war außer Stande, das Deficit der Mittel zu überwinden. In Regensburg und Paris drängten sich aber natürlich andere Interessen in den Vordergrund, als die der armen Reichsgrafen; es war vorauszusehen, daß die Deputation suchen würde, so rasch als möglich über diese Angelegenheit hinwegzukommen. Man zerstückelte die einzelnen Kirchengüter, welche die bescheidene Entschädigungsmasse bildeten; man half sich mit Geldrenten, die auf die Stifter angewiesen wurden, aber es blieb immer noch eine sehr beträchtliche Lücke übrig. Kaum konnten die am ersten zum Ersatz Berechtigten, an deren verlorene Güter die Theilnahme an Kreis- und Reichstagen geknüpft war, noch nothdürftig entschädigt werden; was hinter ihnen stand und Güter ohne diese Rechte oder überhaupt ohne Reichsunmittelbarkeit eingebüßt hatte, bekam entweder kaum die Hälfte oder auch geradezu nichts. Die Leyen, Halberg, Aspremont, Bassenheim, Bentheim, Metternich, Nesselrode, Ostein, Schaesberg, Sickingen, Sternberg und Törring gehörten dazu; unter ihnen verrechnete z. B. der Graf von Leyen seinen Verlust mit 248,781 Gulden jährlicher Einkünfte, der von Sickingen mit 116,000 — und dafür wurde nicht ein Heller Entschädigung bezahlt. Wohl deutete der Artikel, der sie betraf, auf die „nunmehr zu erwartende Aufhebung des Sequesters", das auf diesen Gütern lag, und wies sie auf Einkünfte, „welche noch zu einer weiteren Bestimmung übrig bleiben dürften", aber wer wollte davon etwas erwarten! Es lautete vielmehr wie bittere Ironie, wenn Brandenburg in der Deputationssitzung vom 12. Februar 1803, wo die Sache der Reichsgrafen entschieden ward, „eine vollkommene trostvolle Beruhigung in der im Luneviller Frieden stipulirten und von Frankreich feierlich zugesagten Aufhebung des Sequesters" erblicken wollte und sich einen Erfolg davon versprach, daß man die Erfüllung dieser Zusage „mit ebensoviel Wärme als Zuversicht reclamirte". Es hat das natürlich nie eine Folge gehabt.

Von geistlichen Fürsten und Körperschaften war, wie wir uns erinnern,

*) Es waren die Abteien und Klöster Ochsenhausen, Münchroth, Schussenried, Guttenzell, Hegbach, Baindt, Buxheim, Weißenau und Isny, wozu noch die Reichsstadt Isny kam.

nur der Kurerzkanzler und die beiden Ritterorden übrig geblieben. Der erzbiſchöfliche Stuhl von Mainz ward auf die Domkirche von Regensburg übertragen und die Würde „eines Kurfürſten, Reichserzkanzlers, Metropolitan-Erzbiſchofs und Primas von Deutſchland“ ſollte auf ewige Zeiten damit vereinigt bleiben. Seine auf eine Million Gulden feſtgeſetzte Dotation ward gebildet: aus dem Fürſtenthum Aſchaffenburg, wie man das alte mainziſche Oberamt dieſes Namens ſammt den Aemtern Aufenau, Lohr, Orb, Prozelten, Klingenberg und Amrach jetzt bezeichnete, dann aus dem Fürſtenthum Regensburg (der Stadt und ihren Stiftern), der Grafſchaft Wetzlar, wie die Reichsſtadt mit ihrem Gebiet nun hieß, und den noch übrigen Bruchſtücken vom alten Eigenthum des Mainzer Domcapitels. Die Summe dieſer Einkünfte war auf ungefähr 600,000 Gulden angeſchlagen; die übrigen viermalhunderttauſend ſollten durch das Rheinſchifffahrtsoctroi beigebracht werden. Der Kurfürſt-Erzkanzler ſollte auch fernerhin nach den Statuten ſeiner alten Metropolitankirche gewählt, den Städten Regensburg und Wetzlar, als den Sitzen des Reichstages und Reichskammergerichtes, eine immerwährende Neutralität zugeſichert werden. Der deutſche Orden ſollte die mittelbaren Stifter, Abteien und Klöſter im Vorarlberg, im öſterreichiſchen Schwaben und überhaupt alle mittelbaren Klöſter der Augsburger und Conſtanzer Diöceſen in Schwaben, worüber nicht ſchon disponirt war, erhalten, mit Ausnahme der im Breisgau gelegenen; der Hoch- und Deutſchmeiſter, Erzherzog Karl, nahm indeſſen nur die in ſolchen Gebieten gelegenen Güter an, die ſelbſt in die Entſchädigungsmaſſe gezogen waren, und verzichtete auf die ihm in den Erbland angewieſenen. Der Johanniterorden ward mit der Grafſchaft Bonndorf im Schwarzwald, den Abteien St. Blaſien, St. Trudpert, Schuttern, St. Peter, Thennenbach und allen Stiftern, Abteien und Klöſtern, die im Breisgau lagen, dotirt; der Verpflichtung, die perſönlichen Schulden der Biſchöfe von Baſel und Lüttich zu bezahlen, entledigte ſich der Ordensmeiſter durch eine vertragsmäßig feſtgeſetzte Summe, die ſich für beide Biſchöfe auf 1,100,000 Gulden belief.

Die ſechs Reichsſtädte, die noch übrig blieben, gingen zum größten Theil nicht leer aus; manche erfreuten ſich ſogar einer ſichtbaren Begünſtigung. Es ward ihnen allen einmal die volle Landeshoheit und Gerichtsbarkeit in ihren Gebieten zugeſagt, dann die verlangte Neutralität in allen Reichskriegen gewährt. Außerdem wurden einzelne von ihnen freigebig genug bedacht. Augsburg erhielt die Gebäude und Renten der geiſtlichen Stifter in ſeinem Gebiet; Lübeck ward für einige Abtretungen an Mecklenburg mit den in der Stadt gelegenen Gebäuden und Einkünften des Bisthums und dem ſogenannten Travemünder Winkel entſchädigt; Frankfurt empfing als Erſatz für die abgetretenen Dörfer Soden und Sulzbach alle innerhalb ſeines Umkreiſes gelegenen Stifter, Abteien und Klöſter (nur das an den Erzkanzler überlaſſene Compoſtell ausgenommen) und mußte dafür an die Familien Salm-Reifer-

ſcheid und Stadion eine Rente entrichten; Bremen ward vom Elsflether Zoll befreit und ihm eine Anzahl Beſitzungen in der Stadt und deren Gebiet, die bis jetzt noch Kurhannover zugeſtanden hatten, eingeräumt; ebenſo erhielt Hamburg die in der Stadt und dem Gebiet noch übrigen Rechte des Bremer Domcapitels; nur Nürnberg ging leer aus. Den mediatiſirten Städten ward die Zuſicherung gegeben, daß ihre neuen Landesherren ſie „in Bezug auf ihre Municipalverfaſſung und ihr Eigenthum auf dem Fuß der in jedem der verſchiedenen Lande am meiſten privilegirten Städte behandeln ſollten, ſo weit es die Landesorganiſation und die zum allgemeinen Beſten nöthigen Verfügungen geſtatteten.“ Insbeſondere ward ihnen die freie Ausübung ihrer Religion und der ruhige Beſitz aller ihrer zu kirchlichen und milden Stiftungen gehörigen Güter und Einkünfte geſichert.

Die Reichsritterſchaft mußte ſich mit einem Verſprechen von ſehr zweifelhafter Ausſicht begnügen. Die Entſchädigungen, hieß es im §. 28, welche etwa einzelnen Mitgliedern der Reichsritterſchaft gebühren dürften, werden, ſo wie die Indemniſationsergänzung der Reichsgrafen, im Verhältniß ihrer rechtmäßigen Anſprüche, in ſo weit ſie nicht durch die nunmehr zu erwartende Aufhebung des Sequeſters bewirkt werden, in immerwährenden Renten auf jene Einkünfte angewieſen, welche zu einer weiteren Beſtimmung übrig bleiben dürften. Wir haben oben geſehen, was es mit der Entſchädigung der Grafen für eine Bewandtniß hatte; es war aller Vorausſicht nach mit dem, was die Ritter zu erwarten hatten, nicht beſſer beſtellt. Vielmehr zeigte ſich bald, daß ſie, ſtatt entſchädigt zu werden, mit zum Opfer dieſer großen Fürſtenrevolution auserſehen waren.

Mit den Entſchädigungen in Land und Einkünften hing die Ertheilung neuer fürſtlicher Würden und Stimmrechte eng zuſammen. Während die Kurfürſten von Cöln und Trier verſchwanden, wurden Baden, Württemberg und Heſſen-Caſſel zu Kurfürſten erhoben und nach dem jüngſten öſterreichiſch-franzöſiſchen Vertrage erhielt auch Salzburg dieſe Würde; mit dem Erzkanzler und den alten kurfürſtlichen Stimmen von Böhmen, Pfalzbaiern, Sachſen, Brandenburg und Braunſchweig-Lüneburg beſtand alſo der Kurfürſtenrath in Zukunft aus zehn Mitgliedern.

Eine durchgreifende Wirkung dieſer Revolution zeigte die Neugeſtaltung des Fürſtenrathes. Die fremden Schiedsrichter hatten auf das Andringen der landesfürſtlichen Partei eine neue Vertheilung der Virilſtimmen entworfen, die natürlich in derſelben politiſchen Berechnung wie die Entſchädigungen ſelber ausgedacht war. Es wurden auch dieſelben Künſte dabei angewandt; man nannte die Summen, die eine Virilſtimme koſtete, und mehr als ein deutſcher Reichsfürſt ſuchte in Paris perſönlich bei Bonaparte um eine nach. Zufolge des franzöſiſch-ruſſiſchen Planes hätten zu ihren ſchon vorhandenen Stimmen Oeſterreich und Pfalzbaiern noch vier, Sachſen und Württemberg noch je drei, Preußen, Baden, Darmſtadt, Caſſel, Modena je zwei weitere

Stimmen erhalten. Mit je einer neuen Stimme waren bedacht: der Erzkanzler, Sachsen abwechselnd mit Weimar und Gotha, Hannover, Braunschweig, Holstein, Mecklenburg-Strelitz, Aremberg, Salm-Salm, Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg, Sigmaringen, Salm-Kyrburg, Fürstenberg, Schwarzenberg, Thurn und Taxis, Waldeck, Löwenstein, Oettingen-Spielberg, Oettingen-Wallerstein, Solms-Braunfels, Hohenlohe-Neuenstein, Hohenlohe-Waldenburg, Hohenlohe-Bartenstein, Isenburg-Birstein, Kaunitz, Reuß-Greitz-Leiningen, Ligne und Looz. Ebenso hatte die fremde Diplomatie über die Ordnung des Aufrufes verfügt.

Wir haben aber oben erfahren, daß der Kaiser gegen diesen Theil des Reichsdeputationshauptschlusses sein Veto einlegte und es sind darum diese Bestimmungen niemals in Wirksamkeit getreten. Allein es gelang dem Kaiser doch auch nicht, wie er wollte, die Vertheilung im Fürstenrathe in seinem Sinne zu leiten. Vielmehr konnte er gesetzlich nicht hindern*), daß die weltlichen Fürsten von den Stimmen Gebrauch machten, die ihnen mit den säcularisirten Stiftern zugefallen waren. So blieb zwar der Rahmen der alten Ordnung bestehen: aber der Ausfall einer Reihe von Stimmen, die Uebertragung geistlicher Fürstenthümer auf weltliche Herren, die daraus sich ergebende Gruppirung des Stimmverhältnisses gestalteten doch den Fürstenrath der alten Reichsverfassung wesentlich um, ohne daß der kaiserliche Einfluß dem zu begegnen vermochte.

Von den hundert Stimmen des bisherigen Reichstages waren durch die Abtretung des linken Rheinufers Burgund, Pfalz-Lautern, Pfalz-Simmern, Zweibrücken, Pfalz-Veldenz, die Bisthümer Worms, Basel, Lüttich und Chur, die Fürstabteien Weißenburg, Prüm, Stablo, die Fürstenthümer Nomeny und Mömpelgard beseitigt; die schon lange nur dem Namen nach vorhandenen zwei Stimmen Bisanz und Savoyen verschwanden nun auch, und die beiden Curiatstimmen der schwäbischen und rheinischen Prälaten waren durch die Säcularisation aufgehoben. Der Fürstenrath zählte also nach dem Wegfall dieser achtzehn nur noch 82 Stimmen. Aber auch unter diesen übrigbleibenden hatten sich vielfache Veränderungen ergeben. Oesterreich hatte zwar wie bisher drei Stimmen im Fürstenrathe, indem es die erzherzogliche behielt und statt Burgund und Nomeny die von Brixen und Trient antrat; ja es erschien verstärkt, da die jüngere Linie des Hauses, Toscana-Salzburg, mit drei Virilstimmen (Salzburg, Eichstädt, Berchtesgaden) ihm nun zur Seite stand. Allein die Reihen der Opposition gegen Oesterreich hatten doch einen ganz andern Zuwachs erhalten. Preußen, bisher (für Magdeburg, Ansbach, Culmbach, Halberstadt, Pommern, Minden, Camin und Ostfriesland) mit acht Stimmen im Fürstenrath vertreten, war durch die von Hil-

*) S. die oben angeführte Schrift von Aegidi S. 260 f. 298 f.

desheim, Paderborn und Münſter auf eilf geſtiegen; Baiern, bisher mit ſechs ausgeſtattet, erhielt nun neun, da ihm ſtatt der verlorenen drei (Lautern, Simmern, Veldenz) ſechs neue geiſtliche (Bamberg, Würzburg, Augsburg, Freiſingen, Paſſau, Kempten) zufielen und drei von ſeinen früheren (Baiern, Neuburg, Leuchtenberg) ihm verblieben. Hannover erhielt zu ſeinen ſechs Virilſtimmen (Bremen, Celle, Calenberg, Grubenhagen, Verden, Lauenburg) mit Osnabrück eine ſiebente; Baden, bisher für die Linien Baden, Durlach und Hochberg mit drei Stimmen verſehen, erhielt mit den Bisthümern Speyer (Bruchſal), Straßburg (Ettenheim) und Conſtanz noch drei weitere. Das erneſtiniſche Sachſen behielt ſeine ſechs (Weimar, Eiſenach, Coburg, Gotha, Altenburg, Henneberg), Mecklenburg-Schwerin ſeine drei, Württemberg ſeine zwei Stimmen, indem es ſtatt Mömpelgard die von Ellwangen erwarb, auch Heſſen-Caſſel hatte wie bisher für Caſſel und Hersfeld ſeine doppelte Stimme. Dagegen wuchs das Haus Naſſau, bisher nur mit den Virilſtimmen von Hadamar und Dillenburg berechtigt, durch Fulda und Corvey auf vier und Oldenburg erhielt durch Lübeck die Verſtärkung einer zweiten erblichen Stimme. Alle übrigen Reichsſtände des Fürſtenrathes hatten je eine Virilſtimme*).

Es fällt in die Augen, wie ſehr ſich dieſer neue Fürſtenrath vom alten unterſcheidet. Die weltliche Bank, ſchon bisher überwiegend proteſtantiſch, war zwar durch die abgetretenen Gebiete von 63 Stimmen auf 56 vermindert, dagegen zählte die geiſtliche Bank ſtatt 37 nur noch 26 Stimmen und auch dieſer Reſt hatte als geiſtliche Bank ſeine Bedeutung ganz verloren, da faſt alle auf weltliche, zum Theil proteſtantiſche Fürſten übergegangen und im ſtrengen Sinne des Wortes nur noch drei geiſtliche Stimmen erhalten waren**). Der Fürſtenrath, bisher, je nachdem der Turnus des Stifts Osnabrück und der weſtfäliſchen Grafen katholiſch oder evangeliſch war, aus 55—57 katholiſchen und 43—45 proteſtantiſchen Stimmen zuſammengeſetzt, enthielt fortan auf 52—53 proteſtantiſche nur noch 29—30 katholiſche Virilſtimmen. In dem von den Vermittlern vorgeſchlagenen Entwurfe, den der Kaiſer zurückgewieſen hatte, war das confeſſionelle Verhältniß nicht ungün-

*) Es waren noch folgende vierundzwanzig: der Hoch- und Deutſchmeiſter, Braunſchweig-Wolfenbüttel, der Erzkanzler für Regensburg, Schweden für Vorpommern, der Johannitermeiſter, Heſſen-Darmſtadt, Holſtein-Glückſtadt, Anhalt, Ratzeburg, Aremberg, Hohenzollern, Lobkowitz, Salm, Dietrichſtein, Auersberg, Fürſtenberg, Schwarzenberg, Liechtenſtein, Thurn und Taxis, Schwarzburg und die vier Grafencollegien.

**) Der Hoch- und Deutſchmeiſter, Regensburg und der Johannitermeiſter. Katholiſche Stimmen der geiſtlichen Bank, die auf proteſtantiſche Fürſten übergingen, waren: Bruchſal, Ettenheim, Conſtanz, die Baden erhielt; Hildesheim, Paderborn und Münſter, die an Preußen kamen, Fulda und Corvey, die Oranien, Ellwangen, das Württemberg übernahm.

stiger für die Katholiken gewesen*). Der österreichische Einfluß im Fürstenrathe, bisher mit der von Preußen angeführten Opposition wenigstens im Gleichgewicht, war fortan in entschiedener Minderheit. Zu den zwanzig Stimmen, die Preußen und Baiern führten, konnte man mit Sicherheit Baden, Württemberg, beide Hessen, das ernestinische Sachsen, Nassau, Braunschweig und Mecklenburg zählen; das war aber, wenn auch alle andern zu Oesterreich standen, die Majorität im Fürstencollegium.

Die übrigen Bestimmungen des Reichsdeputationshauptschlusses betrafen eine Reihe von Verhältnissen, die sich als Folgen der neuen Ländervertheilung ergaben: darunter namentlich die Feststellungen über die Art der Ausführung, die Zeit der Besitznahme, die künftige Bestimmung der eingezogenen Kirchengüter, die Entschädigung der Säcularisirten und ihrer Diener, die politischen und religiösen Rechte der bisher geistlichen Lande, das Lehens- und Schuldenwesen.

Für den Genuß der Entschädigungslande war der 1. December 1802 als Anfangstermin festgestellt; acht Tage zuvor begann der „Civilbesitz", d. h. von dem, was vor dieser Zeit nur militärisch besetzt worden war, stand die Nutznießung noch den alten Eigenthümern zu, ausgenommen wenn die Betheiligten darüber bereits besondere Verabredungen getroffen hatten — eine Clausel, die freilich den früheren Besitzern nachtheilig genug war. Zugleich waren alle Veräußerungen von Entschädigungslanden, die nach der Ueberreichung des Entwurfs vom August 1802 stattgefunden hatten (mehrere schwäbische Stifter hatten sich auf diese Weise noch zu helfen gesucht), für ungültig erklärt. Ueber die Art der Besitznahme der geistlichen Hochstifter war verfügt, daß die Güter der Domcapitel und ihrer Würdenträger den Domänen der Bischöfe einverleibt sein und mit den Bisthümern auf die Fürsten übergehen sollten, denen sie angewiesen seien. Hart war die Bestimmung, daß die wissenschaftlichen Anstalten, namentlich die Universitäten, die bisher auf beiden Ufern des Rheins begütert waren und die ihre Besitzungen auf dem linken Ufer ohnedies verloren, auch von dem, was auf dem rechten Ufer lag, nur solche Güter behalten sollten, die nicht in den Gebieten entschädigter Fürsten lagen. Aber am auffallendsten erschien ein Paragraph, der zu Gunsten der landesherrlichen Allmacht auch die mittelbaren Stifter, protestantische wie katholische, in das allgemeine Schicksal der Einschmelzung verflocht. Alle Güter der fundirten Stifter, Abteien und Klöster, hieß es im §. 35, in den alten sowol als in den neuen Besitzungen, katholischer als augsburgischer Confessionsverwandten, mittelbarer sowol als unmittelbarer, deren Verwendung in den vorhergehenden Anordnungen nicht förmlich festgesetzt worden ist, werden der freien und vollen Disposition der respectiven

*) Es standen unter den dort projectirten 131 Stimmen 78—79 evangelische gegen 52—53 katholische.

Landesherren, ſowol zum Behuf des Aufwandes für Gottesdienſt, Unterrichts- und andere Anſtalten, als zur Erleichterung der Finanzen überlaſſen. Das ging ſelbſt über den Sinn der Säculariſation hinaus und war ein weiterer Gewaltſtreich zu Gunſten der landesherrlichen Fiscalität. Sonderbar war dann wieder der Satz, wonach die Säculariſation der Frauenklöſter nur im Einverſtändniß mit dem Diöceſanbiſchof erfolgen, die Mannsklöſter dagegen der freien Verfügung der Landesherren oder neuen Beſitzer unterworfen ſein ſollten. Neben der Regulirung des Lehens- und Schuldenweſens, das wir hier übergehen dürfen, fanden ſich hier auch die Beſtimmungen über das neue Rheinoctroi, das an der Stelle der alten Rheinzölle aufgerichtet werden und einen Theil der noch unvollſtändigen Dotation, namentlich die kurmainziſche beſtreiten ſollte. Die beſondere Führung war gemeinſam Frankreich und dem Kurerzkanzler überlaſſen; der Leiter des deutſchen Reichstages war alſo durch einen Theil ſeines Einkommens an den guten Willen der Franzoſen geknüpft und es hätte nach dieſer Beſtimmung nicht einmal des wandelbaren Dalberg bedurft, um den Reichserzkanzler unter Bonaparteſche Botmäßigkeit zu bringen. — Ein ſchwieriges Geſchäft war die Verſorgung der durch die Säculariſation aus ihrem Beſitz geſetzten Perſonen. Die Regenten der geiſtlichen Staaten ſelbſt, ihre Beamten und Diener, die Mitglieder des Domcapitels, die Weihbiſchöfe, die Conventualen der Prälaturen, die Mitglieder der Ritterſtifter, die Vorſteher und Glieder der mittelbaren Stifter und Klöſter, deren Aufhebung in dem Belieben der neuen Landesherren ſtand, endlich die auf ſolche Einkünfte angewieſenen Perſonen, wie die Coadjutoren, die ſogenannten Preciſten und andere mehr, hatten eine Sicherſtellung ihrer perſönlichen Exiſtenz zu fordern. Nach der gewaltthätigen und revolutionären Art, in der das deutſche Fürſtenthum bei dieſer Kataſtrophe verfuhr, ließ ſich kaum etwas Gutes erwarten, und wenn gegen die Betroffenen nicht mehr Gerechtigkeit geübt ward, als z. B. bei der Entſchädigung der Reichsgrafen und Ritter, ſo konnten ſie auf das Aergſte gefaßt ſein. Indeſſen machte der Receß diesmal eine Ausnahme; die umfaſſenden Beſtimmungen über dies Verhältniß ſuchten den Intereſſen aller Einzelnen, ſo gut es möglich war, zu entſprechen. Es wurde ſchon früher erwähnt, daß allen geiſtlichen Regenten ihre Reichsunmittelbarkeit, ihre Würde und ihr früherer Rang geſichert blieb. Außerdem war nicht nur für die Fürſtbiſchöfe, deren Lande ganz oder zum größten Theil an weltliche Regenten übergingen, wo alſo die Mittel leichter zu ſchaffen waren, ein Einkommen feſtgeſetzt, deſſen Minimum zwanzig-, deſſen Maximum ſechszigtauſend Gulden betrug, auch für die übrigen, deren Beſitzthum zerſtückelt und durch die Abtretung zum größten Theil oder ganz verloren war, wurde eine gleiche Anordnung getroffen. Der einzige geiſtliche Kurfürſt, der noch zu verſorgen war, der Trierer, erhielt hunderttauſend Gulden, die Biſchöfe von Lüttich und Baſel zwanzigtauſend, auch dieſe, obwol es die einfachſte Billigkeit erforderte, daß Frankreich ſie verſorgte, auf

deutsche Kosten. Die gefürsteten Aebte und Pröbste ersten Ranges sollten durchgängig zwanzigtausend, die übrigen zwischen sechs- und zwölftausend, die gefürsteten Aebtissinnen zwischen drei- und sechstausend, die Reichsprälaten, Aebtissinnen und unmittelbaren Aebte zwischen zwei- und achttausend Gulden jährlicher Revenuen erhalten. Dem Coadjutor von Bamberg, dem einzigen, der damals vorhanden war, wurden dreißigtausend Gulden ausgesetzt. Den Bepfründeten der Hochstifter, Ritter- und Damenstifter war der lebenslängliche Genuß ihrer Capitelwohnungen und neun Zehntheile ihres bisherigen Einkommens zugesichert; die Vicarien behielten das Ganze. In ähnlicher Weise war dann für die Conventualen der unmittelbaren und mittelbaren Abteien, die Laienbrüder und Novizen nicht ausgenommen, überhaupt für alle zu geistlichen Revenuen Berechtigte Sorge getragen; die geistliche und weltliche Dienerschaft konnte mit unverkürztem Einkommen in den Dienst des neuen Landesherrn treten; zog sie die Pensionirung vor, so gab eine fünfzehnjährige Dienstzeit Anspruch auf den vollen Gehalt, eine zehnjährige auf zwei Drittheile desselben, eine noch kürzere auf die Hälfte.

In Bezug auf die Verfassung der säcularisirten Gebiete ward die schon früher besprochene Bestimmung getroffen, daß dieselbe, soweit sie auf gültigen Verträgen und reichsgesetzlichen Normen beruhe, ungestört erhalten, aber doch in demjenigen, was zur Civil- und Militäradministration und deren Verbesserung und Vereinfachung gehöre, dem neuen Landesherrn freie Hand gelassen werden solle. Die erzbischöflichen und bischöflichen Diöcesen sollten in ihrem bisherigen Zustande bleiben, bis eine andere Diöcesaneinrichtung auf reichsgesetzliche Art getroffen sei. Die bisherige Religionsübung eines jeden Landes sollte gegen Aufhebung und Kränkung aller Art geschützt sein, insbesondere jeder Religion der Besitz und ungestörte Genuß ihres eigenthümlichen Kirchengutes und Schulfonds, nach der Vorschrift des westfälischen Friedens, ungestört verbleiben; dem Landesherrn stand es jedoch frei, andere Religionsverwandte zu dulden und ihnen den Vollgenuß bürgerlicher Rechte zu gestatten.

Auch das Reichskammergericht war schließlich nicht vergessen, indem bestimmt ward, daß die auf die Entschädigungslande fallenden Kammerzieler, mochten sie im Ganzen oder stückweise an neue Besitzer kommen, je nach dem Verhältniß der Erwerbung nach wie vor fortbezahlt werden sollten.

Es war eine gewaltige Revolution aller öffentlichen Verhältnisse in Deutschland; hatte doch weder die Reformation, noch der westfälische Friede den mittelalterlichen Bau des Reiches so mächtig erschüttert! Das „heilige römische Reich deutscher Nation", in seiner Verflechtung weltlicher und geistlicher Formen und in seinem Verhältniß zur römischen Kirche, hatte von dem Tage an, wo die neuen Ordnungen des Recesses in Wirksamkeit traten, in

der That aufgehört zu existiren. Wohl war noch der Kaiser dem Namen nach als Schirmvogt der römischen Kirche übrig geblieben und sein Krönungseid wie seine Wahlcapitulation, die ihn als „Advocaten des römischen Stuhles und der päpstlichen Heiligkeit" bezeichnete, war noch nicht aufgehoben; auch ein geistlicher Kurfürst und zwei Ritterorden hatten aus dem großen Schiffbruche noch eine ephemere Existenz gerettet. Aber das waren doch nur unvollkommene Bruchstücke der alten Ordnung, die inmitten der allgemeinen Verwüstung nur um so einsamer und zusammenhangloser erschienen. Der mittelalterliche Kaiser und Schirmvogt der Kirche sah sich von einem protestantischen Kurcollegium, von einem protestantischen Fürstenrathe umgeben, und das geistliche Fürstenthum, der recht bezeichnende Ausdruck der staatlich-kirchlichen Ordnung des alten Reiches, war bis auf kümmerliche Reste verschwunden. Auch diese Reste waren nur um zufälliger, persönlicher Ursachen willen vorerst noch erhalten worden; die tiefere Wurzel ihres Daseins war zerschnitten, oder was wollten diese alterthümlichen Reliquien noch bedeuten inmitten der neuen Gewalten und Ordnungen, wie die jüngste Revolution sie geboren? Schon die nächste Zeit mußte auch sie hinwegnehmen; das Kaiserthum, das letzte geistliche Kurfürstenthum, der deutsche und der Johanniterorden, das hatte fortan keinen Sinn mehr, auch wenn die alten Namen noch ein paar Jahre lang fortvegetirten.

Wie sich das völkerrechtliche Verhältniß, in welchem das heil. römische Reich zu den Staaten und der Kirche Europa's bisher stand, fortan umgestalten mußte, so war auch die föderative Ordnung, welche diese mannigfaltigen Gebiete freilich locker genug, bis hieher noch zusammengehalten, in Zukunft nicht mehr zu behaupten. Der feudale Verband zwischen Kaiser und Reichsfürsten löste sich nun vollends; die Institute, welche als Gegengewicht gegen die Einzelsouverainetät wirken sollten, wie z. B. die Kreisordnung, waren mit der neuen Ordnung kaum vereinbar. Oesterreich war nach Osten zurückgeschoben und dort arrondirt, Preußen im Norden vergrößert, der Süden und Westen Deutschlands in besondere Staatengruppen formirt, deren Lage und Interesse sie mit Frankreich eng verknüpfte: wie hätte die schon so lose und schwache Form der alten Föderation des Reiches stark genug sein sollen, diese neuen, vielfach sich zuwiderlaufenden Interessen in einer Einheit zusammenzufassen? Hatten bis jetzt schon die einheitlichen Gewalten — Kaiserthum, Reichstag und Reichskammergericht — nur eine unzulängliche Macht behaupten können, was wollten sie fernerhin bedeuten, nachdem ihr letzter natürlicher Anhang, die Geistlichen, die Kleinen und die Schwachen, zum größten Theil verschlungen waren und die neuen landesherrlichen Gewalten, vergrößert und verstärkt, ja schon mit den meisten Mitteln voller Selbstherrlichkeit ausgerüstet, sich überall siegreich Raum geschafft hatten? Die Versammlung zu Regensburg und das höchste Gericht in Wetzlar konnten, ähnlich wie der Kaiser, noch einen kurzen Zeitraum ihre äußere Existenz

fristen, aber ohne irgend in die vorhandenen Entwickelungen des öffentlichen Lebens thätig und fruchtbar einzugreifen. Der Tag konnte nicht mehr fern sein, wo auch für sie dies siechе und kümmerliche Dasein ganz erlosch.

Wir haben uns im Laufe der früheren Ereignisse vielfach überzeugen können, wie gering im deutschen Volke die Empfänglichkeit für die Erschütterung von 1789 gewesen ist; die ganz vereinzelten Episoden am linken Rheinufer ausgenommen, verhielt es sich gegen die ersten Berührungen der Revolution durchaus mehr abwehrend, als entgegenkommend. Der erste große Riß in die alten Verhältnisse des Reiches, der als eine Rückwirkung der Revolution gelten konnte, erfolgte erst jetzt, und zwar ging der Anstoß dazu nicht von den Massen, sondern von den fürstliche Dynastien aus. Sie waren es, die jetzt die revolutionären Ideen gewaltsamer Abrundung und Gleichmacherei, welche Frankreich seit 1789 umgestaltet, auch auf die deutschen Verhältnisse übertrugen. Wie dort die Revolution in die feudale Mannigfaltigkeit nivellirend und uniformirend eingriff und ein Staatswesen gleichartiger Prägung daraus machte, so wurden hier, gleichsam nach denselben physikalischen Gesetzen, die feudalen Staatenbildungen eingeschmolzen, zwar nicht, wie in Frankreich, eine große und gleiche Masse daraus gebildet, aber doch gruppenweise in kleinerem Maßstabe ein ähnliches Ziel erstrebt. Hier wie dort geschah das gewaltthätig, wie es die Art der Revolutionen ist, und eine Menge besonderer Rechte mußten sich beugen vor der neuen Staatsraison der allgemeinen Wohlfahrt, aber hier wie dort wurde auch Ungesundes und Ausgelebtes genug beseitigt, die Zerstückelung in winzige, lebensunfähige Körper vermindert, der gesunde Blutumlauf, den die kleinstaatliche Parcellirung hundertfach unterbrach, vielfach gefördert. In den neuen, arrondirten und vergrößerten Staatsgruppen, wie die jüngste Umwälzung sie schuf, kam denn auch eine ganz ähnliche Staatspraxis auf, wie in Frankreich. Jene rührige, ordnungssüchtige, auf Gleichheit und Einheit hinstrebende Verwaltung, die in Frankreich am Ruder stand, ward jetzt auch in vielen deutschen Territorien heimisch; eben so eifrig, unermüdet und befehlerisch, so revolutionär und ohne Pietät für Geschichtliches und Ueberliefertes, so ganz erfüllt von den Gedanken der Staatsallmacht und mit den gleichen nivellirenden Neigungen, wie die Bonaparte'sche Bureaukratie in Frankreich, so ist auch in Deutschland die neue Richtung seitdem hervorgetreten.

Diese neue Staatspraxis schaffte sich fortan überall Raum auf den Trümmern der gewesenen Ordnung, während die Körperschaften und Stände des alten Reiches verfielen. Denn nicht nur das, was von der Reichsverfassung noch übrig geblieben, erhielt nun eine ganz andere Gestalt, seitdem der Kaiser seine natürlichsten Stützen im Reiche verlor, seit am Reichstage ein überwiegend protestantisches und antiösterreichisches Kurfürstencollegium und ein gleichgesinnter Fürstenrath ihn umgab, seit die geistlichen Reichsstände ver-

ſchwunden, die Städte bis auf ſechs vermindert, die Ritterſchaft bald ſchutzlos den Verſchmelzungstendenzen der neuen Staatsmacht preisgegeben war; auch innerhalb der einzelnen Stände und Klaſſen der Nation mußte ſich eine umfaſſende Veränderung vorbereiten.

Dem römiſchen Kirchenthum und dem katholiſchen Clerus hatte ſelbſt die Reformation keinen ſo entſcheidenden politiſchen Stoß gegeben, wie die jüngſte Umwälzung. Geiſtliche Kurſtaaten, Fürſtenthümer, Stifter und Klöſter waren in Maſſe verſchwunden und weltlichen Regierungen verfallen, die, ob ſie katholiſch oder proteſtantiſch waren, übereinſtimmend nach den neuen Staatsmaximen des achtzehnten Jahrhunderts und der Revolution verfuhren. Der Clerus, bisher der erſte Stand im Reiche, ward nun unterthan wie alle anderen; die Stellung der deutſchen katholiſchen Kirche als einer organiſirten Macht war verloren, ihr großer weitverbreiteter Beſitz außerordentlich vermindert, der Einfluß auf Schule und Erziehung dem Clerus vollends entwunden, auch in der Leitung der eigenen kirchlichen Angelegenheiten die Einmiſchung der neuen Staatsgewalten unabwendbar geworden. Das fühlte man nirgends tiefer als in Rom ſelbſt. Schon im October 1802 hatte Papſt Pius VII. in einem Schreiben an den Erzkanzler ſeinen Kummer über die Umwälzung ausgedrückt, womit man die katholiſche Kirchenmacht in Deutſchland bedrohe; er legte es dem letzten geiſtlichen Kurfürſten ernſtlich ans Herz, aus allen Kräften dahin zu arbeiten, daß für die Angelegenheiten der Kirche, „zu deren Hütern wir von Gott geſetzt ſind", mit allem Fleiße geſorgt und die Kirche bei den Rechten, der Freiheit und Sicherheit erhalten werde, deren ſie bis auf dieſe Zeit genoſſen habe. „Sollte dieſer entgegen etwas geſchehen, ſo kann ſolches auf keine Weiſe von uns gebilligt werden"*). Indeſſen geſchah das unvermeidliche. Nicht nur der weltliche Beſitz erhielt einen furchtbaren Stoß, auch die ganze geiſtliche Autonomie der Kirche drohte verloren zu gehen. Die Verfügung über die geiſtlichen Körperſchaften und Stiftungen wurde den neuen Landesherren überlaſſen, die Aufhebung der Mönchsklöſter ihnen freigeſtellt, die Erlaubniß, neue Novizen aufzunehmen, vom Belieben der weltlichen, zum Theil proteſtantiſchen Gewalten abhängig gemacht, wegen der künftigen Diöceſaneinrichtung auf die „reichsgeſetzlichen", nicht auf kirchliche Anordnungen verwieſen. So viel ſetzte ſchon der Reichsdeputationsreceß feſt; es war nicht zu zweifeln, daß noch Anderes folgen werde. In Schriften der Zeit, welche mit den Gedanken der regierenden Kreiſe zuſammenſtimmen, ward verlangt, daß die päpſtlichen Bullen und Breven dem landesherrlichen Placet unterworfen, die päpſtliche Vergebung der Beneficien abgeſtellt, die Biſchöfe von den Landesherren ernannt und ihnen für alle Handlungen verantwortlich, auch alle geiſtlichen Perſonen

*) S. polit. Journal II. S. 704 f.

der weltlichen Gerichtsbarkeit unterstellt werden sollten*). Diese Wendung der Dinge vermochte den Papst zu einem merkwürdigen Schritte. Er schrieb in schmeichelhaftem Tone einen Brief an den ersten Consul**) und klagte ihm, daß man in Deutschland, nachdem die zeitlichen Güter auf eine bejammernswerthe Weise verloren seien, nun auch die geistigen antaste. „Da Du bei der Wiederherstellung der Religion in Frankreich uns so eifrig unterstützt hast, daß wir nächst Gott Dir am meisten Dank schulden für Alles, was dort nach den furchtbaren Erschütterungen zum Besten der Religion ist aufgerichtet worden, so wollen wir Dir diese neue Gelegenheit geben, Deinen Eifer für die katholische Religion zu bewahren und zugleich Deinen Ruhm zu verherrlichen. In der festen Ueberzeugung, daß Du auf unsere Bitte der katholischen Religion diesen Dienst leisten und uns mit allem Beistand und Eifer unterstützen wirst, ertheilen wir Dir, geliebter Sohn in Christo, voll Liebe unseren apostolischen Segen." Der Papst wandte sich also nicht mehr an den Kaiser; er gab den bisherigen Schirmherrn der Kirche, der sich freilich selbst mit ihren Spolien bereichert, stillschweigend auf und suchte, wie einst die Päpste des achten Jahrhunderts bei Pipin, Hülfe bei dem künftigen Gründer des neukarolingischen Kaiserthums. In der That legte der französische Gesandte in Regensburg (Januar 1804) eine Fürsprache für den römischen Stuhl ein, in welcher es hieß, der erste Consul wünsche, daß man bei den neuen Einrichtungen gemäßigte und billige Grundsätze annehme, und daß sie auf keinen Fall Veranlassung zu Bekümmernissen Sr. päpstlichen Heiligkeit geben würden. In jedem anderen Falle wäre ein solches Wort nicht verloren gewesen; hier waren aber die Maximen der Staatseinheit und Staatsallmacht, die von den Regierungen gehandhabt, von der Wissenschaft verfochten, von der Bevölkerung ertragen, zum Theil gewünscht wurden, mächtiger als das Fürwort des Consuls, zumal dessen eigene Praxis mit seiner kirchenfreundlichen Verwendung zu Regensburg in grellem Gegensatze stand.

Mit der politischen Auflösung des deutschen Kirchenstaates hing das Schicksal des Adels am innigsten zusammen. Man rechnete über 700 Mitglieder der Domstifter, die durch die große Umwälzung ihre Stellen verloren; so viel Angehörige des stiftsfähigen Adels blieben also in Zukunft unversorgt; es läßt sich danach ermessen, welch ein Schlag nicht blos der ökonomischen Existenz des Adels, sondern auch seinem moralischen Ansehen dadurch versetzt ward. Dazu kam dann die schmerzliche Verkürzung, durch die bei dem Theilungsgeschäft die Reichsgrafen und die Ritterschaft betroffen wurden, der Gewaltthätigkeiten nicht zu gedenken, womit bald nachher die neue Landesherrlichkeit, insbesondere die Ritter, heimgesucht hat. Die in alter Zeit bitter verfeindeten Gegner,

*) S. Deutschlands neueste Staats- und Kirchenveränderungen, historisch, politisch, staats- und kirchenrechtlich entwickelt. [Von Harl.] Berlin 1804. S. 165 ff.

**) S. denselben d. d. 4. Juni 1803 in Häberlins Staatsarchiv XI. S. 337 f.

Adel und ſtädtiſches Bürgerthum wurden jetzt in ein gleiches Schickſal verflochten. Wir reden nicht von den zahlreichen Hof- und Reſidenzſtädten, denen durch die Säculariſation ihre künſtlichen Hülfsquellen abgeſchnitten wurden, auch das reichsunmittelbare Bürgerthum verſchwand beinahe durch die Mediatiſirung von 45 Reichsſtädten. Auch aus dieſem Kreiſe hörte man Klagende genug, welche die vormalige Blüthe und Macht dieſer bürgerlichen Sitze des Handels und der Induſtrie mit der künſtlich getriebenen Exiſtenz der fürſtlichen Städte verglichen. Aber es waren doch nur Einzelne, die ſich dieſes Vorzuges noch als eines gegenwärtigen berühmen konnten; die Mehrzahl war verfallen, und hie und da pries man ſich ſogar glücklich, aus dem alten, unheilbaren Wuſte in eine neue Lage verſetzt zu werden, die auf thätige und friſche Förderung des gemeinen Wohls mehr Hoffnung gab, als der Schatten der alten Freiheit.

Ward ſo eine Reihe von einzelnen Intereſſen auf's ſchmerzlichſte gekränkt, ſo war doch der allgemeine Eindruck dieſer Vorgänge keineswegs ſo groß, wie es die gewaltſame und tief einſchneidende Macht der Ereigniſſe erwarten ließ. Die Geiſtlichkeit, der Adel, einzelne Städte klagten über die Umwälzung, die ſie getroffen; das weltliche Fürſtenthum und ſeine Beamten prieſen die Revolution als einen großen Umſchwung zum Beſſeren, die Maſſe der Nation nahm ſie gleichgültig oder mit unverkennbarer Billigung auf. Eine ſolche Erſcheinung läßt ſich aus der politiſchen Apathie unſeres Volkes und aus der Erſchlaffung der Geiſter allein nicht erklären; ſie wird erſt dann recht begreiflich, wenn man an die Verfallenheit denkt, welche das kleinſtaatliche Leben geiſtlicher, gräflicher, ſtädtiſcher und ritterſchaftlicher Gebiete ſchon vor der Revolution betroffen hatte.

Wir haben früher die innere Zerrüttung dieſer kleinen Staatengruppen geſchildert*). In den geiſtlichen Landen ſahen wir ein läſſiges und ſchlaffes Regiment ſo tief eingewurzelt, daß ſelbſt Regenten, voll des beſten Eifers, nicht im Stande waren, einen dauernden Umſchwung hervorzurufen. Wir fanden dort einen Stiftsadel, der, zum großen Theil dem Lande und ſeinen Intereſſen fremd, nur auf deſſen Ausbeutung angewieſen war, ein ſorgloſes, oft käufliches Beamtenthum, eine träge Verwaltung und eine ſchlechte Juſtiz; in der Bevölkerung fehlte ein friſcher, aufſtrebender Geiſt und deſſen Frucht, ein ſelbſterworbener Wohlſtand, wohl aber ſtanden überall geiſtlicher Müßiggang, Nepotismus, Sinecuren und Bettel in voller Blüthe. Tüchtige Perſönlichkeiten an der Spitze, an denen gerade die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht arm war, konnten im Einzelnen mildern und beſſern, aber die allgemeine Verfallenheit und Mißachtung des geiſtlichen Staatenthums nicht aufhalten. Wie hätte vollends die Unnatur und Verderbtheit der kleinfürſtlichen und reichsgräflichen Zwergſtaaten, in denen noch der ganze Wuſt

*) Band I. 98 ff. 109 ff. 113 ff. 122 ff.

alter Mißbräuche im Stile des siècle de Louis XIV. fortwucherte, oder die Verkommenheit ritterschaftlicher und reichsstädtischer Gebiete dem Sturme einer neuen Zeit trotzen sollen? Das letzte Jahrzehent hatte in diesen Sphären nichts gebessert; einen großen Theil der Ritterschaft hatte die Revolution vollends ökonomisch ruinirt, in den Reichsstädten gab sich die Verfallenheit theils in der Stockung alles öffentlichen und bürgerlichen Lebens, theils in gährenden Ausbrüchen gegen das alte Regiment kund. Wie tief war z. B. Nürnberg herabgekommen, wie erschlafft war das einst so stolze und blühende Ulm, wie widerwärtig waren die inneren Händel und Zänkereien, welche während der neunziger Jahre Reutlingen und Dinkelsbühl bewegten! War vielleicht unter den kleineren noch hie und da eine zu nennen, die sich in leidlicher Ordnung und im Gedeihen erhalten hatte, das reichsstädtische Wesen in seiner Gesammtheit hatte sich, wie wir früher sahen, überlebt, bevor noch die Revolution an unsere Pforten schlug. Wie grell und unerträglich war aber das Gebahren vieler kleinen fürstlichen und reichsgräflichen Herren, selbst mitten unter den Eindrücken und Lehren der Revolution! Ein paar Beispiele werden genügen. Der Fürst von Wied, offenbar mehr für das Irrenhaus reif, als zum Throne geboren, ließ sich von einem verdächtigen und unsauberen französischen Vagabunden, der sich einen Comte de la Ville sur Illon nennen ließ, auf das schamloseste beherrschen und ausbeuten; die Fürstin stand in einer Art von Gefangenschaft, die fürstlichen Kinder unter moralischem Zwange, ganz Neuwied gerieth darüber in Gährung; vom Fürsten wurde dann militärische Hülfe requirirt, von der bedrängten Familie aber und den Unterthanen Schutz in Regensburg gesucht; gleichwol dauerte das frevelhafte Spiel Jahre lang ungestört fort, das ein frecher Abenteurer im Namen eines verrückten Fürsten in einem deutschen Lande treiben konnte. Wer von der Verwirrung der einfachsten Rechtsbegriffe im Kreise solcher kleinen Sultane eine Vorstellung haben will, der muß ein denkwürdiges Rescript der regierenden Grafen von Isenburg-Wächtersbach (vom Dec. 1800) lesen, worin dieser Besitzer einer reichsunmittelbaren Viertelsgrafschaft die Rechtsgründe auseinandersetzt, aus denen er, „um sich durch die gelindesten Mittel zu Wohnungen für die unentbehrlichste Staatsdienerschaft zu verhelfen", Privatleute aus ihrem ererbten Besitz vertrieb. Oder um sich von der Rechtspflege dieser Gebiete einen Begriff zu machen, darf man nur das Protocoll der erbach-schönberg'schen Regierung vom 10. April 1802 vergleichen, wonach dermalen „kein Bogen Papier mehr auf der Canzlei vorhanden und auch alle übrigen Schreibmaterialien gänzlich ermangelten, die Papierfabrikanten in hiesiger Gegend aber so wenig, als die Schreibmaterialienhändler zu Frankfurt die Erfordernisse auf Credit verabfolgen ließen, weil die vorigen ansehnlichen Conti bis jetzt unberichtigt geblieben seien." Die würdige Behörde resolvirte sich, mit einem „gänzlichen Stillstand der Geschäfte zu drohen, falls ihr nicht schleunigst das nöthige Schreibmaterial geliefert würde; vorher aber hatten schon die Par-

teien selbst, weil sie es auch in den kleinsten Rechtshändeln zu keiner Entscheidung bringen konnten, sich erboten, „den Betrag der bedürfenden Schreibmaterialien vorzuschießen, wenn deren Mangel die fortdauernde Ursache des bisherigen Verzuges sein sollte." Oder ein anderes Beispiel. Gegen das jetzt auch der Säcularisation verfallene Domcapitel in Osnabrück war in seinen tiefzerrütteten Schuldverhältnissen ein rechtsgültiges Urtheil verschiedener Instanzen, auch des Reichshofrathes, ergangen; das Capitel beschloß aber am 26. Oct. 1802, daß es dem reichsritterlichen Urtheile keine Folge leisten werde! Wo sich der Bankerott so augenscheinlich kundgab, da konnte auch die Demoralisation nicht ausbleiben. In der That haben denn auch diese reichsgräflichen Kreise ihre eigene Criminalstatistik. Wir haben früher einmal der Processe gedacht*), die noch Joseph II. gegen ein paar wirkliche Verbrecher unter den regierenden Herren dieser Art einleiten ließ; auch jetzt schwebte wieder gegen einen Fürsten von Salm-Kyrburg eine Untersuchung wegen falscher Banknoten, deren Verfertigung er angeklagt war**).

Wir müssen uns diese jetzt verblaßten Eindrücke kleinstaatlichen Unwesens vor Augen halten, um zu begreifen, warum die große Masse der Bevölkerung die sogenannte gute alte Zeit ohne Bedauern scheiden sah und in den neuen Zuständen eine entschiedene Wendung zum Besseren erblickte. Das neue Regiment der künftigen Rheinbundsregierungen zerstörte wohl mit dem alten Wuste auch manchen guten Keim; es wollte überall gleichmachen, uniformiren und verfuhr darum gegen Alles, was an persönliche, communale oder körperschaftliche Freiheit erinnerte, mit der gleichen Feindseligkeit, wie gegen die übeln Auswüchse der feudalen Anarchie. Sie verwalteten überwiegend aus dem Bureau, nach Akten, auch wohl nach selbstgemachten Doctrinen, die man dann gern Principien nannte, sie brachten häufig französische Vielregiererei, Fiscalität und Militärlast, aber alle diese Schattenseiten des rheinbündisch-bonaparteschen Bureaukratismus, die man wohl auch damals schon empfand, traten gleichwohl zurück neben den Wohlthaten eines geordneten und rührigen Regiments, die man in vielen Gebieten Deutschlands vorher noch niemals hatte kennen lernen. Es kam doch statt des alten Wustes eine Art von Ge-

*) Band I. S. 112.

**) Ueber die Neuwied'sche Sache s. die Schrift: „Unglückliche Ereignisse in einem deutschen Fürstenhause", und die Vertheidigung des Fürsten: „Schreiben Sr. Durchl. des regierenden Herrn Fürsten zu Wied-Neuwied an Ihren Agenten zu Regensburg", beide dem Reichstage übergeben. Die Isenburg'sche Verordnung steht in Häberlins Staatsarchiv IX. 103 ff., das Erbach'sche Rescript ebendas. VIII. 305 f., der Osnabrückische Beschluß IX. 420 ff. In Betreff des Fürsten Salm s. ebendas. IX. 333. Es ließe sich noch manche ähnliche Probe dieses Treibens verzeichnen, da die Freunde der Säcularisation und Mediatisirung es sich angelegen sein ließen, alle Actenstücke sorgfältig zu sammeln, welche die Verfallenheit des kleinstaatlichen Wesens darlegen konnten.

setzlichkeit und Gleichheit vor dem Gesetze zur Geltung, es wurde eine bessere Rechtspflege eingerichtet, die Erblichkeit und Käuflichkeit der Stellen abgeschafft, der Industrie und dem Verkehr, die ganz daniederlagen, neue Anregung gegeben, dem Bauer manche Erleichterung geschaffen, das schädliche Uebermaß mönchischen und geistlichen Nichtsthuns beseitigt, überhaupt das allgemeine Wohl rühriger und erfolgreicher gefördert, als es in den verrotteten kleinen Gebieten irgendwo auch nur versucht worden war. Gewaltthätig und brutal hat man, wie bei allen Revolutionen, auch hier vielfach verfahren; die Gleichmacherei, der grobe Nützlichkeitseifer, die Leidenschaft, Alles vom Schreibtische zu reguliren, die Abneigung gegen das Geschichtliche und Ueberlieferte, der Vandalismus selbst gegen die künstlerischen Symbole und Denkmale der alten Zeit ist jetzt und nachher in der rheinbündischen Epoche grell genug hervorgetreten. Gleichwohl war die Auflösung des Alten unvermeidlich und selbst diese gewaltthätige Periode des Ueberganges hat eine Menge Fesseln gesprengt und eine Fülle von Lebenskeimen zu wecken angefangen, die bisher in kleinstaatlicher und kleinbürgerlicher Misère gebunden lagen.

Am sprechendsten läßt sich der Gegensatz des Alten und Neuen in Baiern veranschaulichen. Hier brachte es einmal die Ausdehnung der neuerworbenen geistlichen und städtischen Gebiete schon mit sich, daß eine große Veränderung aller Zustände eintrat, dann war der Kern der alten Besitzungen selber in einem Zustande, der eine Umwälzung unvermeidlich machte. Von den unter Franz Ludwig so tüchtig regierten fränkischen Bisthümern gar nicht zu reden, war gewiß auch unter den übrigen neu erworbenen Stiftslanden keines, dessen öffentliche Zustände auf tieferer Linie standen, als die von Altbaiern selber. Die vorige Regierung hatte alle Untugenden einer schlaffen und herabgewürdigten Hof- und Maitressenwirthschaft mit mönchischer Bigotterie und Unwissenheit vereinigt; es war in der That schwer zu sagen, was in der letzten Zeit Karl Theodors abschreckender war, die Frivolität der oberen oder die Trägheit und die Lähmung der unteren Schichten des Volkes. Die Zeitgenossen wissen uns nicht lebhaft genug zu schildern, wie mächtig Bigotterie und Unwissenheit das Land überzogen, wie schlecht die Schulen, wie roh die Volkserziehung war, welch krasser Aberglaube hier noch dominirte, wie tief aller öffentliche Wohlstand daniederlag, wie verschwenderisch Geistlichkeit und Mönchthum vom Lande zehrten, wie tief der Staatshaushalt ökonomisch zerrüttet war. Man zählte in Baiern, der Oberpfalz und Neuburg auf eine Million und 250,000 Seelen nicht weniger als 7544 Geistliche, unter denen 3281 Mönche und 1238 Nonnen; dagegen waren die Steuerkräfte des Volkes äußerst angespannt, das Land von einer unverhältnißmäßigen Schuldenlast überbürdet. Die neue Regierung klagte selber in einem öffentlichen Erlasse, daß sie weder eine eigentliche Verwaltung noch eine ordentliche Justiz vorgefunden, daß alle Industrie erstickt, aller Verkehr gelähmt, die Anhäufung des nationalen Reichthums durch Monopole und Privilegien gehemmt worden,

die Erziehung des Volkes „ganz vernachläſſigt“ geweſen ſei*). „Se. kurfürſtliche Durchlaucht, hieß es in einer anderen Veröffentlichung jener Tage, haben die Staatskaſſen nicht allein ausgeleert, ſondern überdies noch mit vielen bisher unbekannten Schulden belaſtet angetroffen.“ Dazu kamen die Kriegslaſten und die Occupation mit fremden Truppen während des Feldzuges von 1799—1800.

Der neue Kurfürſt Maximilian Joſeph mit ſeinem leichtblütigen pfälzer Naturell und ſeinen ganz modernen Lebensanſichten kam denn allerdings wie ein Fremdling in dieſe altbairiſche Welt. So ſehr die Bevölkerung des Regimentes Karl Theodors ſatt war, ſie ſah doch mit Schrecken an ſeiner Seite eine ketzeriſche Kurfürſtin, die ſich in Nymphenburg ein lutheriſches Bethaus errichtete und einen proteſtantiſchen Hofprediger mitbrachte. Zum Glück, ſagt ein Zeitgenoſſe, ſind die Münchner ein guter Schlag Menſchen, zu Meutereien nicht aufgelegt und ihrem Landesfürſten anhänglich; ſonſt hätte die Errichtung eines proteſtantiſchen Bethauſes in Baiern ohne Ausſchweifungen von Seiten des Pöbels kaum ablaufen können.

Unter den Räthen des neuen Landesherrn war die bedeutendſte Perſönlichkeit Baron Montgelas, ſchon unter Karl Theodor mit der Illuminatenopposition eng verflochten, dann im Dienſt des Zweibrücker Pfalzgrafen durch eifrige und glückliche Thätigkeit für die Erhaltung der bedrohten Erblande ausgezeichnet. Montgelas ſtammte aus einer ſavoyiſchen Familie, hatte die Lebensanſicht und Bildung eines vornehmen Herrn aus der Schule franzöſiſcher Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert, aber auch die Geſchmeidigkeit, das diplomatiſche Geſchick und die rührige Vielſeitigkeit eines altfranzöſiſchen Cavaliers. Deutſchen Patriotismus konnte man bei dieſem Manne nicht erwarten, am wenigſten in einer Zeit, wo dieſe Geſinnung unter den deutſch geborenen und erzogenen Staatsmännern ſo ſelten war; er ſuchte, wie alle andern, nur glücklicher und geſchickter als die meiſten, aus dem deutſchen Schiffbruch für ſeinen Herrn zu retten, was zu retten war. Voll regen Eifers für die Macht des kurfürſtlichen Hauſes und die Vergrößerung Baierns, von begründetem Mistrauen gegen Oeſterreich beſeelt, in ſeinen Mitteln nicht immer wähleriſch, aber wachſam, thätig, ſchlau, und wenn es ſein mußte, durchgreifend und gewaltthätig, war er für Max Joſeph der geeignetſte Mann, um einmal gegen das alte prieſterliche und feudale Weſen in Baiern einen entſcheidenden Kampf zu führen, dann durch geſchicktes Anſchmiegen an den Stärkeren, mochte es Rußland oder Bonaparte ſein, die neue wohlarrondirte Macht eines bairiſchen Staates zu ſchaffen.

Mit joſephiniſcher Haſt, aber zäher und nachhaltiger, als der Sohn Maria Thereſia's war, wurde von ihm die Auflöſung des Alten und die Be-

*) S. Staatsarchiv VI. 20. 21. Vgl. VIII. 185. 186. Reuß Staatscanzlei 1800. II. 21 ff.

gründung neuer Zustände ins Werk gesetzt. Eine ganz neue Organisation der Regierung, die Verschmelzung der verschiedenen Herzogthümer zu einem Ganzen, die Verbesserung der Finanzen, die Herstellung des Credits, die Einführung eines neuen Steuer- und Zollsystems, die Umgestaltung des Heerwesens, die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, der Justiz und Polizei, Beschränkung der grundherrlichen Befugnisse, Erleichterung des Bauernstandes, Milderung der Censur, Beschränkung des priesterlichen Einflusses, Einführung der kirchlichen Toleranz — das Alles sollte in möglichst kurzer Frist durchgesetzt werden und wie zu Josephs II. Zeiten drängten sich in bunter Folge neue Organisationen und Verordnungen. Wie damals wurde nicht nur die ganze Administration neu geschaffen, sondern auch in allen Gebieten des öffentlichen Lebens im Geiste der aufgeklärten Despotie des verflossenen Jahrhunders thätig vorgeschritten. Nur war der Widerstand geringer, als in der bunt zusammengesetzten österreichischen Monarchie; die Opposition hatte lediglich in den alten Feudalständen und ihrem Ausschusse eine nennenswerthe Stütze. Hier erregte es freilich den lebhaftesten Widerwillen, als der Kurfürst damit begann (Sept. 1800), den Protestanten Duldung zu gewähren, sie im Besitz und Genuß liegender Güter den Katholiken gleichzustellen und die Ansässigkeit von dem katholischen Bekenntniß unabhängig zu machen. Eine landschaftliche Vorstellung (Aug. 1801) erhob Beschwerde gegen diese Neuerungen. Sie berief sich auf die alten Gesetze und Rechte, auf die Befugniß landständischer Mitwirkung und beharrte eifrig auf der Erhaltung des ausschließlichen Katholicismus. „Wenn Einheit Staatsgrundsatz ist, sagte der landständische Ausschuß, warum soll in Hinsicht auf Religion eine Ausnahme bestehen? Baiern genoß diese Einheit in Ruhe; mit der Vervielfältigung jetzt Trennung einführen, kann keine überwiegenden Vortheile gewähren. Diese uneingeschränkte Aufnahme fremder Religionsverwandten ist eine Quelle gefährlicher Spaltungen, die Grundursache einer fortwährenden Entstehung entgegengesetzter Parteien; Einheit der Religion hingegen ist ein geheiligtes Band, welches durch die Identität der Gesinnungen und die Uebereinstimmung der religiösen Handlungen mehr denn ein anderes Mittel die Ordnung und Ruhe im Staate befestigen kann". Die Antwort des Kurfürsten sagte: unsere landesväterliche Absicht ist, durch Ansiedelung fremder Religionsverwandten den vielen noch öde liegenden Ländereien fleißige Anbauer, den Producten geschickte Verarbeiter, dem Handel thätige Unternehmer zu verschaffen und auf solche Art die physischen und moralischen Kräfte unserer Erbstaaten zu vermehren. Wir haben hierin nach einer vernünftigen Staatspolizei und nach den weisen Beispielen anderer Regenten gehandelt. Der Kurfürst verwies auf Joseph II., auf Preußen, auf Hannover; Einheit des Glaubens sei zur Stärke so wenig nothwendig, als die volle Uebereinstimmung aller Staatsbürger in ihren Meinungen über wissenschaftliche Gegenstände. „Was haben die Stände gewonnen, welche der Alleinherrschaft ihrer Kirche, der Einheit ihrer Religion Alles

aufopferten? Man vergleiche ihren Wohlſtand mit jenem ſolcher Staaten, welche ohne Rückſicht auf Religion fremder Induſtrie und Cultur offen ſtehen und wo man dieſe durch Aufnahme ſolcher nützlichen Fremden einheimiſch zu machen weiß.“*)

Die Regierung ſchritt unverdroſſen weiter. Eine Inſtruction vom 25. Januar 1802 führte einen entſcheidenden Schlag gegen das Mönchsweſen, indem fortan die Franciscaner- und Kapuzinerorden nur noch bis zum Ausſterben der gegenwärtigen Mitglieder geduldet, neue Mitglieder nicht aufgenommen, das Termíniren verboten, eine Reihe von Klöſtern anderer Orden theils vereinigt, theils aufgehoben wurden. Den Weltgeiſtlichen ward anbefohlen (März 1802), „ihren Beruf nicht blos auf den weniger mühſamen Theil deſſelben, nämlich auf den eigentlichen Opfer- und Altardienſt oder die Beobachtung äußerlicher Gebräuche zu beſchränken, ſondern ihn vielmehr auf alle gerechte, vernünftige Forderungen ihrer Gemeinde auszudehnen und ſich als eigentliche Volkslehrer und Erzieher zu betrachten, deren Händen die religiöſe und ſittliche Bildung einer ganzen Nation größtentheils anvertraut iſt“. Eine Verordnung vom 6. October 1802 löſte dann auch den „geiſtlichen Rath“ auf und vereinigte die ganze Oberaufſicht über das Kirchenweſen, die milden Stiftungen und die Schulen in den Händen politiſcher Verwaltungsbehörden.“*)

Der ſtändiſche Widerſtand war zu ſchwach, dies zu hindern. Im Volke zeigte ſich, einzelne Exceſſe ausgenommen, kein beſonderer Eifer für die Erhaltung des Alten; die Weltgeiſtlichkeit äußerte, wie von ultramontaner Seite eingeräumt wird***), nicht nur keine Trauer über die Aufhebung der Klöſter, ſondern ein Theil des Clerus freute ſich ſelbſt darüber, wie über den Anfang einer beſſeren Aera. Wohl klagten die Gegner nicht mit Unrecht über die rohe Art der Ausführung, über den Beamtenvandalismus, über die leichfertige Verſchleuderung der vielen Millionen, die man aus den eingezogenen Stiftern und Klöſtern gewann; aber es blieb doch eine unbeſtrittene Thatſache, daß in dem Augenblicke, wo die prieſterliche Eigenmacht gebrochen, der mönchiſchen Indolenz und Unwiſſenheit der Krieg erklärt, die Thätigkeit und Erziehung des Volkes gefördert ward, erſt das Fundament eines bairiſchen Staates gelegt worden iſt. Zwar wandten ſich die Betroffenen, als ihre Vorſtellungen beim Kurfürſten fruchtlos waren, nach Rom und der Papſt ſäumte nicht, ſich über die bairiſche Kirchenpolitik lebhaft zu beſchweren†), allein weder

*) S. Staatsarchiv VIII. 98. 99. 102—104. 107. 108. 111 ff. 313 ff.

**) S. Staatsarchiv IX. 287 ff.

***) S. die Schrift: Concordat und Conſtitutionseid der Katholiken in Baiern. Augsburg 1847. S. 3. 4.

†) S. ebendaſ. S. 177 ff.

die Verhältniſſe noch die Perſonen waren von der Art, daß dieſe Einſprache der begonnenen Umwälzung hätte Einhalt thun können.

Während ſich ſo in einzelnen bisher erſtarrten Gebieten Deutſchlands eine neue Thätigkeit und Bewegung ankündigte, war die Ordnung des geſammten Reiches durch die letzte Umgeſtaltung vollends gelähmt. Der Kaiſer und Reichstag exiſtirten mehr dem Namen als der That nach, die Kreisordnung war aufgelöſt, dem Reichsgericht, das ſchon längſt in Agonie lag, war durch die freigebige Ertheilung des jus de non appellando, womit auch in dem jüngſten Receſſe wieder mehrere Fürſten dotirt worden, ſein Wirkungskreis ſchon ſo gut wie entzogen. So völlig war aber ſelbſt im Laufe der anderthalb Jahrhunderte, die vorangegangen, der Nationalgeiſt nicht gebrochen worden, daß dieſe Lücke ganz ungefühlt geblieben wäre. Dieſe Formen waren wohl verfallen und ausgelebt, aber es waren doch die letzten geweſen, die Deutſchland noch als eine Geſammtheit hatten erſcheinen laſſen. Der ſelbſtſüchtige Sondergeiſt der Fürſten und Regierungen, der Einfluß des Auslandes, die politiſche Entnervung und Thatloſigkeit im Volke, die kosmopolitiſche Zerfahrenheit in der Literatur reichte doch nicht hin, die Erkenntniß von der inhaltſchweren Kriſis, die über Deutſchland lag, ganz und gar zu erdrücken. Die Einſchmelzung der winzigen Staatsgruppen in etwas größere, die Verminderung der Territorien von einigen hunderten auf eine geringere Zahl, die Vernichtung geiſtlicher Kleinſtaaterei, die Montgelas'ſchen Aufklärungsexperimente, ſo wirkſam das Alles in den einzelnen Kreiſen war, vermochten doch nicht, die Lücke, welche die Einſichtigen im Volke fühlten, vergeſſen zu machen. Es ging die trübe Ahnung durch die Gemüther und ward auch offen ausgeſprochen, daß der deutſche Süden und Weſten fortan Bonaparte und dem franzöſiſchen Einfluſſe widerſtandslos preisgegeben ſei*); es wurden auch fromme Wünſche laut, wie dem Mangel abzuhelfen ſei.

Schon vor dem Luneviller Frieden war der Vorſchlag gemacht worden, mit der Säculariſation der geiſtlichen zugleich die Mediatiſirung der weltlichen Kleinſtaaten zu verbinden, namentlich den ſchwachen, ſchutzloſen und zerriſſenen Südweſten Deutſchlands zu theilen; es war in anderer Form das Projekt eines deutſchen Dualismus, der das ganze Kleinſtaatenthum mit einem Male verſchlingen ſollte. Jetzt, nach dem Reichsdeputationsreceß, tauchte der Gedanke auf, außer Oeſterreich und Preußen nur noch zwölf weltliche Fürſten übrig zu laſſen, deren Gebiete, durch die Mediatiſirung der übrigen vergrößert und arrondirt, eine kräftigere Föderation bilden ſollten, als die bunte Miſchung von großen, mittlern und kleinen Fürſten, Reichsgrafen, Rittern und Städten. Auch der Gedanke einer bundesſtaatlichen Organiſation des Reiches fand ſchon ſeine Verfechter. Es ſollte eine Reichsregierung mit concentrirter Gewalt erſchaffen, die einzelnen Kreiſe zu größeren Verbänden ver-

*) S. polit. Journ. 1803. I. 31.

einigt, die kleineren zur eigenen Vertheidigung ohnmächtigen Gebiete den größeren einverleibt werden*).

Es war nicht zu denken, daß ſolche und ähnliche Wünſche fortan verſtummten; vielmehr war die Auflöſung der alten Ordnung erſt die fruchtbare Quelle dafür geworden. Die Vorgänge von 1802—1803 hatten mit revolutionärer Gewalt den alten geſchichtlichen Zuſammenhang zerſtört, ohne etwas Anderes an die Stelle zu ſetzen. Und zwar geſchah dies unter Umſtänden, deren Eindruck auf die Nation unauslöſchlich war. Das revolutionäre Gebahren der dynaſtiſchen Politik erſchütterte den Glauben an den Beſtand der Gewalten und den Nimbus des Fürſtenthums mächtiger, als es die Ideen von 1789 bis jetzt gethan hatten. Die Nation hatte einen tiefen Blick in die Immoralität der Wege und Mittel gethan und es war davon ein Stachel zurückgeblieben, den die Dinge, die nothwendig folgen mußten, am wenigſten vergeſſen machen konnten. Die weltlichen Fürſten waren in ihrer Habſucht zu ungeduldig und verblendet, um einzuſehen, daß dieſelbe Theorie und Praxis, die ſie jetzt gegen die geiſtlichen Fürſten ins Werk ſetzten, einſt gegen ſie gebraucht werden könne.

Indem man der Nation den geſchichtlichen Boden entzog, mußte ſich ihre Betrachtung ſelber naturgemäß auf revolutionäre Wege wenden. Die alte Form war ungenügend; aber es war doch die alte eingewohnte Form; das Neue zerſtörte dieſe überlieferte Art des politiſchen Daſeins, ohne etwas Genügendes an die Stelle zu ſetzen. Auf dieſem zerrütteten Boden mußten ſich die durchgreifend reformirenden und radicalen Ideen einer deutſchen Umgeſtaltung, welche die nächſten Generationen ans Licht brachten, nothwendig anſetzen; ſie ſind nicht aus den Theorien von 1789 erwachſen, ſie haben an dem Tage Wurzel und Lebenskraft gewonnen, wo die deutſchen Dynaſtien die alte Form des Reiches mit revolutionärer Gewalt zerſchlagen haben.

*) S. über dieſe Vorſchläge Häberlins Staatsarchiv VII. 360 ff. VI. 94 ff. VIII. 14 ff.

Viertes Buch.

Die Zeit deutſcher Erniedrigung (—1806.)

Erſter Abſchnitt.

Deutſchland im Jahr 1803.

Wer dem Gang der jüngſten Ereigniſſe aufmerkſam gefolgt war, konnte ſich kaum der Erwartung hingeben, daß die Demüthigung Deutſchlands damit vorerſt ihr Ende finden würde. Die Zwietracht im Innern, die Rechtloſigkeit und Zerrüttung auf allen Seiten war zu offenkundig geworden, als daß die Einmiſchung übermüthiger Nachbarn ſich mit dem einen Verſuch hätte genügen laſſen ſollen. Vielmehr ſchien Alles dazu angethan, die fremde Intervention zu verewigen. War der neue Theilungsplan des Reiches ein Werk revolutionärer Gewaltthat geweſen, ſo war es die Durchführung nicht minder. Allenthalben ward das Recht der Stärkeren, wie es der Reichsdeputationsreceß ſanctionirt, von den Begünſtigten und Mächtigen in willkürlichſter Weiſe ausgebeutet und erweitert; wo nicht die Theilenden unter ſich ſelber über die Beute haderten, mußten die Kleinen und Machtloſen die Schärfe des neuen Staats- und Völkerrechts empfinden. Hier drohten in der Markgrafſchaft Burgau öſterreichiſche und bairiſche Truppen handgemein zu werden oder führte Darmſtadt mit Naſſau-Uſingen eine Raub- und Fauſtrechtsfehde, dort fiel die ganze Wucht rechtloſer Zuſtände auch auf diejenigen, die der Theilungsplan vorerſt noch geſchont hatte. Oder während die Größeren, mit franzöſiſcher Einwilligung, ihre Politik revolutionärer Arrondirung rückſichtslos durchführten, eilten die Kleineren perſönlich nach Paris, um für die genoſſene Protection Bonaparte demüthig zu danken, neue Begünſtigungen zu erbitten.*)

Dieſe Zerrüttung war in vollem Gang, als eine neue beiſpielloſe Demüthigung Deutſchland überraſchte. Der Friede, den ſich England hatte aufdringen laſſen, erwies ſich als unhaltbar; er hatte höchſtens den Zweck erreicht,

*) S. polit. Journ. 1803. II. 381. 785. 887. 1211. 1239.

auch die Friedliebenden in Großbritannien ſelber von der Nothwendigkeit eines fortgeſetzten Kampfes gegen Bonaparte zu überzeugen. Den Uebergriffen der franzöſiſchen Gewalt gegenüber hatte die britiſche Politik die Pfänder in Händen behalten, deren Rückgabe ihr der Vertrag von Amiens auferlegte; perſönliche Erbitterung des erſten Conſuls trug dann mit dazu bei, den kaum geſchloſſenen, auf keiner Seite aufrichtigen Friedensbund raſch wieder zu löſen. Brach, wie ſich ſeit Anfang des Jahres 1803 erwarten ließ, der Krieg von Neuem aus, ſo hatte dieſer Kampf das Eigenthümliche, daß keiner der kämpfenden Theile in der Lage war, dem andern beizukommen; Englands maritime Alleinherrſchaft gab ihm ſo wenig die Mittel, ohne Bündniſſe auf dem Feſtlande Frankreich wirkſam anzugreifen, als Bonapartes continentale Uebermacht dieſen in den Stand ſetzte, die Stärke der britiſchen Politik zu erſchüttern. Allerdings ſtand das Kurfürſtenthum Hannover in einer zufälligen und äußerlichen Verknüpfung mit England, inſofern der britiſche Monarch zugleich Kurfürſt von Hannover war; allein es war eine bisher ganz anerkannte Sache, daß die Händel der engliſchen Politik das deutſche Reichsland nicht berührten. Zwar fehlte es bei der Schwäche des Reiches nicht an Beiſpielen, daß dieſer Grundſatz gewaltſam verletzt worden war, indeſſen für Hannover ſelbſt hatte im öſterreichiſchen Erbfolgekriege, wo der König von England ſogar eine Armee gegen die Franzoſen in Deutſchland commandirte, die Neutralität ihre Geltung behalten; das Gleiche war in den jüngſten Kriegen geſchehen, als Hannover ſich der norddeutſchen Neutralität anſchloß, Großbritannien ſeinen Krieg fortſetzte. Aber freilich, wer wollte in dieſer Zeit auf völkerrechtliche Garantien vertrauen! Lag doch für einen Mann wie Bonaparte die Verſuchung zu nahe, an dem ſchwachen Hannover den Groll auszulaſſen, der gegen die meerumgürtete britiſche Inſel machtlos war. Schon beſchäftigte ihn der Gedanke, durch Verſperrung der feſtländiſchen Flüſſe und Häfen, einen wirkſamen Krieg gegen den engliſchen Handel zu führen. So hatte denn auch Talleyrand ſchon am 11. März 1803 dem britiſchen Geſandten unverblümt zu verſtehen gegeben, daß die Fortdauer der engliſchen Rüſtungen Truppenbewegungen nach Holland und „an die hannover'ſche Gränze“ zur Folge haben werde.

Hannover ſtand unter einer patriarchalen Ariſtokratie, die das Land nicht hart und gewaltſam regierte, ihm nur mäßige Steuerlaſten auferlegte, aber auch alle Untugenden eines ſolchen Regiments an ſich trug. Ein adeliges Geheimrathscollegium regierte ziemlich unumſchränkt und unverantwortlich; nur in wichtigeren Fällen ward die Genehmigung des Königs und des neben ihm in London ſtehenden hannover'ſchen Miniſters eingeholt. Obwol Georg III. das Land nicht betrat, beſtand doch ein Hofſtaat, deſſen Stellen einträgliche Sinecuren für den Adel waren. Ihm gehörten auch die wichtigſten Aemter in der Verwaltung, der Juſtiz, dem Finanzweſen; zur Seite ſtand ihm eine bürgerlich gelehrte Beamtenhierarchie, die mit ihren Kenntniſſen und ihrem Fleiß das

Regiment der vornehmen Herren ſtützen half. Die unteren Stellen der Verwaltung waren an die Begünſtigten der großen Familien überlaſſen. Es war der guten Art des Landes und Volkes zuzurechnen, daß die Zuſtände unter dieſer Verwaltung nicht ſchlimmer wurden, als ſie geweſen ſind; Familiengeiſt, Nepotismus und Protectionsweſen waren freilich unvermeidliche Uebel. Der Bürger und Bauer war niedergehalten und fühlte ſich in kurzſichtiger Selbſtſucht zufrieden, daß man ihm bis jetzt den Krieg abgewehrt; ſelbſtändige Talente konnten ſich nur ausnahmsweiſe Bahn brechen, ein geſunder öffentlicher Geiſt vermochte ſich hier ſo wenig auszubilden, als kühner Muth und opferfähige Thatkraft zu den Eigenſchaften einer adeligen Kaſtenregierung gehören.

Neben den hochgebornen Mitgliedern der hannover'ſchen Verwaltung, dem Grafen Kielmannsegge und den Herren von Arnswaldt und von der Decken, wirkte zu jener Zeit als bürgerlicher Arbeiter und juriſtiſche Autorität der Geh. Cabinetsrath Rudloff, der im Lande ſelbſt für das einflußreichſte Mitglied der Regierung galt. In der That ſcheint dieſer Bureaukrat alten Schlages neben den harmloſen Nullitäten aus dem Adel die erſte Rolle im oberſten Collegium geſpielt zu haben, und gegen ihn hat ſich auch, wie es das Schickſal ſolcher beneideten Emporkömmlinge aus dem Bürgerſtande iſt, nach der Kataſtrophe der lauteſte Zorn entladen; ihm ward die weſentliche Schuld an dem Bankerott der Adelsoligarchie aufgebürdet. Wie ſich in ſolch einem Kopfe die neue Zeit ausnahm, dafür mag ein einziger Zug als Beiſpiel dienen. Es war Rudloff nicht verborgen, daß ſich etwas gegen Hannover vorbereite, er war von Paris und London aus gewarnt, er ſah, wie die franzöſiſchen Truppen aus Holland ſich dem hannover'ſchen Gebiete näherten, aber er blieb in argloſer Sicherheit, denn — ſo beruhigte ſich der Reichsjuriſt — das heil. römiſche Reich konnte es nie und nimmer zugeben, daß Hannover von den Franzoſen occupirt ward! Dies Reich, um deſſen Spolien eben die fremden und einheimiſchen Kriegsknechte würfelten, von dem ſich Hannover ſelbſt in der jüngſten Kriegsnoth als einer der erſten ſelbſtſüchtig abgeſondert, ſollte das Land jetzt vor Bonaparte'ſcher Gewaltthat ſchützen!

Hannover gehörte zu den Reichslanden, deren militäriſche Rüſtung im Vergleich mit den meiſten andern in gutem Rufe ſtand. Zwar war die Armee nach dem Eintritt in die Neutralität auf etwa 15,000 vermindert*)

*) So gibt das officielle Exposé des Staatsminiſters von Lenthe die Stärke ſelbſt an, und dieſe Angabe war vielleicht noch zu hoch. (Havemann Geſch. von Braunſchweig und Lüneburg III. 708). Das Exposé findet ſich in der angeführten Reichstagscorreſpondenz und iſt auch in dem vaterländ. Archiv des hiſt. Vereins für Niederſachſen Jahrg. 1838 S. 87 ff. veröffentlicht worden. Damit iſt zu vergleichen der Bericht des Majors von Rambohr, im Niederſ. Archiv Jahrg. 1846 S. 30. 31, wo die einzelnen Reductionen der kriegeriſchen Macht des Landes angeführt und beurtheilt ſind.

und durch allzu ſparſame Experimente der Regierung die Ausrüſtung erſchwert, auch manche Untugend einer Friedens-Armee genährt worden, allein es war doch kein Zweifel, daß, wenn man die Beurlaubten einberief und auch nur die Stärke der fünfzehntauſend Mann aufbrachte, dies hingereicht hätte, das gleich ſtarke franzöſiſche Corps, das ſich den Gränzen näherte, zurückzuweiſen. Wohl konnte Hannover, wie damals die feige Weisheit des Tages von allen Dächern predigte, ſich nicht allein in einen Krieg mit der Bonaparte'ſchen Macht ſtürzen, aber es vermochte einen ungerechten und zudem leichtſinnig unternommenen Angriff auf ſein Gebiet abzuwehren, es vermochte durch ſeinen muthigen Widerſtand die Größeren aufzurichten und vielleicht den Anſtoß zu einem neuen Weltkriege gegen Bonaparte zu geben, der doch nicht mehr lange abzuwenden war. Ja wenn ſelbſt das Alles vergeblich war, ſo konnte das Land kaum größeren Druck gewärtigen, als ihm nach der widerſtandloſen Unterwerfung auferlegt ward, und die härtere Laſt der Schande hätte es ſich erſpart. Allein die Entnervung hatte das geſammte deutſche Leben ergriffen, überall behielt jene muthloſe Klugheit noch die Oberhand, die ſtatt der ſicheren kleineren Uebel die unberechenbaren größeren wählt, die, weil ſie ein Ende mit Schrecken fürchtet, lieber Schrecken ohne Ende erduldet.

Schon im Frühjahr 1803 ließ König Georg III. die hannover'ſche Regierung vor den Gefahren warnen, die der neue Ausbruch des Krieges wahrſcheinlich über das Land verhängen werde. Seinem Sohne, dem Herzog von Cambridge, der, ohne Mitglied der Regierung zu ſein, als Generallieutenant in der hannover'ſchen Armee diente, ließ er durch einen Adjutanten ſagen: man möge zuerſt den Beiſtand Preußens nachſuchen, und falls dies fruchtlos ſei, das Heer nach Stade führen, um es, wenn ein wirkſamer Widerſtand gegen den Feind nicht möglich ſei, nach England zu bringen*). Allerdings war Preußen bei einer Beſetzung der Weſer- und Elbgebiete durch die Franzoſen nicht weniger betheiligt, als Hannover ſelbſt; ſeine Ehre wie ſeine eigene Sicherheit, die Ueberlieferungen ſeiner Politik, wie ſeine materiellen Intereſſen legten ihm in gleichem Maße die Pflicht auf, die Bonaparte'ſchen Truppen aus Norddeutſchland fernzuhalten. Es hatte zwei Jahre früher, weil eine ſolche Gefahr drohte, Hannover beſetzt und ohne Zweifel recht daran gethan. Selbſt die Lüſternheit nach dem Beſitze dieſes Landes, die man den Preußen gern und mit Grund vorwarf, mußte dazu drängen; denn wenn Hannover je erlangt werden ſollte, ſo war es doch beſſer und ehrenvoller, Preußen hätte

*) S. Beamiſh Geſch. der königlich deutſchen Legion. I. S. 4. Die Sendung nach Berlin hat nachher auch ſtattgefunden, jedoch ohne Erfolg. Miniſter von Lenthe war übrigens nicht der Meinung, Preußen zur Beſetzung aufzufordern; er traute den Hintergedanken der Berliner Politik nicht und ſuchte vielmehr Rußland ins Mittel zu ziehen. S. Havemann S. 709. 710.

ſich durch die Beſchützung des Landes den Anſpruch darauf erworben, als daß es ſich von Bonaparte zum Lohn des Abfalls von den deutſchen Intereſſen die welfiſchen Erblande ſchenken ließ.

Die Franzoſen ſelber tadeln es als den größten Misgriff der preußiſchen Neutralitätspolitik, daß ſie ſich damals nicht zu einem raſchen Entſchluſſe ermannt und die Bonaparte'ſche Invaſion von der Weſer und Elbe ferngehalten hat. Ein Krieg, iſt ihre Meinung, wäre darüber nicht entſtanden; Rußland hätte es ungern geſehen, aber nicht zu den Waffen gegriffen; Bonaparte hätte gezürnt, jedoch ſich am Ende beruhigt. Die preußiſche Neutralität erſchien dann zum erſten Mal als etwas Thatkräftiges und Wohlthätiges; ſie konnte ſich rühmen, den deutſchen Norden in einem Augenblick, wo das Reich dazu die Macht nicht mehr beſaß, vor fremden Eindringlingen zu beſchützen. Bonaparte ſelbſt ſchien nach einer Mittheilung von Haugwitz*) die Dinge kaum anders anzuſehen. „Sie wollten ſich, äußerte er gegen dieſen im December 1805, der Occupation mit bewaffneter Hand widerſetzen; ich mache Ihnen darüber keinen Vorwurf, Sie hatten Recht". Auch in Preußen iſt man bald zu der Einſicht gekommen, daß dies eine Nachgiebigkeit war, die noch über die Gränzen der Politik des Baſeler Friedens hinausging, und in dem bekannten Manifeſt von 1806 war offen zugeſtanden, daß man damit einen folgenſchweren Misgriff begangen hatte. Haugwitz rühmte ſich, gleich jetzt dies eingeſehen und zum Widerſtande gerathen zu haben; allein ſein Rath ward nicht befolgt, ſchwerlich weil, wie Lombard andeutet, man durch die eigene frühere Beſetzung Hannovers den Franzoſen glaubte das Recht zu gleichem Verfahren geliehen zu haben, als weil überhaupt jeder Entſchluß zu handeln an den leitenden Perſönlichkeiten in Preußen ſcheiterte. „Ich möchte wohl wiſſen, äußerte ſich October 1806 Lombard gegen Gentz**), was Sie in meiner Lage gethan hätten, um einen Krieg zu beginnen unter den Augen eines Königs, der Kriegsgedanken haßt und zudem auch die Mittel nicht in Händen zu haben glaubt, ſich auf einen Krieg füglich einlaſſen zu können". So kam es denn wieder zu halben Maßregeln. Erſt erbot ſich Preußen, das Land zu beſetzen, wenn England die preußiſchen Schiffe von dem Durchſuchungsrecht befreie — ein Antrag, für den damals wohl Bonaparte's Zuſtimmung, aber nicht die der Engländer zu erwarten war — dann, wie dies abgelehnt, der rechte Zeitpunkt unwiederbringlich verſäumt, Hannover in den Händen der Franzoſen war, wurde der unglückliche Verſuch gemacht, durch freundliche Vorſtellungen bei Bonaparte das Pfand den Händen des fremden Eroberers zu entreißen.

Die Dinge in Hannover hatten ſich aber indeſſen ſchon hoffnungslos genug geſtaltet. In London war anfangs zu lange mit den Anordnungen zur

*) Fragment des mémoires inédits. Jena 1837. S. 26.

**) Gentz Schriften herausg. von Schleſier II. 249.

Rüſtung gezögert worden; doch hatte der König wenigſtens (8. April) die Einziehung der Beurlaubten und die Sammlung der Regimenter verfügt. Die hannöverſche Verwaltung beeilte ſich aber nicht, dieſen Befehl zu vollziehen; ſie ordnete nach alter Weiſe die Einberufung der Truppen auf den 10. Mai an. Die Hoffnung auf Preußen erwies ſich als eitel; der Adjutant des Herzogs von Cambridge kehrte von ſeiner Sendung nach Berlin mit einer abſchlägigen Antwort zurück. Was von London kam, gab ebenſo wenig Troſt für das bedrohte Land. Baron Lenthe ertheilte nur (13. Mai) den unbeſtimmten Rath: wenn man das Land vor einer Invaſion ſchützen könne, ſo ſei Alles daran zu ſetzen; müſſe man ſich aber darauf beſchränken, Material und Truppen zu retten, ſo ſeien die Maßregeln danach einzurichten und man ſolle das Land nicht zu Opfern veranlaſſen, die ſeine unglückliche Lage nur ſteigern könnten.*)

So war die Regierung im Augenblicke der Gefahr ſich ſelbſt überlaſſen; während der Beſcheid von London unterwegs war, die Ablehnung in Berlin ſich erwarten ließ, war der franzöſiſche General Mortier mit ſeinem Truppencorps von Nymwegen aufgebrochen, hatte (17—19. Mai) die Waal überſchritten und ſtand jetzt bei Coeverden, dicht an der deutſchen Gränze. Der Befehl die Truppen zu ſammeln war nicht vollzogen, das Drängen des Oberbefehlshabers der hannöverſchen Armee, des Feldmarſchalls Grafen von Wallmoden-Gimborn, von der Regierung nicht beachtet worden. Als ſich der Feldmarſchall bald nach der Ordre zur Mobilmachung an die Herrn von der Verwaltung um nähere Auskunft wandte, gaben dieſelben (22. April) die denkwürdige Antwort, daß man zwar die Willensmeinung des Königs erfüllen, aber doch zugleich „Alles zu vermeiden ſuchen müſſe, was Ombrage und Aufſehen erregen könne". Es iſt dieſer Beſcheid nur durch die Weiſung überboten worden, welche die Regierung nach glaubwürdigen Ausſagen nachher dem Feldmarſchall zugehen ließ: „den Truppen nicht zu geſtatten zu feuern und nur im dringendſten Nothfalle das Bajonnet mit Moderation zu gebrauchen."**)

Wallmoden bemühte ſich indeſſen, wenigſtens das zu ordnen, worin man ihn nicht hindern konnte. Er recognoscirte, ergänzte die Feldausrüſtung und ließ die Feſtung Hameln ausbeſſern. Mehr war nicht zu thun; die Chefs der Regimenter und Compagnien blieben ſelber über das, was beabſichtigt ward, völlig im Unklaren und erhielten erſt, als der Feind ſchon an der Gränze ſtand, die unbeſtimmte Weiſung, daß wahrſcheinlich ihre Truppen zuſammengezogen werden würden***). Im Anfang Mai wandte ſich dann Wallmoden von Neuem an die Regenten mit der Erklärung: zufolge des Befehls, alle

*) S. das Lenthe'ſche Exposé im Niederſ. Archiv 1838. S. 91.

**) S. Beamiſh I. 8. 9.

***) Niederſächſ. Archiv 1846. S. 32.

Maßregeln, welche Ombrage erregen könnten, zu vermeiden, sehe er sich jetzt außer Stande, weitere Schritte zur Vertheidigung des Landes zu thun. Sein Drängen um bestimmtere Schritte, namentlich die Ergänzung der Mannschaft, traf mit dem Moment zusammen, wo die Franzosen sich in Bewegung setzten und weder von London noch von Berlin trostvolle Bescheide zu erwarten waren. Es gebricht uns, sagte der Feldmarschall, nicht an Waffen und Munition; wir bedürfen nur Streiter. Wenn wir auch nicht im Stande sein sollten, eine Macht wie diejenige, welche wir während des siebenjährigen Krieges in das Feld stellten, zusammenzubringen, so können wir doch in Kurzem 28 bis 30,000 Mann versammeln. Mit einem solchen Corps kann man schon auf eine wirksame Vertheidigung denken und selbst im Falle eines unglücklichen Ausgangs eine billige und nicht schimpfliche Capitulation erlangen. Aehnlich äußerte sich der Herzog von Cambridge; auch die Calenberger Landstände stimmten jetzt noch für Vertheidigungsmaßregeln.

So mußten sich denn die regierenden Herren doch zu Schritten entschließen, die „Ombrage erregen" konnten! Das merkwürdige Ergebniß ihrer Berathungen war ein Aufruf vom 16. Mai, worin sämmtliche Landesunterthanen aufgefordert wurden: „im eintretenden Nothfalle zur Rettung und Vertheidigung des Vaterlandes sich unverweigerlich stellen zu wollen. Sollten wider besseres Verhoffen Einzelne durch die Flucht der Landesvertheidigung zu entgehen suchen, so soll ein solcher unwürdiger Unterthan unausbleiblich und ohne alle zu hoffende Begnadigung seines sämmtlichen Vermögens und etwa noch zu hoffenden Erbtheils für verlustig erklärt werden."

Es ist nicht mit Gewißheit zu sagen, wie groß der freiwillige Eifer im Volke von Anfang an war, und die Berichte der Zeitgenossen weichen darüber ab; nur das Eine ist ganz unzweifelhaft, daß mit einem so absurden Machwerk, wie der Aufruf vom 16. Mai war, der Enthusiasmus eher niedergeschlagen, als geweckt werden mußte. Der Eindruck dieser bei Strafe der Confiscation anbefohlenen Vaterlandsvertheidigung war denn auch so schlecht wie möglich; ganze Bezirke weigerten sich, der Anordnung zu folgen, die Eltern sendeten ihre waffenfähigen Söhne aus dem Lande, um sie dem drohenden Massenaufgebote zu entziehen. Darauf erließ die Regierung am 24. Mai eine zweite Proclamation, worin sie sich gegen den Verdacht verwahrte, einen Landsturm aufrufen zu wollen; es handelte sich nur um die Verstärkung der regulären Truppen, zu deren Ergänzung die aufgebotene Mannschaft einzig und allein gebraucht werden sollte.

Viel war allerdings in diesem Augenblicke nicht mehr zu thun; schon näherten sich die Franzosen den Landesgränzen. Es war der Moment, wo die Bescheide aus Berlin und London eintrafen, welche die Hannoveraner ihrer eigenen Rathlosigkeit überließen. Doch sollten jetzt die Regimenter durch Aushebung ergänzt, ein Schützencorps gebildet, die Pferde für die Reiterei

requirirt und Hameln in Vertheidigungszuſtand geſetzt werden. Die Aushebung war ſo unglücklich, wie Alles, was dieſe unfähige Regierung begann. Nachdem man durch den Aufruf vom 16. Mai einen Theil der waffenfähigen Mannſchaft aus dem Lande geſcheucht, fehlte es in vielen Gemeinden an der nöthigen Rekrutenzahl; man griff zu unbärtigen Knaben und Familienvätern. Darüber entſtand denn offene Unzufriedenheit; die Behörden wurden mißhandelt, die Ausgehobenen gewaltſam befreit. Die Truppen, ſtatt ſich gegen den Feind zuſammenzuziehen, durchſtreiften in einzelnen Abtheilungen das Land, um die fahnenflüchtigen Rekruten einzufangen. Zugleich beſchwerten ſich die Bauern über die angeſonnene Lieferung von Pferden, und die Regierung berieth, wie im tiefſten Frieden*), gemächlich und weitläufig über die an ſie gelangten Eingaben, bis man denn doch im letzten Augenblicke der Noth kurzweg die Pferde requirirte, wie man ſie eben bekommen konnte.

Die Franzoſen näherten ſich indeſſen dem hannover'ſchen Gebiete. Es waren ungefähr 12,000 Mann, die Mortier mit ſich führte, ſie waren mit wenig Gepäck verſehen, hatten keine Zelte, es fehlte an Vorſorge für Verpflegung, ſelbſt an der nöthigen Artillerie. Der Marſch durch die Haiden und Moräſte hatte bei den anhaltenden Regengüſſen im Mai und Juni ſeine Beſchwerden und Gefahren, und ſelbſt eine mäßige Rüſtung hätte hingereicht, das ganze Corps zurückzuwerfen. Aber die Franzoſen kannten die Rathloſigkeit der Machthaber in Hannover; ihre ganze Expedition war darauf berechnet, daß nichts zur Gegenwehr vorbereitet ſei. In raſchen Märſchen zogen ſie vorwärts und begannen ihre Feindſeligkeiten, indem ſie eine hannover'ſche Beſatzung auf dem Schloſſe zu Bentheim, welche aus einem Officier und 36 Mann beſtand, gefangen nahmen. In den letzten Tagen des Mai betraten ſie das osnabrückiſche Gebiet; es konnte alſo fortan kein Zweifel mehr darüber aufkommen, was der Plan war; die hannover'ſchen Regenten hatten ſich noch mit der Illuſion eingeſchläfert, daß die Franzoſen an den Gränzen ſtehen bleiben oder doch nur ſo langſam vorrücken würden, wie ſie ſelber rüſteten; jetzt überzeugten ſie ſich vom Gegentheil. Sie entſchloſſen ſich nun — nicht etwa ein paar Regimenter, ſondern eine Deputation an den Feind zu ſchicken, um mit Berufung auf Völkerrecht und Friedensverträge die Neutralität des Landes zu erwirken**). Aber die Herren hatten ſich um das Drin-

*) So theilt auch Pertz (Leben Steins I. 249.) einen charakteriſtiſchen Zug mit. Als der Feldmarſchall am Abend einen Courier vom Commandanten in Bentheim mit der Nachricht vom Einbruche der Franzoſen erhielt und die Miniſter zu einer ſofortigen Verſammlung aufforderte, ſoll ihm erwiedert worden ſein: die Glocke habe ſchon zehn geſchlagen, man müſſe die Zuſammenkunft auf den nächſten Morgen verſchieben.

**) Wie das Lenthe'ſche Exposé ſagt, „pour déclarer la neutralité parfaite de l'Electorat, qui par le traité de Luneville était en profonde paix avec la France et qui n'etant lié ni par les lois, ni par les traités de la Grande Bre-

gendſte ſo wenig bekümmert, daß ſie nicht einmal wußten, in welcher Richtung der Feind herankam. Ihre Deputation, der Hofrichter von Bremer und der Obriſtlieutenant von Bock, denen ſich der Cabinetsrath Brandes anſchloß, reiſten umher, um den Feind aufzufinden, der zu ihrer lebhaften Ueberraſchung ganz wo anders als dort, wo ſie ihn ſuchten, nämlich zwiſchen Quakenbrück und Diepholz ſtand.

Freilich waren jetzt alle militäriſchen Maßregeln halb und unfertig, weil zu ſpät damit begonnen war. Die Truppen aus der Hauptſtadt zogen nach dem rechten Weſerufer gegen Nienburg; eben dahin wurden auch die Rekruten geführt und es ſchien Wallmodens Abſicht, zwiſchen der Weſer und Aller eine feſte Stellung zu nehmen. Das Commando über die bei Nieuburg verſammelten Truppen, höchſtens 4000 Mann, führte der Herzog von Cambridge (1. Juni). Ueber die Weſer vorgeſchoben und bei Suhlingen vereinigt ſtanden vier Bataillone Fußvolk, zwei Reiterregimenter und eine Batterie; ſie waren von den Generalen Hammerſtein und Linſingen angeführt*). Ein guter Theil der Streitkräfte war noch nicht in Bewegung; drei Regimenter ſtanden noch ruhig in ihren Quartieren, zerſtreute Bataillone lagen zu Harburg, Ratzeburg und Einbeck. In dem Augenblicke, wo die Regierung ihre Deputation abſandte (29. Mai), hatten ſich die franzöſiſchen Vorpoſten zwiſchen Diepholz und Suhlingen den erſten hannover'ſchen Stellungen ſchon genähert; das wäre nun der Augenblick geweſen, den Feind mit Gewalt aufzuhalten. Es war auch nicht ſowol die Unzulänglichkeit der Kräfte, was die hannover'ſchen Führer bewog, in den letzten Tagen des Mai und am 1. Juni den Franzoſen auszuweichen und ſich gegen Suhlingen zurückzuziehen; wohl aber lag über Allen ein lähmender Mismuth und ein Mangel an Entſchloſſenheit, der lieber die Kräfte des Gegners überſchätzte, nur um die Zumuthung raſchen Handelns von ſich abwehren zu können**). Jetzt war die bevorſtehende Unterhandlung der erwünſchte Anlaß, jeder Action auszuweichen; der Herzog von Cambridge wies Linſingen und Hammerſtein an, ſich hinter die Weſer zurückzuziehen, und bedeutete ihnen: „es ſei wegen der entamirten Unterhandlungen mit den Franzoſen der Grundſatz etablirt, keine Feindſeligkeiten zu erwiedern, ſondern ſolchen möglichſt auszuweichen.“ Ganz ſollte freilich dieſe friedfertige Politik nicht gelingen. Hammerſtein hatte ſein Corps nach Nieuburg zurückgeführt, Linſingen folgte ihm (2. Juni), jetzt drängte aber ſchon der Feind auf dem Fuße nach. Vergebens ging der Führer einer Feldwache als Parlamentär hinüber, um die Franzoſen an die begonnenen Unterhandlungen zu erinnern; ſie behielten ihn als Gefangenen zurück und machten

---

tagne avait de tout temps et récemment par la République elle même été reconnu comme un état entièrement séparé.

*) S. Niederſächſ. Archiv 1846. S. 34 ff.

**) S. Niederſächſ. Archiv 1846. S. 37 ff.

mit zwei bis dreihundert Reitern einen Angriff auf zwei naheſtehende Reiterabtheilungen, die zuſammen einige ſechzig Pferde zählten. Ein lebhaftes Gefecht, in dem die Hannoveraner durch das Terrain begünſtigt und durch rechtzeitigen Succurs unterſtützt wurden, endete mit dem Rückzuge der Franzoſen; auf deutſcher Seite zählte man nur einen Todten und neun Verwundete, die Franzoſen hatten etwa dreißig Leute verloren*).

Die Regierungsdeputation hatte indeſſen auf ihrer Irrfahrt das feindliche Hauptquartier gefunden, aber es war ihr wenig Troſt geworden. Am Tage, wo bei Nienburg der Zuſammenſtoß erfolgte, kam ſie mit dem Beſcheid nach Hannover zurück, daß Mortier verlange, die ganze hannover'ſche Armee ſolle ſich kriegsgefangen ergeben; Frankreich wolle ſie als Repreſſalien gegen die von den Engländern gefangenen Franzoſen. Der franzöſiſche General verlangte ungeſäumte Antwort; leiſte man Widerſtand, fügte er hinzu, oder habe er einmal die Weſer überſchritten, ſo werde er ſich durch die früher gemachten Anerbieten nicht mehr für gebunden halten. Es bedurfte kaum dieſer trotzigen Weiſe, um die Herren in Hannover zur unbedingten Nachgiebigkeit zu vermögen. Sie eilten, die Deputation von Neuem mit den weiteſten Vollmachten an Mortier zu ſenden, und riefen den Herzog von Cambridge von Nienburg herbei, um ihn von der Lage der Dinge zu benachrichtigen. Als er hörte, daß unter den Bedingungen, wozu die Unterhändler ermächtigt waren, ſich auch die befand, daß die hannover'ſchen Truppen während der Dauer des Krieges nicht gegen Frankreich fechten ſollten, gab er ſeine Entlaſſung ein und begab ſich nach England.

Am 3. Juni ward dann im franzöſiſchen Hauptquartiere zu Suhlingen die Unterwerfung Hannovers unterzeichnet. Die Truppen ſollten ſich hinter die Elbe zurückziehen und ſich auf ihr Ehrenwort verpflichten, während des Krieges nicht gegen Frankreich die Waffen zu tragen, ausgenommen wenn ſie gegen eine gleiche Zahl franzöſiſcher Truppen, die etwa in engliſche Gefangenſchaft geriethen, ausgewechſelt wären. Das Land und die Feſtungen wurden den Franzoſen geöffnet, alle Geſchütze, Waffen, Vorräthe, alles königliche Eigenthum, Domainen und öffentlichen Einkünfte den Feinden zur Verfügung geſtellt, die franzöſiſche Cavallerie ſollte auf hannover'ſche Koſten remontirt werden, das Land für Sold, Bekleidung und Unterhalt der Franzoſen ſorgen. Der commandirende franzöſiſche General behielt ſich außerdem vor, in der Regierung und den Behörden Aenderungen vorzunehmen, wie ſie ihm zweckmäßig ſchienen, und ſolche Contributionen zu erheben, welche er zur Befriedigung der Bedürfniſſe der Armee für nöthig erachten werde. Für den ganzen Vertrag war die Genehmigung des erſten Conſuls vorbehalten.

An dem Tage, wo dieſe Capitulation geſchloſſen war, begab ſich der han-

*) S. Niederſächſ. Archiv 1838. S. 94., 1846. S. 39. Beamiſh I. 26. 27.

nover'ſche Feldmarſchall nach Celle, um nun ſelbſt das Commando der Armee zu übernehmen. Dort traf am Tage darauf einer der Unterhändler von Suhlingen bei ihm ein und ſetzte ihn vom Abſchluſſe in Kenntniß, verbarg ihm aber, daß die Gültigkeit des ganzen Vertrages noch von der Genehmigung des erſten Conſuls abhänge! Es war das wohl nicht abſichtlicher Verrath, ſondern wieder nur ein Zug jener ſich ſelbſt ſehr pfiffig dünkenden Kurzſichtigkeit muthloſer Menſchen, an denen die Geſchichte jener Tage ſo reich iſt. Wallmoden, in der guten Meinung, einen gültigen Vertrag vor ſich zu haben, war nun mit gewiſſenhafter Eile bemüht, die Bedingungen zu vollziehen. Er ließ die Feſtung Hameln, die Artillerie, die Pontons an die Franzoſen übergeben, ſelbſt die ſchon nach Lauenburg gebrachten Vorräthe der Zeughäuſer von Stade und Harburg wurden wieder zurückgeholt. Die Truppen traten ihren Marſch durch die Lüneburger Haide nach der Elbe an; für ihre Verpflegung war nur mangelhafte Sorge getragen, der Bauer mismuthig und widerwillig, auch in der Bevölkerung überwog nun bei jedem Einzelnen immer mehr die gemeine Selbſtſucht; das Treiben der Regierung hatte natürlich eine anſteckende Macht. Auch in den Truppen war an einzelnen Zügen die demoraliſirende Wirkung ſolch eines Regimentes zu erkennen. Selbſt die beſten Soldaten mußten widerſpenſtig werden, wenn ſie, wie es jetzt geſchah, durch einen ſchimpflichen Vertrag aus dem Lande getrieben, ohne Sorge für Verpflegung, in unanſtändiger Haſt nach der Elbe gehetzt wurden und, wie es in Lüneburg der Fall war, die Franzoſen im Widerſpruche mit der Capitulation ſchon in einen Stadttheil ihnen nachdrängten, während ſie im anderen noch Raſt machten. Am 9. Juni ſchlug Wallmoden ſein Hauptquartier in Lauenburg auf, im Laufe der nächſten Tage ward der Uebergang des geſammten Heeres über die Elbe ausgeführt.

Erſt jetzt, nachdem das Land, ſeine Waffen, Vorräthe und Einkünfte in den Händen der Franzoſen waren, enthüllte ſich die ganze Perfidie der Bonaparte'ſchen Politik. Als die Convention abgeſchloſſen war, ließ der erſte Conſul dem engliſchen Miniſterium erklären, er werde dieſelbe nur dann ratificiren, wenn auch der britiſche Monarch das Gleiche thue und alſo zulaſſe, daß die hannover'ſche Armee als Tauſchobject für die von den Engländern gemachten franzöſiſchen Gefangenen angeſehen werde. Geſchähe das nicht, ſo ſehe man ſich genöthigt, das Land nach der Strenge der Kriegsgeſetze zu behandeln. Es war nun klar, was Bonaparte wollte. Der Artikel über die Armee, den die hannover'ſchen Unterhändler zu Suhlingen in ihrem Unverſtande bewilligt, ſollte als Handhabe gebraucht werden, um den Engländern die Zumuthung zu machen, ihre Gefangenen gegen die Hannoveraner auszuwechſeln, und wenn, wie ſich vorausſehen ließ, die britiſche Regierung dies mit dem Bemerken verweigerte, daß Hannover ſie nichts anginge, ſo hatte dann Bonaparte einen Vorwand, auch die lockere Feſſel des Vertrages vom 3. Juni vollends abzuſchütteln und ganz nach Willkür zu verfahren. Das

engliſche Cabinet ſuchte dieſem Kniffe dadurch zu begegnen, daß es auf der einen Seite zwar die Trennung zwiſchen der britiſchen Krone und der hannover'ſchen Kurwürde ſtreng feſthielt, alſo auch den König von England den hannover'ſchen Vertrag nicht ratificiren ließ, aber zugleich die ausdrückliche Erklärung abgab, daß der König als Kurfürſt von Hannover ſich vorerſt jeder Handlung enthalten werde, welche den Beſtimmungen des Vertrages vom 3. Juni zuwiderlaufe. Aber die Bonaparte'ſche Politik erröthete freilich nicht, nun laut zu erklären, England habe die Ratification verweigert, alſo ſehe ſich auch Frankreich nicht mehr als gebunden an. Das Land und ſeine Hülfsquellen hatte man in Folge des Vertrages in Beſitz genommen, den Vertrag ſelber aber als nicht mehr bindend verworfen!

Das war die Nachricht, die einer der Suhlinger Unterhändler dem hannover'ſchen Feldmarſchall nach Lauenburg überbrachte; bald darauf (30. Juni) ſchickte Mortier den Chef ſeines Generalſtabes hinüber, um über ein neues Abkommen zu verhandeln. Dies neue Abkommen ſollte die Auflöſung der hannover'ſchen Armee bewirken. Die Soldaten, war Mortiers Vorſchlag, ſollten kriegsgefangen nach Frankreich abgeführt werden. Die Officiere ſollten ihren Wohnort auf dem Continent wählen dürfen, wo ſie wollten. In dem gewohnten kategoriſchen Tone ward eine Antwort binnen 24 Stunden gefordert. Nun regte ſich doch in Wallmoden der Unmuth des alten Soldaten über dieſe Kette von Treuloſigkeiten und Entwürdigungen, wozu ſeine eigene Argloſigkeit mißbraucht worden war. Er war entſchloſſen, lieber das Aeußerſte zu verſuchen, als die Zuſtimmung zu geben zur Auflöſung der Armee. Er ließ Mortier ſagen, daß er ſeine Offiziere erſt hören wolle, hielt dann am 1. Juli zu Gülzow einen Kriegsrath und machte dort die franzöſiſchen Zumuthungen bekannt; ſie wurden, wie zu erwarten war, einſtimmig verworfen. Mortier machte einen etwas milderen Antrag, der nur die Auflöſung des Heeres, aber nicht die Kriegsgefangenſchaft forderte, und Herr von Bock, der Suhlinger Unterhändler, ſpielte den geſchäftigen Vermittler zwiſchen beiden Lagern, aber auch dieſer Vorſchlag ward zurückgewieſen. In dieſem Augenblicke erſchienen der Landſchaftsdirector von Lenthe und der Generalmajor von Wangenheim als Abgeordneter der Celle-Calenberg'ſchen Landſtände mit dem denkwürdigen Auftrage: wenn die Truppen ſich nicht vertheidigten, ſondern die Waffen niederlegten, Pferde und Kanonen abgäben, ſo wolle die Landſchaft für ihren Unterhalt ſorgen; wenn ſie ſich aber vertheidigten und dadurch Unglück über das Land brächten, oder unterlägen, ſo würden ſie auch nichts vom Lande zu erwarten haben!

Es ſchien, als ſollten die Rathſchläge der Feigheit für diesmal ohne Wirkung bleiben. Zwar waren die Truppen, im Ganzen etwa 10,000 Mann, ſchlecht einquartiert und mangelhaft verpflegt und die Deſertion fing an einzureißen, auch hatten ſie nur auf ein paar Tage Munition und wenig Geſchütz, aber der Feind war nicht ſo überlegen und die Stellung im Lauen-

burgiſchen nicht ſo ungünſtig, um allen Muth ſinken zu laſſen. Hatten doch die Officiere um die Mitte des Monats noch eine Deputation an Hammerſtein geſchickt mit dem Verlangen, über die Elbe zurückkehren und mit ein paar Reiterregimentern den Feind verjagen zu dürfen*). Das Alles deutete auf einen muthigen, letzten Entſchluß. Wallmoden traf denn auch am 2. und 3. Juli Anordnungen wie zu einem bevorſtehenden Kampfe.

Zu wundern war es freilich nicht, wenn der Soldat anfing ſchwierig zu werden. Nach allen den Erfahrungen, wie die regierende Ariſtokratie in den letzten Wochen das Land preisgegeben hatte, konnte der gemeine Mann wenig Neigung fühlen, ſich für ſie aufzuopfern. Der materielle Zuſtand der Truppen ließ Behagen und Zuverſicht nicht aufkommen. Geſchäftige Hände wußten auch das Anerbieten Mortiers, die Soldaten kriegsgefangen abzuführen, die Officiere freizulaſſen, im Heere zu verbreiten; es war nach Allem, was vorausging, ganz natürlich, daß ſich der Soldat von Mistrauen gegen die vornehmen Herren ergriffen fühlte und ſich ſelber zu ihren Gunſten verrathen glaubte. Ohne Wirkung blieb aber gewiß der ſchamloſe Auftrag der Herren von der Landſchaft nicht, der dem gemeinen Manne nur die Wahl zwiſchen Unterwerfung und Hunger ließ. So regte ſich in dem Augenblicke, wo Wallmoden die Truppen marſchfertig machen wollte (3. 4. Juli), in einzelnen Regimentern der Ungehorſam. Sie wollten, erklärten die Reiter von der Garde und vom zweiten Dragonerregiment, erſt wiſſen, wofür ſie ſich todtſchlagen laſſen ſollten. Warum man die Armee hier in einen Winkel eingeſperrt habe, ſtatt ſie das Land ſelbſt vertheidigen zu laſſen? Wer, nachdem das Land dem Feinde überlaſſen ſei, für ſie ſorgen würde, wenn ſie zu Krüppeln geſchoſſen wären? Das Einſchreiten einzelner Officiere gegen die Misvergnügten führte zu offener Meuterei und auch als am anderen Morgen der Feldmarſchall ſeit ſechs Wochen zum erſten Male vor der Front erſchien, um ſie an Pflicht und Ehre zu erinnern, empfingen ſie ihn mit düſterem Schweigen; doch ward der Gehorſam wiederhergeſtellt und das zweite Dragonerregiment ſelbſt, das ſich am gröbſten vergangen, zeigte ſich bereit, zum Kampfe gegen den Feind geführt zu werden**).

Aber dieſe Vorgänge reichten doch hin, die noch einmal aufflackernde Neigung zur entſchloſſenen That wieder herabzuſtimmen. Man würde Wallmoden und den ihm zunächſt ſtehenden Officieren Unrecht thun, wenn man ſie mit den Herren von der Regierung in eine Kategorie werfen wollte, aber die rechte Kühnheit des Entſchluſſes war doch auch bei ihnen zu vermiſſen, ſie waren wie alle anderen bis zum gemeinen Soldaten herab von der epidemiſchen Lähmung ergriffen. Drum machten die erwähnten Auftritte tieferen

*) Niederſächſ. Archiv 1846. S. 50.

**) S. die Angaben bei Beamiſh S. 53. 58 ff. Vgl. auch den Bericht in Archenholz Minerva 1803. IV. 318 ff.

Eindruck auf ſie, als es wohl ſonſt der Fall geweſen wäre. Es mochte wohl auch bei manchen der Leiter ein Troſt darin liegen, mit einigem Schein die Schuld des ſchmachvollen Ausgangs der Meuterei der Soldaten zurechnen zu dürfen! Man konnte ſich nun mit großer Entrüſtung über die freche Inſubordination des gemeinen Mannes auslaſſen und darüber vielleicht den Verrath aus Unfähigkeit, deſſen ſich die vornehmen Herren ſchuldig gemacht, in Vergeſſenheit bringen*).

Die Herren von der Landſchaft, welche geſchäftig die Boten für Mortier machten, hatten ſich zweimal in ihren Anträgen von Wallmoden abgewieſen geſehen; ſie trafen ihn nun, als ſie mit einem dritten Entwurfe kamen, günſtiger geſtimmt. Noch am Mittag des 4. Juli fand ein Kriegsrath ſtatt, worin Wallmoden das Project den verſammelten Generalen vorlegte und ihre Zuſtimmung erhielt. Am anderen Tage ward dann nicht weit von Artlenburg auf einem Boote, das in der Elbe feſtgeankert war, die letzte Verhandlung mit den Franzoſen gepflogen und die neue Convention unterzeichnet. Darin war die Auflöſung und Entwaffnung der Armee wie in dem früheren Entwurfe eingeräumt, nur die Ausführung ſchien gemildert. Die hannover'ſche Regierung ſelbſt nahm es auf ſich, die Truppen zu entwaffnen, Waffen, Pferde und Geſchütz dem Feinde auszuliefern. Die Soldaten ſollten in ihre Heimath zurückkehren und verſprechen, ſo lange nicht gegen Frankreich und ſeine Verbündeten zu fechten, bis ſie von den Engländern gegen franzöſiſche Kriegsgefangene ausgewechſelt würden. Die Officiere durften Degen, Pferde und Gepäck behalten; nur ſollten ſie das Feſtland nicht verlaſſen. In der Hauptſache hatte alſo Bonaparte Alles erreicht, was er durch die Verwerfung des Suhlinger Vertrages bezweckt hatte.

Die Auflöſung der Armee ward unverzüglich vorgenommen; Commiſſarien der Landſchaft nahmen die Waffen, Kanonen und Pferde in Empfang, um ſie an den Feind zu überliefern; um Mitte Juli gab es kein hannoverſches Heer mehr. In die Heimath zurückgekehrt, konnte der Einzelne erſt das Unheil und die Schmach überſehen, die man dem Lande und den Truppen bereitet. Eine übermüthige Fremdherrſchaft laſtete mit ihrem ganzen Druck

*) Der angeführte Bericht des Majors von Ramdohr (Niederſ. Arch. 1846. S. 56 f.), der allerdings darin von den meiſten zeitgenöſſiſchen Quellen abweicht, iſt ein Zeugniß für dieſe Stimmungen. Dort wird Alles, was die Herren von der Regierung und der Landſchaft geſündigt, ſehr ſchonend behandelt, dagegen die Meuterei als der entſcheidende Grund der Convention vom 5. Juli hervorgehoben. Daß die ehrloſen Zumuthungen der landſchaftlichen Deputation auf die Stimmung der Soldaten gewirkt, wird als „beleidigend" zurückgewieſen; der „Geiſt des Frevels und der Frechheit, der in den Ideen von Freiheit und Gleichheit aufgekeimt war", trug darnach die Hauptſchuld. Es iſt dies die alte und doch immer wieder neue Taktik, womit bei jeder ungewöhnlichen Kriſe die kopfloſe Feigheit der Gewalten bemäntelt werden ſoll.

auf dem Lande, das dem entlassenen einheimischen Soldaten nur eine kümmerliche Existenz gab. Natürlich mußte die Sehnsucht erwachen, diesen unerträglichen Zustand mit einem besseren zu vertauschen. In England war es immer die Absicht gewesen, wenn Hannover nicht vor der Invasion geschützt werden könne, wenigstens die Armee zu retten; zweimal waren die Schiffe bereit, sie hinüberzubringen, erst hatte die Suhlinger, dann die Elb-Convention die Ausführung des Planes gehindert. Doch ward der Gedanke, aus den aufgelösten Truppen ein eigenes Corps zu bilden, neu aufgegriffen. Die Bedingungen des Vertrages vom 5. Juli konnten kaum im Wege stehen. In der Ungeduld, sich der Waffen und Pferde zu bemächtigen, hatte man dem Heere nicht einmal den Vertrag förmlich mitgetheilt, viel weniger den Soldaten das Ehrenwort abgenommen, nicht gegen Frankreich zu dienen. Zum Ueberfluß entband sie noch ein Manifest Georgs III. von jeder Verbindlichkeit gegenüber solchen Bedingungen, die ohne die königliche Genehmigung stipulirt seien. So suchten bald Hunderte durch Holstein nach England zu entkommen, anfangs von den Franzosen kaum gehindert, dann durch die angedrohte Todesstrafe nicht eingeschüchtert. Noch im Laufe des Jahres 1803 sammelten sich jenseits des Canals die ersten Corps, die den Kern der bald berühmten „königlich deutschen Legion" bildeten. In dieser neuen Gestalt haben die braven Truppen im tapferen Kampfe gegen die Bonaparte'sche Zwingherrschaft die Scharte rühmlichst ausgewetzt, die nicht sie selber, sondern eine unfähige Regierung verschuldet hatte.

Hannover war das erste deutsche Gebiet, das jene Bonaparte'sche Gewaltherrschaft kennen lernte, die nachher Jahre lang über den größten Theil von Deutschland geschaltet hat. Wie beschämend war der Zustand für die kurzsichtige Klugheit derer, die zur Unterwerfung gedrängt; wie fanden sich die Furchtsamen betrogen, die durch schmachvolle Nachgiebigkeit dem Lande die Uebel feindlicher Ausbeutung zu ersparen meinten! Die Franzosen hatten eine Executivcommission von fünf Mitgliedern eingesetzt, die natürlich nur die Befehle Mortiers und seines Schwagers Dürbach vollzog; diese beiden Fremden waren die eigentlichen Landesregenten. Die alten Verwaltungsbeamten blieben; sie waren der neuen Gewalt so brauchbare Werkzeuge wie der alten. In harmlosen Dingen konnte diese althannover'sche Bureaukratie, mit der auch die Mitglieder der verdrängten Regierung noch in Berührung standen, wohl hie und da selbständig eingreifen; bei allen wesentlichen Sachen war sie an das Dictat der Franzosen gebunden. Da es den Letzteren wesentlich mehr um die Ausbeutung als um die Regierung des Landes zu thun war, so mußte der Hauptdienst der hannover'schen Beamten darin bestehen, die fast unerschwinglichen Mittel herbeizuschaffen, welche der fremde Gebieter requirirte. Die Franzosen begnügten sich nicht, ihre ausgehungerten und abgerissenen Truppen zu nähren und zu kleiden, ihre Cavallerie auf hannover'sche Kosten beritten zu machen, sie plünderten die Schlösser wie die Zeughäuser

aus; ſelbſt die Marmorbüſten im Gartenſaal zu Herrenhauſen und die ſchönſten Hirſche aus dem Deiſterwalde wurden als Trophäen mitgeſchleppt.

In dem kurzen Zeitraume vom 5. Juli bis zum 23. December 1803 wurde lediglich für Sold, Lieferungen, Pferde und Equipirung der Franzoſen eine Summe von ſiebzehn und einer halben Million Franken von den Hannoveranern erpreßt*), ohne die Einquartierungslaſt und die koſtſpielige Verpflegung der Officiere, die den Einzelnen zur Laſt fiel. Der mäßigſte Anſchlag für den Tiſch eines Officiers betrug einen Thaler täglich; es gab aber Viele, die das Zwei- und Dreifache koſteten. Der Brigadegeneral Pacthod z. B. war berüchtigt durch die Sultanslaunen, denen er auf Koſten der armen Bewohner fröhnte; manche kleine Stadt, die von der Einquartierung heimgeſucht war, hat ſich in eine Schuldenlaſt verſtrickt, die ihren ökonomiſchen Ruin nach ſich zog. Die Schulden des Landes ſelbſt nahmen in den erſten fünf Monaten um mehr als ſechszehn Millionen Franken zu. Außerdem mußte man die Wälder lichten, eine außerordentliche Kriegsſteuer einführen und, wie auch dies nicht reichte, mit Defenſions-, Perſonen- und Pferdeſteuern das ſchon ausgeſogene Land bedrängen. Noch ehe das Jahr zu Ende war, hatte man ſchon zwei Geſandtſchaften an Bonaparte geſchickt und um Erleichterung gebeten; es waren auch ſchöne Worte von ihm geſpendet worden**), aber die Verminderung des Occupationscorps abgerechnet blieben die Dinge wie ſie waren. Der Nachfolger Mortiers, Bernadotte, der im Juni 1804 das Commando in Hannover übernahm, zeigte mehr guten Willen, grobe Misbräuche zu beſeitigen, die Ueppigkeit ſeiner Officiere in Schranken zu halten und das Einquartirungsweſen beſſer zu ordnen***); aber dies hinderte eben nur, daß das Land unter der Wucht von Laſten, die man ihm aufgebürdet, nicht geradezu zuſammenbrach. Ueberſchlug man, was auch nach dieſen Erleichterungen an Sold, Nahrung, Kleidung, Pferden, Zwangsfuhren, Einquartierung, Bauten und unter einer Menge von andern Rubriken vom Lande geleiſtet ward, ſo erſcheint die Berechnung nicht zu hoch, wonach die 26 Monate franzöſiſcher Occupation über 26 Millionen Thaler gekoſtet haben, während man die jährlichen Einkünfte des Landes damals höchſtens zu 5 Millionen Thaler anſchlug†).

Es war ſchwer zu ſagen, welch größeren Druck man hätte fürchten müſſen, wenn man ſich den Franzoſen gewaltſam widerſetzte und in ehrenvollem Kampfe überwunden nach der Strenge des Kriegsgeſetzes behandelt ward?

---

*) S. den amtlichen Bericht in Archenholz Minerva 1804. I. 499 ff.

**) Je ne veux pas, ſagte er, que le peuple hanovrien soit percé, je veux que le nom français soit aimé chez vous.

***) S. „Das Kurfürſtenthum Hannover unter den Franzoſen in den Jahren 1803, 1804, 1805. Von einem Augenzeugen." 1806. S. 58. 59.

†) S. die angeführte Schrift S. 45.

Die Noth des Landes stieg bald so sehr, daß man, um die Bedürfnisse zu decken, zu außerordentlichen Mitteln greifen mußte. Das gab denn den Franzosen Anlaß zu einer neuen Erpressung. Im Anfang November erschienen Berthier und ein Herr Posset in Hamburg und eröffneten dem Senat: sie seien von Mortier, den der erste Consul dazu ermächtigt, beauftragt, eine Anleihe für die dringenden Bedürfnisse der Armee zu negociiren, da das arme und durch die Occupation sehr gedrückte hannover'sche Land die Last nicht tragen könne. Die Stadt könne ja dafür Gebiet erwerben oder hannover'sche Domainen als Unterpfand nehmen. Der Senat zeigte wenig Lust, auf das Ansinnen einzugehen; da wurden denn wirksamere Hebel angesetzt. Die Abgesandten verlangten eine kategorische Antwort und drohten im Falle der Ablehnung mit weiteren Maßregeln. Der Fingerzeig auf die Nähe einer schlagfertigen Armee und deren Einlagerung in Hamburg, bestimmte den Senat, sich zu fügen. Es ward eine Anleihe von drei Millionen Franken gewährt, zu deren Beschaffung die Stadt selbst ein Zwangsanlehen ausschrieb*).

Nicht die finanzielle Ausbeutung allein, auch das ganze übrige Regiment gab einen treuen Vorgeschmack künftiger Bonaparte'scher Zwingherrschaft. Hannover ward jetzt mit einer Menge von Polizeierfindungen französischen Ursprungs bekannt, die bald ihren Weg durch Deutschland machten. Alte Gebräuche, wie das Freischießen und ähnliche Volksfeste, wurden verboten, strenge Fremdenüberwachung eingeführt, militärische Specialgerichte und Standrecht hergestellt. Die Spionage und geheime Polizeispürerei tauchte ebenfalls schon auf, die Presse in Norddeutschland stand bereits völlig unter französischem Einflusse**); eines der angesehensten Blätter jener Zeit, der Hamburger unparteiische Correspondent, konnte schon als ein mittelbares Organ der französischen Politik gelten. Kurz, in Allem waren Umrisse der künftigen Bonaparte'schen Glückseligkeit zu erkennen. Auch die Ungunst, womit jede deutsche Eigenthümlichkeit behandelt ward, die frechen Störungen häuslichen Friedens und altväterischer Sitte erschienen wie Vorboten der Zeiten, die seit Oesterreichs und Preußens Niederlagen über Deutschland verhängt wurden.

Es schien in dem Willen der Vorsicht zu liegen, daß auf diesem Wege die überlieferte Stumpfheit und der träge enge Sinn, der sich im deutschen Leben eingebürgert, endlich gebrochen ward. Der patriarchale, landesväterlich bevormundende oder durch Cabinetsordres aufklärende Absolutismus der vorangegangenen Zeit hätte das nie vermocht; nur eine Despotie, die jeden Einzelnen beraubte, seine Lieblingsgewohnheiten dreist und

*) Nach handschr. Hamburger Mittheilungen. Auf ähnlichem Wege wurden bei Lübeck und Bremen Anlehen gemacht; in Lübeck 210,000, in Bremen 625,000 Thaler. Auch der Kurfürst von Hessen mußte sich zu einer halben Million verstehen.

**) S. a. a. O. 112. 113. 146.

willkürlich störte, seine Sprache und sein Wesen verachtete, mit rohen, soldatisch-revolutionären Mitteln sich Gehorsam erzwang, in Haus und Familie ihre Frechheit und ihren Schmutz hineintrug, auch den Ruhigsten und Geduldigsten nicht mehr an seiner alten Stelle ließ — nur einer solchen Despotie konnte es mit der Zeit gelingen, den ehernen Bann zu brechen, in welchem der Volksgeist und die Thatkraft der Deutschen gefesselt lag.

Als die Besetzung Hannovers begann, waren die scharfsichtigen Publicisten jener Tage noch der Meinung, daß das Einschreiten Preußens nur als ein „großes, unberechenbares Unglück für Norddeutschland zu betrachten wäre." Wozu, hieß es, sich für England opfern? Das System des Baseler Friedens habe sich ja so trefflich bewährt. „Wer kann das leugnen, rief einer dieser Auguren drei Jahre vor Jena und Auerstädt aus, wo die Erfahrung so laut spricht? Welche Unweisheit! Die Franzosen, die keinen Feind auf dem ganzen festen Lande von Europa haben, vorsätzlich zu reizen und sie ohne alle Veranlassung blos aus eingebildeter Furcht bekriegen zu wollen"*)! Solche Anschauungen fielen noch immer in der Bevölkerung auf fruchtbaren Boden. Der Mittelstand, immer noch zufrieden, so lange die Wucht der neuen Weltdictatur nicht unmittelbar auf seinen Heerd drückte, freute sich dieses und jenes kleinen Vortheils, den ihm die Conjuncturen der Zeit in den Schooß warfen, und blieb verstockt gegen die Einsicht, daß die Grundlage alles Wohlstandes, die Unabhängigkeit, verloren ging. In den Hansestädten z. B., unter denen namentlich Hamburg während des Krieges einträgliche Geschäfte getrieben, machte sich nach dem Zeugnisse einsichtiger Zeitgenossen**) jenes kurzsichtige materielle Behagen recht breit, das, der Mahnung und Warner spottend, den betäubenden Erwerb und Genuß des Augenblickes mit vielen Jahren der Noth und Reue zu erkaufen pflegt.

Eine Störung in diesen ruheseligen Stimmungen erfolgte zuerst jetzt, als die Franzosen auch Lauenburg und Cuxhaven besetzten und die Elbschifffahrt zu hindern suchten, um die erste Probe einer Continentalsperre gegen den britischen Handel zu machen. Der Zweck ward insofern verfehlt, als die Rührigkeit der Engländer bald neue Wege fand und sie den französischen Versuch, die Elbe zu beherrschen, damit erwiederten, durch ein paar Fregatten die Elbe und Weser wirklich zu sperren. Das griff denn schon fühlbarer in die materiellen Interessen ein. Bremen zwar suchte sich zu helfen, indem es sich den Verkehr mit England durch die Jahde vermittelte, Ostfriesland und Emden hatten vorübergehend große Vortheile, aber der Elbverkehr erhielt einen furchtbaren Stoß; alle rückwärts liegenden Gebiete wurden davon betroffen, am härtesten Schlesien und sein Leinwandhandel.

---

*) Archenholz in der Minerva 1803. II. 524 f.

**) S. Friedrich Perthes Leben von C. Th. Perthes. I. 110 f. Steffens H., Was ich erlebte. III. 140.

Nachdem Preußen einmal den Augenblick verſcherzt, wo es durch einen raſchen und muthigen Schritt dies Alles hätte abwehren können, war es freilich ſehr ſchwer, eine Aenderung zu bewirken. Doch mußte etwas geſchehen. In Norddeutſchland wurden jetzt Vorwürfe gegen Preußen laut, Rußland, deſſen Hingebung an Bonaparte zu erkalten anfing, drängte ſeinerſeits das Berliner Cabinet zum Handeln, und die nächſten eigenen Intereſſen Preußens mahnten jetzt in fühlbarſter Weiſe an das folgenſchwere Verſäumniß, deſſen ſich die leitende Politik ſchuldig gemacht. So entſchloß man ſich denn in Berlin, bei Bonaparte friedliche Vorſtellungen zu machen. Der Cabinetsrath Lombard, einer der ſchuldigſten Träger der Staatskunſt jener Tage, erhielt die Miſſion, Bonaparte, der ſich Ende Juli nach Belgien begeben, in Brüſſel aufzuſuchen und ihn zur Nachgiebigkeit zu ſtimmen. Er ſollte Erleichterungen für Hannover und Freigebung der Elbgebiete erlangen. Die Perſon zu dieſer Sendung war ebenſo glücklich gewählt, wie dritthalb Jahre ſpäter Haugwitz, als er dem ſiegreichen Imperator am Vorabende der Schlacht von Auſterlitz imponiren und den Frieden abtrotzen ſollte! Es war ein Leichtes für Bonaparte, den eitlen und windigen Halbfranzoſen, der ihm gegenüber die preußiſche Politik vertrat, ſo zu ſtimmen, wie er ihn haben wollte. Er ließ ſich anſcheinend offen und vertraulich gegen ihn aus, betheuerte, daß er Frankreichs Macht nicht über die Gränzen ausdehnen wolle, welche ihm die Verträge gewährten, und daß es ihm nur darum zu thun ſei, die maritime Despotie der Briten, die allen Staaten des Feſtlandes unerträglich ſei, zu unterdrücken. Auch Preußen, fuhr er fort, habe ein Intereſſe, dazu mitzuwirken; doch reiche dazu die Neutralität nicht hin, es bedürfe vielmehr eines engeren Anſchluſſes an die franzöſiſche Politik. Als Preis dieſes Anſchluſſes mag dann dem Unterhändler wohl in der Ferne der lockende Beſitz von Hannover gezeigt worden ſein*). Genug, er ging geblendet von der perſönlichen Ueberlegenheit Bonaparte's und für ſeine Gedanken ſo gut wie gewonnen nach Berlin zurück; die Miſſion nach Brüſſel, von der man ſich vielleicht einen Augenblick in Petersburg und London den Anfang eines Widerſtandes gegen die Bonaparte'ſche Politik verſprechen mochte, hatte auch darin mit der Haugwitz'ſchen Sendung von 1805 einige Aehnlichkeit, daß ſie vielmehr die Brücke eines näheren Einverſtändniſſes mit Frankreich zu werden verſprach.

Wenn die am nächſten Betheiligten es ſo ruhig ertrugen, daß Norddeutſchland ausgeplündert und die Mündungen der deutſchen Flüſſe verſperrt wurden, ſo kann uns die ohnmächtige Thatloſigkeit des Regensburger Reichs-

*) Ein förmliches Anerbieten iſt, wie Lefebvre I. 335. f. wahrſcheinlich macht, nicht erfolgt; daß Andeutungen gefallen ſein möchten, leugnet auch Lefebvre nicht. Darauf mag ſich dann Bignons Behauptung von einem wirklichen Antrag reduciren.

tages nicht befremden. Man erfuhr dort die Besetzung Hannovers, Lauenburgs, Cuxhavens; es kamen Beschwerden und Eröffnungen von dem hannover'schen Ministerium in London, es wurde die Besorgniß laut, daß auch die Hansestädte von den Franzosen besetzt würden, aber in Regensburg war das Gefühl der Nichtigkeit eigener Macht so groß, daß man nicht einmal den Schein annahm, die Würde und Integrität des Reiches durch irgend einen Act wahren zu wollen. „Die Abwendung solcher Maßregeln, lesen wir in einem Berichte des deutschen Reichstages*) wäre wohl am ersten von der Dazwischenkunft des kaiserlichen russischen Hofes zu erwarten." So offenherzig gab sich das Gefühl eigener Hülflosigkeit dort kund.

Doch dürfte man nicht glauben, daß die Verhandlungen völlig eingeschlummert wären. Außer den unvermeidlichen Beschwerden, die sich aus dem Deputationsrecess ergaben, außer den Rangstreitigkeiten zwischen den neuen Kurfürsten, die am 22. August in das Kurcollegium eintraten, außer den flehentlichen Bitten des Reichskammergerichtes, dessen Noth und Armuth den nahen Ruin erwarten ließ, war namentlich noch eine Frage in Regensburg unerledigt: die Feststellung der Virilstimmen im Fürstenrathe. Die Sache erhielt einen neuen Anstoß durch ein kaiserliches Hofdecret vom 30. Juni, das auf der vollen Gleichheit der protestantischen und katholischen Stimmen bestand und zu dem Ende verlangte, daß entweder eine Anzahl neuer katholischer Stimmen in den Fürstenrath zugelassen werde, oder ein Theil der neuen protestantischen Virilstimmen vorerst noch ruhen möge. Diese Eröffnung machte, wie sich denken läßt, Sensation, obwol sie den Eintritt der Virilstimmen nicht zu hindern im Stande war. Denn nach der hergebrachten Ordnung hatte Kurmainz oder jetzt der Kurerzkanzler die Vollmachten der Gesandten, die neu zugelassen werden sollten, zu prüfen und es läßt sich denken, daß von dort kein Widerspruch erhoben ward. Aber die Organisation des Fürstenrathes blieb doch vorerst nur provisorisch, und für die alte Reichsjurisprudenz war durch die Streitfrage ein ungemein ergiebiger Stoff gegeben. So wurde denn noch geraume Zeit in den Reichstagssälen zu Regensburg über die künftige Gestalt des Fürstenrathes mit Eifer und Heftigkeit gestritten, während draußen die Brandung der Zeit mit zerstörender Gewalt an die Ruinen des alten Reiches anschlug und den nahen Tag des Unterganges verkündigte.

Der Standpunkt des kaiserlichen Hofdecretes ward zunächst von Preußen bekämpft. Im westfälischen Frieden, so hieß es dort, allerdings mit den geschichtlichen Vorgängen übereinstimmend**), sei zwar die Religionsparität festgestellt worden, aber nicht die arithmetische Gleichheit der Stimmenzahl,

*) S. die angeführte Comitialcorrespondenz d. d. 16. Juni.

**) S. Brandenburg. Instruction d. d. 19. Sept. 1803. (In der Reichstagscorrespondenz.)

die niemals ſtattgefunden und auch an ſich nicht ausführbar ſei. Man müſſe daher auf der Vollziehung des §. 32 des Reichsdeputationsreceſſes beſtehen; doch ſei der König nicht abgeneigt, nach erfolgter kaiſerlicher Genehmigung ſich die „Einführung mehrerer geeigneter fürſtlicher Virilſtimmen auf beiden Religionsſeiten gefallen zu laſſen“. Aehnlich äußerte ſich ein Reſcript Hardenbergs vom 26. Auguſt. Man müſſe auf der Ratification beſtehen; das Aeußerſte, wozu ſich Preußen verſtehen könne, ſei: die im Deputationsreceß neu creirten Stimmen unter Vorbehalt vorerſt noch zu ſuspendiren. Dagegen ſei ſtandhaft darauf zu beharren, daß wenigſtens die Stimmen der ſäculariſirten Entſchädigungslande von den Landesherren ohne Weiteres geführt würden, indem die Letzteren die Länder mit allen Rechten, welche die vorigen Beſitzer gehabt, alſo auch mit dem reichsſtändiſchen Stimmrecht erhalten hätten, und die kaiſerliche Ratification in dem Hofdecret vom 27. April nur der Vermehrung der Stimmen verſagt ſei.

Dieſer Auffaſſung ſchloſſen ſich gleich anfangs Baiern, Württemberg und Baden an; erſt im November, nachdem die Reichstagsferien vorüber waren, kam es aber zur eigentlichen Verhandlung. Pfalzbaiern bekämpfte (14. Nov.) im Kurfürſtenrath beſonders die Beſorgniſſe religiöſer Art. Man ſolle nur allgemeine Religionsfreiheit zum Grundſatze erheben und die Hinderniſſe wegräumen, die den Landesherrn in der Ausübung ſeiner Duldungsrechte beſchränkten; die Mehrheit der proteſtantiſchen Stimmen werde die katholiſche Kirche ſo wenig gefährden, wie bisher die katholiſche Mehrheit am Reichstage dem Proteſtantismus verderblich geworden ſei. Es ſchloß mit dem Antrage: daß das Reich ſich lediglich an den Deputationsſchluß halten und auf deſſen vollſtändige Ausführung in einem wiederholten Reichsgutachten dringen möge. Die brandenburgiſche Abſtimmung entſprach der oben erwähnten Inſtruction; Württemberg, Baden und Heſſen ſchloſſen ſich ihr in der Hauptſache an. Aber auch Kurſachſen theilte, obwol in milderer Form, im Ganzen die Auffaſſung, daß die neue Stimmenvertheilung eben eine Folge der Gebietsveränderungen ſei und die religiöſe Parität nicht ſtören werde. In der fortgeſetzten Berathung gab dann Kurböhmen (18. Nov.) ein ausführliches Votum ab, dem ſich natürlich auch Kurſalzburg anſchloß. Der Kaiſer, hieß es, halte ſich als katholiſcher Reichsſtand für verpflichtet, dafür zu ſorgen, daß bei der Vertheilung neuer Reichstagsſtimmen nichts zum Nachtheile des katholiſchen Religionstheiles verfügt werde. Der Kaiſer ſei nicht abgeneigt, in die Zulaſſung der im §. 32 des Receſſes genannten 27 neuen proteſtantiſchen Virilſtimmen einzuwilligen, aber er könne die Einführung nicht eher zugeben, als bis zur Beibehaltung der Religionsgleichheit ebenſoviel neue katholiſche Stimmen ausfindig gemacht wären. Um dies zu erreichen, ſchlug Böhmen vor, ſechs neue Stimmen für Oeſterreich und noch je eine für den Erzkanzler und für Salzburg in dem Fürſtenrathe zuzulaſſen, ebenſo die Häuſer Metternich, Fugger, Truchſeß, Croy, Colloredo, Kheven-

hüller mit je einer Virilstimme zu dotiren, an Fürstenberg, Salm-Salm und Liechtenstein eine weitere zu ertheilen, endlich den katholischen Reichsgrafen in Westfalen und Franken eine besondere und dem schwäbischen Grafencollegium eine zweite Curiatstimme zu gewähren.

Die gleichen Abstimmungen fielen im Fürstenrathe. Um Preußen und Baiern gruppirten sich hauptsächlich Baden, Württemberg, Nassau, Holstein, Braunschweig, die thüringischen Fürsten; an Oesterreich schlossen sich Salzburg, Berchtesgaden, Dietrichstein, Schwarzenberg, der Hoch- und Deutschmeister und Liechtenstein. Die Verhandlung war hier lebhafter, weil Oesterreich, in dessen Händen die Leitung des Fürstenrathes war, den Versuch machte, die Führung einzelner der neuen Stimmen zu hindern. So sprach Baden, da es in den Besitz der Reste der Stifter Speyer und Straßburg gelangt war, die Stimmen derselben an und fand sich sowol durch das allgemeine Beispiel, als durch die ausdrückliche Zustimmung besonders Preußens unterstützt. Wie es aber die Stimmen „Bruchsal" und „Ettenheim" führen wollte (14. Nov.), rief das Directorium „cessat" und wollte die Ansicht durchführen, daß die Stimmen der beiden Stifter als erloschen zu betrachten seien. Diese Einsprache und eine Aeußerung, als könnten die durch Säcularisationen gewonnenen Stimmen ohne förmliche Genehmigung gar nicht geführt werden, veranlaßte sehr lebhafte Auftritte im Fürstenrathe, ohne daß man doch zu einem bestimmten Ergebnisse kam. Vielmehr hatte es den Anschein, als werde kein Theil seinen Zweck völlig erreichen: dem Kaiser gelang es nicht, die Führung der durch Säcularisation gewonnenen Stimmen zu hindern; die Opposition, die eben dadurch zur Mehrheit gelangt war, vermochte es ihrerseits nicht dahin zu bringen, daß der Kaiser die im Deputationsrecess aufgenommene Ordnung guthieß und in legale Wirksamkeit setzte. So bildete sich die provisorische Uebung, welche noch den kurzen Lebensrest des heil. röm. Reiches gedauert hat.

Während der deutsche Nordwesten der fremden Invasion verfiel, ohne daß sich ein Arm dagegen regte, der Reichstag sich in lebhaftem Eifer um die innere Ordnung, eines bald zusammenbrechenden Gebäudes zankte, nahmen im Süden charakteristische Vorgänge anderer Art die Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Auflösung der alten, freilich lange zerrütteten, Ordnungen des Reiches ging dort rascher und gewaltsamer von Statten, als es selbst der Reichsdeputationsrecess erwarten ließ; die von Frankreich und Rußland begünstigten Fürsten beschleunigten den Proceß des allmäligen Absterbens, um Raum zu schaffen für die neue Souveränetät der Rheinbundszeit.

In erster Linie waren die Regierungen eifrig bemüht, die verschiedenen jüngst gewonnenen Gebiete durch gleichmäßige Organisationen zu verschmelzen; Verwaltung und Rechtspflege ward in der uniformen Weise hergestellt, wie sie in Frankreich bestand, ein einheitlicher Mechanismus von Behörden

geſchaffen, das Finanzweſen nach einem Schnitt umgeſtaltet, der Militärſtaat nach franzöſiſchem Vorbild erweitert und reformirt, Geſetze und Verordnungen in reicher Fülle nach allen Richtungen hin ausgeſtreut. Der einzige noch übrig gebliebene geiſtliche Staat des Kurerzkanzlers nahm dies neue Gewand ſo gut an, wie die vergrößerten weltlichen Gebiete im deutſchen Süden und Weſten. Was alle dieſe neuen Staatsſchöpfungen charakteriſirte, war ihre Aehnlichkeit mit den Staatsmaximen, wie ſie Bonaparte jenſeits des Rheines im Großen durchführte: bureaukratiſche Centraliſation, Beamtenregiment, ausgedehnte Polizeigewalt, wachſame Fiscalität in Finanzſachen hatten ſie mit dem franzöſiſchen Weſen völlig gemein. Und ähnlich wie Bonaparte im Großen die Anarchie der Factionen überwältigt hatte, ſo wurde hier die Verwirrung, die aus der gränzenloſen territorialen Zerſplitterung entſprang, weſentlich gemildert; wie er ſein neues Reich nach dem Grundſatze der Staatsallmacht einrichtete, es durch ein wohldisciplinirtes Beamtenthum, ergiebige Finanzquellen und ein wohlgerüſtetes Heer zu ſtützen ſuchte, ſo ward das Gleiche, freilich mit verſchiedenem Glücke, hier im Kleinen verſucht. Ließen ſich die Schattenſeiten dieſes Regimentes nicht verdecken, ſo kam auch manches unzweifelhaft Gute zur Entwickelung, vor Allem eine beſſere Verwaltung und Polizei, thätigere Rechtspflege, Beſchränkung des Hofſtaates, ſorgſamere Ordnung des Schuldenweſens. Man empfand es z. B. an dem neuen Dalberg'ſchen Staate allgemein als eine Wohlthat, daß er nicht geiſtlich, ſondern weltlich organiſirt war, daß er das tiefzerrüttete Finanzweſen von Regensburg in leidliche Ordnung brachte, den Volksunterricht und die Rechtspflege, in der Regel die wundeſten Stellen geiſtlicher Gebiete, in wirkſamer Weiſe förderte. Auch der neue badiſche Kurſtaat, deſſen greiſer Regent ſeit einem Menſchenalter auf ſehr beſcheidenem Raume eine muſterhafte Regierung geführt, öffnete dieſer wohlwollenden und ſchöpferiſchen Thätigkeit nun ein größeres Gebiet; faſt das Erſte, was hier geſchah, war die Erneuerung einer der älteſten Hochſchulen, der Heidelberger, die, im letzten Jahrhundert des pfälziſchen Regimentes tief verfallen, in Wahrheit eines zweiten Gründers bedurfte. Dicht daneben, in Württemberg, ließ dagegen die Perſönlichkeit des Regenten ſchon jetzt mehr die Härten als die Wohlthaten der Umgeſtaltung empfinden; für einen gewaltſamen und finſteren Sinn lag in ſolch einer Zeit freilich auch die Verſuchung nahe, die Bonaparte'ſche Cäſarendespotie mit allen Launen und Tücken zu karrikiren. Fortgeſetzte Händel mit der Landſchaft, Entzweiung mit dem eigenen Thronerben, Gewaltthätigkeit gegen Alle, ſie mochten ehemals reichsunmittelbar oder Lehensbauern ſein, Haß gegen jede Selbſtändigkeit kennzeichneten ſchon jetzt das Regiment Friedrichs, der ſeine neue Machtvollkommenheit vor Allem durch Unterdrückung der einzigen größeren Zeitung, die damals in Süddeutſchland erſchien, bethätigte. Dieſen kleinen Zwingherren war es wohl anzuſehen, daß jetzt die Einmiſchung von Kaiſer, Reichstag und Reichsgericht, die denn doch bisweilen noch einmal ausnahmsweiſe

eingetreten war, vollends verſchwand und nur eines noch zu fürchten war: das Machtgebot des gewaltigen fremden Schiedsrichters. Durch Gefügigkeit gegen dieſen ließ ſich aber leicht die ſchrankenloſe Machtübung im eigenen Gebiete erkaufen.

Mit der neuen Praxis, auch ſelbſt der milderen, waren aber die Reſte der alten ſtändiſchen Ordnungen ſo wenig verträglich, als die ſelbſtändige Stellung des Clerus und Reichsadels. Dieſelben erſchienen nur wie eine Schranke, die zu Gunſten der Privilegirten aufgerichtet war; in der Maſſe der Bevölkerung konnte darum auch kein Bedauern erwachen, wenn ſie fielen. Die naſſau-weilburgiſche Regierung war die erſte, welche den ſtändiſchen Einrichtungen, die ſie in den Trierer Kurlanden vorfand, offen den Krieg erklärte. Im grellen Widerſpruche mit dem Reichsdeputationshauptſchluß behauptete ſie die neuen Gebiete mit denſelben Hoheitsrechten zu beſitzen, wie die verlorenen; die unteren Volksklaſſen, fügte ſie hinzu, ſeien zu unfähig, die Bedürfniſſe der Epoche, „worin wir leben, zu erwägen", als daß man aus ihnen ſtändiſche Verſammlungen bilden könne, und überhaupt ſeien die Koſten der landſtändiſchen Einrichtung für das Land zu groß*). Man ſieht, die Staatsſophiſtik jener Tage war von einer faſt naiven, handgreiflichen Einfachheit; die feineren Doctrinen des „Sultanismus", wie man das im vorigen Jahrhundert nannte, waren noch nicht erfunden.

In ihrer Gewaltthätigkeit und Härte, ſelbſt da wo die Regenten perſönlich wohlwollend und mild waren, kündigte ſich dieſe Zeit durchaus als eine revolutionäre an; das Verfahren gegen einzelne Klöſter, wie z. B. gegen das Frauenkloſter zu Herzebroek, das der Graf Bentheim-Tecklenburg widerrechtlich einzog, und aus dem er, als die Inſaſſen ſich weigerten es zu verlaſſen, durch handfeſte Kerle die Nonnen hinausſchaffen ließ, oder der durch ärztliches Zeugniß nachgewieſene Hungertod eines Wormſer Präbendars, dem die Darmſtädter Regierung verſäumt hatte, ſeinen Unterhalt zu reichen**), ſolche Fälle haben ſelbſt in dieſer ſtumpfen Zeit vorübergehend Eindruck gemacht. Aber in keinem Ereigniſſe jener Tage trat die Rechtloſigkeit der Zeiten ſo grell ans Licht, wie in dem Verfahren gegen die Reichsritterſchaft.

Auch die uneigennützigſte Politik wäre wohl nicht im Stande geweſen, dieſer Corporation und ihrer politiſchen Selbſtändigkeit noch eine lange Lebensdauer zu friſten. Es iſt in einem früheren Abſchnitte geſchildert worden***), wie tief dieſe kleinen ritterſchaftlichen Gruppen in ſich ſelbſt verfallen

*) S. Häberlin Staatsarchiv XIII. 183 ff. Ueber die Organiſation des kurerzkanzler. Staates ſ. ebendaſ. X. 378. XI. 91. 177. 225. Die heſſiſche XIII. 114 ff. Ueber das Verbot der allgemeinen Zeitung in Württemberg vgl. die Archenholz'ſche Minerva 1803. VI. 368 f.

**) S. die Actenſtücke bei Häberlin XI. 346 ff. XIII. 180 f. 313 f. XIV. 90 ff.

***) S. Band I. S. 113 f.

waren, wie sehr sie den gesunden Blutumlauf des größeren Ganzen gestört haben. Außer den Rittern selbst war sicherlich im ganzen Reiche Niemand, der Ursache hatte, den Untergang der ritterschaftlichen Kleinstaaterei zu beklagen. Nun hatte die Revolution am linken Rheinufer dem dort berechtigten Ritteradel unheilbare ökonomische Wunden geschlagen, und die neue Politik der Abrundung und Nivellirung, die in den Friedensschlüssen zur Geltung kam, mußte, wie sie das geistliche Staatswesen und die Reichsstädte verschlang, auch die Ritterschaft in ihrer Existenz gefährden; dieser Zwang der Verhältnisse war mächtiger als der schützende Wortlaut des Reichsrecesses. Seit fast zwei Jahrhunderten hatte sie sich mit knapper Noth gegen die Uebergriffe der fürstlichen Landesherrn vertheidigt, und nur die überlieferte Politik des Kaisers, sie zu beschützen, hatte noch ihre Unterwerfung und Einschmelzung gehindert. Die jüngste Revolution ließ es zweifelhaft, wie weit der Kaiser den schwächeren Elementen des Reiches diesen Schutz noch geben konnte oder wollte. Drum suchten die Ritter, wie alle anderen Stände, Schutz bei der neuen Gewalt, die sich auf den Trümmern der alten Ordnungen Europa's erhoben hatte. Sie bewarben sich um die Gunst der französischen Diplomatie, welche das Entschädigungsgeschäft zu Regensburg leitete; sie suchten durch unterwürfige Schritte sich die mächtige Protection Bonaparte's zu erwerben. In der That erlangten sie auch so viel, daß der erste Consul im Tone des gnädigen Herrn und Beschützers sie seines Wohlwollens versicherte*); es war aber kaum zu hoffen, daß er in dem Zwiespalte zwischen ihnen und den künftigen Rheinbundsfürsten die verlassen werde, mit deren politischem Interesse sein eigenes auf's innigste verflochten war.

Noch ehe das Fortbestehen der Ritterschaft und ihrer Rechte im Reichsdeputationshauptschluß zugesagt und ihnen Bonaparte's Protection verheißen war, hatte Baiern gleichsam die Probe gemacht, wie weit man gegen sie vorschreiten könne. Als die Entschädigungslande im November 1802 besetzt wurden, ließ das bairische Ministerium zugleich in mehreren ritterschaftlichen Orten in Franken die Patente seiner Besitznahme verkündigen. Auf die Beschwerden darüber folgte dann noch der beruhigende Bescheid, daß sich dies lediglich auf die Lehensverbindung beziehe, in welcher manche Rittergüter zu den säcularisirten Hochstiftern gestanden hätten. Aber es dauerte nicht lange, so wurde dies oder jenes Recht, das die Ritterschaft bisher geübt, als zwei-

*) Bonaparte's Schreiben an das Directorium der Ritterschaft (vom 2. Juni 1803) lautete bezeichnend: J'ai reçu la lettre que vous m'avez fait remettre en date du 12 avril 1803 et qui renferme l'expression de votre reconnaissance de ce que j'ai pu faire en faveur du corps équestre de l'Empire. J'y suis fort sensible et je suis très aisé d'avoir contribué à assurer sa conservation et la continuation de son existence politique. Ne doutez pas, je vous prie, de mes dispositions favorables à votre égard et du désir que j'ai de pouvoir vous être utile.

felhaft angefochten, die Steuern, welche an die Cantone zu entrichten waren, mit Beſchlag belegt, über einzelne anerkannt unmittelbare Gebiete der Ritter die Landeshoheit ausgeübt, Abgaben gefordert, die kaiſerlichen Werbungen in ritterſchaftlichen Orten unterſagt, die Kanzleien fränkiſcher Ritterſchaftscantone aus Bamberg und Schweinfurt weggewieſen und das Tragen der ritterſchaftlichen Kleidung und Ehrenzeichen verboten.

So folgte im Frühjahr und Sommer 1803 ein Angriff auf den andern, und alle Vorſtellungen und Beſchwerden der Ritter waren der neuen Staatsraiſon gegenüber fruchtlos. Schon ließen ſich daher einzelne Mitglieder, um weiteren Chicanen zu entgehen, dazu herbei, die Landeshoheit anzuerkennen. Ein anderes bedenkliches Zeichen war dann eine Verordnung des fränkiſchen Generalcommiſſariates (Februar 1803), worin eine ſtaatsrechtliche Unterſuchung über die Verhältniſſe der ritterſchaftlichen Beſitzungen angeordnet und den Regierungen zu Bamberg und Würzburg auferlegt ward: „aus den hiſtoriſchen, publiciſtiſchen und politiſchen Daten ein ganzes, auf richtigen Grundſätzen beruhendes Syſtem auszuarbeiten". Dabei war zugleich der Wink gegeben, wie ſich durch fleißiges Nachforſchen wohl müſſe zeigen laſſen, daß die Rittergüter noch bis ins 17. Jahrhundert der Landeshoheit unterworfen waren, die Ritter als landſäſſiger Adel auf den Landtagen erſchienen und überhaupt die fürſtlichen Lande in früherer Zeit geſchloſſene Gebiete geweſen ſeien. Beunruhigend für die Ritter war zugleich die Geſchäftigkeit, womit in der Preſſe das ritterſchaftliche Weſen zur Verhandlung gebracht ward. In grellen Zügen ward in einer Reihe von Schriften*) das Unweſen der ritterſchaftlichen Kleinſtaaterei, ihre ſchlechte Verwaltung und Rechtspflege, ihre mangelhafte Sicherheitspolizei geſchildert, die herabgekommene Lage der Bevölkerung dieſem Regiment zur Laſt geſchrieben und daran erinnert, wie

*) Unter den zahlreichen Schriften, die für und wider damals erſchienen, ſcheinen uns die bemerkenswertheſten: „Staatsrechtl. Verhältniſſe der adeligen Gutsbeſitzer in den churpfalzbair. Entſchädigungslanden." 1803. (Bairiſche Rechtfertigungsſchrift von Gönner.) „Was für Maßregeln hat wohl die Reichsritterſchaft jetzt zu ergreifen?" 1803. „Welche Maßregeln kann die Reichsritterſchaft jetzt ergreifen?" — „Reſultate mit aller Unpartheilichkeit gezogen aus dem Für und Wider die unmittelbare Reichsritterſchaft." 1803. „Hiſtoriſche und ſtaatsrechtliche Betrachtungen über die Reichsritterſchaft in Franken, Schwaben und am Rhein." Regensb. 1804. „Staatsrechtl. Beleuchtung des wahren Verhältniſſes der unmittelbaren Reichsritterſchaft zum Fürſten in den Entſchädigungslanden." 1804. „Geſchichtliche und polit. Betrachtungen über den jetzigen Zuſtand der fränkiſchen Ritterſchaft." 1804. „Fragmente aus der Geſchichte der unmittelbaren Reichsritterſchaft in Schwaben, Franken und am Rheinſtrom." Nürnb. 1804. „Ueber die Unionen kleinerer Reichsſtände. Ein Sendſchreiben eines ritterſchaftl. Conſulenten in Schwaben an ſeinen Collegen in Franken. Am Bodenſee. Jan. 1804." Vgl. auch Häberlin's Staatsarchiv Bd. XI—XIV. und Hoff das deutſche Reich. II. 254 ff.

diese Gebiete dem Verkehr, dem Handel, der öffentlichen Sicherheit überall im Wege ständen. Es wurden Parallelen zwischen dem untergegangenen geistlichen Staatswesen und den ritterschaftlichen Gebieten gezogen, die entschieden zum Nachtheil der letzteren ausfielen. „Man findet dort, hieß es in einer Schrift der Zeit, nichts als Bettler, Zigeuner, Landsknechte, Betteljuden und Afterärzte" — ein Vorwurf, der allerdings Grund hatte, insofern die ritterschaftlichen Gebiete jetzt fast allein noch das Asyl alles des Gesindels und aller der Wildfänge waren, welche die wachsame Polizei der größeren Territorien fernzuhalten wußte.

Am 9. October 1803 erfolgte dann von Seiten Baierns der lange gefürchtete Schlag. Ein Patent des Kurfürsten, das unter Trompetenschall durch einen Herold in den fränkischen Hauptstädten verkündet ward, gab die Erklärung: „daß die Ritterschaft zwar als eine eigene Corporation existirt habe, daß sie jedoch nur aus ursprünglich landsässigen Edelleuten bestehe, welche sich der Landeshoheit entzogen hätten. Dadurch seien kleine Staaten im Staate entstanden, welche sich mit unverjährbaren Regierungsrechten und mit dem Wohl des Staates nicht vertrügen; der Kurfürst werde daher den reichsunmittelbaren Adel in sein ursprünglich landsässiges Verhältniß zurückführen, wobei er jedoch gern die Meinungen und Wünsche der ritterschaftlichen Glieder selbst vernehmen wolle". Er berief zu dem Ende einen Ausschuß von fränkischen Rittern, die durch ernste Drohungen angehalten wurden, persönlich zu erscheinen, ließ sich auf den ritterschaftlichen Gütern als Landesherr proclamiren und den Schultheißen befehlen, sich in Zukunft vor den kurfürstlichen Justizämtern zu stellen, die Ritterſteuern an die Regierungscassen abzuliefern und überhaupt alle Verordnungen und Boten der Ritterschaft abzuweisen. Dem Ausschuß, der in Bamberg zusammentrat, ward dann eröffnet, daß die Ritterschaft zwar einen eigenen bevorrechteten Körper bilden, aber dem Kurfürsten unterthan sein solle; für ihr Besteuerungsrecht, das bestehen blieb, sollte ein Aversum an den Landesherrn bezahlt, die Charitativsubsidien an den Kaiser ganz beseitigt, der Gerichtsstand verändert werden. Der Ausschuß willigte in diese Vorschläge, freilich mit der Clausel, daß sowol Kaiser und Reich als die ganze Ritterschaft gleichfalls zustimmen müßten, und Baiern begann die neue Ordnung rücksichtslos ins Werk zu setzen.

Es ließ sich erwarten, daß das Beispiel Baierns nicht ohne Nachahmung bleiben werde. Nicht nur beide Hessen, Meiningen, die nassauischen Häuser, sondern selbst Isenburg, Hohenlohe, Leiningen, Leyen, Salm-Reiferscheid übten im Kleinen diese neue Faustrechtspolitik. War zwischen einem bairischen Herzog und einem Reichsritter seit uralter Zeit eine weite Kluft gewesen, so konnte man mit Recht fragen, worauf denn eigentlich die höhere geschichtliche Berechtigung dieser kleinen Dynasten gegenüber der Reichsritterschaft beruhe? Diese winzigen Herren schienen auch nicht einmal zu ahnen, daß solche Fragen bald aufgeworfen werden könnten und dann, wie es 1806 geschah, mit

ihrer Ohnmacht daſſelbe durchgeführt werden würde, was ſie jetzt an den wehrloſen einzelnen Reichsrittern verſuchten. In der That iſt mitten in dieſem Sturme gegen die Ritterſchaft, als man zur Rechtfertigung die Nothwendigkeit „einer größeren Conſolidirung“ im Reiche geltend machte, das Wort ſchon ausgeſprochen worden: zu einer ſolchen Conſolidirung gehört auch die Mediatiſirung der kleinen Fürſten und Grafen*). Und gewiß, es war, wenn auch nicht recht, ſo doch nicht mehr als billig, wenn die neue Staatsraiſon ſchon zwei Jahre nachher eine Anzahl der eifrigſten Ritterſtürmer dieſer Art verſchlang.

Im Ganzen bot der Süden und Weſten des Reichs, wo die 180 Quadratmeilen ritterſchaftlicher Gebiete zerſtreut lagen, faſt ein ähnliches Bild, wie zur Zeit der alten Selbſthülfe, bevor der ewige Landfriede errichtet war. Faſt überall fielen die fürſtlichen Dynaſten, den Erzkanzler, Sachſen und Baden allein ausgenommen, mit Gewalt über die Ritter her und ſtritten ſich untereinander um die ſchutzloſe Beute. Württemberg ließ im Kraichgau einen Cordon ziehen und die Cent Möckmühl beſetzen, worüber es mit hohenloheſchen Truppen zum blutigen Zuſammenſtoß kam; in der Wetterau und im Fulda'ſchen waren Heſſen und Naſſau in ernſte Händel gerathen. Ueberall waren die kleinen Contingente in Bewegung, häufig wurden die armen ritterſchaftlichen Dörfer von doppelter und dreifacher Executionsmannſchaft heimgeſucht. Im Landgericht Krombach hatten kurheſſiſche Truppen Beſitzungen des Kurerzkanzlers occupirt und Patente angeſchlagen; nun ließ auch der Kurerzkanzler marſchiren. In Höchſt war der naſſauiſche, in Hanau der heſſiſche Landſturm aufgeboten. Am grellſten war die Gewaltthat beider Heſſen gegen die Burg Friedberg, wo dem Grafen von Waldbott-Baſſenheim das Burggrafenamt zuſtand. Dort war auf das Anheften der Patente ein tückiſcher Ueberfall gefolgt (Dec. 1803); die Vertheidiger waren mißhandelt worden, und man verfuhr wie in einem eroberten feindlichen Platze. Erſt im folgenden Frühjahre ließen ſich die beiden Heſſen dazu herbei, wie es der Kaiſer und der Reichshofrath geboten, den gewaltſam beſetzten Ort zu räumen. Aus einem ähnlichen Anlaß geriethen dann (April 1804) Darmſtadt und Iſenburg an einander; bei Sprendlingen kam es zwiſchen beiden zu einer kleinen Fehde. Naſſau-Uſingen ſuchte die Grafen Baſſenheim um die Herrſchaft Reiffenberg zu bringen, wie es denn überhaupt an Exempeln nicht fehlte, daß auch Gebiete, die mit der Ritterſchaft nichts gemein hatten, in dieſer allgemeinen Auflöſung der hergebrachten Begriffe von Recht und Eigenthum von gewaltſamen Zugriffen bedroht worden ſind.

Indeſſen war der ganze Angriff doch etwas verfrüht und die Landesherren mußten ſich noch einige Zeit Geduld auferlegen. Der Hülferuf der Ritter an den Kaiſer war nicht fruchtlos geweſen; noch im December 1803 war

*) Häberlin Staatsarchiv XI. 324. Anmerk.

durch den kaiſerlichen Geſandten in München eine ausführliche Vorſtellung überreicht worden, welche das gute Recht der Bedrohten mit geſchichtlichen und rechtlichen Gründen darlegte. Der Reichshofrath bereitete ein Mandat gegen die gewaltthätigen Fürſten vor, und ein Reichsſtand, der durch ſeinen ehrlichen, aber unbeſonnenen Eifer für die alten legitimen Ordnungen bekannt war, Guſtav IV. von Schweden, ließ nicht lange auf ſich warten; ſein Geſandter in Regensburg überreichte (Jan. 1804) eine ſehr kräftig abgefaßte Note zur Erhaltung der Reichsverfaſſung gegenüber „den geſetzwidrigen militäriſchen Beſitzergreifungen“*). Aber auch Frankreich war nicht ſo entſchieden für die bairiſch-heſſiſch-naſſauiſchen Raubzüge, wie man es wohl hätte erwarten können. Die Ritterſchaft, die ſich in ihrer Noth an Bonaparte wandte, fand dort keine ganz ungünſtige Aufnahme; es ward ihr der Rath gegeben, ſich zu vergleichen, das Vorgehen der Gegner ward wenigſtens nicht unterſtützt. Die allgemeine politiſche Lage machte es der franzöſiſchen Politik wünſchenswerth, für jetzt dieſe deutſchen Wirren geſchlichtet und die vorhandenen Verlegenheiten nicht durch neue vermehrt zu ſehen.

Jetzt ließ ſich auch Preußen in einer amtlichen Denkſchrift vernehmen, die Graf Görtz (Jan. 1804) in Regensburg überreichte. Die ritterſchaftlichen Rechte waren darin wie ein Vorrecht betrachtet, das ſich unter dem nachſichtigen Schutz geiſtlicher Regierungen über ſeine urſprünglichen Schranken ausgedehnt habe, das aber jetzt unter den neuen weltlichen Regierungen wieder ſeine feſtere Begränzung finden müſſe. Wohl ward die „anarchiſche Kriſis“ im Reiche beklagt, aber auch das Einſchreiten der Reichsgerichte als ein ungenügendes Mittel zurückgewieſen; der König, hieß es, könne ſich nicht dabei beruhigen, „daß der Zwieſpalt im Reiche proceſſualiſch genährt und dabei politiſche Endzwecke verfolgt würden“; auch werde er nicht zugeben, „daß ſeine *größeren Mitſtände* durch rückſichtsloſe Abziehung der ritterſchaftlichen Vaſallen und Gutsbeſitzer geſchwächt würden.“ Die Denkſchrift machte daher den Vorſchlag, durch eine ordentliche Berathung des Reichstages die zu beobachtenden allgemeinen Grundſätze feſtzuſtellen, wobei „die weſentlichſten Rechte der Intereſſenten, die neue Lage der Dinge im Reiche und das dringende Bedürfniß einer mehreren Conſolidirung ſeiner inneren Kraft“ gleichmäßige Berückſichtigung finden ſollten. Zugleich ſolle bis zur Entſcheidung

*) Die drei genannten Actenſtücke, ſowie auch die oben erwähnte preußiſche Denkſchrift ſind abgedruckt in Häberlin's Staatsarchiv XI. 393 ff. 416 ff. 425 ff. Im Uebrigen haben wir für die Darſtellung dieſer Verhältniſſe das vollſtändigſte Material neben den periodiſchen Schriften und Tagesblättern der Zeit in der mehrfach angeführten Reichstagscorreſpondenz (für 1803 und 1804) gefunden. Vgl. auch (Schellhas) pragmat. Geſchichte der deutſchen Reichstagsverhandlungen. Regensb. 1805. S. 236 ff.

der Statusquo provisorisch erhalten, jedoch die militärischen Commandos zurückgezogen, die Executionsmaßregeln eingestellt und der gegenwärtige Stand zur Vermeidung weiterer Collisionen nicht ausgedehnt werden.

Diese preußische Ansicht, welche die neue Arrondirungspolitik im Grundsatz unverkennbar billigte, nur die Ausführung an bestimmte Normen knüpfen wollte, war eben dem Reichstag eröffnet worden, als ein sogenanntes kaiserliches Conservatorium des Reichshofrathes (vom 23. Jan. 1804) anlangte, das sich entschieden auf die Seite der bedrohten Ritterschaft stellte. Es waren darin, ganz im alten Stil kaiserlicher Machtvollkommenheit, alle im fränkischen und schwäbischen Kreise vorgenommenen Maßregeln für ungültig erklärt und die volle und unbeschränkte Herstellung der Reichsritterschaft in den Zustand geboten, wie er vor den jüngsten Gewaltschritten gewesen war. Der Kurerzkanzler, Baden, Sachsen und der Kaiser selbst als Erzherzog von Oesterreich waren zugleich zu Conservatoren der reichsritterschaftlichen Rechte bestellt und zögerten nicht, diesem Auftrage zu entsprechen.

Nun fühlte sich Pfalzbaiern doch isolirt. Frankreich war gleichgültig, Preußen, wenn es gleich den Zweck billigte, wollte doch die angewandten Mittel nicht gutheißen, und ein Theil der übrigen Fürsten, die 1801—1803 mit Baiern den gleichen Weg gegangen waren, stand nun auf Seiten des Kaisers. Man wollte in Regensburg für bestimmt wissen, daß der Münchner Hof gleich nach dem Erscheinen des kaiserlichen Decrets Couriere nach Paris und Berlin abgesandt, aber an beiden Stellen keine recht befriedigende Antworten gefunden habe. Frankreich ermahnte Baiern, es zu keinem entscheidenden Schritt des Kaisers kommen zu lassen; Preußen äußerte sich zwar sehr ungehalten über das kaiserliche Conservatorium, aber, wie ein Regensburger Bericht sagt: es ist sehr glaublich, daß der preußische Hof sich dennoch passiv verhalten werde, sobald man sich auf kaiserlicher Seite ernst und nachdrücklich zeigen werde.

Gewiß war es, daß Baiern die Stimmungen für sich nicht so günstig fand, wie es sie brauchte. Es hob erst den Sequester, den es auf die ritterschaftlichen Güter in Franken gelegt, auf und ließ dann (19. Febuar) dem Reichstag officiell mittheilen, daß der Kurfürst zum Beweise seiner friedliebenden und uneigennützigen Absichten und in Betracht der kaiserlichen Verwendung sich entschlossen hätte, die über die Ritterschaft verhängten Maßregeln zurückzunehmen und den früheren Rechtszustand wiederherzustellen. Diesem Beispiele folgten, wenn auch zögernd, die übrigen Reichsfürsten; doch war, wie sich denken läßt, bei weitem nicht überall und in allen Punkten der Rechtszustand so bald wieder hergestellt. Die vorwiegende Meinung in Regensburg, die namentlich auch der Erzkanzler vertrat, war nun die: daß die interessirten Fürsten, Baiern an der Spitze, ihre Klagen und Beschwerden dort anzubringen, die Ritterschaft sich darüber auszusprechen hätte, so daß es

dann dem Reiche möglich würde, allgemeine Grundſätze über das ſtreitige Verhältniß aufzuſtellen*).

So ſchien alſo, in den äußerſten Lebenstagen des Reiches, die kaiſerliche Autorität noch einmal einen vollſtändigen Sieg erfochten zu haben; es war das letzte Mal, daß ein kaiſerliches Mandat in einer wichtigen Sache wenigſtens einzelne Vollzieher fand. Die von Wien beſtellten „Conſervatoren" ſchickten ihre Vertreter nach Regensburg, um die Herſtellung des Rechtszuſtandes innerhalb der Ritterſchaft vorzubereiten. Wahrſcheinlich begannen ſie ihr Geſchäft damit, daß ſie die Vollziehung des kaiſerlichen Mandats forderten und an die noch ſäumigen Stände Abmahnungen erließen**). Eben dieſer unerwartete Erfolg der kaiſerlichen Politik rief aber den Widerſtand der Gegner hervor; Preußen, das zu ſeinem lebhaften Misvergnügen Baiern, Württemberg u. ſ. w. den Wiener Befehlen gehorchen, Baden ſie mitvollziehen ſah, fühlte ſich durch dieſe Wendung ebenſo beunruhigt, wie Bonaparte. In Paris wie in Berlin entſchloß man ſich daher, rechtzeitig dieſer Befeſtigung öſterreichiſchen Einfluſſes im Reiche zu begegnen; es galt ja in Deutſchland längſt nicht mehr für unſittlich und unpatriotiſch, gegen den Rivalen im Reiche die fremde Einmiſchung herbeizurufen. So ward von dem franzöſiſchen Geſchäftsträger eine Note (10. März) in Regensburg übergeben, deren Inhalt allgemein überraſchte; Frankreich, das bis jetzt geneigt ſchien, den ritterſchaftlichen Wirren fremd zu bleiben, kündigte darin abermals ſeine Einmiſchung an, und zwar, wie die Note verſicherte, auf Veranlaſſung Rußlands***). Um den Zuſammenhang

---

*) „Wollte man nun hierauf über alle einzelnen Punkte entſcheiden, welche zu ſehr in individuelle und locale Verhältniſſe eingriffen, ſo würde die Erörterung eine unabſehbare Zeit erfordern. Daher dürfte es wohl am beſten ſein (wenn es anders nicht abzuwenden iſt, dieſe Entſcheidung ganz widerrechtlicher Weiſe an den Reichstag zu ziehen), nur einige ſtreitige Rechtsprincipien theils über die wahren Kennzeichen des Landſaſſiats, theils über einige beſondere Vorrechte, welche die Reichsritterſchaft aus ihren Privilegien behauptet, vorzüglich des Retracts und der Collectation, allgemein zu entſcheiden, ſodann aber die Anwendung auf einzelne Fälle, wenn man ſolche den Reichsgerichten zu überlaſſen Bedenken trägt (wozu ſich freilich kein hinreichender Grund finden läßt), einem eigens dazu beſtellten Austrägalgericht zu übertragen." Reichstagscorreſpondenz d. d. 5. März.

**) Reichstagscorreſpondenz d. d. 26. März.

***) S. M. l'Empereur de Russie a fait connoitre au premier consul, qu'elle jugerait utile que les deux puissances, dont la médiation avait préparé la salutaire conclusion des derniers arrangements en Empire, intervinssent de nouveau pour prévenir, notamment en ce qui concerne les privilèges de l'Ordre Equestre, les suites facheuses que pourraient avoir les différens aujourd'hui subsistans. Le premier Consul a été empressé d'accueillir cette ouverture de S. M. l'Empereur de Russie, et le soussigné est chargé d'en donner la notification à la Diète.

dieſer neu angekündigten franzöſiſch-ruſſiſchen Intervention vollends aufzuhellen, kam dann, am 28. März in Regensburg übergeben, eine neue Denkſchrift Preußens, welche den Standpunkt der früheren noch nachdrücklicher geltend machte, die Rechte des Königs gegen das „ſogenannte“ Conſervatorium feierlichſt verwahrte und die übrigen Reichsſtände aufforderte, die von den beiden hohen Mächten, Rußland und Frankreich, angebotene Vermittelung vertrauensvoll anzunehmen.

So diente der ritterſchaftliche Streit dazu, die heilloſen Zuſtände des Reiches noch einmal recht charakteriſtiſch zu beleuchten. Vor der fremden Vermittelung verſtummte nun die Thätigkeit der kaiſerlichen Conſervatoren, wenn gleich die äußere Verwicklung der europäiſchen Angelegenheiten es nicht zuließ, daß mit der franzöſiſch-ruſſiſchen Intervention Ernſt gemacht ward. Zwiſchen Frankreich und Rußland drohte ſchon jetzt ein Zerwürfniß, das an gemeinſame Schritte nicht denken ließ. Vielmehr blieben die Dinge vor der Hand in dieſem unentſchiedenen Zuſtande; hier war der Rechtszuſtand der Ritterſchaft wiederhergeſtellt, dort waren die gewaltthätigen Verhältniſſe der jüngſten Zeit noch nicht völlig abgethan, da die kaiſerliche Maßregel der Wiederherſtellung nur zum Theil vollzogen worden war; zu einer Feſtſtellung allgemeiner Grundſätze war es nicht gekommen. Wir werden dann ſpäter ſehen, wie die Sache am Reichstage in unrühmlichſter Weiſe begraben ward. Das Eine ergab ſich indeſſen ſchon jetzt, daß das Verfahren gegen die Ritter zu früh kam; ſo unbeliebt die ritterſchaftliche Kleinſtaaterei war, die öffentliche Meinung wandte ſich im Laufe des Streites doch immer entſchiedener den ungerecht Bedrängten zu, zumal ſeit der Freiherr vom Stein, ein Reichsritter im beſten Sinne des Wortes, ſeinem Unwillen über die freche Beraubung, die auch ihn durch Naſſau traf, in einem kraftvollen und beredten Schreiben an den Herzog Worte lieh. Dieſer große Staatsmann, dem Deutſchland einſt zum guten Theil die Wiederherſtellung ſeiner Unabhängigkeit verdanken ſollte, war bis jetzt nur in dem kleineren Kreiſe, dem ſeine verwaltende und organiſirende Thätigkeit angehörte, um ſeines geiſtvollen und ſegensreichen Wirkens willen geprieſen; durch dieſen Brief ward ſein Name zuerſt auch in weiten Kreiſen genannt und gerühmt. Vornehmlich eine Stelle machte auch in dieſer öden und zerrütteten Zeit tiefen Eindruck. „Deutſchlands Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit“, ſchrieb Stein dem Herzog, „wird durch die Conſolidation der wenigen reichsritterſchaftlichen Beſitzungen mit den ſie umgebenden Territorien wenig gewinnen; ſollen dieſe für die Nation ſo wohlthätigen großen Zwecke erreicht werden, ſo müſſen dieſe kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Exiſtenz die Fortdauer des deutſchen Namens abhängt, vereinigt werden, und die Vorſehung gebe, daß ich dieſes glückliche Ereigniß erlebe.“

Zweiter Abſchnitt.

Das Bonaparte'ſche Kaiſerthum. 1804.

In dieſer jüngſten Verwicklung hatte Bonaparte die Miene angenommen, als beſtehe das frühere Verhältniß mit Rußland noch ſo ungeſtört fort, daß es ihm nur einen Wink koſte, um das franzöſiſch-ruſſiſche Schiedsgericht von 1801—1803 in den deutſchen Angelegenheiten zu erneuern. Allein dem war nicht ſo. Während England ſich in neuen Kampf mit Bonaparte begeben, Oeſterreich mit mistrauiſcher Aufmerkſamkeit die franzöſiſche Politik beobachtete, hatte ſich jenes herzliche Einverſtändniß zwiſchen dem Czaren und dem erſten Conſul gelöſt. Schon während der deutſchen Entſchädigungsarbeiten mochte in Alexander das Gefühl erwacht ſein, daß Rußland von Bonaparte düpirt war; die Erneuerung des Krieges mit England, die Occupation Norddeutſchlands, die Uebergriffe Frankreichs auf allen Seiten mußten die Geduld auch eines weniger ehrgeizigen Verbündeten, als Alexander war, ermüden. Er verbarg ſein Misbehagen über den Gang der Bonaparte'ſchen Politik nicht mehr, und als dann der erſte Conſul, ihn zu beſchwichtigen, ihm die Vermittlung in dem britiſchen Conflict antrug, zeigten die Vorſchläge des Czaren eben nur, daß ihm eine Nachgiebigkeit gegen England weniger bedenklich ſchien, als das fortdauernde Wachsthum franzöſiſcher Uebermacht. Von Rathſchlägen und Mahnungen kam es zu peinlichen Erörterungen, die das diplomatiſche Vernehmen zwiſchen Paris und Petersburg täglich mehr erkälteten, indeß die britiſche Politik natürlich Alles aufbot, dieſe ſtille Entzweiung zum offenen Bruch zwiſchen Frankreich und Rußland zu ſteigern.

In dem Augenblick, wo ſich ſo der Knoten eines neuen Continentalkrieges zu ſchürzen begann, ſtand Preußen iſolirt und das ablaufende Jahr 1803 war inſofern durch eine bedeutſame Niederlage bezeichnet, als die Neutralitätspolitik der jüngſten acht Jahre zuerſt vor aller Welt in ihrer Ohnmacht erſchien. Der preußiſchen Verwendung zum Trotz dauerte die Ausſaugung Hannovers,

die Verschließung der Elbe und Weser zum Ruin des preußischen Handels fort; nicht nur Hannover, auch die Hansestädte wurden von unverschämten Zumuthungen Frankreichs heimgesucht, kaum gelang es dem Kurfürsten von Hessen, dem gleichfalls unter dem Titel Anlehen ein paar Millionen abgepreßt werden sollten, seinen Beutel vor der französischen Zudringlichkeit zu schützen. Diese Machtlosigkeit der Vermittelungspolitik ward in Preußen selbst zum ersten Mal empfunden; man suchte aus der Isolirung herauszukommen und hielt es nun nicht mehr, wie noch im Jahre 1799, für das höchste Maß politischer Weisheit, ohne Verbindungen und Verpflichtungen zu sein. Man sah sich vielmehr nach Verbindungen genauer um. Lombards Reise nach Brüssel, die Kunst, womit ihn Bonaparte behandelt, die Eindrücke, die ihm von dort geblieben, waren darum in diesem Augenblick nicht ohne Bedeutung; je lebhafter die Vereinzelung Preußens zum ersten Mal in Berlin gefühlt ward, desto zugänglicher war man jetzt den schon im Anfang Juni 1803 von Bonaparte gemachten Allianzanträgen. Die Eindrücke, die Lombard von Brüssel mitgebracht, blieben nicht unfruchtbar; die preußischen Staatsmänner, vor allen Haugwitz, hielten den Moment für gekommen, in ein engeres Verhältniß zu Bonaparte zu treten; wenn die Weser und Elbe freigegeben, die Occupationsarmee in Hannover zunächst vermindert, dann vielleicht im Frieden das Land an Preußen überlassen ward, so war eine französische Allianz mit Preußen zu erlangen. Wir werden später noch veranlaßt sein, der Verhandlungen, die sich daraus entspannen, zu gedenken; führten sie zwar zunächst zu keinem bestimmten Abschluß, so hatte die Brüsseler Mission Lombards doch dazu beigetragen, daß Bonaparte und Preußen sich einander näherten. Gerade die jüngsten ritterschaftlichen Händel hatten ja bewiesen, daß Frankreich mit keiner festländischen Macht so sehr im Einklang war, wie mit Preußen, und offenbar auf preußische Anregung hatte Bonaparte zuletzt doch seine Einmischung in den deutschen Dingen angekündigt.

Diesem Gefühl der Isolirung, das zur Annäherung an Frankreich trieb, entsprang auch der Gedanke einer engeren Fürstenallianz in Deutschland, der damals flüchtig wieder auftauchte. Der Fürstenbund von 1785 hatte die Erwartungen, die man von ihm gehegt, nicht erfüllt, aber er ließ doch die Wirkung zurück, daß in jedem Momente der Verlegenheit und Bedrängniß die Erinnerung daran wieder lebendig ward und wenigstens da und dort die Regierung erwachte, die deutsche Fürstenunion unter Preußens Leitung zu erneuern. Ein interessanter Entwurf dieser Art liegt uns aus der Zeit kurz vor dem Luneviller Frieden vor; Dohm hat ihn verfaßt*). Es war der Augenblick, wo Oesterreich die neue Waffenruhe vom September 1800 um

*) Nach den handschriftl. Originalien aus Dohms Feder. Vgl. Gronau Leben Dohms S. 627 ff.

so hohen Preis erkauft hatte, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach sich der Friedensbedingungen sehr sicher glauben mußte. In diesem Moment, wo der bevorstehende Friede an Frankreich jedenfalls das linke Rheinufer, an Oesterreich vielleicht reiche Entschädigungen am Inn und an der Isar überließ, entwarf Dohm seinen Plan. Er wandte sich an die alten Freunde des Fürstenbundes, an die Herzöge von Braunschweig und Weimar, und schlug ihnen vor, nicht auf dem weitläufigen Wege ministerieller Verhandlung, sondern durch einen Congreß vertrauter, eingeweihter Männer die Bildung einer neuen Fürstenunion vorzubereiten. Vollkommenes gegenseitiges Vertrauen und Entfernung von dem verderblichen Geist der Formalität und kleinlicher Prätensionen müßte in allen Instructionen vorgeschrieben und die Männer, die man gebrauchte, so ausgewählt sein, daß sie die Vorschriften in ihren eigenen Gesinnungen fänden und die Sache mit wahrem Interesse ihres Herzens betrieben.

Die Lage Deutschlands und Preußens schien damals gleich dringend zu einem solchen Bunde zu mahnen. Preußen, meinte Dohm, dürfe um seiner eigenen Sicherheit willen Deutschland nicht seinem Schicksal überlassen und die übrigen Reichsstände müßten das Bedürfniß fühlen, zur Erhaltung ihrer Existenz sich an Preußen enger anzuschließen. Die deutsche Nation selbst sei wohl leicht für einen Entwurf zu erwärmen, „der ihr wieder Consistenz, Sicherheit und Ehre verspräche, sobald sie sich überzeugte, daß die verlangte Anstrengung wirklich dazu verwandt werden sollte, um Eigenthum und Ruhe zu sichern". Prophetisch sieht Dohm voraus, was der künftige Friede bringen müsse: die volle Zerrüttung und Ohnmacht Deutschlands, das steigende Uebergewicht Frankreichs, für welches der Krieg mehr und mehr ein Bedürfniß zu werden drohe. Seit zwei Jahunderten hätten aber alle Kriege dazu geführt, neue Stücke von Deutschland loszureißen, und zwar wesentlich durch die Schuld seiner Verfassung, die ihm nicht gestatte, als unabhängige Macht zu handeln und die eigenen Interessen zu verfolgen. Diese alte Constitution sei durch die Erschütterungen der jüngsten Zeit aufgelöst; wolle man nicht die innere Anarchie und die auswärtige Einmischung gewärtigen, einen Theil von Deutschland der Gewalt des Stärkeren zur Beute überlassen, so müsse man die verfallene Verfassung durch eine neue ersetzen. Diese neue Ordnung erblickt Dohm in einer deutschen Föderation unter Preußens Leitung. Preußen werde aus solch einem Bunde alle natürlichen Vortheile einer Schutzmacht ziehen, sobald es sich über kleine Prätensionen erhebe und durch Uneigennützigkeit das Vertrauen erhalte, das die Grundlage solcher Verbindungen sei; die isolirten, schutzlosen kleineren Staaten würden dadurch allein vor den Gefahren beschirmt, welche die Auflösung der alten Reichsverfassung nach sich zöge. Um dies zu erreichen, müsse die neue Ordnung in Deutschland auf die Grundsätze eines guten Föderativsystems gebaut, die souverainen Rechte mehr im Bunde concentrirt, überhaupt Alles, was zur gemeinsamen Verthei-

digung nothwendig ſei, in die Bundesmacht gelegt, alles Uebrige den Einzelſtaaten überlaſſen ſein. Könne man nicht ganz Deutſchland außer Oeſterreich in dieſe Föderation verknüpfen, ſo ſolle man ſich mit dem Gebiet bis zur Mainlinie begnügen, Hannover, Sachſen, Heſſen ꝛc. müßten aber jedenfalls dazu gehören. Man könne die künftige Union dann in vier Sectionen oder Kreiſe theilen, deren einer unmittelbar unter Preußen ſelbſt, die anderen unter der Leitung von Hannover, Sachſen und Heſſen ſtänden. Gemeinſame Maßregeln zur Rüſtung der Streitkräfte und Herbeiſchaffung der Geldmittel, Befeſtigungen, Truppenübungen, gemeinſchaftliche Auflagen zur Deckung dieſer Bedürfniſſe würden zu den erſten Sorgen dieſer Föderation gehören, die allgemeine Ueberwachung, die Vertheilung der Koſten u. ſ. w. einem Bundesrath überlaſſen, die oberſte Leitung und Initiative aber Preußen in die Hand gelegt werden. Auch die mit der Reichsverfaſſung verfallene oberſte Reichsjuſtiz könne durch den Bund organiſirt werden; die Veränderungen im künftigen Frieden mußten durchaus im Zuſammenhang mit dem Ziele des Bundes erfaßt werden; die Säculariſationen z. B. dürften nicht ſowol als Entſchädigungsmittel gelten, vielmehr als eine große politiſche Reform, die nothwendig ſei, um dem deutſchen Körper mehr Sicherheit und Conſiſtenz zu geben. Auch die eigenen Entſchädigungen Preußens müßten von dieſem Geſichtspunkt aus gewählt werden.

Wir haben die Grundzüge dieſes Planes hier kurz erwähnt, weil es uns immerhin von Intereſſe ſchien zu zeigen, wie es in dieſer allgemeinen Auflöſung aller alten Formen doch niemals an bedeutenden Stimmen gefehlt hat, die den wunden Fleck unſerer öffentlichen Verhältniſſe zu heilen ſuchten. Die politiſchen Ereigniſſe des Luneviller Friedens und ſeiner Folgen, die ungeduldige Haſt der Großen wie der Kleinen, ſich durch die Spolien der ſchutzloſen Beute nach Kräften zu bereichern, die Zerfahrenheit im Reiche und die gebieteriſche Intervention des Auslandes hat damals, 1800—1801, alle die Entwürfe, die Dohm in patriotiſcher Vorſorge angeregt, raſch begraben; es war ſo arg und noch ärger in Deutſchland geworden, als er damals prophezeit hatte.

Jetzt, drei volle Jahre ſpäter, wurde unter dem Eindruck der hannover'ſchen Vorgänge die Erinnerung an ſolche Vorſchläge wieder wach, man mochte ſich in Berlin wohl ſagen, daß alle die franzöſiſchen Gewaltſchritte in Norddeutſchland nicht geſchehen wären, wenn man vor dem Luneviller Frieden auch nur einen norddeutſchen Bund, wie ihn Dohm damals vorſchlug, geſchloſſen hätte. In den erſten Wochen des Jahres 1804 erſchien der Prinz Wilhelm von Braunſchweig, der Held von 1809 und 1815, in Weimar, um in preußiſchem Auftrag den Herzog Karl Auguſt, den vielbewährten, eifrigen Freund der preußiſchen Unionsideen, zu ſondiren*). Der König, äußerte der

*) Das Folgende iſt aus der handſchriftl. geh. Correſpondenz des Herzogs Karl Auguſt geſchöpft.

Prinz, wolle ſich nicht vergrößern; es ſei nur ſeine Abſicht, alle Reichsfürſten, die ſich an ihn wenden, zu beſchützen. Es ſollte alſo eine ganz freie Vereinigung ſein; wer ſich ausſchließe, äußerte der Prinz, müſſe freilich gewärtig ſein, daß es ihm ähnlich ergehe wie Hannover. Man ſchien dabei namentlich an Heſſen-Caſſel zu denken. Dort und am Karlsruher Hofe ſollte der braunſchweigiſche Prinz zunächſt die Stimmungen erkunden. Der Bund würde gegen Frankreichs Uebergriffe, aber auch gegen die Tendenzen ruſſiſcher Einmiſchung gerichtet ſein*). Herzog Karl Auguſt, deſſen warmer patriotiſcher Eifer in dieſen Dingen mehrfach gebraucht, aber auch enttäuſcht worden war, fühlte wohl einiges Mistrauen; ſeine ehrliche Anhänglichkeit an Preußen war es eben, die ihn der herrſchenden Politik ſichtlich entfremdet hatte, drum hegte er ſich überraſcht und wünſchte genauer zu erfahren, wohin die neueſte Wendung ziele. Der braunſchweigiſche Prinz wußte ihm nichts zu ſagen, als daß der Fürſtenbund von 1785 als Vorbild vorſchwebe. Auch Herzog Karl Wilhelm Ferdinand und Köckeritz, an die ſich Karl Auguſt brieflich wandte, konnten ihm keine beſtimmteren Mittheilungen machen.

Um dieſe Zeit kam Johannes Müller, jetzt noch in kaiſerlichen Dienſten, nach Weimar. Sein näheres Verhältniß zum Herzog hing mit der Stiftung des Fürſtenbundes zuſammen; Müller, damals in Mainz, hatte, wie wir uns erinnern, lebhaften perſönlichen Antheil an den Verhandlungen gehabt, die durch Karl Auguſts Vermittlung mit dem Mainzer Kurhof gepflogen wurden. Auch jetzt verkehrte er eifrig mit dem Herzog, und es war nach der jüngſten Anregung der Unionsentwürfe natürlich, daß ſich ihr Geſpräch bald auf dieſen Gegenſtand wandte. Wir haben uns, ſchrieb Karl Auguſt (8. Februar) an den König von Preußen, von Gegenſtänden unterhalten, die ziemlich zu den Wünſchen zu paſſen ſcheinen, die E. M. nach Ausſage des Prinzen Wilhelm hegen. Bei dieſer Gelegenheit wurden zwiſchen uns mancherlei politiſche Gegenſtände verhandelt, und indem ein Wort das andere gab, ſo nahm ich die Gelegenheit wahr, gegen ihn E. M. Gerechtigkeit und Billigkeit liebende Geſinnungen zu preiſen. Müller, dem dieſe Aeußerungen ſehr angenehm zu ſein ſchienen, eröffnete mir darauf, daß er nach Berlin zu reiſen gedenken und dort zu erfahren wünſche, ob E. M. keine gänzliche Abneigung bei ſich ſpürten, mit dem kaiſerlichen Hofe in ein annäherndes Einverſtändniß zu treten.

Wir erſehen aus den Mittheilungen, die der Herzog nach Berlin machte, daß Müller nach ſeiner eigenen Erklärung zwar keine beſtimmten Aufträge hatte, „zu denen er ſich eigens legitimiren könne“, daß ihm aber doch die Weiſung gegeben war, in Berlin die Stimmungen gegen Oeſterreich zu ſon-

*) Der Prinz äußerte, que le Roi ne désirait point que les Russes se mêlassent des affaires de l'Allemagne et que S. M. avait marqué de l'inquiétude sur les projets de la Cour de St. Petersbourg.

diren. In seinen Gesprächen mit dem Herzog behandelte er es als eine offene Frage, ob Preußen in eine Allianz mit Oesterreich treten oder ein neuer Fürstenbund versucht werden solle, der natürlich diesmal nicht gegen, sondern mit Oesterreich geschlossen worden wäre*).

Das Anziehendste in Müllers Mittheilungen war, was er über die Zustände in Wien dem Herzog erzählte; es ward von diesem mit größter Genauigkeit nach Berlin berichtet. Müller unterschied am Wiener Hofe drei Parteien: die Anhänger der britischen Allianz, deren eifrigster Führer immer noch Thugut war, dann den Kaiser mit seinen Ministern Colloredo und Collenbach, und als dritte Fraction den Erzherzog Karl sammt dem Hofkriegsrath und der Armee. Der Kaiser, erzählte er, wünsche mit seinen beiden Vertrauten den Frieden und neige zum Einverständniß mit Preußen und Rußland; doch stehe er mit Thugut noch fortwährend in Correspondenz, ohne sich freilich allzu leicht dem Drängen zum Anschlusse an die englische Kriegspolitik hinzugeben. Namentlich scheue er durch eine zu ausgesprochene Hinneigung an Thugut den Erzherzog zu verletzen, dessen Haß gegen den ehemaligen Premierminister noch unvermindert sei. Die Armee und die vom Erzherzog abhängenden Kriegsbehörden neigten zum Kriege. Das Vorschreiten gegen Baiern schreibe man vorzugsweise dem Erzherzog und seinem Anhang zu; das Ministerium hätte lieber nachgegeben. Offenbar habe der Kurfürst von Baiern in seinem Verfahren gegen die Ritterschaft sich zu fest auf französischen Schutz verlassen, sei aber darin für die Absichten der Franzosen zu früh vorgeschritten, woran die Hitze von Montgelas Schuld sei. Doch hege man in Wien die Ueberzeugung, daß, wenn Baiern in dem ritterschaftlichen Streite Stand halte, das österreichische Cabinet zuletzt doch nachgeben werde.

Die Reise Müllers nach Berlin blieb ohne politische Folgen; seine Besprechungen mit dem Herzog von Weimar hatten, wie wir aus der Correspondenz dieses Fürsten sehen, nur die Wirkung, daß der berühmte Geschichtschreiber, den der Herzog dem Berliner Hofe auf's wärmste empfahl, in Folge dieser Anknüpfungen den kaiserlichen Staatsdienst mit dem preußischen vertauschte. Die Unionsangelegenheit schritt nicht vorwärts. Vergebens suchte der Herzog bestimmteren Bescheid zu erhalten; der König und die ihm zunächst Stehenden äußerten sich vag und ausweichend. Der König bezeichnete wohl

*) „Die Grundsätze einer solchen Vereinigung," so äußerte sich Müller, nachdem er vorher den Werth einer österreichisch-preußischen Allianz hervorgehoben, „möchten nun die des alten Fürstenbundes sein, nämlich: die Vermeidung aller Aggressionen, aber feste Vertheidigung unter einander gegen alle feindlichen Angriffe auf das deutsche Reich, Vermeidung aller Vergrößerungsprojecte von Seiten der Verbündeten, die Erhaltung der Ruhe in Deutschland, gemeinsames Einverständniß und Rücksprache über die Gegenstände, welche von Seiten des Auslandes vorkommen könnten."

die Fortdauer der freundſchaftlichen Verhältniſſe mit Oeſterreich als eine ſeiner eifrigſten Sorgen; allein er meinte, es ſei leider nicht viel auf eine Regierung zu bauen, in der ſich drei ſo verſchiedene Parteien entgegenwirkten. Die einzige beſtimmtere Andeutung, die wieder Prinz Wilhelm von Braunſchweig brachte, war der Wunſch, Herzog Karl Auguſt möge einmal, ohne Aufſehen und ohne ſchriftliche Verhandlungen, bei dem Kurfürſten von Sachſen perſönlich anklopfen, ob derſelbe geneigt ſei, ein engeres Bündniß mit Preußen einzugehen. Der Herzog, ſo ungenügend ihm dieſer ganz allgemeine Auftrag erſchien, war doch bereit, darauf einzugehen. Vielleicht, meinte er, ſei der Kurfürſt am beſten dazu geeignet, zwiſchen Berlin und Wien zu vermitteln und den Kaiſer wie den Erzherzog Karl über Preußen aufzuklären. Er wolle dieſe Idee ſo in Dresden hinwerfen, wie wenn ſie von ihm ſelber käme und nur aus dem Wunſche hervorginge, das einzige Mittel zu ſchaffen, das Deutſchland vor franzöſiſchen Zudringlichkeiten ſchützen könne: die Verbindung zwiſchen Oeſterreich und Preußen. Schon dies ging aber über die Abſichten der preußiſchen Politik hinaus. Ihr ſtand vorerſt nur ein näheres Einverſtändniß mit den norddeutſchen Fürſten vor Augen, wozu man natürlich vor Allem der Vereinigung mit Sachſen bedurfte. Das Vernehmen mit Oeſterreich, ſchrieb Köckeritz ablehnend*), ſei von der Art, daß man keiner Vermittlung bedürfe. In der ſcheuen Unentſchloſſenheit, welche die damalige preußiſche Politik charakteriſirt, fürchtete man bei jedem kleinen Schritt ſchon zu weit vorgegangen zu ſein, fühlte ſich faſt beläſtigt von dem uneigennützigen Eifer des Herzogs, hätte wohl gern durch ihn den Dresdener Hof gewonnen, wollte aber doch auch ſeine Maßregeln ſo nehmen, daß man bei jeder neuen Conjunctur nicht compromittirt war. Der Annäherung an Oeſterreich wich man lieber aus; eine Verſtändigung mit Sachſen, Heſſen, Braunſchweig u. ſ. w. ſchien hinreichend, um weitere „Zudringlichkeiten“ der Bonaparteſchen Politik abzuwehren. Während Karl Auguſt die Gefahr der Lage nicht unterſchätzt, ſondern zu einer ernſten und mächtigen Verbindung drängt, ſucht man im Rathe Friedrich Wilhelms der großen Kriſis mit ganz kleinen Hülfsmitteln zu begegnen und hat auch nicht die leiſeſte Ahnung von der Möglichkeit einer Kataſtrophe, wie ſie die beiden großen Monarchien Deutſchlands binnen der nächſten Jahre getroffen hat.

Zur Charakteriſtik dieſer Anſichten haben denn auch die damals gepflogenen Erörterungen ein gewiſſes Intereſſe; praktiſchen Erfolg hatten ſie natürlich keinen. Es ward in Dresden angeklopft wegen des Bündniſſes und es kam eine Antwort, welche nicht ablehnte, aber auch nicht förderte; Herzog Karl Auguſt, der erſt Wochen lang ohne alles Lebenszeichen von Berlin geblieben, machte ſich (Ende April) nach Dresden auf, fand aber den Kurfürſten ſo kühl, wortkarg und ausweichend, wie es die Berliner Eröffnungen

*) An den Herzog d. d. 9. März.

auch gewesen waren**). Der Herzog kehrte mit dem Bewußtsein heim, daß sein redlicher Eifer wieder einmal der furchtsamen Langsamkeit der Andern um eine gute Strecke vorangeeilt war.

In dem Augenblick, wo man in Berlin zwischen voller Hingebung an Frankreich und einem Versuch der Abwehr gegen Bonaparte'sche Gewaltthaten hin- und herschwankte, war ein neues Attentat gegen die Sicherheit und Ehre Deutschlands vollbracht worden. Eine royalistische Verschwörung, die das Leben und die Herrschaft des ersten Consuls mit einem Schlage treffen sollte, war vor dem Ausbruch entdeckt, ihre bedeutendsten Führer verhaftet worden; zweifelhafte Anzeichen ließen den Verdacht zu, daß ein bourbonischer Prinz in diese Dinge verflochten, und daß dieser Prinz der Herzog von Enghien sei, der in harmloser Zurückgezogenheit und an den politischen Dingen der Zeit unbetheiligt in dem badischen Städtchen Ettenheim, wenige Stunden von Straßburg, lebte. Es war wohl weniger die Ueberzeugung von der Schuld dieses Prinzen, als ein Zug ächt corsischer „vendetta", der den ersten Consul jetzt auf unbewährten Verdacht hin zu einem blutigen Justizmord vermochte. Die Bourbons sollten erschreckt, an einem Gliede dieses Hauses, mochte es schuldig oder unschuldig sein, Rache genommen werden für die nimmer ruhende Thätigkeit royalistischer Verschwörer.

Am 12. März ward durch den französischen Geschäftsträger beim schwäbischen Kreise, Massias, der in Karlsruhe seinen Sitz hatte, das Verlangen an die badische Regierung gerichtet, die Frau von Reich, die zu Offenburg wohnte und die in eine Verschwörung gegen Frankreich verwickelt sei, verhaften, ihre Papiere versiegeln, sie selbst aber nach Straßburg ausliefern zu lassen. Das badische Ministerium verfügte die Verhaftung der Angeschuldigten und die Versiegelung ihrer Papiere; die Auslieferung ward aber aufgeschoben, weil man sich erst vergewissern wollte, ob die Frau von Reich deutsche oder französische Staatsbürgerin sei. Inzwischen war von dem kurfürstlichen Obervogt zu Gengenbach die Verhaftung und Versiegelung bereits auf Requisition des Straßburger Präfecten erfolgt; die badische Regierung forderte daher den Letzteren auf (13. März), Jemanden abzuordnen, welcher der Entsiegelung und Untersuchung der Reich'schen Papiere beiwohne.

**) Der Kurfürst äußerte unter Anderem, wie, „er nicht dafür halte, daß der erste Consul feindselige Absichten gegen Deutschland hege (!), er könne keinen Grund dazu finden; in Berlin würde man wohl gewiß wissen, woran man dort mit den Franzosen wäre, indem der Anschein vermuthen ließe, daß dem König von Preußen die Gesinnungen des ersten Consuls bekannt sein müßten; in Sachsen würden die Franzosen wohl nicht im Falle einer Invasion den Anfang machen. Voranstalten zu einer Vertheidigung zu machen, möchte großen Schwierigkeiten und Gefahren ausgesetzt sein." (Aus einem Schreiben Karl Augusts d. d. 4. Mai.)

Es war darüber noch kein Bescheid erfolgt, als die badische Regierung zwei Tage später von Kehl einen ganz unerwarteten Bericht erhielt. In der Nacht vom 14. zum 15. März, so meldete der Lieutenant, der die Wache zu Kehl commandirte, habe ein französischer Truppencorps unter dem Vorgeben, es sei mit der badischen Regierung Alles verabredet, den Rhein passirt und sei gegen Offenburg vorgerückt. Gegen tausend Mann und einige Geschütze befänden sich auf deutschem Boden und näherten sich Offenburg, um die dort lebenden Emigranten zu verhaften. Noch wußte der Berichterstatter nicht, daß in demselben Augenblick eine zweite Colonne unter General Ordener von Schlettstadt aus bei Rheinau den Strom überschritten hatte und sich geradezu auf Ettenheim bewegte. Doch folgte bald die weitere Kunde, daß sich die französischen Truppen in zwei Colonnen gegen Offenburg und Ettenheim begeben und die dort wohnenden Emigranten, unter ihnen auch den Herzog von Enghien, am 15. März verhaftet hätten. Daß die Bewegung auf Offenburg nur ein Manoeuvre war, um die auf Ettenheim zu maskiren, und daß die ganze Invasion lediglich der Person Enghiens galt, das ging aus diesen ersten Berichten noch nicht mit aller Klarheit hervor.

Wie die erste Nachricht nach Karlsruhe kam, in welcher nur allgemein von den Emigranten, nicht von Enghien persönlich die Rede war, ließ der Kurfürst bei Massias Erklärungen verlangen*). Derselbe überreichte ihm ein Schreiben Talleyrands (vom 10. März), worin die Auslieferung eines angeblich zu Offenburg existirenden hochverrätherischen Ausschusses und die Entfernung sämmtlicher Emigranten aus dem badischen Gebiete gefordert war. Ehe man noch darauf eine Antwort entworfen, traf in der Nacht vom 15—16. März ein zweites Schreiben der französischen Regierung (vom 11.) ein, welches durch nähere Angaben über die Schuld und Gefährlichkeit der zu Offenburg und Ettenheim lebenden Emigranten das allem Völkerrecht widerstreitende Verfahren zu begründen suchte. In der nämlichen Nacht erhielt die Regierung von ihren Beamten in Gengenbach und Mahlberg Bericht über die erfolgte Verhaftung. Noch immer hatte man in Karlsruhe keine Ahnung von dem, was sich vorbereitete. Daß der französische Prinz wie ein Verbrecher nach Vincennes geschleppt ward, um dort unter dem Scheine eines formlosen richterlichen Verfahrens nach jakobinischer Weise verurtheilt und gemordet zu werden — diese betäubende Schreckensbotschaft ließ freilich nur wenige Tage auf sich warten**).

*) Auch der badische Gesandte in Paris, Emmerich Joseph von Dalberg, der Brudersohn des Kurerzkanzlers, später als Duc de Dalberg viel genannt, versichert, am 15. März das erste Wort über die beabsichtigte Verhaftung Enghiens in Paris gehört zu haben. S. seine Noten an die Regierung in den Mémoires historiques sur la catastrophe du duc d'Enghien, Paris 1824. S. 243 ff. Die Talleyrand'sche Note vom 11. März s. ebendas. S. 263 ff.

**) Die Angaben über den Verlauf sind einem vertraulichen Bericht entnommen.

Der unerhörten Verletzung deutſchen Gebietes war alſo eine That gefolgt, die zugleich allen monarchiſchen und dynaſtiſchen Empfindungen den Krieg erklärte; es war in der That ſchwer zu ſagen, wer bitterer beleidigt war, das Völkerrecht oder die fürſtliche Legitimität! Gleichwol ward für beide in Deutſchland keine Stimme laut; man ſchwieg und erbitterte ſich höchſtens über den, der dies Schweigen unbequem zu ſtören trachtete. Die Ausweiſung der Emigranten aus Baden, Baiern, Württemberg und Heſſen war die einzige nächſte Rückwirkung des Attentates vom 15. März. Wenn der ſchutzloſe Kurfürſt von Baden, deſſen Gebiet unter den Kanonen von Straßburg lag, ſchweigen und ſich von Bonaparte die öffentliche Lüge gefallen laſſen mußte, es ſei Alles mit ſeiner Bewilligung geſchehen, ſo war der greiſe Fürſt, der ein langes geſegnetes Regentenleben aufzuweiſen hatte, darum gewiß mehr zu beklagen als zu beſchuldigen, aber es ſchien, als ſei im ganzen Reiche das Gefühl für ſtaatliche und fürſtliche Ehre völlig erloſchen. Wenigſtens iſt uns aus der trüben Geſchichte jener Zeiten auch nicht eine Epiſode bekannt, die den politiſchen und ſittlichen Bankerott des alten Reiches ſo grell vor Aller Augen ſtellte, wie die Verhandlungen, welche das Ereigniß von Ettenheim im Kreiſe des Regensburger Reichstages hervorrief.

Der Reichstag fühlte, als die erſte Nachricht von dem Verfahren Bonaparte's eintraf, auch nicht eine leiſe Anwandlung, aus eignem Antrieb für die Ehre und Integrität Deutſchlands einzuſtehen; gleichgültig ließen ſich die Geſandten den vertraulichen Bericht der badiſchen Regierung mittheilen und lebten der zuverſichtlichen Hoffnung, die Sache ſei damit vergeſſen und abgethan. Da kam am 7. Mai eine ruſſiſche Note, die das Verfahren Bonaparte's in ſtarken Worten rügte und mit Nachdruck auf die Gefahren für jeden Einzelnen hinwies, „wenn ſolche Gewaltſtreiche für zuläſſig gälten oder ſtattfinden könnten, ohne gefühlt oder gehindert zu werden“. Als Bürge der deutſchen Reichsverfaſſung und als Vermittler legte daher der ruſſiſche Czar feierlichſt Proteſt ein gegen das Attentat, „von dem die Ruhe und Sicherheit Deutſchlands betroffen worden war.“

Es ließ ſich aus jeder Miene und Aeußerung herausleſen, wie unbequem den Repräſentanten des Reiches dieſe Anregung kam. In jedem Falle wäre es zunächſt an den beiden Großmächten geweſen, die Initiative raſch zu ergreifen und nicht zu dulden, daß es fremden Staaten überlaſſen blieb, deutſche

---

welchen die badiſche Regierung gleich nach den Vorgängen vom 15. März an den Grafen Görtz, den preußiſchen Reichstagsgeſandten, richten ließ, der damals auch die badiſchen Stimmen zu Regensburg führte. (In der Reichstagscorreſpondenz Nr. 26.) Es iſt nicht anzunehmen, daß in dieſer Mittheilung die Thatſachen unrichtig angegeben ſind, auch wenn ſich darin das Bemühen zeigt, ſo vorſichtig als nur immer möglich zu berichten.

Ehre und Sicherheit zu wahren. Aber der österreichische und der preußische Gesandte gaben, als die Note zuerst zur Sprache kam (14. Mai), Erklärungen ab, aus denen nicht das Bewußtsein einer Großmacht sprach, sondern wie sie sich höchstens für die verlegene Schwäche der Kleinen geziemt hätten*). Die ganze Anstrengung, zu der sich der Reichstag ermannte, war denn auch, daß das Directorium zögernd und nur auf das Andringen des russischen Gesandten, dem sich der kaiserliche Concommissarius anschloß, eine „sechswöchentliche Verlaßzeit" anberaumte und auf den 18. Juni die Eröffnung des Protokolls festsetzte. Man mochte sich schmeicheln, daß damit die Sache vorerst auf die lange Bank geschoben sei.

Aber noch in derselben Sitzung ward auch eine schwedische Note übergeben, worin Gustav IV., zunächst veranlaßt durch die russische Eröffnung, sich als älteren Garanten der deutschen Reichsverfassung in Erinnerung brachte und die Erwartung aussprach, daß das Reichsoberhaupt nicht unterlassen werde, sich über die in Rede stehende Angelegenheit vernehmen zu lassen. Diese schwedische Einmischung ward noch unangenehmer empfunden als die russische und man wäre um Alles gern über die heikle Sache hinweggekommen. „Man vermuthet hier fast allgemein", schrieb am 31. Mai ein gut Unterrichteter**), „daß nächstens eine Erklärung der französischen Regierung erfolgen und daß solche wenigstens eine Sicherstellung für die Zukunft enthalten werde, wodurch denn der Anlaß zur diesfallsigen Reichsberathung sich von selbst heben dürfte". Der Wunsch, die Sache langsam einzuschläfern, schien in Erfüllung zu gehen; es liefen keine Instructionen ein, und als der 18. Juni herangekommen war, konnte, wiewol Rußland ungeduldig trieb, das Protokoll nicht eröffnet werden. Graf Görtz, jetzt auch mit der badischen Stimme betraut, gab zu verstehen, wie sehr der Karlsruher Hof von Bonaparte und dem Czaren zugleich bedrängt werde, und verhandelte mit Baron Hügel über die „Form und Modulation" der etwa von Baden

*) „S. k. k. Majestät," hieß es in der österreichischen Erklärung, „hätten erwarten zu können geglaubt, daß die französische Regierung schon selbst das Vorhaben hege, die Gründe und Thatbeweise zur Kenntniß des Reiches gelangen zu lassen, wodurch dieselbe sich zu den im verwichenen März geschehenen Aufhebungen auf deutschem Reichsgebiete bewogen gefunden und berechtigt geglaubt habe. S. M. erachteten daher, daß es keinem Anstand unterliege, wenn von Seiten Kaisers und Reichs die französische Regierung um eine hinlängliche beruhigende Aufklärung darüber angegangen würde." Der preußische Gesandte glaubte „unterstellen zu dürfen, daß S. k. M. sein allergnädigster Herr das Zutrauen zu dem ersten Consul hege, daß derselbe von selbst geneigt sein werde, über das besorgliche Ereigniß dem Reiche eine nach den kurböhmischen, auch erzh. österreichischen Aeußerungen befriedigende, Sr. russ. kaiserl. Majestät entsprechende Erklärung zu geben." Reichstagscorresp. d. d. 14. Mai.

**) Reichstagscorrespondenz Nr. 42.

abzugebenden Erklärung. Auf dieſe war jetzt die Hoffnung des Reichstages geſtellt. Man hoffte, daß durch ſie „ein ſolches Temperament ausfindig gemacht werde, wodurch die franzöſiſche Regierung befriedigt, der ruſſiſche Hof beruhigt und das deutſche Reich aus einer kritiſchen Lage gezogen werden könne.“ *)

Inzwiſchen ward zu Paris zwiſchen Bonaparte und Baden über die Erklärung verhandelt, die der Kurfürſt abgeben ſolle. Am 26. Mai ward eine Verabredung getroffen, wonach Baden ſich dahin äußern ſollte: es danke dem ruſſiſchen Kaiſer für ſein Intereſſe, ſei aber voll Vertrauen in die Freundſchaft und die Geſinnungen des franzöſiſchen Hofes und wünſche daher, daß man der ruſſiſchen Note keine weitere Folge gebe. In ähnlichem Tone ward Bacher von Talleyrand angewieſen ſich auszuſprechen; er ſollte, ſo lautet ſeine ſchamloſe Inſtruction, auf Tagesordnung dringen, da nur dieſe mit der Ruhe und Würde Deutſchlands vereinbar ſei“) So weit wollte der kaiſerliche Geſandte die öffentliche Demüthigung doch nicht treiben. Zwar war es auch dem Wiener Hofe nicht beſonders Ernſt mit entſchiedenen Schritten, und Talleyrand berief ſich bei den deutſchen Geſandten in Paris auf öſterreichiſche Aeußerungen in dieſem Sinne“*), aber er wünſchte doch, wenn auch nur um des äußeren Anſehens willen, daß etwas mehr geſchehe, als die von Bonaparte zu Paris der badiſchen Regierung aufgedrungene Tagesordnung. Da Baron Hügel dieſelbe ungenügend fand, wandte ſich Görtz wegen einer neuen „Modulation“ an den Karlsruher Hof, welcher von Paris, von Petersburg und von Regensburg aus zugleich beſtürmt ward. Inzwiſchen ruhte die Sache am Reichstage. Die Hoffnung, daß Frankreich wenigſtens für die Zukunft eine beruhigende Erklärung gebe, war nach den jüngſten Eröffnungen Talleyrands ſchon aufgegeben; man war in Regensburg zufrieden, wenn die Sache zu den Acten gelegt ward†)! Aber der ruſſiſche Geſandte drängte, daß etwas geſchehe. Vielleicht, ſo äußerten ſich Stimmen, könne man, um den zudringlichen ruſſiſchen Diplomaten zu beſchwichtigen, die Anfrage erheben: ob vielleicht einer oder der andere von den Reichsgeſandten

*) Reichstagscorreſpondenz d. d. 18. Juni.

**) „Ordre du jour, qui coupe dès le principe et pour toujours une discussion aussi contraire au repos et à la dignité de l'Empire germanique.“ Reichstagscorreſpondenz No. 4 f.

***) Talleyrand verſicherte, „daß der Wiener Hof gleich anfangs zu Paris zu erkennen gegeben habe: die Expedition im Badiſchen gehöre zu den außerordentlichen Fällen, wo ein höheres Staatsintereſſe eine Abweichung von der Regel erfordere.“ Reichstagscorreſp. No. 48. Vgl. damit die Mittheilungen Bignons III. 443 f.

†) „Möge wenigſtens nur, heißt es in der Reichstagscorreſpondenz vom 25. Juni, die zweckmäßige Einleitung dahin getroffen werden, daß durch den von Kur-Baden zu erwartenden Schritt allen ferneren Weiterungen in dieſer ſo ſchwierigen Angelegenheit vorgebeugt werde!“

mit Weisungen zum Abstimmen versehen sei? Das werde denn gewiß von Allen verneinend beantwortet werden, da den meisten Gesandtschaften der Befehl gegeben sei, sich über den vorliegenden Gegenstand aller Aeußerung zu enthalten.

Am 2. Juli endlich übergab Görtz die ersehnte badische Erklärung; sie beruhte in der Hauptsache auf dem, was zu Paris unter Bonaparte's Einfluß am 26. Mai verabredet worden, nur die Form des Einganges war Oesterreich und Rußland zu Gefallen etwas verändert und dem russischen Hofe mehr Weirauch gestreut, als es jener Bonaparte'sche Entwurf wollte*). Indem der Kurfürst, hieß es, die „reinste Absicht" des russischen Kaisers und dessen „unwandelbare Theilnahme an der Wohlfahrt des deutschen Reiches ebenso lebhaft verehre, wie er von der innigsten Dankbarkeit für die dem Kurhause ganz besonders gewährte wohlwollende Zuneigung durchdrungen sei, würde er doch seinen tiefen Schmerz nicht unterdrücken können, wenn das in Frage stehende Ereigniß, welches sich zufällig in seinem Lande zugetragen habe, der Anlaß zu beschwerlichen Verhältnissen werden sollte, die für die Ruhe Deutschlands die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen dürften. Diese wichtige Betrachtung, verbunden mit dem zuversichtlichen Vertrauen in die erst bei der jüngsten Friedensvermittelung erprobte wohlmeinende Gesinnung des französischen Gouvernements und dessen erhabenen Chefs**) gegen das gesammte Reich und in die diesen Gesinnungen gemäßen Erläuterungen des befragten Vorfalles, müsse den Kurfürsten mit dem Wunsche erfüllen, daß man den darüber geschehenen Eröffnungen am Reichstage keine weitere Folge geben möge."

Damit hofften die Diplomaten des Reichstages glücklich über den Stein des Anstoßes hinwegzukommen; die preußische Stimme erklärte sich sofort zustimmend, die österreichische äußerte sich zurückhaltender, jedoch auch nicht ungünstig***). Man gab sich der festen Hoffnung hin, daß es nun zu einer

*) Baden schien noch mehr nachgeben zu wollen, es erfolgte aber, wie man sich in Regensburg erzählte, neues Drängen von Bonaparte, und so habe der Kurfürst die Entschließung gefaßt, „welche demselben viel gekostet haben soll." Reichstagscorresp. d. d. 9. Juli.

**) In einer späteren Berichtigung (s. allgem. Z. S. 759) war der „erhabene Chef" in den „französischen Kaiser" umgewandelt.

***) Der preußische Gesandte sprach die Erwartung aus, „daß sein Königlicher Herr in der badischen Erklärung eine Beruhigung für die Zukunft finden und dem von Sr. kurf. Durchl. von Baden aus so erheblichen Beweggründen geäußerten Wunsch ihren Beifall geben werden." Der österreichische versicherte, er werde die Erklärung ungesäumt zur Kenntniß seines Hofes bringen, „in der zuversichtlichen Erwartung, daß Ihro Kais. Maj. den Antrag Ihrer kurf. Durchlaucht von Baden und die von dem französischen Gouvernement erhaltenen Erläuterungen des befragten Vorfalles mit all jener gewohnten Theilnahme und Rücksicht aufnehmen werden, welche

weiteren Berathung nicht mehr kommen werde. Auch in Wien sah man die Dinge so an. Die Erklärung zwar, die von dort erfolgte und am 13. Juli dem Reichstage eröffnet ward, sprach die Meinung aus, „daß die Vorfälle von Ettenheim und Offenburg zu denen gehörten, über die zu allen Zeiten die freundschaftlichsten und größten Mächte nicht angestanden hätten in beruhigende Erklärungen einzugehen"; sie hielt darum auch von Seiten Frankreichs einen solchen Schritt für wünschenswerth und eine Berathung am Reichstage in keinem Falle für bedenklich. Aber sie schloß doch ohne bestimmten Antrag*), und in Regensburg gab der kaiserliche Concommissarius deutlich zu verstehen, daß er nichts dagegen habe, wenn nach dem Antrage Preußens die meisten Stände die Berathung ablehnten. Das Gehässige war dann doch auf Preußen abgeladen und Oesterreich schien, indem es Bonaparte nicht scharf entgegentrat, doch auch Rußland gefällig zu sein. Wie man sich dann in Paris misvergnügt zeigte und an die früheren Aeußerungen Cobenzls erinnerte, wurde diese Rücksicht auf Rußland dort ausdrücklich als Beweggrund angegeben**).

Es sollte aber dem Reichstage doch nicht so leicht gemacht werden, um die Gebote von Pflicht und Ehre herumzukommen. Am 20. Juli wurde ganz unerwartet vor der gewöhnlichen Stunde Sitzung angesagt; erregte dies schon, wie ein Bericht sagt, bei sämmtlichen Gesandten „großes Befremden", so steigerte sich die unangenehme Ueberraschung noch, wie als Gegenstand der Berathung — die russische Beschwerdenote angegeben ward. Der hannover'sche Gesandte hatte nämlich eine Instruction zur Abstimmung erhalten, und sie fiel, wie sich denken läßt, ganz im Sinne der russischen Beschwerde aus. Es war darin zuerst Rußland für seinen Antheil gedankt, dann die „weit wichtigere und gefährlichere" Rechtsverletzung in Hannover in Erinnerung ge-

---

Allerhöchstdies. jeder Angelegenheit widmen, wodurch die Ruhe, Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Reiches gestört werden könne." Doch äußerte Hügel mündlich, er habe Hoffnung, daß sein Hof sich bei der badischen Erklärung beruhigen werde. Reichstagscorresp. Nr. 51.

*) „Die kaiserl. Gesandten, lautete der Schluß, haben den Auftrag, wenn die bei den übrigen Comitialgesandtschaften eingelangten neuen Instructionen so beschaffen wären, daß zur Eröffnung dieser Deliberation geschritten werden könnte, ihre Stimmen alsdann in Gemäßheit ihrer den 14. Mai gemachten Erklärung abzulegen."

**) In der Reichstagscorresp. No. 58 wird aus den Aeußerungen Baron Hügels entnommen, daß der kaiserliche Hof „nichts weniger als die Eröffnung einer Reichsberathung erwarte", vielmehr nur darum so gestimmt habe, „um sich dadurch dem Petersburger Hofe einigermaßen verbindlich zu machen". Auf die Vorstellungen in Paris habe dann (Reichstagscorresp. Nr. 62), „Graf Cobenzl zu verstehen gegeben, daß dies aus Schonung für den russischen Hof geschehen sei und die Sache keine weiteren Folgen haben werde." Dazu stimmt denn auch das Verhalten auf dem Reichstage, dem ein rechter Ernst nicht abzusehen ist.

bracht und mit dem Antrage geschlossen: „durch ein Reichsgutachten den Kaiser zu ersuchen, als Reichsoberhaupt die erforderlichen Schritte zu thun, damit dem deutschen Reiche wegen jener Vorgänge von dem französischen Gouvernement angemessene genugthuende Erklärungen in Hinsicht des Vergangenen und beruhigende Versicherungen für die Zukunft ertheilt werden mögen."

Wir sehen aus den Reichstagsberichten, daß dies Votum doch einen gewissen Eindruck hervorbrachte; gewiß, äußert sich eine der nachgiebigen Stimmen, ist dieser Schritt der Würde des Reiches und dem Gefühle eigenen erlittenen Unrechtes vollkommen angemessen; es fragt sich nur, „ob es in den gegenwärtigen Verhältnissen nicht rathsamer und einer guten Politik angemessener gewesen sein möchte, diese Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen." Die feige Klugheit der Zeit schwieg nicht ganz, aber es regte sich doch eine leise Anwandlung von Scham. Man mochte doch die wunderliche Lage fühlen, in die das Reich versetzt war: Rußland, Schweden, im Grunde auch England verwandten sich mit lautem Eifer für die gekränkte deutsche Ehre und Sicherheit, und die Thatsachen, die sie anführten, bedurften wahrhaftig keines Commentars; nur die Repräsentanten des deutschen Reiches selber wollten — aus purer „Klugheit" — nicht einsehen, daß die Ehre und Sicherheit beschädigt war. Durch das hannover'sche Votum war aber das ganze Kartenhaus diplomatischer Kniffe, unter dem die Berathung begraben werden sollte, mit einem Streiche umgeworfen; wider den Willen aller Anderen hatte die Berathung begonnen, und es gab kein gesetzliches Mittel, ihre Fortsetzung zu hindern. Schon am 27. Juli ward abermals Sitzung angesagt; Vorpommern wollte seine Stimme abgeben. Es läßt sich denken, daß Gustav IV. sich mit allem Eifer den russischen Beschwerden und dem Antrag anschloß. Die Situation ward nun für die Andern, die ausdrücklich zum Schweigen angewiesen waren, in der That peinlich. Der russische Gesandte ließ sich wieder zudringlicher vernehmen und bestand in hohem Tone darauf, „daß die vorliegende Sache einen der Würde und Selbständigkeit des Reiches angemessenen Ausgang nehme"; was sollte nun geschehen? Preußen mit seinem Anhange, so versicherten die Eingeweihten, werde entweder gar nicht stimmen, oder auf eine Mehrheit zu Gunsten Frankreichs hinzuwirken suchen; die kaiserlichen Gesandten halfen sich mit Ausflüchten, die um nichts besser waren, als die offene Parteinahme für Bonaparte. Sie seien „mit der bestimmten wörtlichen Fassung" ihres Votums noch nicht fertig, wollten auch weitere Instructionen erwarten, die sich nicht nur auf den russischen Antrag, sondern auch auf die Erklärung Badens bezögen*). Die Herren von Reden und Knut Bildt, die Vertreter der hannover'schen und vorpommer'schen Stimmen, waren auch über Oesterreich am ungehaltensten; man hatte sie von dorther erst Unterstützung hoffen lassen, nun kam die oben erwähnte Entschuldi-

*) S. Reichstagscorresp. Nr. 58.

gung Cobenzls zu Tage, daß man nur Rußland habe ſchonen wollen, weitere Folgen aber nicht eintreten würden*)!

Um allen dieſen Verlegenheiten zu entrinnen, ergriff die große Mehrheit der Reichsgeſandten einen Ausweg, der die troſtloſe Lage des Reiches beredter als alle Schilderungen zeichnen kann: ſie deſertirten zu Ende Juli in Maſſe! Für den Reichstag traten damit vor der Zeit Ferien ein und die gefürchtete Berathung war abgewendet**).

Von der übrigen Thätigkeit der Regensburger Verſammlung iſt nicht viel zu ſagen. Noch ſchwebte unerledigt die Frage über das Stimmenverhältniß im Fürſtenrath und es ließ ſich, wenn darüber keine Einigung erfolgte, kaum abſehen, wann die andern dringenden Angelegenheiten, die Reform der Kreisordnung, die neue Feſtſtellung der Reichsmatrikel und das Verhältniß des Reichskammergerichts, geordnet werden würde. Dazwiſchen gaben zum Theil die Conflicte, welche durch die neue Gebietsvertheilung veranlaßt waren, dann die zahlreichen Gewalthaten gegen Schwächere, die unvollkommene Erfüllung oder auch offene Verletzungen des Reichsreceſſes, immer neuen Stoff zu Klagen und Beſchwerden.

Unter den Beſchwerdeführern ließ ſich Hannover noch einmal vernehmen. Der Geſandte übergab (30. Juni) eine Denkſchrift, welche den bedrängten Zuſtand des Landes in lebhaften Worten ſchilderte und Abhülfe forderte gegen das völkerrechtswidrige Verfahren Frankreichs. Der Eindruck auf die Reichsverſammlung war ein ähnlicher, wie bei der Ettenheimer Sache: Verſtimmung über den unbequemen Beſchwerdeführer und ſtille Hoffnung, daß die kitzliche Sache begraben werde. Es ſcheint, ſchreibt am 5. Juli ein Correſpondent beruhigt, daß dieſe Beſchwerde, deren Erörterung die Reichsverſammlung wieder in eine unabſehbare Verlegenheit geſetzt haben würde, auf ſich beruhen werde.

Auch die ritterſchaftlichen Händel fuhren fort, den Reichstag zu beſchäftigen. Zwar hatte Baiern ſeine Maßregeln zurückgenommen, und es waren andere Landesherren dieſem Beiſpiel gefolgt, allein der rechtloſe Zuſtand dauerte darum im Ganzen doch noch fort. Naſſau und Württemberg zeichneten ſich

*) In der Reichstagscorreſp. Nr. 64 iſt „von guter Hand" berichtet, daß der Kaiſer anfangs allerdings die Berathung gewünſcht habe; aber „eingetretene Ereigniſſe", die Vorſtellungen Preußens, die Unſicherheit einer Majorität am Reichstag, wo ſich Oeſterreich in dieſer Sache ſelbſt auf ſeinen ergebenen Anhang nicht mehr habe verlaſſen können, dies Alles ſei zuſammengetroffen, um eine Aenderung in den Entſchlüſſen des Wiener Hofes hervorzurufen.

**) In dem Reichstagsberichte vom 30. Juli heißt es: „Die Fortſetzung dürfte ſo bald nicht erfolgen, da die mehrſten Comitialgeſandten und ſelbſt der in gegenwärtiger Sache im Fürſtenrathe das Directorium führende churſalzburgiſche Geſandte von Rabenau bereits von hier abgereiſt, und dadurch zwar nicht legale, aber doch durch gemeinſchaftliche Uebereinkunft verabredete Ferien eingetreten ſind."

namentlich durch ihre Gewaltthätigkeit aus, so daß der vom Kaiser bestellte Ausschuß zur Herstellung des Rechtszustandes Anlaß genug gehabt hätte, einzuschreiten. Aber Preußen hatte den Ausschuß nicht anerkannt und sich gegen die volle Herstellung des früheren Rechtszustandes ausgesprochen; Bonaparte, nachdem er eine Zeit lang unthätig zugesehen, schloß sich diesen Schritten Preußens an. Im April 1804 gab Bacher die ausdrückliche Erklärung ab: daß Frankreich mit der jüngsten preußischen Eröffnung einverstanden sei und das „vom Reichshofrath erlassene kaiserliche Conservatorium nicht als der Sache angemessen betrachtet werden könne."

In eine wunderliche Verlegenheit sahen sich dadurch die Mitglieder des Ausschusses versetzt, der den Rechtszustand conserviren sollte. Es waren unter den vier Mitgliedern drei (Erzkanzler, Sachsen, Baden), die, so lebhaft sie auch von dem gegen die Ritterschaft geübten Unrecht überzeugt waren, sich doch um Alles nicht die Ungnade Bonaparte's zuziehen wollten. Sie beobachteten anfangs die Taktik, die Sache möglichst hinauszuziehen, sie beriethen weitläufig über die Art der Behandlung, „um ihrem Auftrage wenigstens einigermaßen Genüge zu leisten", sie waren entschlossen, alle auffallenden Schritte zu vermeiden*). Auf der anderen Seite sprach aber Frankreich so unverblümt, daß es unmöglich war, länger zu laviren. Bacher gab (28. April) eine mündliche Erklärung ab, welche in rauhem Tone darauf hinwies, daß bei der gegenwärtigen Lage Deutschlands alle müßigen Discussionen zu vermeiden seien, und daß die vermittelnden Mächte (denn man nahm in Regensburg immer noch die Miene an, mit Rußland ganz einig zu sein) erwarteten, die bestellte Commission werde ihren Arbeiten keine weitere Folge geben, sondern von selbst wegfallen**). Wie auch dies noch nicht hinreichte, die Comission zu begraben, so kamen deutlichere Winke. Den Gesandten, welche den Kurerzkanzler und Sachsen in Paris vertraten, wurde mündlich, dem Vertreter Badens schriftlich in entschiedenster Weise das Verhalten ihrer Regierungen verwiesen. Der erste Consul, hieß es in der Eröffnung an den badischen Gesandten***), habe mit „Befremden die Eilfertigkeit bemerkt, womit sich Baden ohne vorheriges Benehmen mit der französischen Regierung und ohne ihre Zustimmung dem kaiserlichen Auftrage unterzogen habe; man versehe sich daher, daß der Kurfürst seinen Vertreter von einer Commission, die ohne Ver-

*) Reichstagscorrespondenz d. d. 7. Mai 1804.

**) Il sera facile, lautet der charakteristische Schluß der Erklärung, de se persuader qu'il ne pourrait être agréable pour les médiateurs, de voir la commission d'execution du mandat conservatoire du Conseil aulique ouvrir des séances et prétendre donner cours à ses opérations. On a lieu de croire d'après ce qui précède et les avis qu'on a reçus, que cette commission tombera d'elle même, ainsi que les protestations et reserves, auxquelles son établissement a donné lieu.

***) Reichstagscorrespondenz Nr. 38.

mittlung Frankreichs und Rußlands nicht beſtehen könne, unverzüglich abrufen werde." Geſchah zwar das Letztere nicht, ſo ſchlief doch die Erhaltungscommiſſion allmälig ein, und zu der Anſicht, die ein Berichterſtatter des Reichstags ausſpricht, mochte wohl dieſer todtgeborene Ausſchuß ſich bekennen. „So gegründet, ſchreibt derſelbe am 9. Juli, alle die Beſchwerden der Ritterſchaft auch ſind und ſo ſehr ſie der kaiſerlichen oberſtrichterlichen Verfügung entgegenſtehen, ſo iſt doch leider in dem gegenwärtigen Zeitpunkt, in welchem politiſches Gewicht und Staatskraft allein, Recht und Gerechtigkeit aber gar nicht entſcheidend iſt, nicht zu hoffen und zu erwarten, daß das kaiſerliche Conſervatorium in Anwendung gebracht werde." So iſt es denn auch gekommen.

Während ſo das alte Reich in jedem Zuge das nahe Abſterben ankündigte, erſtand links vom Rhein ein neues Kaiſerthum, ſeinem Urſprunge nach allerdings modern revolutionär, aber doch auch wieder aus der gleichen Quelle genährt, wie das altrömiſche Cäſarenthum und mit der Prätenſion geſchaffen, in die Erbſchaft der Machtanſprüche einzutreten, die das mittelalterliche römiſch-germaniſche Kaiſerthum in den Tagen ſeiner Herrlichkeit geübt hatte. Die jüngſte Verſchwörung gegen Bonaparte war der Anſtoß geworden, die letzten Formen der Republik vollends abzuſtreifen und auch dem Namen nach die monarchiſche Gewalt herzuſtellen, die thatſächlich ſeit dem 18. Brumaire beſtand. Aber nicht eine gewöhnliche Monarchie, nicht das alte Königthum war aufgerichtet worden, ſondern etwas Neues, das in Namen und Weſen den römiſch-mittelalterlichen Cäſarismus erneuern ſollte.

Nach den letzten Erfahrungen war nicht zu erwarten, daß von den alten Dynaſtien dem Mörder des Herzogs von Enghien der Eintritt in den Kreis der geborenen Fürſten beſtritten würde. In der That war man denn auch zu Wien und zu Berlin gleich bereit, die neue Kaiſerwürde anzuerkennen; Cobenzl machte die galante Bemerkung, daß die europäiſchen Monarchen ſich eines Collegen wie Bonaparte nicht zu ſchämen hätten, und es ſchien eine Art von Wetteifer zwiſchen dem öſterreichiſchen und preußiſchen Hofe zu beſtehen, die neue Monarchie in Frankreich zu beglückwünſchen. Nur in der Anerkennung des Titels zögerte Oeſterreich. Man fühlte in Wien, daß die römiſch-deutſche Kaiſerkrone wie ſie das öſterreichiſche Haus ſeit Jahrhunderten getragen, neben dem in Frankreich neugeſchaffenen Cäſarenthum vollends in Schatten treten müſſe. Seit lange nur durch den Glanz alter Ueberlieferungen getragen, mußte dieſe Krone ihren letzten Zauber verlieren, ſeit ihr ein anderes Kaiſerthum des Abendlandes, mit aller Macht und Herrlichkeit umgeben, nebenbuhleriſch zur Seite trat. Wie lange die Kaiſerwürde des heil. röm. Reichs noch dauern, ob überhaupt noch eine Wahl durch die Kurfürſten ſtattfinden und ob ſie dann auf das Haupt Habsburg-Lothringen fallen würde, das Alles war in der neuen Geſtaltung der Dinge mehr als zweifelhaft. Darum faßte

Oesterreich den Entschluß, zwar den römisch-deutschen Kaisertitel noch nicht niederzulegen, doch für den Fall, daß es der Macht der neuen Verhältnisse vollends erlag, sich eine ähnliche Würde zu erschaffen, die vor den Wechselfällen der anderen sicher war. Wurde die Oberhauptswürde des heil. römischen Reichs vielleicht schon in den nächsten Jahren ein Name ohne Sinn, so wollte man bei Zeiten Vorsorge treffen. Die Schöpfung eines österreichischen Erbkaiserthums erschien als der natürlichste Weg; der Bonaparte'schen Erbmonarchie war dann eine von gleichem Range entgegengestellt und, wenn das römisch-deutsche Kaiserthum vollends abstarb, eine Würde an dessen Stelle gesetzt, die erblich und auf den Hausbesitz begründet zugleich mit dem ganzen Nimbus tausendjähriger Ueberlieferung umgeben war, der an dem alten Kaiserthum hing. So wie das neue lothringische Geschlecht fast unvermerkt in die Fußtapfen des alten habsburgischen eingetreten war, so konnte dann auch diese neue Kaiserwürde als die Fortsetzung und Verjüngung der alten erscheinen. Darüber ward vom Mai bis in den August 1804 in Paris weitläufig unterhandelt; es galt für die Anerkennung des Bonaparte'schen Kaiserthums zugleich die Anerkennung der eigenen neu geschaffenen Würde im höchsten Rang zu gewinnen. Man kam dahin überein: daß der Kaiser der Franzosen sowol in Bezug auf den deutschen Kaiser, als das Oberhaupt des Hauses Oesterreich nichts weiter ansprechen wolle, als was vor dem Kriege zwischen den Souveränen beider Länder beständiges Herkommen gewesen sei.

Im Reiche waren indessen die wunderlichsten Gerüchte verbreitet. Daß Oesterreich die Monarchie in Frankreich bereitwillig anerkannte, nur wegen des Titels zögerte, war kein Geheimniß; aber über die Unterhandlungen schwebte völliges Dunkel. Am deutschen Reichstage hieß es bald, Oesterreich fordere als Preis seiner Anerkennung einen Theil von Baiern oder die Umwandlung des römisch-deutschen Wahlkaiserthums in eine erbliche Würde, bald tauchte das bezeichnende Gerücht auf: der neue Kaiser der Franzosen wolle Hannover behalten, „um sich dadurch den Weg zur erblichen Kaiserwürde in Deutschland zu bahnen“*). Da machte die für die Meisten überraschende Proclamation, die am 14. August zu Wien veröffentlicht ward, allen Zweifeln ein Ende. Am 10. hatte eine außerordentliche Staatsconferenz stattgefunden, welcher die Erzherzöge Karl und Joseph, sämmtliche Minister, die Hofkanzler von Ungarn, Böhmen, Oesterreich und Siebenbürgen, auch der ungarische Tavernicus und Kammerpräsident beiwohnten. Das Ergebniß war die Verkündigung, daß der Kaiser den Titel eines „erblichen Kaisers von Oesterreich“ annehme. „Obschon Wir, hieß es, durch göttliche Fügung und durch die Wahl der Kurfürsten des römisch-deutschen Reiches zu einer Würde gediehen sind, welche Uns für Unsere Person keinen Zuwachs an Titel und Ansehen zu wünschen übrig läßt, so muß doch Unsere Sorgfalt als Regent

*) Reichstagscorrespondenz Nr. 62.

des Hauſes und der Monarchie von Oeſterreich darauf gerichtet ſein, daß jene vollkommene Gleichheit des Titels und der erblichen Würde mit den vorzüglichſten europäiſchen Regenten und Mächten erhalten und behauptet werde, welche den Souveränen des Hauſes Oeſterreich ſowol in Hinſicht des uralten Glanzes Ihres Erzhauſes, als vermöge der Größe und Bevölkerung Ihrer ſo beträchtliche Königreiche und unabhängige Fürſtenthümer in ſich faſſenden Staaten gebühret und durch völkerrechtliche Ausübung und Tractate verſichert iſt. Wir ſehen Uns demnach zur dauerhaften Befeſtigung dieſer vollkommenen Ranggleichheit veranlaßt und berechtigt, nach den Beiſpielen, welche im vorigen Jahrhundert der ruſſiſche kaiſerliche Hof und nunmehr auch der neue Beherrſcher Frankreichs gegeben hat, dem Hauſe von Oeſterreich in Rückſicht auf deſſen unabhängige Staaten den erblichen Kaiſertitel gleichfalls beizulegen." Gleichwie aber, hieß es außerdem in der Proclamation, alle Unſere Königreiche und andere Staaten in ihren bisherigen Benennungen und Zuſtande ungeſchmälert zu verbleiben haben, ſo iſt ſolches inſonderheit von Unſerem Königreich Ungarn und den damit vereinigten Landen, dann von denjenigen Unſerer Erbſtaaten zu verſtehen, welche bisher mit dem römiſch-deutſchen Reiche in unmittelbarem Verbande geſtanden ſind und auch in Zukunft die nämlichen Verhältniſſe mit demſelben in Gemäßheit der von Unſeren Vorfahren im römiſch-deutſchen Kaiſerthume Unſerem Erzhauſe ertheilten Privilegien beibehalten ſollen.

Am 24. Auguſt, nachdem die Verkündigung in Regensburg ſchon aus allen Zeitungen bekannt war, erhielt auch der Reichstag die officielle Anzeige; der „kurböhmiſche und der erzherzoglich öſterreichiſche" Geſandte, die ſich dieſer Miſſion entledigten, thaten es mit dem ausdrücklichen Auftrag, beſtimmt zu erklären, daß, wie in den Verhältniſſen der deutſchen Erbſtaaten zum römiſchen Reiche dadurch nichts geändert ſei, ſo auch keine Veränderung in den übrigen politiſchen Verhältniſſen und Beziehungen bezielt werde."

Es konnte nach den letzten Vorgängen ſcheinen, als ſei zwiſchen dem Bonaparte'ſchen Kaiſerthum und zwiſchen Oeſterreich Alles in Frieden ausgeglichen und als werde es der britiſchen Politik nicht gelingen, zu der neuen kriegeriſchen Diverſion gegen Frankreich, die ſie auf dem Feſtlande vorbereitete, auch Oeſterreich mit fortzureißen. Der Wiener Hof hatte in der Ettenheimer Sache am Reichstage eine Rolle geſpielt, die, wenn ſie auch Bonaparte nicht genügte, doch Rußland noch weniger befriedigen konnte; er hatte bei der jüngſten Verſchwörung gegen Bonaparte eifrige Glückwünſche abgeſtattet wegen der Erhaltung eines Lebens, „das ganz Europa ſo koſtbar ſei", er hatte die ſtrafbaren Intriguen engliſcher Diplomaten in Deutſchland officiell verdammt und auf Bonaparte's Wunſch die franzöſiſchen Emigranten

von der Gränze wegſchaffen laſſen. Als dann die erſte Eröffnung über die bevorſtehende Reſtauration einer Bonaparte'ſchen Monarchie erfolgte, hatte der leitende öſterreichiſche Miniſter die ſchmeichelhafte Aeußerung gethan: das iſt gewiß ein College, von dem man ſich nur geehrt fühlen kann.

Gleichwol barg ſich unter dieſer Hülle freundlichen Verkehrs tiefe Abneigung gegen das Bonaparte'ſche Weſen. Staatsmänner wie Graf Ludwig Cobenzl oder ſein Vetter Philipp, der Geſandte in Paris, zwei Diplomaten und Cavaliere der altfranzöſiſchen Zeit, mochten zwar in Huldigungen gegen Bonaparte nicht unaufrichtig ſein; jeder Rückſchritt zur alten Monarchie erfüllte ſie mit Entzücken, und ſie fühlten ſich, wie Ihresgleichen immer, von der Macht des Imperators imponirt, wenn gleich dieſe Macht revolutionären Urſprungs war. Allein die überlieferte öſterreichiſche Politik, getragen durch eine Ariſtokratie, die allein auf dem Feſtlande eine politiſche Tradition beſaß, vermochte nicht ſo leicht mit Bonaparte ihren Frieden zu machen; ſie hatte die Niederlagen und Verluſte nicht vergeſſen, ihr Haß gegen den revolutionären Emporkömmling war ungebeugt. Indeſſen wenn auch hier die Stimmungen zu einer britiſch-ruſſiſchen Allianz gegen Frankreich neigten, die Zeit war noch nicht gekommen, dieſen Anthipathien ungeſcheut zu folgen. Dieſer Doppelſinn der Wiener Politik, die zur werdenden Coalition neigte und doch mit Bonaparte noch Frieden halten wollte, ſprach ſich in der ganzen Haltung der öſterreichiſchen Staatsmänner 1803 und 1804 bezeichnend aus; am handgreiflichſten in dem zweideutigen Verfahren, das ſie in der Ettenheimer Sache einhielten. Es erregte das doppelte Spiel, in Paris zuſtimmende Erklärungen zu geben und in Regensburg mit Rußland zu kokettiren, bei Bonaparte um ſo größeren Verdruß, als Oeſterreich eine Reihe von militäriſchen Vorbereitungen traf die man in Paris ſo deuten konnte, als ſeien ſie auf das Gelingen des Attentats der Royaliſten berechnet geweſen, auch wenn ſie wahrſcheinlich nur durch die ritterſchaftlichen Händel veranlaßt waren. Es fanden darüber (Frühjahr 1804) ziemlich lebhafte Erörterungen ſtatt. Um den Eindruck zu verwiſchen und das Zögern in der Anerkennung des kaiſerlichen Titels gut zu machen, ließ man ſich zu dem demüthigenden Act herbei, dem franzöſiſchen Imperator zu Aachen, in der alten deutſchen Kaiſerſtadt, neue Beglaubigungsſchreiben des kaiſerlich öſterreichiſchen Geſandten zu überreichen; ja noch viel ſpäter erfolgten Schritte der Nachgiebigkeit, die ſelbſt die Eingeweihten irre machten, aber dies Alles konnte den unveränderlichen Zug nicht hemmen, zu dem die Wiener Politik hinüberneigte. Die neue Coalition von 1805 lag ſchon in ihren Gedanken, nur waren die Umſtände noch nicht eingetreten, den Plan zu zeitigen.

Viel zweifelhafter war die Politik Preußens. Der Glaube an die Allmacht der preußiſchen Neutralität war ſeit 1803 erſchüttert, und die prahlende Verſicherung, daß durch Preußens Staatskunſt allein dem deutſchen Norden der Friede erhalten werde, konnte nach den Ereigniſſen in Hannover nicht

mehr als Rechtfertigung für die Politik ſeit dem Baſeler Frieden gebraucht werden. Jenes ſelbſtgefällige Behagen an dem Gange, den man ſeit 1795 eingeſchlagen, und der Glaube, man übe zugleich die wohlfeilſte und die vortheilhafteſte Politik, war ſeit der hannover'ſchen Kataſtrophe bei allen Parteien erſchüttert. Haugwitz und Lombard, im Gefühl, einer Anlehnung zu bedürfen, neigten jetzt offen zum Anſchluß an Frankreich, die Gegner forderten lauter als vorher entſchiedenen Bruch mit der Bonaparte'ſchen Politik. Eines wie das andere war aber für eine Staatskunſt, die vor Allem einen geraden Entſchluß ſcheute, nichts weniger als leicht. Ein rückhaltloſer Anſchluß an Frankreich, dem in dieſem Augenblicke, wo eine neue Coalition drohte, wahrſcheinlich ein hoher Lohn hätte werden müſſen, erforderte doch, daß man mit den vorhandenen antifranzöſiſchen Stimmungen und dem freilich vereinzelten Widerſtande der einſichtsvollen und patriotiſchen Männer kühn und rückſichtslos brach; auch dieſe ſchlechte, undeutſche Politik, gewiß der verwerflichſte, wenn auch damals keineswegs der gefährlichſte Weg, den man einſchlagen konnte, verlangte eine Energie des Entſchluſſes, die man in den leitenden Kreiſen zu Berlin vergeblich ſuchte. Mit Bonaparte aber brechen, war nun auch nicht mehr ſo einfach, wie es vordem geweſen war; Preußen hatte ſich in das Syſtem von Nachgiebigkeiten gegen Frankreich zu tief verwickelt, um mit mäßiger Anſtrengung und geringen Opfern die bisherige Politik verlaſſen zu können. Darum ſchwankte Friedrich Wilhelm III. zwiſchen völliger Hingebung an Frankreich und völliger Losſagung; am Hofe und in den Perſönlichkeiten der königlichen Rathgeber prägte ſich der gleiche Gegenſatz unvermittelt aus. Neben Haugwitz und Lombard, die nach der hannover'ſchen Kataſtrophe ungeſcheut zur franzöſiſchen Allianz riethen, ſtanden die Königin und Prinz Louis Ferdinand, die eben ſo laut zum offenen Bruche mit der Bonaparte'ſchen Politik drängten.

Die Lombard'ſche Sendung nach Brüſſel, deren wir früher erwähnten, ſchien die Dinge zu einer Entſcheidung bringen zu müſſen; der preußiſche Diplomat kam erfüllt von Bonaparte'ſchen Eindrücken und voll Eifers für eine franzöſiſche Allianz nach Berlin zurück. Friedrich Wilhelm III. freilich mochte ſich nicht ſo unbedingt auf franzöſiſche Freundſchaft verlaſſen und war ſeinem Naturell nach kaum geneigt, alle Brücken ſo hinter ſich abzubrechen, daß ihm nur die unbedingte Hingebung an Frankreich übrig blieb. Er beantwortete (15. Aug. 1803) Lombards Bonaparte'ſchen Eifer mit einem Vorſchlag, wonach Preußen, im Einklang mit Rußland, den Franzoſen die Neutralität des Feſtlandes verbürgte, Bonaparte dagegen ſich verpflichtete, die Armee in Hannover zu vermindern, die Elbe und Weſer zu öffnen, Ritzebüttel zu räumen, die Unabhängigkeit der Hanſeſtädte zu achten. Es war in dieſem Entwurfe nur der eine große Rechnungsfehler, daß Rußland für eine ſolche Neutralität nicht mehr zu haben war; Alexander neigte bereits entſchieden zu England, und die Frage des Krieges mit Frankreich war für ihn bald nur

noch eine Frage der Zeit. Indeſſen, wie dem auch ſein mochte, das Eine war klar, daß die franzöſiſche Partei in Berlin ihre Wünſche noch mäßigen mußte; Lombard erklärte auch damals ſelbſt dem franzöſiſchen Geſandten in Berlin, Laforeſt: der König ſei vorerſt nur zu einem Neutralitätsvertrag geneigt, zu dem er auf Rußlands Mitwirkung zähle.

Während Bonaparte mit Unmuth ſah, daß ihm Preußen wieder entſchlüpfte, nachdem er es eben zu Brüſſel gewonnen glaubte, kam von Rußland, gleichſam auf die Neutralitätsprojecte Friedrich Wilhelms III., das Anſinnen einer engeren Verbindung *gegen* Frankreich. Wollte Bonaparte, wie einer ſeiner Geſchichtsſchreiber ſich ausdrückt, aus Preußen einen Hebel ſchaffen, der fortan die Küſten des Feſtlandes dem Einfluſſe der Briten entzog, ſo hoffte Rußland an Preußen den erſten Verbündeten zu der neuen feſtländiſchen Coalition gegen Bonaparte zu finden. Wie eitel war alſo die Hoffnung, mit Neutralitätsprojecten nach *irgend* einer Seite hin zu genügen! Noch war, aller politiſchen Mißgriffe ungeachtet, auch jetzt Preußens Stellung keine ungünſtige. Sein militäriſcher Ruf war noch nicht erſchüttert, ſeine Allianz wurde noch von Bonaparte und ſeinen Gegnern zugleich begehrt. Aber vielleicht war dies der letzte Augenblick, wo preußiſche Hülfe hoch im Preiſe ſtand und Bonaparte wie die Coalition ſich Opfer auferlegen mußten, wenn ſie den Bund mit der Monarchie Friedrichs des Großen gewinnen wollten.

Man kann heute wie damals über den größeren Vortheil des einen oder anderen Bündniſſes verſchiedener Anſicht ſein, aber darüber, ſcheint uns, kann nur eine Meinung beſtehen, daß der Weg, den die preußiſche Politik jetzt einſchlug, am wenigſten dazu angethan war, den Werth ihrer Freundſchaft in den Augen der Anderen zu erhöhen. War vorher das Begehren einer franzöſiſchen Allianz mit einem unausführbaren Neutralitätsvorſchlage erwiedert worden, ſo wurden jetzt im October der Anmuthung eines antibonaparte'ſchen Bündniſſes mit Rußland dieſelben Gründe einer thatloſen Neutralität entgegengeſetzt. Nur war Rußland nicht ſo geſchickt, wie Bonaparte, ſeinen Unmuth zu verbergen. Es hat damals und ſpäter, was die geſcheidteſten Männer in der Coalition ſelbſt, namentlich Gentz, bitter tadelten, die plumpe Taktik gegen Preußen geübt, die ſelbſt Bonaparte ſich erſt in den Tagen ſeines Uebermuthes erlaubte: den Staat, der ſich weigerte, Verbündeter zu werden, mit brutalem Trotz dazu nöthigen zu wollen. Jetzt und im Jahre 1805 hat dies weſentlich mitgewirkt, den Eintritt Preußens in die Coalition zu hindern; denn ſo ſehr war doch, aller unrühmlichen Nachgiebigkeiten ungeachtet, auch dort das politiſche Selbſtgefühl noch nicht abgeſtumpft, daß dies Terroriſiren zur Freundſchaft nicht eine entgegengeſetzte Wirkung hätte üben ſollen. Wie darum Rußland jetzt Trotz und Kälte affectirte und man weniger im Ernſt, als um damit zu ſchrecken, von Truppenmärſchen an der litthauiſchen Gränze redete, war ſelbſt Friedrich Wilhelms III. Phlegma dadurch

aufgeregt. Seine Vorliebe für die Neutralität trat zurück; erzürnt über Rußland, ſchien er jetzt eher als zuvor geneigt, mit Frankreich in ein Bündniß zu treten. Dazu rieth auch die gewöhnliche Klugheit; brach in der That ein neuer Krieg auf dem Feſtlande gegen die franzöſiſche Uebermacht aus und wollte Preußen dem Bunde, der ſich dazu ſchloß, nicht angehören, ſo blieb ihm ſchon um ſeiner Selbſterhaltung willen nichts übrig, als gegen den Bund mit Bonaparte zu gehen. Denn es iſt einmal in ſolchen Welteonflicten einem Staate, der für eine Macht gelten will, nicht möglich, ohne Nachtheil für das eigene moraliſche Anſehen unthätig zu bleiben.

So hielten denn auch die Anhänger des franzöſiſchen Bündniſſes den Widerſtand des Königs für überwunden; ſie drängten die Franzoſen, den günſtigen Moment zu ergreifen; jetzt oder nie ſchien der franzöſiſch-preußiſche Bund gelingen zu müſſen (Anf. Nov. 1803). Wenn die franzöſiſchen Quellen, die aus Laforeſts Berichten ſchöpfen, recht unterrichtet ſind, ſo war der Entwurf einer engen Allianz ſchon zu Papier gebracht, und zwar diesmal von Preußen ſelber*).

Aber es bedurfte doch nur einer vorſichtigeren Haltung Rußlands, ſeiner Verſicherung unveränderter Freundſchaft und des Winkes, daß eine preußiſche Allianz mit Bonaparte nur eben die Coalition des Feſtlandes beſchleunigen werde, um den plötzlich aufgeflammten Eifer Friedrich Wilhelms wieder zu mäßigen. Es kam zu Ende November durch Lucheſini's Vermittelung ein anderes Project nach Paris, als das im Anfange des Monats entworfene; für die Räumung Hannovers, Curhavens u. ſ. w. verſprach Preußen einen deutſchen Neutralitätsbund, der ſich als Schlagbaum zwiſchen Frankreich und die etwa zu beſorgenden Angriffe Oeſterreichs und Rußlands in die Mitte legen würde. Preußen hoffte zu dieſem Bunde die angeſehenſten deutſchen Fürſten zu gewinnen; wir erinnern uns aus früheren Mittheilnngen, daß man zu Ende des Jahres 1803 zu Berlin wirklich beſchäftigt war, über die möglichſten Beſtandtheile eines neuen Fürſtenbundes Revue zu halten.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß das Bonaparte nicht genügte. In der angebotenen Neutralität der deutſchen Fürſten erblickte er keine beſondere Gunſt, die eines Opfers werth war; er dachte die vereinzelten Reichsſtände im Süden und Weſten als Verbündete gegen Oeſterreich zu gewinnen. Für ihre Neutralität, die ihm ſchon wie ein Opfer von ſeiner Seite erſchien, war er am wenigſten geneigt Hannover zu räumen, in dem er ein werthvolles Austauſchobject für den künftigen Friedensſchluß erblickte. Auch ein veränderter Antrag, wonach Hannover noch nicht geräumt, nur die Occupationstruppen vermindert werden ſollten, fand Bonaparte's Beifall nicht; es wurde in den letzten Monaten des Jahres 1803 darüber hin und her verhandelt, aber es war nicht möglich, den Unterſchied zwiſchen einer neuen Allianz, wie

*) Lefebvre I. 342. 343.

ſie Frankreich wollte, und einer bewaffneten Neutralität, wie ſie Preußen im Sinne lag, völlig auszugleichen. Denn der Unterſchied lag nicht etwa nur in den Worten, es war ein weſentlicher Gegenſatz der Sachen; Bonaparte wollte einen thätigen und offenen Verbündeten, König Friedrich Wilhelm wünſchte in der Hauptſache nicht über die Politik hinauszugehen, deren Grundlage der Baſeler Friede und die Demarcationslinie geweſen waren.

Es iſt nun leicht zu faſſen, daß ein Mann vom raſcheſten und thatkräftigſten Entſchluſſe, wie Bonaparte, bittere Ungeduld und Verdruß empfinden mußte über dies Zickzack der preußiſchen Politik, die erſt Neutralität, dann Bündniß, dann wieder bewaffnete Neutralität vorſchlug; aber ſeine unbegränzte Selbſtſucht theilte doch diesmal mit der preußiſchen Unſchlüſſigkeit die Schuld des Mislingens. Er forderte ein enges Bündniß, Garantie der italiſchen Verhältniſſe, ſelbſt für die Integrität des osmaniſchen Reiches ſollte Preußen einſtehen helfen, die ganze Wucht des öſtlichen Bündniſſes gegen Frankreich ſollte Preußen aufhalten — und für dies Alles wollte Bonaparte Cuxhaven und Ritzebüttel, nicht einmal Hannover räumen, höchſtens im Frieden nur im Einverſtändniſſe mit Preußen über das Schickſal Hannovers entſcheiden*). Es wird kein Deutſcher wünſchen können, daß damals das preußiſch-bonaparte'ſche Bündniß gelang; ſelbſt der furchtbare Umſturz von 1806, ohne den ſich auch keine mächtige Erweckung denken ließ, war keine ſo große Calamität, wie das langſame Verderben und Erniedrigen im Bonaparte'ſchen Dienſte. Allein, wenn denn doch Preußen ſich an Frankreich verkaufen ſollte, ſo hätte auch der Preis der Größe der Sünde entſprechen müſſen; ſelbſt die Schwächſten vom Rheinbunde haben Deutſchland wenigſtens nicht ohne hohen Lohn verlaſſen. Wenn darum in dieſem günſtigſten Augenblicke die preußiſche Allianz Bonaparte entſchlüpft iſt, ſo trug die kleinliche Knauſerei, womit er den Preis machte, zum Mindeſten einen Theil der Schuld. Eine Perſönlichkeit, wie die Friedrich Wilhelms III., die nicht den reizbaren, raſch zu verführenden Ehrgeiz anderer Fürſten beſaß, war ohnehin ſelbſt durch große Ausſichten von Macht und Erweiterung nicht ſo leicht für einen Krieg zu gewinnen, der möglicher Weiſe an allen Enden Europa's entbrennen konnte; die unkluge Habſucht der Bonaparte'ſchen Politik ſchreckte ihn aber vollends ab. Er kam nun eifriger als zuvor auf ſeine Lieblingsidee der reinen und ſtrengen Neutralität zurück, und die Freunde des franzöſiſchen Bündniſſes, Haugwitz und Lombard, mußten ſich geſtehen, daß die letzten Unterhandlungen die Allianz mehr erſchwert als erleichtert hatten. Ihr habt, äußerte Haugwitz im April 1804 gegen Laforeſt, die Saite zu ſtark geſpannt; indem ihr den König über die Gränzen ſeiner natürlichen Schüchternheit hinausdrängen wolltet und ihm doch die Räumung Hannovers, die ihn allein dazu beſtimmen konnte, verſagtet, habt ihr dem Kö-

*) Note Talleyrands vom 30. Dec. 1803. bei Lefebvre I. 345. 346.

nige einen plauſiblen Grund gegeben, ſich in ſeine Politik der Negation zurückzuziehen.

Doch waren die Verhandlungen keineswegs als abgebrochen anzuſehen; Bonaparte wie die Berliner Freunde der franzöſiſchen Allianz bemühten ſich dafür, daß der Faden nicht ganz abriß. Man kam denn auch in Paris ſelber zu der Einſicht, daß man Preußen zu viel zugemuthet und machte (März 1804) etwas billigere Vorſchläge; gegen das Verſprechen, den Beſtand der franzöſiſchen Macht, wie er war, zu beſtätigen und dieſelbe vor jedem Angriffe in Norddeutſchland zu ſchützen, ſollte Cuxhaven geräumt und die Truppen in Hannover auf 6000 Mann vermindert werden. Der Zeitpunkt, wo dieſe Vorſchläge in Berlin erwogen werden ſollten, traf mit dem friſchen Eindrucke der blutigen That gegen Enghien zuſammen; es war kaum zu hoffen, daß man gerade in dieſem Augenblicke eine Allianz mit Bonaparte eingehen werde. Selbſt in der ſtumpfen und apathiſchen Stimmung jener Tage regten doch die Vorgänge von Ettenheim und Vincennes gewaltig auf; die geläufige Bewunderung für Bonaparte ſchwieg, die Freunde der franzöſiſchen Allianz waren betroffen, die Gegner entweder erbittert oder ſie bargen kaum ihre Schadenfreude über die Wirkungen der blutigen That. Dem Könige ward es nun noch leichter, aus der unbequemen Verhandlung herauszukommen. Es ſcheint uns, als wäre er damals auch ohne den Eindruck der That von Vincennes nicht leicht zu beſtimmen geweſen, die ihm ſo lieb gewordene Neutralität mit einem Verhältniſſe zu vertauſchen, das alle Gefahren einer franzöſiſchen Allianz und doch kaum einen nennenswerthen Vortheil bot; die letzte Verhandlung hatte ihn vielmehr noch lebhafter in ſeiner „Politik der Negation" beſtärkt. Aber es war nun ein bequemer Grund gegeben, wenigſtens für den Augenblick jede weitere Verhandlung abzulehnen; darum gab auch Haugwitz dem franzöſiſchen Geſandten zu verſtehen, daß das jüngſte Ereigniß den König beſtimmt habe, für jetzt von einem Bündniſſe mit Frankreich abzuſtehen.

Die Ablehnung ward in Paris bitter genug empfunden; war Bonaparte mismuthig, daß Preußen gerade jetzt die Hand zurückzog, oder ärgerte er ſich, daß die preußiſche Politik ſich nicht ſo handgreiflich hatte ins Netz locken laſſen, genug, er barg ſeinen Groll nicht. Talleyrand ſchrieb damals an Laforeſt das bezeichnende Wort: „Man ſagt zu Berlin, es ſei immer noch Zeit, ſich mehr zu nähern, man kann ſich darin irren". Der Verdruß ſprach deutlich aus den nächſten Schritten der Bonaparte'ſchen Politik heraus. Es wurde auch das Fürſtenthum Aremberg mit Truppen beſetzt und damit dem Verkehre Preußens ein neues Hinderniß bereitet; die Occupationsarmee in Hannover ward nicht vermindert, Bonaparte nahm vielmehr die Miene an, ſie vermehren zu wollen. Die Haltung Rußlands, ließ er (17. Mai) in Berlin erklären, mache dieſe Verſtärkung nothwendig, es ſei denn, daß ſich Preußen verbindlich mache, keiner feindlichen Truppe den Durchgang zu geſtatten.

Es war hier an einem recht sprechenden Beispiele zu erfahren, in welche Widersprüche eine Politik verfällt, die aus Mangel an Entschluß sich nicht zu einer bestimmten Farbe bekennen kann, und die dann gern diese Schwäche des Willens für Friedensliebe und kluge Neutralität gelten lassen möchte. Eine durchaus redliche und gerade Persönlichkeit, wie die Friedrich Wilhelms III. war, erschien da in dem falschen Lichte der Doppelzüngigkeit, wo doch nur der rasch durchgreifende Entschluß zu vermissen war. Der Moment der Aufregung gegen Bonaparte war von Rußland rasch benutzt worden, um mit Preußen, das sich eben von der französischen Unterhandlung losgewunden, ein näheres Einverständniß anzubahnen. In der That kam es auch, zwar nicht zu einem Vertrage, wohl aber zu einer gegenseitigen Declaration (24. Mai), die im Wesentlichen darauf hinauslief, weiteren Uebergriffen Frankreichs in Norddeutschland gemeinsam zu begegnen. Als eine Annäherung an die Gegner Frankreichs war dies aber so wenig zu betrachten, daß vielmehr acht Tage später (1. Juni) ein Vertrag mit Frankreich geschlossen ward, wonach Preußen die norddeutschen Gebiete den Feinden Bonaparte's zu verschließen versprach, Frankreich sich verpflichtete, die Occupationsarmee in Hannover nicht zu vermehren und die neutralen Gebiete Norddeutschlands nicht die Last des Krieges ferner mittragen zu lassen. Es wäre nicht schwer gewesen, mit jeder dieser beiden Verabredungen den dritten Unbetheiligten mistrauisch zu machen; Bonaparte mochte dann glauben, Preußen habe sich am 24. Mai mit Rußland verbündet, in Alexander konnte der Verdacht aufsteigen, es habe sich acht Tage später mit Bonaparte alliirt. Doch es war weder das eine noch das andere geschehen; die preußische Politik wollte nur die Gefahr der Nachbarschaft in Hannover mindern, übrigens mit beiden Theilen gut Freund bleiben. Hatte Bonaparte sich zu seinem Verdrusse getäuscht, als er meinte, er habe den König im Netze einer französischen Allianz gefangen, so waren die Feinde Bonaparte's nicht weniger im Irrthume, wenn sie sich nach den jüngsten Vorgängen eine leise Hinneigung zur künftigen Coalition versprachen. Mehr als je hoffte man in Preußen zwischen den beiden Gegensätzen geschickt balanciren zu können. Dem ersten Schritte der Annäherung an Rußland folgte kein weiterer; die bald versuchten Anmuthungen zur Hingabe an die Coalitionspolitik wurden abgelehnt. Haugwitz rühmte sich dem französischen Gesandten gegenüber der Festigkeit, womit man allen Versuchen von dort widerstanden, und in der kitzlichsten Frage jener Tage, der Reichtagsverhandlung über die Ettenheimer Sache, irrte sich Rußland, wenn es auf preußische Mitwirkung zählte. Vielmehr war die Gefälligkeit der Berliner Politik für Frankreich bei wenig Anlässen anstößiger hervorgetreten, als gerade hier.

Auch ein Personenwechsel, der damals im Ministerium erfolgte, rief keine Aenderung in dieser Schaukelpolitik hervor. Haugwitz, der sich schon im Mai „aus Gesundheitsrücksichten" auf ein paar Monate Urlaub hatte

geben lassen, kehrte im Juli auf kurze Zeit nach Berlin zurück, um sich bald nachher (August) von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, die inzwischen schon Hardenberg besorgte, entbinden zu lassen und sich mit unbeschränktem Urlaube auf seine Güter nach Schlesien zu begeben. Es lag der Gedanke sehr nahe, daß dieser Wechsel auch das System der preußischen Politik berührte, wie ihm denn auch der antifranzösische Einfluß am Hofe nicht fremd war, und Haugwitz selbst war später der Meinung, daß sein Nachfolger allmälig von der seit zehn Jahren befolgten Politik abgewichen sei*); zunächst aber täuschten sich diejenigen, die davon einen raschen Umschwung der Dinge in Berlin erwarteten. Hardenberg schloß die beiden Abkommen vom 24. Mai und 1. Juni, er gab den Ton an zu der in Regensburg eingeschlagenen Politik in der Ettenheimer Sache, und das Vernehmen mit Frankreich war wenigstens äußerlich so freundschaftlich, wie zu irgend einer Zeit seit dem Baseler Frieden.

Es sollte dieser Freundschaft ungeachtet der preußischen Politik für ihre Nachgiebigkeit bei Verletzung des badischen Gebietes eine bittere Lection nicht erspart bleiben. Noch waren die Vorgänge am Rheine in Aller Munde, als ein Seitenstück dazu an der Elbe gegeben ward. In der Nacht vom 24—25. October landete von Harburg her eine Abtheilung Franzosen, etwa 300 Mann stark, bei Hamburg, überfiel den englischen Geschäftsträger beim niedersächsischen Kreise, Rumbold, in seinem Landhause und führte ihn gefangen hinweg. Er wurde durch Holland nach Paris transportirt, wie eine officielle Erklärung des französischen Polizeiministers sagte, weil auch Rumbold gleich Drake und Spencer Smith seine diplomatische Stellung zu unerlaubten Machinationen gegen Frankreich misbrauche. Nun war es richtig, daß für die Briten damals das Völkerrecht so wenig existirte, wie für die Franzosen, und ihr Verfahren gegen Dänemark, gegen die Schiffe der Neutralen, das Treiben mancher ihrer diplomatischen Agenten stand keiner Gewaltthat Bonaparte's nach. Aber diese neueste Repressalie des französischen Kaisers erregte doch allenthalben tiefe Sensation, die tiefste ohne Zweifel in Preußen, dessen König Vorstand des niedersächsischen Kreises, an dessen Gränzen beinahe die Gewaltthat geschehen war. Die kurzsichtige Staatsweisheit hatte zu dem Ettenheimer Attentat geschwiegen; sie mußte es sich nun gefallen lassen, daß die französische Polizei auch in der Nähe der preußischen Hauptstadt ihre Thätigkeit begann und man darum in Berlin so wenig anfragte, wie früher wegen Enghien in Karlsruhe. Die Gegner der Franzosenfreundschaft hatten nun reichen Stoff, zu zeigen, wohin Preußen sich durch seine Nachgiebigkeiten bringe; im Heere und in der Bevölkerung ward die Sache wie der erste offene Schimpf von französischer Seite empfunden und auch die

*) S. Fragment des mémoires inédits du Comte de Haugwitz. Jena 1837. S. 6.

Regierung war in heftiger Aufregung. Es wurde großer Rath in Potsdam gehalten, die Sendung Knobelsdorfs zur Kaiserkrönung nach Paris sistirt, selbst der Herzog von Braunschweig soll zu Rathe gezogen worden sein; kurz es fehlte nicht viel, so wäre, wie ein Jahr später bei der Verletzung des fränkischen Gebietes, die äußerste Vorsicht in leidenschaftliche Verwegenheit umgeschlagen. Doch ward diesmal noch der mildere Weg gewählt; statt einer Note, die Hardenberg unter dem Eindruck der ersten Aufregung abgefaßt, schrieb der König einen eigenhändigen Brief (2. Nov.) an den französischen Kaiser. Napoleon hatte in diesem gespannten Augenblick, wo sich vielleicht schon eine neue europäische Coalition gegen ihn vorbereitete, keinen Grund, um einer Bagatelle willen Preußen ins Lager der Gegner zu treiben; er ließ Rumbold sogleich frei und meldete dies dem König in einem sehr artigen Antwortschreiben. So erlebte die Neutralitätspolitik einmal ausnahmsweise eine Genugthuung; es war zu fürchten, daß dieser bescheidene Triumph ihre Wachsamkeit vollends einschläferte. Wenigstens gaben Leute wie Lombard auf wahrhaft unanständige Weise ihre Freude darüber kund, daß die Sache so friedlich ausgegangen war*).

Indessen sich nirgends in den alten Ordnungen Deutschlands, zu Wien, zu Berlin wie zu Regensburg, der Beruf kund gab, die neue Dictatur im Westen in ihre Schranken zurückzuweisen, entfaltete diese selbst im Angesicht der gebrochenen deutschen Nation einen Triumphzug denkwürdigster Art.

Im September 1804 erschien Napoleon in dem neuen Kaiserprunk am linken Rheinufer, um so auf altfränkischer Erde, an der Wiege deutscher Macht und Herrlichkeit, die neue Pracht seines Kaiserthums zu zeigen. Mit fühlbarer Absicht ward überall diese neue Glorie an die alte geschichtliche dieser Stätten angekittet und die Stegreifskrone eines glücklichen Soldaten wie die Erneuerung und Fortsetzung karolingischen Kaiserthums dargestellt. Was vor einem Jahrtausend die Wiedergeburt des römischen Weltreichs in den Karolingern bedeutet, was sie den germanischen und romanischen Völkern, was sie dem Christenthum gewesen war, davon durfte man kaum ein Verständniß in dem profanen Kreise des Bonaparte'schen Cäsarismus, oder seiner revolutionären und soldatischen Trabanten erwarten. Am wenigsten hatten diese eine Ahnung davon, welch ein gefahrvoll widernatürliches Spiel es

---

*) L'empereur Napoléon, schreibt Lombard an Laforest, habitué aux conquêtes, vient d'en faire une nouvelle d'un trait de plume. (Nach einer franz. Depesche vom 20. Nov. bei Lefebvre II. 27.) Und man wollte sich nachher wundern über die Geringschätzung, welche der Bonapartismus gegen die Berather der preußischen Politik empfand!

war, das todte Reich zu einer Zeit wieder beleben zu wollen, wo ſich Geſchichte, Nationalität und politiſche Freiheit der umgeſtalteten europäiſchen Welt dagegenſetzen mußten. Indeſſen die Nachahmung ſollte auch nur eine äußerliche ſein. Von allen den unſichtbaren Banden, welche das kirchlich-feudale Kaiſerthum mittelalterlicher Zeit zuſammengehalten hatten, war ja auf dieſe neue Gewalt nichts übergegangen; ſie trat nur mit dem verſtärkten Rüſtzeug des modernen Abſolutismus auf, wofür die Reminiſcenz des alten Kaiſerthums gleichſam die geſchichtliche Draperie bilden ſollte. Der neue Kaiſer, den kein Nimbus geſchichtlicher Ueberlieferung umgab, glaubte das, was er ſelbſt bezeichnend „le prestige“ nannte, das Blendwerk der Macht, das den Maſſen imponirt, auf dieſem Wege ſchaffen zu müſſen; daher dies äußerliche Ankleben an die karolingiſchen Erinnerungen und Symbole, das ſich auch auf ſeiner Kaiſerfahrt am Rhein ſo charakteriſtiſch kundgiebt. Er ſchien nicht zu fühlen, wie der Boden ſelber dieſer künſtlichen Nahahmung widerſprach; denn an dieſen Stellen, an denen er jetzt über dem gebeugten Nacken deutſcher Stämme ſeinen Triumphzug feierte, hafteten die glorreichſten Erinnerungen alter deutſcher Kaiſerherrlichkeit. Oder klang es nicht, ohne daß er es vielleicht wollte, wie bitterer Hohn, wenn jetzt — Angeſichts der Trümmer und Schmach ringsum — der alten Kaiſerſtadt Aachen von ihm befohlen ward, den Tag Karls des Großen feſtlich zu begehen? Berechnete Demüthigung war es freilich, wenn ebenfalls in Aachen, der alten Krönungsſtätte deutſcher Kaiſer, Graf Cobenzl, der Geſandte des letzten Kaiſers, ſeine Creditive bei dem neuen Imperator übergeben mußte.

In Cöln, der alten ſtolzen Reichsſtadt, ward (13. Sept.) der franzöſiſche Kaiſer wie ein Abgott empfangen; Bürger, ſo meldeten die Blätter des Tages, zogen ſeinen Wagen mit eigenen Händen nach ſeinem Palaſte. Acht Tage ſpäter erſchien er in Mainz; die Zeitungen waren erfüllt mit ſcrupulöſem Detail über ſeine und der Kaiſerin Reiſe, über die ihnen dargebrachten Huldigungen, und der Moniteur gab im ſteifen byzantiniſchen Stil der alten Monarchie ſeine Berichte über das Tagewerk der Bonaparte'ſchen Hofhaltung. Mainz, wo Kaiſer Konrad einſt die deutſche Königskrone von der Nation empfangen, wo der Hohenſtaufe Friedrich ſeine glänzenden Kaiſertage gefeiert, bückte ſich jetzt vor franzöſiſchen Marſchallsuniformen und Napoleoniſchen Kammerherren, huldigte dem neuen Herrn in franzöſiſchen Inſchriften und ergötzte ſich auf der Bühne an den Racine'ſchen Alexandrinern. Die Fürſten des deutſchen Südens und Weſtens, die hochgeborne Diplomatie und ein guter Theil des ſtolzen Reichsadels fanden ſich zur Parade vor dem neuen Lehensherrn ein und wetteiferten mit der Servilität des entarteten deutſchen Bürgerthums. Es empfing ſie eine Etikette, die den ſtrengen Ueberlieferungen des alten Verſailler Hofes entlehnt war. Nur die Kurfürſten wurden zur kaiſerlichen Tafel zugezogen, den Fürſten von Naſſau, Iſenburg u. ſ. w. widerfuhr die gleiche Ehre bei der Kaiſerin; der Erbprinz

von Darmſtadt, ſo erzählten die Berichte, mußte ſich mit einer Einladung bei Duroc begnügen. Denſelben Berichten zufolge erſchien der Imperator überall gnädig, freigebig und in dem ganzen Zauber ſeiner Ueberlegenheit; unbefangenere Stimmen dagegen fanden, daß der perſönliche Eindruck des Mannes mehr finſter, ſtreng und gebieteriſch als gewinnend war. Dem Volke freilich wurde Alles im roſigſten Lichte geſchildert; es gab nur eine öffentliche Meinung, die von der Regierung und Polizei geduldete. Die Preſſe war namenlos geknechtet; ſelbſt ganz harmloſe Blätter, wie die Frankfurter und Aſchaffenburger Zeitung, waren links vom Rheine verboten; die Servilität führte dort allein das öffentliche Wort.

Die Fürſten des deutſchen Südens und Weſtens waren, wenn nicht perſönlich, ſo doch durch Bevollmächtigte oder Angehörige ihres Hauſes in Mainz vertreten*). Außer dem greiſen Karl Friedrich von Baden, welcher die Schmach von Ettenheim vergeſſen und dem neuen Zwingherrn huldigen mußte, war auch der Kurerzkanzler Karl Theodor von Dalberg da, um an dem Sitze des erſten geiſtlichen Kurfürſtenthums, deſſen Coadjutor er einſt geweſen, ohne Schamröthe das Gefolge des fremden Imperators zu vergrößern. Es war ein ſprechendes Beiſpiel, dem ähnlich, das ſpäter Johannes Müller gab, was die kosmopolitiſche Gelehrtenbildung und ein leicht entzündlicher Enthuſiasmus für Alles und Jedes aus einer Perſönlichkeit machen konnte, der es, wie unſerm Volke überhaupt, nicht an Geiſt und nicht an Wiſſen, aber an der Energie eines geſtählten Charakters durchaus gebrach. Dieſer Dalberg repräſentirte eine, in Deutſchland leider nie ausgeſtorbene, Gattung weichmüthiger Gefühlsenthuſiaſten, die jedem Eindruck raſch erliegen, aus jeder Noth eine Tugend zu machen verſtehen, die erſt das Gute wollen, dann in das Schlimme ſich fataliſtiſch ergeben, zuletzt am Schlechten thätig mitarbeiten, und die für jede wechſelnde Phaſe öffentlichen Jammers einen philoſophiſchen oder kosmopolitiſchen Troſtgrund in Bereitſchaft haben. Das bekannte Wort: „auch die Hölle iſt mit guten Vorſätzen gepflaſtert", iſt für ſie recht eigentlich erfunden. So hat ſich auch Dalberg erſt als ſchwärmeriſcher Jünger des Fürſtenbundes hervorgethan, dann in der Noth der neunziger Jahre den Erzherzog Karl als deutſchen Dictator gefordert, ſpäter 1801—1803 die Rolle des Bonaparte'ſchen Achſelträgers mit leidlichem Ge-

*) Außer dem Kurfürſten von Baden nebſt ſeinem Sohn und Enkel und dem Kurerzkanzler, die von ihren Miniſtern Edelsheim und Beuſt begleitet waren, hatte ſich der Landgraf von Heſſen-Caſſel auf den Weg gemacht, war aber (ſ. polit. Journ. 1804. II. 993. Bignon IV. 127.) in Hanau erkrankt; Darmſtadt war außer dem Erbprinzen durch Barkhaus, Pfalzbaiern durch Reibelt, Württemberg durch Bühler, Naſſau durch Gagern, Taxis durch Brints vertreten. Frankfurt hatte die Herren von Humbracht und Metzler geſchickt. (S. Moniteur de l'an XIII. Nr. 7.) Der Fürſt von Iſenburg war perſönlich erſchienen; auch eine Anzahl Fürſtinnen hatten ſich eingefunden.

ſchick geſpielt, bis er zuletzt, immer weiter und weiter gedrängt, in der tiefen Schmach Napoleoniſcher Erniedrigung als einer der Schuldigſten untergegangen iſt.

Es lag die Vermuthung nahe, daß die prahlenden Feſtlichkeiten in Mainz nur eben beſtimmt ſeien, den Diplomaten- und Fürſtencongreß, den Bonaparte dort verſammelte, zu verherrlichen. Manche Schriftſteller, namentlich Lucheſini*), haben denn auch in dieſe Septembertage die erſte Grundlegung des Rheinbundes geſetzt. Allerdings ward jetzt zu Mainz eine Art von Revue über die künftigen Rheinbundsfürſten gehalten, jedoch noch keine feſte Verabredung getroffen. Die Keime des Bundes haben wir in dem ganzen Gange der vorausgegangenen Geſchichte faſt von Tag zu Tag verfolgen können; es bedurfte nur eines äußern Antriebes und raſch ſtand dann vollendet da, worauf ſeit 1796, 1798—1799, 1801—1803 theils mit ſicherem Inſtinct, theils planmäßig war hingearbeitet worden. Auch das Wort war ſchon geſprochen, und zwar an einem Hofe, der ſich ſpäter gern ſeines Martyriums für die deutſche Sache berühmte. In den erſten Wochen des Jahres 1804 hatte der Miniſter des Kurfürſten von Heſſen, Baron Waitz, dem franzöſiſchen Geſandten Bignon den Gedanken einer engeren Verbindung deutſcher Fürſten ohne Oeſterreich und Preußen unter franzöſiſch-ruſſiſcher Protection hingeworfen und damit keine ungünſtige Aufnahme gefunden. Nur hielt Talleyrand, wie aus einem Schreiben vom 27. Februar hervorging, den damaligen Augenblick nicht für günſtig; es war der Moment, wo man noch auf einen engern Bund mit Preußen rechnete, den alle verfrühten Rheinbundsgedanken nur hätten ſtören können**). Auch jetzt in Mainz begnügte ſich der franzöſiſche Kaiſer, die Stimmungen vorzubereiten und zu prüfen; es wurde wohl mündlich darüber verhandelt, auch dem Caſſeler Landgrafen durch Bignon ermunternd zugerufen, man zähle auf ihn als den „Kriegsmann" des künftigen franzöſiſch-deutſchen Bundes, aber eine feſte Verabredung ward nicht getroffen. Eine nahe Zukunft, ein vielleicht bevorſtehender Krieg mit Oeſterreich konnte das Vorbereitete ſchnell zur Reife bringen. Wie dann auf die Getreuen zu zählen ſei, hatten die Tage von Mainz zur Genüge bewieſen.

Daß dieſe neue Kaiſermacht des Abendlandes der deutſchen Zerrüttung gegenüber ſich ſchon jetzt in unbegränztem Uebergewicht befand, davon hat wohl auch damals, ſo abgemattet die Stimmungen der Nation waren, ein banges, unruhiges Gefühl die Gemüther überkommen; allein den vollen Um-

*) Urſachen und Wirkungen des Rheinbundes. Aus dem Italien. von Halem. I. S. 223 ff.

**) Bignon hist. de France IV. 128. 129.

fang der Gefahr erkannten doch die Wenigsten. Auch über die Bedeutung der Macht, die sich drohend an unseren Gränzen und schon auf deutschem Gebiete selbst aufgerichtet hatte, war ein bestimmtes Verständniß noch nicht aufgekommen; nur Einzelne erkannten, welch eine natürliche Gefahr für Alle in einem Staate gelegen sei, der absolutistisch concentrirt, durch und durch militärisch gestaltet, von einem genialen Emporkömmling geschaffen und geleitet, mit revolutionären Ueberlieferungen und Hülfsmitteln auf's reichste ausgerüstet war. Der jetzige Regent dieses Landes, schrieb damals Gentz mit zutreffender Wahrheit*), streckt seinen gefürchteten Scepter über eine unermeßliche Ebene aus, wo ihm nirgends Höhen oder Tiefen, kein Hügel, kein Erdwall, nicht die kleinste Umzäunung begegnet, die ihn aufhalten oder ablenken könnte. Aus dem Mittelpunkte seines einförmigen Reiches regiert er mit einem allmächtigen Cabinet, einem Ministerium, das vor seinen Winken zittert, einer aufgezogenen fiscalischen Maschine, einer allgegenwärtigen und allwissenden Polizei, einer ihm völlig ergebenen Armee und so und so viel Präfecten und Unterpräfecten eine Nation von dreißig Millionen so leicht, so sicher und so unumschränkt, als in den guten Zeiten des osmanischen Reiches der Großherr vom Serail aus durch seine Pascha's und Aga's sein Europa und Asien beherrschte.

Wer damit die Zerflossenheit deutscher Zustände und die mark- und haltungslose Schwäche unserer Politik verglich, der mußte sich sagen, daß Deutschland an der Schwelle einer Krisis stand, die vielleicht auf immer über sein nationales Dasein entschied. Daß die alten Gewalten und ihre Staatsmänner nicht fähig waren, die tiefste Erniedrigung von Deutschland abzuwenden, das hatten, von allem früheren zu geschweigen, gerade die jüngsten Ereignisse — die Geschichte des Reichsdeputationshauptschlusses, die Occupation von Hannover, das Attentat von Ettenheim — mit erschreckender Klarheit dargethan; aber auch die Nation hatte bei keinem der letzten Anlässe durch ein kennbares Lebenszeichen ihren innern Beruf zu einer Umgestaltung dargelegt. Vielleicht, daß es der gewaltigsten Katastrophen und beispielloser Züchtigungen bedurfte, bis ihre Apathie gebrochen und aus der innersten Tiefe des nationalen Lebens unter Noth und Drang der Keim eines neuen großen Gemeinsinns entwickelt war. Es mochte sich wohl im Stillen schon etwas der Art unter der Hülle der platten Alltäglichkeit regen, die unsere Zustände damals charakterisirte; zunächst und im Angesicht der ernsten Tage, die Deutschland erwarteten, gewährte der öffentliche Geist der Nation kaum eine tröstlichere Aussicht als die Politik ihrer Regierungen.

Die Selbstsucht, die über dem gemeinen Vortheil des Augenblicks alle größeren Sorgen der Zukunft übersah, und die bequeme Lust zur Ruhe, die

*) Fragmente aus der neuesten Gesch. des pol. Gleichgewichts in Europa. (In der Ausgabe von Weick. Stuttg. 1838. IV. S. 78.)

ſich zu immer ſchmachvollerer Nachgiebigkeit drängen ließ, war im Kreiſe des Volkes wie unter den Regierungen heimiſch geworden. Die ganze Entwickelung unſers nationalen Lebens ſeit langer Zeit war freilich nicht dazu angethan, die praktiſche Einſicht in große Dinge und die Bereitwilligkeit zu gemeinſamen Opfern heranzuziehen. Die kann nur ein bewegtes öffentliches Leben geben. Wir waren viel gründlicher und vielſeitiger gebildet als die meiſten Nationen Europa's, aber es war uns die beneidenswerthe Sicherheit praktiſcher Nationen, den Kern der Dinge ſcharf zu erkennen, verloren gegangen. Wir waren viel humaner und weltbürgerlicher erzogen als andere Völker und ſahen z. B. auf den „Krämerſinn" der Engländer mit Geringſchätzung herab; aber wo es die eigene Lebensexiſtenz unſeres Volkes galt, da war unſere kleinliche Selbſtſucht und Spießbürgerlichkeit ſo groß, daß die Krämernationen nicht Unrecht hatten, wenn ſie uns mißachteten und verſpotteten.

Auch die Periode innerer Reformen, die in vielen deutſchen Staaten der franzöſiſchen Revolution vorausgegangen war, vermochte gerade darin nichts zu ändern. Es wurde an einzelnen Stellen Vieles gebeſſert und umgeſtaltet, aber das locale Behagen, das daraus erwuchs, zog nur noch mehr von der Einſicht und dem Intereſſe an den allgemeinen Angelegenheiten ab. Zudem war der aufgeklärte Abſolutismus, indem er die abgeſtorbenen Formen des deutſchen Lebens umſchmolz und zerſtörte, an ſich nicht dazu angethan, nationales Selbſtgefühl zu pflegen oder eine tiefere Anhänglichkeit an das geſchichtlich Ueberlieferte zu erhalten; wie unſere Staatsreform aus abſtracten Grundſätzen und Doctrinen hervorging, ſo war auch unſere Anſchauung von den Staaten und Nationen eine durchaus abſtracte und kosmopolitiſche. Wie üppig vor der Zeit der Revolution dieſe weltbürgerliche Selbſtgenügſamkeit emporwucherte, dafür haben wir früher einzelne Proben aufgeführt.

Die Revolution, zumal in ihren Anfängen, mußte dieſe kosmopolitiſche Richtung fördern. Zwar iſt, als es einmal zum Conflicte kam, im Volke viel mehr Widerſtand gegen das Fremde und Neue zu fühlen geweſen, als in der Ohnmacht und Charakterloſigkeit der Regierungen, aber ein recht ausgeſprochener Gegenſatz gegen den frechen Uebermuth des neufränkiſchen Weſens hat doch auch dann noch nicht allgemein werden wollen, als die humanen Illuſionen der revolutionären Flitterwochen in die herbe Wirklichkeit von Gewaltthat, Raub und Unterdrückung umgeſchlagen waren. Die Bauern in Franken und Schwaben haben wohl ſchon 1796 dagegen das einzige Mittel in Anwendung gebracht, das hier helfen konnte, aber dieſer augenblickliche und locale Aufſchwung blieb, zumal nach dem Mislingen und der Schmach der folgenden Jahre, ohne tiefere Folgen. Wohl gaben die Regierungen durch ihre dynaſtiſche Selbſtſucht und durch ihre Unterwürfigkeit gegen die Fremden das übelſte Beiſpiel; allein auch in dem großen und wichtigen Kreiſe des deutſchen Mittelſtandes war kein ſo ausgeſprochener Gegenſatz gegen das Franzoſenthum

vorhanden, wie er ſeit den erſten Kriegsjahren zur Genüge motivirt geweſen wäre. Es wirkte wohl der berechtigte Haß gegen die alt-franzöſiſchen Zuſtände, durch den ekeln Anblick des Emigrantentreibens geſteigert, zur milderen Beurtheilung des Neuen mit, und die vielfach unerquicklichen Eindrücke des inneren deutſchen Staatslebens weckten ſelbſt in bürgerlichen Kreiſen, wo ſonſt nie franzöſirende Neigungen Wurzel geſchlagen, eine gewiſſe Sympathie mit dem franzöſiſchen Weſen, ſofern es den überlieferten Wuſt des politiſchen und ſocialen Lebens aufrüttelte und einen friſchen Sauerteig in das abgeſtandene Weſen hereinbrachte*). Erſt nach furchtbaren Lectionen wurde man die Wahrheit inne, daß es keine Reform und keine Freiheit gibt, die um den Preis nationaler Unabhängigkeit erkauft iſt.

Es kann Manchem wie ein Widerſpruch erſcheinen, unſere Nation zugleich um ihres Idealismus und ihrer ſpießbürgerlichen Selbſtſucht willen getadelt zu ſehen; aber es ſind dies doch keine Gegenſätze. Mit der abſtracten Zerfahrenheit und der idealiſtiſchen Tändelei und Träumerei verträgt ſich der grobe Philiſtergeiſt im Leben nur allzuleicht. Wie Steffens einmal treffend bemerkt**), das unerreichbare Ideal nahm in der damals lebenden Generation nach der Verſchiedenheit der Geſinnung einen doppelten Charakter an, kam aber nie über die Verneinung der Wirklichkeit hinaus. Es war einerſeits der Trotz, der in allen beſtimmten Einrichtungen des Staates und der Geſelligkeit ein Unwürdiges erblickte, dem man ſich nicht unterwerfen dürfe, während dasjenige, was an die Stelle treten ſollte, dennoch ein weſentlich Geſtaltloſes blieb; andererſeits eine weichliche Sentimentalität, der man ſich ergab, indem man das nie zu verwirklichende Ideal wie ein dunkles Traumbild als menſchliche Glückſeligkeit umfaßte. Der Trotzige mußte ſich der Geſellſchaft fügen und die Oppoſition verwandelte ſich nicht ſelten in eine ſpießbürgerliche Nachgiebigkeit; der Sentimentale übertrug zwar ſein Traumbild auf irgend ein Mädchen, aber Amt und Ehe vernichteten ſchnell genug die Ideale der Jugend.

So war denn auch eine wahrhaft ideale Erregung auf keinem Gebiete des Lebens fühlbar. Dem Religiöſen war theils durch den platten Nützlichkeitsgeiſt der Einen, theils durch die ſalbadernde officielle Frömmelei der Anderen ein ſchwerer Stoß gegeben, das Nationale war durch den Sondergeiſt und das kleinbürgerliche Behagen der Einzelnen gelähmt, die Thatenluſt und Thatkraft in der Nation war durch den Mangel alles öffentlichen Lebens und die ausſchließliche Beſchäftigung mit Leſerei und Schreiberei verloren gegangen. Mit Recht pries es nachher, ehe noch die ärgſte Schmach gekommen war, im Sommer 1805 ein patriotiſcher Mann***) als den Anfang zum Beſſeren, daß

*) S. z. B. in Bezug auf Hamburg Varnhagens Denkwürd. und vermiſchte Schriften I. 171. 172. 181.

**) Was ich erlebte III. 320.

***) S. Fr. Perthes' Leben I. 165.

ſich wenigſtens die „Endſchaft der papiernen Zeit“ erwarten laſſe. „Noch zwanzig Jahre, ſagt er, ſolcher Buhlerei mit der Literatur, ſolcher Verhätſchelung geiſtiger Bildung, ſolcher Krämerei mit belletriſtiſchem Luxus — und wir hätten ein siècle littéraire erlebt, abgeſchmackter als das unſerer Nachbarn.“

Ueber dieſem gerechten Unmuthe gegen die Ausſchließlichkeit literariſchen Treibens dürfen wir freilich die Bedeutung nicht verkennen, welche das klaſſiſche Zeitalter unſerer Nationalliteratur für die geſammte Erweckung des öffentlichen Geiſtes in Deutſchland gehabt hat. Indem die Nation ſich in ihrer Cultur von der unfreien Nachahmung des Auslandes emancipirte und durch einen langſamen Proceß ihres inneren Lebens den Weg zur Natur, Einfachheit und Originalität zurückfand, war der größte und ſchwierigſte Schritt auch zu unſerer äußeren Wiedergeburt gethan. In dem Verhältniſſe, als Deutſchland auf dem Gebiete des Denkens und Dichtens ſeine Selbſtändigkeit wiedereroberte, mußte auch allmälig der Drang nach äußerer Geltung wieder lebendig werden. Je mehr unſere Dichter und ihre ideale Welt uns über die Plattheit und Trivialität der vorausgegangenen Zeit hinweghoben, deſto mächtiger mußte ſich mit der Zeit auch das Bedürfniß einer dem inneren Leben entſprechenden äußeren Exiſtenz geltend machen. Die Energie und Klarheit des Denkens, die ethiſche Strenge des Willens, die in der Philoſophie jener Tage ausgeprägt war, mußte nothwendig dem weichlichen, ſchlaffen, zerfloſſenen Weſen, das ſich ſo leicht an nur literariſche Entwickelungen anſetzt, eine feſte Schranke ziehen.

Aber unmittelbar und mit Bewußtheit auf die Erweckung des nationalen Selbgefühles zu wirken, iſt kaum einer oder der andere von den Trägern der neuen Culturepoche bemüht geweſen; dazu war die ganze Generation ſelbſt noch zu ſehr in den Banden weltbürgerlicher und humanitärer Abſtractionen befangen. Wäre es doch eine leichte Sache, aus den Schriften der Beſten und Größten eine ganze Blumenleſe von Ausſprüchen zuſammenzuſtellen, worin ſich nicht nur die kosmopolitiſche Verachtung alles Nationalen und der Stolz einer künftigen „Weltliteratur“, ſondern ſelbſt der Hochmuth einer gränzenloſen Univerſalität und der unbeſonnene Spott über die heiligſten Empfindungen vaterländiſchen und volksthümlichen Selbſtgefühles kund gibt. Es iſt indeſſen dieſe Seite unſerer literariſchen Umwälzungsepoche von den competenteſten Richtern ſchon ſo ſcharf und nachdrücklich gezeichnet worden, daß wir darüber nichts hinzuzufügen brauchen*). Selbſt wo, natürlich ſehr vereinzelt, das Nationale mit Bewußtſein betont ward, wie bei Klopſtock, trat es zu künſtlich, zu buchgelehrt auf und fand ſich im großen Kreiſe der Anderen viel zu vereinſamt, um einen nachhaltigen Eindruck zurückzulaſſen. Die praktiſche Schöpferkraft war aber in den Augen dieſer ganzen Generation, gegenüber

*) S. namentlich Gervinus Geſch. der deutſchen Dichtung V. 312 ff.

dem dichteriſchen und literariſchen Produciren, etwas ſo Untergeordnetes, daß ein Geiſt wie Göthe, noch nach den Erlebniſſen der Napoleoniſchen und der Befreiungszeit, etwas beſonders Merkwürdiges zu ſagen glaubte, wenn er zu Eckermann ſprach: „Ja, ja, mein Guter, man braucht nicht blos Gedichte und Schauſpiele zu machen, um productiv zu ſein; es gibt auch eine Productivität der Thaten, und die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher ſteht.“

Wer darum für die politiſche Erniedrigung jener Tage in den Heroen unſerer Literatur unmittelbaren Troſt ſuchen wollte, würde ſich ſchmerzlich enttäuſcht finden. Zumal in den zahlreichen vertraulichen Aeußerungen, die in ihren Briefen aus den erſten vier bis fünf Jahren des Jahrhunderts vorliegen, begegnen wir derſelben Apathie gegen die großen geſchichtlichen Ereigniſſe, welche die Maſſe der Nation noch beherrſchte. Von Göthe, der ſelbſt die Reformation darum tadelte, weil ſie die „ruhige Bildung“ geſtört, iſt ſchon mit vollem Grunde gerügt worden, daß er etwas von jener Engherzigkeit annahm, die ſo leicht die Begleiterin der ruhigen Bildung und feinſten Civiliſation iſt, und ein warmer patriotiſcher Mann, wie Friedrich Perthes, mußte ſich mit Recht darüber empören, daß der größte deutſche Geiſt in dem Augenblicke, wo die Schmach und Zerrüttung über das Vaterland hereinbrach, der Nation nichts Anderes zu bieten wußte als — die „natürliche Tochter.“ Statt ſich zu waffnen durch Nährung der Scham, rief Perthes aus, und ſich Kraft, Muth und Zorn zu ſammeln, entfliehen ſie ihrem eigenen Gefühl und machen Kunſtſtücke. So wenig aber Rettung für einen Sünder zu hoffen iſt, der, um die Reue nicht zu fühlen, Karten ſpielt, ſo wenig wird unſer Volk, wenn ſeine Beſten ſich ſo betäuben, dem Schickſale entgehen, ein verlaufenes, über die Erde zerſtreutes Geſindel ohne Vaterland zu werden*).

Selbſt Schiller, der die Eindrücke der äußeren Begebenheiten ſo leicht nicht abzuſchütteln vermochte, hat damals mit einem gleichgeſinnten trefflichen Manne, dem Vater des patriotiſchen Kämpfers und Sängers Theodor Körner, einen eifrigen Briefwechſel geführt, in dem man vergebens auch nur eine Silbe, nur einen Schmerzenslaut ſucht über das deutſche Elend jener Tage; es iſt zwiſchen Beiden nur von Poeſie und Aeſthetik, von Schauſpiel und Schauſpielern die Rede. Und doch empfand unter den Männern jener Generation keiner wärmer für Vaterland und Freiheit, als Schiller; in ihm regt ſich auch am früheſten eine innere Abneigung gegen Bonaparte, bevor deren Gründe ihm noch klar ſind. Allein auch er meint reſignirt: wenn ich mich nur für ihn intereſſiren könnte! Alles iſt ja ſonſt todt. Wie es aber deutſche Art iſt, ſich aus der Noth eine Philoſophie der Entſagung zu bilden, ſo fand er es nur „ſonderbar“, daß der Deutſche ſein Glück nicht durch die Waffen machte, und ſah darin einen Beweis ſeines ehrlichen, geraden Sinnes oder

*) S. Perthes' Leben I. 164 f.

rühmte die Blüthe von Kunst und Wissenschaft, ja er fand selbst die deutsche Nachahmungssucht löblich; „denn der Deutsche prüft und untersucht mit strengem Ernst jedes Fremde und das Bessere steht am Ende immer oben“*). Hier und da findet sich dann neben diesen Kundgebungen trübseliger Resignation auch wieder ein herrliches Wort, wie das, welches Schiller unter den Eindrücken jener Zeiten aussprach: „Die ganze Weisheit des Menschen sollte allein darin bestehen, jeden Augenblick mit voller Kraft zu ergreifen, ihn so zu benutzen, als wäre er der einzige, letzte. Es ist besser, mit gutem Willen etwas schnell thun, als unthätig bleiben.“ So hat er auch in dem Drange dieser Zeiten, deren größte Schmach zu erleben ihm erspart ward, nicht versucht, seinen „Gefühlen zu entfliehen“, sondern gerade seine letzten großen Meisterwerke knüpfen an die Motive an, in denen die künftige Errettung des Vaterlandes gelegen war. Seine „Jungfrau von Orleans“ und sein „Wilhelm Tell“ klangen wie Vorahnungen großer kommender Begebenheiten.

In der trüben und gleichgültigen Entsagung, der sich die edelsten Geister hingaben, spiegelt sich nur die Stimmung der Nation im Ganzen wieder, und wofür sie sich philosophische Trostgründe schufen, das ward im weiten Kreise der Anderen ohne die Philosophie der Resignation noch matter und trivialer nachempfunden. Wäre mit der Gewalt der Gründe und mit flammenden Worten politischer Beredtsamkeit diese Macht der Trägheit zu bezwingen gewesen, so hätte einer Schrift, wie die, welche Friedrich Gentz nach den Ereignissen von 1805 erscheinen ließ**), dies schwierige Werk gelingen müssen. Sie ist damals von der erschütternden Folge neuer Katastrophen rasch überholt und vergessen worden, sie hat aber auch jetzt noch den bleibenden geschichtlichen Werth, die politischen Stimmungen, wie sie der Zeit tiefster Erniedrigung vorangingen, treffender und kraftvoller zu zeichnen, als es irgend eine historische Darstellung der Nachgeborenen vermöchte. Es sei uns hier gestattet, aus diesem beredtesten Manifest jener Tage nur einige Stellen zur Orientirung über die herrschenden Gesinnungen und Ansichten mitzutheilen, welche die völlige Demüthigung Deutschlands und die fremde Zwingherrschaft damals möglich gemacht haben.

Der einschläfernde Trost, daß die Gefahr noch nicht vorhanden, die Sorge der Einsichtigen übertrieben sei, dieser geläufige Trost, den die Trägheit und der Knechtsinn in jeder ähnlich drohenden Zeit bereit hält, hat auch damals nicht gefehlt. „Man solle doch nur, so läßt Gentz diese Ruheluſtigen sprechen, fein ruhig und kaltblütig und friedfertig und vor allen Dingen unthätig bleiben; der ausgetretene Strom werde schon von selbst wieder in sein Bett zurückkehren; eine Weltherrschaft sei ja offenbar ein Unding; ob Frank-

*) S. Schillers Leben von Frau v. Wolzogen S. 282. 286. 294.

**) „Fragmente aus der neuesten Geschichte des europäischen Gleichgewichts in Europa.“

reich einige Provinzen oder Festungen mehr oder weniger besitze, das werde nichts über Europa entscheiden; noch ständen die größeren Mächte doch alle; verschiedene hätten ja selbst Zuwachs erhalten; unter den Luneviller und Regensburger Friedensschlüssen lasse sich ebensogut als unter den westfälischen ruhen; die französische Herrschaft habe überdies ihre natürliche Gränze erreicht; der neue Regent sei zu weise, um über diese hinausschweifen zu wollen; vor der Hand sei nun nichts weiter zu fürchten, und die Zeit werde das Uebrige thun."

Wie es dann schlimmer und schlimmer ward, so wurden neue Trostgründe aus der Vorrathskammer der Täuschungen hervorgeholt, oder wie Gentz sagte: „was man nicht mehr als Grille verachten, als Fabel bei Seite setzen darf, wird jetzt als erträgliches Uebel oder wohl gar als Vortheil geschildert." Auch die Philosophie der Impotenz ließ sich immer lauter vernehmen: man müsse sich dem Unvermeidlichen fügen und mit dem Gewaltigen gut zu stellen suchen. Dem kam der Philisterſinn des großen Haufens bereitwillig zu Hülfe, der ein kleines Opfer und eine mäßige Gefahr scheut, um lieber das Größte und Heiligste darüber zu verlieren. „Daß es für Jeden — rief diesen Gentz damals prophetisch zu — der im Staate lebt, wie gering und ohnmächtig er auch sein mag, außer den gewöhnlichen Bedürfnissen des Lebens noch andere von höherer Art gibt, daß unter diesen Nationalehre, ein geachteter Name, eine unabhängige Verfassung, ein bestimmter, wohl versicherter Antheil an einem wirklichen Staatensystem die wichtigste Stelle behaupten, soll man darüber einen förmlichen Beweis führen? Diese Wahrheiten müssen gefühlt, und solchen, die stumpf dagegen wurden, können sie nie mehr aufgedrungen werden. Wenn aber einmal ein Volk oder ein Zeitalter so tief in egoistische Bestrebungen, in unwürdige Maximen, in einen beschränkten und niedrigen Gesichtskreis verfiel, daß alles öffentliche Interesse ihm fremd, das Vaterland ein Name ohne Bedeutung, der Werth einer selbständigen Existenz auf der engen, dürftigen Wage der gemeinsten Vortheile gewogen und der Verlust aller Freiheit und Würde eine gleichgültige Begebenheit wird, dann ist es nicht mehr Zeit, an die edleren Gefühle zu appelliren; die Sklaverei ist vollendet, auch ehe noch der Unterdrücker erschien; der Staat ist aufgelöst, auch ehe er noch sichtbar zusammenstürzte."

Eines der beliebtesten Schlagwörter, das die besoldeten und unbesoldeten Lobredner des Zwingherrn ausboten, war die „unerträgliche Selbstsucht Englands." Gegen die britische Commercialtyrannei, gegen das Industrie- und Handelsmonopol des Krämervolkes, gegen die verderblichen Folgen des ausschließenden Besitzes von Ostindien ward damals wie später eifrigst declamirt, die „absolute Unverträglichkeit Englands" mit den übrigen Nationen betont, als Opfer für Europa's Rettung die Vernichtung Englands gefordert. Schon Gentz hat mit der ganzen siegreichen Kraft der Gründe und der Rede die

Thoren und Sophiſten jener Tage zurechtgewieſen*), deren weltbürgerlicher Eifer nur eben unbewußt oder bewußt der continentalen Despotie nächſtkünftiger Zeiten die Wege ebnen half. Die Briten trieben freilich ihre öffentlichen Dinge niemals mit der tugendſamen Scheu, deren charakterloſe Schwäche man in Deutſchland jederzeit ſo gern für hohe Uneigennützigkeit und Humanität ausgibt, ſie führten ihre Politik wie jetzt dieſen Weltkampf gegen Bonaparte mit einem großen, thatkräftigen Egoismus, den der Gegner hat bitter haſſen, aber nie verachten können. Die armen Seelen, die ſich damals müde ſchrieben, um die Welt vor Englands Alles verzehrender Selbſtſucht zu warnen und die dauelen die deutſchen Tugenden der Enthaltſamkeit und Friedensliebe ſo eifrig prieſen, konnten es freilich nicht faſſen, daß, wenn wir Deutſche ſolch eine britiſche Selbſtſucht nicht beſitzen, nicht unſere Großherzigkeit die Urſache iſt, ſondern nur eben der Wuſt kleiner und kleinlicher Selbſtſüchteleien, die uns nicht einmal zu einem gemeinſamen Egoismus kommen laſſen!

Es iſt ein wahres Wort, was Gentz damals ausſprach: daß, wie die Fürſten die Völker erziehen, ſo umgekehrt die Völker ihre Fürſten bilden. Wäre wohl, ſo mußte man mit ihm fragen, die heilloſe Verworrenheit deutſcher Zuſtände durch die Schuld der Regierungen ſo weit vorgeſchritten, wenn die Verblendung des Volkes, die Verkehrtheit des öffentlichen Geiſtes, die Erſchlaffung aller ächten Gefühle, die Herrſchaft der niedrigſten Triebfedern und die moraliſche Fäulniß der Welt nicht rund um ſie her Alles vergiftet und aufgelöſt hätte?

Dieſe Fäulniß mußte ausgeheilt werden, wenn es beſſer werden ſollte in Deutſchland. Nur die härteſten Prüfungen und die bitterſten Züchtigungen vermochten das; ſonſt lullte ſich die herrſchende Schlaffheit mit dem Troſte ein, daß es ja immer noch viel ſchlimmer ſein könne. Aber es ward, zu unſerem Heile, dafür geſorgt, daß auch das Schlimmſte bald erfüllt war.

*) S. in der angeführten Schrift (Ausgabe von Weick) IV. 24. 25. 26.

Dritter Abſchnitt.

Die Coalition von 1805.

Am 2. December 1804 ward zu Paris das Napoleoniſche Kaiſerthum vom Oberhaupte der katholiſchen Kirche geſalbt; die neu-karolingiſche Weltaera hatte alſo begonnen. Deutſchland beugte ſich vor dem neuen Cäſar; Italien, Holland, die Schweiz, die pyrenäiſche Halbinſel gehorchten ihm zum großen Theil wie ihrem Herrn, oder waren unter der Form des Bündniſſes zu willenloſer Abhängigkeit verpflichtet. Großbritannien allein ſtand noch in Waffen gegen die drohende Weltdespotie; es waren durch Bonaparte kaum größere Intereſſen dort bedroht, als auf dem Feſtlande, aber das Bewußtſein davon war ſtärker, der Haß darum reger, die Leidenſchaft des einmal begonnenen Kampfes zäher und ausdauernder, als unter den civiliſirten Nationen des Continents. Auch auf der britiſchen Inſel hat es an Elementen nicht gefehlt, die mit der dynaſtiſchen und höfiſchen Politik des Feſtlandes harmonirten, oder ähnlich urtheilten, wie die ſchlaffe Ruheluſt continentaler Friedensmänner, aber dieſe Regungen waren niedergehalten durch die ſchlichte populäre Einſicht in das nationale Intereſſe und die überlieferte Gewöhnung, die eigenen Angelegenheiten aus dem Geſichtspunkte dieſes Intereſſes ebenſo ernſt wie rückſichtslos zu betreiben. Mit gutem Grunde ließ daher der neue Imperator Sturm läuten gegen den britiſchen Egoismus; war einmal auch in Altengland die kosmopolitiſche Verſchliffenheit der Culturvölker des Feſtlandes und die eingebildete Humanität der Ohnmacht und Entnervung zur Herrſchaft gelangt, hatte auch dort die Liebe zur „ruhigen Bildung“ den Trieb ruheloſer Thatkraft verdrängt, dann war der letzte Damm weggeräumt, der die abendländiſche Welt noch vor der neuen Cäſarenherrſchaft beſchützte.

Vorerſt war dazu noch keine Ausſicht; vielmehr hatte eben jetzt England ein unzweideutiges Pfand gegeben, daß es ihm mit dem Kriege Ernſt ſei bis zum Aeußerſten. Ungefähr in denſelben Tagen, wo in Paris das neue Kaiſer-

thum aufgerichtet worden (Mai 1804), war William Pitt an die Spitze der britischen Verwaltung zurückgekehrt. Das Ministerium Addington hatte seine Mission erfüllt; berufen in einer Zeit, wo man einen Frieden schließen mußte, war die mildere Fraction der Tories wohl geeignet, den kurzen Waffenstillstand mit Bonaparte zu erhalten, aber nicht den Kampf auf Leben und Tod durchzufechten, der 1803 neu begonnen war, um erst auf den Trümmern Napoleonischer Herrlichkeit seinen Abschluß zu finden. So verschieden die Parteien eines Pitt und Fox die Dinge sonst betrachteten, in dem einen Punkte waren sie vollkommen einig, daß diese neue ungeheure Krisis andere Kräfte der Leitung erfordere, als die Uebergangsminister der Jahre 1801—1803. Gern hätte Pitt eine Verwaltung gebildet, welche die Talente aller Parteien, die begabtesten Tories wie Fox in sich vereinigte; war doch die Lage so beschaffen, daß für die alten Parteigegensätze zunächst kein Raum mehr blieb, in einem Weltkampfe, der nur mit dem Siege oder dem Verfalle britischer Macht und Selbständigkeit enden konnte. Indessen eine solche Fusion scheiterte an dem Widerwillen des Königs, und das Ministerium, das seit Mitte Mai 1804 die Geschäfte übernahm, war rein toristisch, seine Seele William Pitt. Der ungebeugte aristokratische Haß gegen die Revolution, die stolze Herrschsucht Altenglands und die Unversöhnlichkeit gegen Bonaparte kehrten damit in ihrer schroffsten Gestalt an das Ruder zurück. Schon war ein großer Theil des Festlandes unter die Napoleonischen Gebote gebeugt; die französischen Küsten starrten von Waffen und kriegerischen Rüstungen zu einer Landung auf der britischen Insel; Irland, die wunde Stelle verjährten Stammeshasses und alter Unterdrückung, war in feindseliger Gährung. Wenn je, so bedurfte jetzt Britannien eines Lenkers, der den Kampf mit der zähesten Ausdauer, den vielseitigsten und rücksichtslosesten Mitteln aufnahm, der ihn mit Kopf und Herz bis zum Ende durchzuführen entschlossen war. Selbst die Gegner mußten anerkennen, daß nur Pitt es war, der das vermochte.

Bis jetzt war der Krieg zwischen Frankreich und England zwar auf einem weiten Raume, aber nirgends mit den Kräften geführt worden, die eine Entscheidung bringen konnten. Er hatte die Eigenthümlichkeit behalten, daß keiner der beiden kämpfenden Gegner die Mittel fand, den anderen selbst anzugreifen; eine Landmacht ohne die erforderlichen maritimen Kräfte focht mit einem Seestaat, dem die continentalen Mittel des Kampfes fehlten. Darum fielen die Lasten und Opfer des Krieges zunächst auf Dritte und Schwächere; Hannover mußte für England, die holländischen Colonien für Frankreich herhalten. Pitt kehrte mit dem festen Willen an die Geschäfte zurück, alle seine Kraft und Sorge daran zu setzen, daß ein neuer Krieg auf dem Festlande angefacht werde; nachdem er den kurzen Rest der Session von 1804 dazu verwendet, ein Gesetz zur Landesvertheidigung gegen die drohende fremde Invasion mit dem Parlamente zu vereinbaren, war seine ganze Thätigkeit darauf gerichtet, sich die Stütze einer neuen Coalition auf dem Festlande zu

ſchaffen. Sie lenkte in jedem Falle die Wucht Bonaparte'ſcher Macht von der britiſchen Inſel ab; vielleicht gelang ihr ein entſcheidender Schlag gegen den ganzen Beſtand des neuen Kaiſerreiches. Als in den erſten Wochen des Jahres 1805 das Parlament wieder eröffnet ward, ſpielte die Thronrede auf vertraute Verbindungen mit den Mächten des Continents, beſonders mit Rußland an, deſſen Monarch „die ſtärkſten Beweiſe ſeiner weiſen und edlen Geſinnungen, ſowie ſeiner lebhaften Theilnahme an der Sicherheit und Unabhängigkeit von Europa gegeben habe"; und in dem Budget, das Pitt vorlegte, fand ſich der bedeutſame Poſten von fünf Millionen Pfund Sterling „zur Unterſtützung der Mächte auf dem feſten Lande"; die Coalition war alſo im Werden, ja vielleicht ſchon geſchloſſen.

Mit Rußland wenigſtens waren die erſten Einverſtändniſſe bereits angeknüpft, man durfte wohl ſagen, ſie waren niemals unterbrochen geweſen. Wenigſtens finden wir ſchon in einer Zeit, wo die ruſſiſch-franzöſiſche Freundſchaft äußerlich noch in voller Blüthe ſtand, vor dem Abſchluſſe des Reichsdeputationsreceſſes, ruſſiſche Diplomaten und Emiſſaire eifrig bemüht, die antibonaparte'ſchen Stimmungen auf dem Feſtlande zu erforſchen und über die Elemente künftigen Widerſtandes namentlich am Wiener Hofe Revue zu halten*). Das deutſche Entſchädigungsgeſchäft war der letzte Act geweſen, in welchem die beiden großen Mächte des Weſtens und Oſtens einträchtig zuſammengewirkt hatten; gerade hier hatte aber Rußland die peinliche Erfahrung machen müſſen, daß es von Frankreich lediglich ins Schlepptau genommen war. Bonaparte hatte während dieſer gemeinſamen Vermittelung die ciſalpiniſche Republik in eine italiſche umgewandelt und ſich zu deren Präſidenten machen laſſen, Piemont mit Frankreich vereinigt, der Schweiz eine Verfaſſung aufgedrungen, die ſie von Frankreich abhängig machte, und auch die deutſche Entſchädigungsſache ſelbſt war ein Erfolg der franzöſiſchen Politik, zu dem die Mitwirkung Rußlands gebraucht worden war. Wie aber der Krieg mit England ausgebrochen war, hatte ſich die neue bonaparte'ſche Politik noch dreiſter über das Völkerrecht und die Unabhängigkeit der Staaten hinweggeſetzt. Hannover war beſetzt, die Weſer und Elbe von den Franzoſen verſchloſſen, die Häfen in Neapel, Toscana und dem Kirchenſtaate militäriſch occupirt; wie Holland, die Schweiz und Italien von Bonaparte geleitet wurden, ſo wurde jetzt auch das bourboniſche Spanien in der Form eines Bündniſſes ſeiner Lehensherrlichkeit unterworfen. Für einen ehrgeizigen Rivalen wie Rußland war jeder einzelne Uebergriff dieſer Art vollkommen hinreichend, zum Widerſtande zu reizen. Als Alexander im October 1801 den Bund mit Bonaparte geſchloſſen, dachte er an eine ehrliche Theilung der Macht in Europa; er hatte nichts dagegen, daß ſein Verbündeter an Macht wuchs, wenn nur

*) S. das Actenſtück vom Jan. 1803 in den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege III. 176 ff.

ihm ſelber ein voller Erſatz dafür ward. Nun war er aber in dieſem ganzen Umſturze der alten Staaten leer ausgegangen, er hatte ſelbſt die Bonaparte'ſche Macht erweitern helfen und als er, zu ſpät, Einſprache erhob gegen die Beſetzung Norddeutſchlands, erhielt er eine kühl ablehnende Antwort. Es erklärt ſich nach dieſen Vorgängen, daß ſeit der Erneuerung des Krieges mit England, Alexanders Politik gegenüber Bonaparte eine andere geworden war. Die von ihm angebotene Vermittelung (im Sommer 1803) zeigt ſchon eine unzweideutige Hinneigung zu England. Seine Thätigkeit in Deutſchland, namentlich in Berlin, verräth die Tendenz, ſich an den deutſchen Großmächten Verbündete, im Nothfalle gegen Bonaparte, zu erwerben. Auch ſtellte die ruſſiſche Diplomatie bei ihren Vermittelungsanträgen zwiſchen Frankreich und England ſchon unverblümt die Forderung auf, daß Italien wie Norddeutſchland, die Schweiz wie Holland dem Bonaparte'ſchen Einfluſſe entzogen werden müßten.

Noch ſprach ſich im Sommer 1803 dieſes veränderte Verhältniß nur in einem kälteren äußeren Benehmen beider Mächte aus; aber der Groll wirkte unter der Oberfläche fort, und Bonaparte ergriff den erſten Anlaß, ſeinem bitteren Unmuthe gegen Rußland offen Luft zu machen. Daß die ruſſiſche Diplomatie ſelbſt in den Zeiten freundlichſten Einvernehmens ihrem Widerwillen gegen den erſten Conſul wenig Zwang angethan, wiſſen wir aus früheren Vorgängen; auch ſcheint es, daß ſie bei den royaliſtiſchen Verſchwörungen nicht loyal oder wenigſtens nicht vorſichtig gehandelt hat, denn es fand ſich unter dem Perſonal, das an die ruſſiſche Geſandtſchaft in Paris attachirt war, auch ein Individium, das die franzöſiſche Polizei als mit in die große Conſpiration von 1804 verwickelt verhaften ließ. Daß außer Frankreich eine Anzahl Emigranten im ruſſiſchen Solde lebten und ſich zum Theil als rührige Emiſſäre gegen die Bonaparte'ſche Politik bemerkbar machten, war ohnehin eine bekannte Sache. Dieſen Anlaß ergriff der erſte Conſul, um in einem leidenſchaftlichen Ausfalle gegen den Grafen Markoff ſeinem Zorne über die ruſſiſche Politik Luft zu machen. Aber es dauerte nicht lange, ſo nahm der Petersburger Hof dafür bittere Rache. Die Kataſtrophe Enghiens ward am Regensburger Reichstage und in Paris zum Gegenſtande der für Bonaparte peinlichſten Beſchwerden gemacht; der Hof ſelbſt legte öffentlich Trauer an, es war ſchwer zu ſagen, ob mehr aus gerechtem Mitgefühl für den Gemordeten, oder um den Mörder auf recht eclatante Weiſe zu züchtigen.

Wenn es darüber nicht ſofort zum Bruche kam, ſo zeugte das nicht für den Frieden, ſondern nur für den Mangel an kriegeriſcher Vorbereitung. Noch machte Rußland im Sommer 1804 einen Verſuch diplomatiſcher Ausgleichung, indem es ſeine Beſchwerden in gemilderter Form zuſammenfaßte; Oubril, der Stellvertreter Markoffs, erhielt den Auftrag, eine befriedigende Antwort in Paris zu betreiben. Aber der ſtolz abweiſende Ton, den der

neue Kaiſer anſchlug, vereitelte das; es blieb Dubril nichts übrig, als ſeine Päſſe zu verlangen, während der franzöſiſche Botſchafter in Petersburg das Gleiche that. In dem Augenblicke, wo Napoleon ſeine Rundreiſe am Rhein machte (September), war zwar der Ausbruch des Krieges noch nicht zu erwarten, aber die diplomatiſchen Beziehungen mit Rußland waren doch vorerſt abgebrochen.

Die Frage des Krieges lag jetzt vorzugsweiſe in der Hand der beiden deutſchen Großmächte; darum war Rußland eifriger als je beſchäftigt, die Stimmungen in Oeſterreich und Preußen in ſeinem Sinne zu lenken. Von Pitt rührig unterſtützt, ſuchte die ruſſiſche Diplomatie ſeit den letzten Monaten des Jahres 1804 die Fäden eines neuen antibonaparte'ſchen Bundes auf dem Feſtlande zuſammenzuknüpfen.

Wir haben die Schwankungen Oeſterreichs in der Zeit von 1803—1804 kennen gelernt: ſein inneres Grollen gegen Bonaparte und daneben ſeine äußere Geſchmeidigkeit, ihm zu Willen zu ſein. Auch die ruſſiſche Diplomatie, die ſich fortwährend eifrig in Wien umhertrieb, nahm dieſen doppelten Eindruck mit, daß es an Feindſchaft gegen Bonaparte dort nicht fehle, daß man aber zu ſchlaff und muthlos ſei, um ſich zum Widerſtande aufzuraffen. Sie beſchuldigte Cobenzl, er ſei von den Franzoſen erkauft; ſie fand, in ihrer Weiſe zu reden, alle Welt „jakobiniſch" geſinnt*). Es entging dem Scharfblicke dieſer ruſſiſchen Agenten nicht, wie es kam, daß man in Wien bei ſo viel Abneigung gegen die Franzoſen ihnen doch ſo viel Nachgiebigkeit bewies. „Das Land, heißt es in einem dieſer Berichte, iſt in voller Desorganiſation. Die Nullität des Oberhauptes, die Unfähigkeit der Miniſter, die Unordnung der Finanzen, der Miscredit der Regierung, der üble Geiſt der Armee, die Unthätigkeit des hohen Adels, der abſolute Mangel an Talenten, die politiſche Vereinzelung und der Schrecken, den Bonaparte einflößt, Alles wirkt zuſammen, Oeſterreich aus der Reihe der Mächte erſten Ranges herauszudrängen. Der Erzherzog Karl iſt der einzige Mann, der das öffentliche Vertrauen beſitzt, aber es fehlt ihm an Energie, ſelbſt ſein phyſiſcher Zuſtand giebt ihm dieſen Charakter. Man wirft ihm vor, er ſei ſchlecht umgeben und gebe ſeinen Namen zu erbärmlichen Zänkereien her; wenn das aber auch nicht wäre, ſo könnte man auf ihn nicht zählen wegen der Schwäche ſeiner Geſundheit". Wie troſtlos die Zuſtände ſein mochten, ergiebt ſich am bezeichnendſten daraus, daß auch jetzt noch, nach allen Erfahrungen von 1793—1799, die Hoffnung der britiſchen und ruſſiſchen Gegner Bonaparte's auf — Thugut geſtellt war, obwol ſie ſelber eingeſtehen mußten, daß ſein Name im Lande gränzenlos verhaßt, ſein Verhältniß zum Erzherzoge unheilbar verdorben war! Andere Berichte aus der gleichen Quelle klagen über den Verfall der Armee, den zuchtloſen, raiſonnirenden Geiſt der Officiere, den Mangel

*) Lebensbilder III. 180.

baaren Geldes und aller anderen Mittel, womit der Krieg geführt werden müsse. Oder sie rügen den schlechten Ton der Hauptstadt, den Mangel aller häuslichen Zucht, die Sittenlosigkeit der Familien, die frühreife Verdorbenheit der Jugend, überhaupt die Wüstheit und Frivolität, wovon die ganze sogenannte gebildete Gesellschaft bedeckt sei*).

Diese Zeugnisse übertreiben im Ganzen nicht; der Mangel an sittlichem Nerv prägt sich ja nachher in der ganzen trostlosen Geschichte des Feldzuges von 1805 grell genug aus. Es waren nicht die Cobenzl, Colloredo und Mack allein, welche die unerhörte Schmach von Ulm und Preßburg verschuldet haben, das ganze Land hat daran seinen Theil gehabt, und selten hat sich ein Irrthum verhängnißvoller gestraft, als der optimistische Glaube der britischen Staatsmänner, es sei in Oesterreich anders geworden, als es vor den Tagen von Hohenlinden und Luneville gewesen war. Die sittliche Abstumpfung, der grobe Sinnengenuß und die platte Unzugänglichkeit gegen alles Hohe und Ideale hatten seitdem nur zugenommen.

Darüber täuschten sich diejenigen am wenigsten, die in Oesterreich selbst von der unermeßlichen Gefahr, die Deutschland bedrohte, die klarste Einsicht hatten: ein Mann wie Gentz z. B., dessen bedeutendster und bester Lebensabschnitt in diese Jahre fällt und der so scharf und ahnungsvoll wie Wenige voraussah, welcher Krisis die deutsche Nation entgegenging. Seine Briefe aus jener Zeit beurkunden, wie lebhaft ihn die Frage unserer Zukunft damals beschäftigte und wie tief ihn der Mangel einer einheitlichen politischen Entwickelung Deutschlands bekümmerte. Er hat damals so revolutionäre Einheitsgedanken gehegt, wie nur irgend diejenigen waren, gegen welche er später als Staatspublicist des Metternich'schen Systems das Kreuz gepredigt hat. Da die politische Einheit unter einem Haupte einmal verloren war, bestand er um so eifriger darauf, daß die Staaten, die den deutschen Dualismus repräsentirten, wenigstens „in der Quelle des gemeinschaftlichen Verderbens die Mittel der gemeinschaftlichen Rettung suchten". Eine treue Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen — hieß es in einer Denkschrift, die Gentz damals für den Erzherzog Johann schrieb**) — ist Deutschlands letzte und gleichsam sterbende Hoffnung. Von dem Augenblicke an, da Oesterreich und Preußen auf einer Linie stehen und sich nach einer Richtung bewegen, gibt es nirgends in Deutschland ein abgesondertes Interesse mehr. Unter die Flügel dieses mächtigen Bundes würden sich sogleich und ohne Widerrede alle großen und kleinen Fürsten begeben, die Gutgesinnten mit Ueberzeugung und Liebe, die Unpatriotischen aus Furcht. Es würden die Reichsgesetze ihr rechtmäßiges Ansehen wieder gewinnen, der Einfluß der auswärtigen Mächte, der vorzüglich, wo nicht allein, durch die Trennung der beiden Hauptmächte zu einem so

*) Lebensbilder III. 178. 181.

**) Am 6. September 1804, s. Gentz' Schriften herausg. von Schlesier IV. 23 ff.

empörenden Umfange herangewachſen, bald abnehmen oder gänzlich verſchwinden; wir würden ebenſowenig einen Landgrafen von Darmſtadt, oder einen Fürſten von Naſſau oder Iſenburg die kaiſerlichen Adler herabſchlagen, die kaiſerlichen Edikte zerreißen und die Reichsritterſchaft mit Füßen treten, als franzöſiſche Agenten den württembergiſchen Landtag dirigiren, oder franzöſiſche Gensdarmen die Polizei in Baiern verwalten ſehen. Aehnlich wie Stein acht Jahre ſpäter die widerſtrebenden Fürſten des Rheinbundes als „Compenſationsgegenſtände“ betrachtet ſehen wollte, ſo meinte auch Gentz jetzt, müſſe man die an Frankreich hingegebenen Fürſten des Südens und Weſtens behandeln. „Jetzt iſt die wahre Politik, ſie gänzlich ihrem Gange zu überlaſſen, von ihren Unterhandlungen und Cabalen mit Frankreich ſo wenig als möglich Kunde zu nehmen, aber beim erſten Ausbruch der Feindſeligkeiten ſogleich den Schauplatz des Krieges in ihre Länder zu verlegen und ſie durchaus wie confiscirtes Gebiet, d. h. wie unſer eigenes Land zu behandeln.“

Fragte man freilich denſelben Mann, der ſich jetzt mit ſo kühnen und umwälzenden Gedanken trug, was für ein Vertrauen er in die öſterreichiſche Staatskunſt und ihre Leiter ſetze, ſo gab es keinen Ausdruck der Geringſchätzung, den er nicht gegen die Cobenzl, Colloredo und ihre Genoſſen angewandt hätte. Er ſtand dieſen Perſönlichkeiten nahe genug, um ein vollgültiges Urtheil geben zu können; ſein Urtheil bleibt aber durch das ganze Jahr 1805 faſt ohne Unterbrechung das gleiche: daß eine dauernde Beſſerung nicht zu erwarten, ſo lange dieſen Perſonen die Leitung der Dinge überlaſſen ſei.

Die Erfahrung dieſes verhängnißvollen Jahres hat bewieſen, daß Gentz ſeine Leute nur zu richtig beurtheilt hat. Sie folgten zwar jetzt der antibonaparte'ſchen Strömung, aber ohne die rechte Einſicht in die Bedeutung des Kampfes und ohne die Kraft, ihn mit den äußerſten Mitteln zu führen. Die Neigung zum Kriege mit Frankreich war freilich in Oeſterreich niemals ausgeſtorben; ſie hatte ſich ſelbſt in den politiſchen Schwankungen der Jahre 1803 und 1804 hie und da vernehmlich genug kund gegeben. Die alten Niederlagen und Verluſte waren dort nicht vergeſſen, und in den Augen der Ariſtokratie blieb Bonaparte der Emporkömmling und der Träger der revolutionären Ideen, auch wenn er ſich mit der Krone Karls des Großen ſchmückte. Beſchwerden über die franzöſiſche Politik hatte Oeſterreich nicht geringere zu führen als Rußland. Schon der Luneviller Friede war nicht ſo vollzogen worden, wie ihn die öſterreichiſche Politik verſtand; die Schlichtung der inneren deutſchen Händel im Reichsdeputationshauptſchluß war eine Kette von Feindſeligkeiten gegen den Kaiſer geweſen. Die Einmiſchung in der Schweiz, die Umgeſtaltung der Lombardei, die Reunion Piemonts, die Bonaparte'ſchen Schöpfungen im übrigen Italien, das Schickſal Toscana's, die Occupation der Häfen von Livorno, Ancona und Tarent, das waren Eingriffe in das beſtehende öffentliche Recht Europa's, die das öſterreichiſche Intereſſe noch viel peinlicher als das ruſſiſche berührten.

So gelang es denn auch jetzt dem ruſſiſchen Bemühen, Oeſterreich zu einem Vertrage zu bewegen, welcher die Grundlage der Coalition von 1805 geworden iſt. Am 6. November 1804 ſchloſſen Czartoryski und Tatiſchtſcheff mit dem Grafen Stadion eine Defenſivallianz, die Frankreichs weiterem Vorrücken eine Gränze zu ſetzen beſtimmt war*). Darnach ſollte bei dem geringſten weiteren Uebergriff Bonaparte's eine Armee von 350,000 Mann unter die Waffen treten, zu der Oeſterreich 235,000, Rußland 115,000 Streiter ſtellte. Zugleich verſprach Rußland für engliſche Subſidien ſorgen zu wollen. Im Falle des glücklichen Erfolges war Oeſterreich die Adda- und Pogränze, die Wiedereinſetzung der jüngeren Linie in Toscana, der Gewinn von Salzburg und Baierns bis zum Inn zugeſagt; in Italien ſollte im günſtigſten Falle die Reſtauration Sardiniens, Parma's und Modena's ſtattfinden, die ſüddeutſchen Fürſten, wenn ſie zum Kampfe mitwirkten, mit Eichſtädt und einigen Parcellen der noch übrigen vorderöſterreichiſchen Beſitzungen entſchädigt werden. Namentlich, wenn die volle Reſtauration in Italien gelang, war Oeſterreich bereit, den Breisgau und die Ortenau hinzugeben und damit Baden zu entſchädigen, wie Baiern mit Eichſtädt abgefunden werden ſollte.

Wer ſeit den letzten Wochen des Jahres 1804 auf die öſterreichiſche Regierung aufmerkſam war, dem mußten ihre größere Thätigkeit, ihre Rüſtungen, ihre Truppenmärſche auffallen, und wie ſie den durchſichtigen Vorwand eines Geſundheitscordons benutzte, um gegen 50,000 Mann an der italiſchen Gränze zu ſammeln. Napoleon entging dies nicht; er verlangte ſchon in den erſten Tagen des Jahres Erklärungen und erhielt ſie auch im zuvorkommendſten Tone.

Während der Vertrag vom November ein Geheimniß Weniger blieb, ſo daß er ſelbſt im Frühjahr 1805 noch nicht dem geſammten britiſchen Miniſterium, ſondern nur Pitt und Lord Mulgrave bekannt war, geſchah ein zweiter Schritt zu dem continentalen Bündniß gegen Bonaparte. Schweden ward durch einen Vertrag vom 3. December mit England, durch einen andern vom 14. Januar 1805 mit Rußland eng verknüpft und erklärte ſich bereit, für eine Herſtellung der „legitimen“ Regierung in Frankreich alle ſeine Kraft aufbieten zu wollen. Am 11. April ſchloſſen aber England und Rußland ſelbſt zu Petersburg eine Allianz, als deren Zweck bezeichnet war: das Gleichgewicht Europa's herzuſtellen, Hannover und Norddeutſchland zu ſäubern, Holland und die Schweiz unabhängig zu machen, Sardinien wiederherzuſtellen, Italien von der franzöſiſchen Herrſchaft zu befreien und überhaupt eine Ordnung der Dinge zu gründen, welche die Sicherheit und Unabhängigkeit aller Staaten verbürgen und als Schutzwehr gegen künftige Ueber-

*) S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege I. 33 f. nach den Aufzeichnungen des Grafen Münſter. Die Urkunde ſelbſt zuerſt bei Thiers V. 272 ff.

griffe dienen könne. Auf wenigstens fünfmalhunderttausend Mann zählte man in diesem Kampfe, zu dem Rußland die Kraft seiner Waffen, England seine Subsidien aufzubieten versprach. Der Kampf war gegen Frankreich wie gegen seine Verbündeten gerichtet; Friede solle nur mit gemeinsamer Uebereinstimmung aller der Mächte geschlossen werden, welche diesem Bunde beigetreten sein würden. Die Streitkräfte, die Rußland, die Geldmittel, die England stellen wollte, waren im Einzelnen festgesetzt und in den Separatartikeln auch der Beitritt Oesterreichs und Schwedens nach den vorausgegangenen Verträgen in Aussicht gestellt. Mit diesen vier Verträgen, durch die sich England, Oesterreich, Rußland und Schweden zum neuen Kampfe gegen Frankreich vereinigten, war die Coalition des Jahres 1805 gebildet.

Eine diplomatische Denkschrift vom Januar 1805 bezeichnete als den Zweck dieses Bundes: Frankreich auf seine alten Gränzen zurückzuführen, durch die Vertheilung der Eroberungen eine starke Gränze gegen Frankreich aufzurichten und sich über ein allgemeines System des öffentlichen Rechts in Europa zu vereinbaren. Wie dies zu erreichen sei, darüber hat es an Vorschlägen und Projecten nicht gefehlt; neben den Entwürfen der bairisch-russischen Diplomatie, die wenigstens ausführbar waren, ist auch manches politische Luftschloß aufgetaucht, womit sich Abenteurer an die verbündeten Cabinete und ihre Rathgeber herandrängten. Nicht Alles ist auf unfruchtbaren Boden gefallen. Zum Beispiel der Vorschlag, Sardinien durch Genua zu vergrößern und als eine Mittelmacht zwischen Oesterreich und Frankreich aufzurichten, der Gedanke, ein Königreich der vereinigten Niederlande zu schaffen, wie er 1815 ausgeführt worden ist, und Preußen, falls es beitrat, am Rhein zu arrondiren, dagegen im Osten ein polnisches Königreich nach verjüngtem Maßstab wiederherzustellen — dies und Aehnliches, dessen Vollendung erst ein Jahrzehnt später möglich ward, ist schon in den vertrautesten Kreisen der Coalition von 1805 namentlich durch Rußland angeregt worden. Ueberhaupt schien man weniger darüber in Verlegenheit, wie das Fell des Thieres zu vertheilen, als wie der Bär selber zu erlegen sei; wenigstens bildet der Ausgang des Kampfes von 1805 und der Vertrag von Presburg eine bittere Kehrseite zu den politischen Entwürfen und Seifenblasen, womit sich die Coalition im Frühjahr 1805 getragen hat.

Das Eine ergab sich indessen aus diesen noch unfertigen Projecten: daß die Glieder des neuen Bundes den Krieg gegen Bonaparte im größten Stile führen und den verworrenen Zustand der europäischen Staatenwelt gänzlich heilen wollten. Zwar hatte Pitt in dem Vertrage Vieles von dem beseitigt, was der kosmopolitische Ehrgeiz Alexanders als Grundlage einer neuen europäischen Ordnung unter russischem Schiedsgericht ansah; aber der Vertrag vom 11. April unterschied sich doch auch wieder von einer gewöhnlichen Allianz in wesentlichen Stücken, und manche seiner Gesichtspunkte sind erst in dem großen Kampfe von 1813—1815 wieder zur Geltung gelangt. Der

Vertrag erſtrebte eine gemeinſame Union aller europäiſchen Staaten gegen Bonaparte, er legte ſich ein Recht des Zwanges gegen die Widerſtrebenden bei, er wollte alle Eroberungen nur als gemeinſame Angelegenheit betrachtet, die politiſche Verfaſſung der Länder nicht durch Gewalt der Waffen aufgedrungen wiſſen, ein Congreß ſollte das neue Völkerrecht und eine feſte europäiſche Ordnung aufſtellen, wie ſie dem Intereſſe jedes Staates entſprach. Daß dazu ſelbſt die Kräfte der vier verbundenen Mächte kaum hinreichten, verhehlten ſich die Staatsmänner der Coalition nicht; man bedurfte dazu, von Neapel und den kleineren deutſchen Staaten nicht zu reden, vor Allem der thätigen Mitwirkung Preußens.

Rußland hatte im Mai 1804 jene gemeinſame Erklärung von Preußen erlangt, die den Schutz des deutſchen Nordens gegen Bonaparte bezweckte; der Czar ſah darin den erſten Schritt zu einer Allianz, er ahnte nicht, daß damals Preußen, um ja ſeine neutrale Poſition zu behaupten, zugleich mit Frankreich ein Abkommen unterzeichnet hatte! So ſchickte er jetzt (Januar 1805) ſeinen Adjutanten Ferdinand von Winzingerode, der aus heſſiſchen und kaiſerlichen Dienſten in ruſſiſche übergetreten war, nach Berlin, mit dem doppelten Auftrag, Preußen mit der ſchwediſch-ruſſiſchen Allianz zu imponiren, faſt zu drohen, und es zugleich durch die Ausſicht auf ergiebige Vergrößerung zum Eintritt in die Coalition zu locken. Es war Pitts Meinung, mit dem Verſprechen des linken Rheinufers und im Nothfall Belgiens ließe ſich Preußens Mitwirkung wohl erlangen; Rußland wollte zwar ſo freigebig nicht ſein, (es betrieb ſchon damals den Gedanken eines vereinigten Königreichs der Niederlande für die Oranier), aber darüber war der Czar mit England einig, daß man verſuchen müſſe, Preußen zugleich durch das Schreckbild eines nahen Krieges dicht an ſeinen Gränzen und durch die Lockſpeiſe einer bedeutenden Vergrößerung nach Weſten aus ſeiner unthätigen Stellung herauszudrängen.

In der That war für Preußen die Stunde gekommen, wo es beinahe unmöglich ſchien, die Neutralität zu erhalten. Guſtav IV. von Schweden, deſſen ungeduldiger Haß gegen Bonaparte bekannt und durch pöbelhafte Ausfälle im Moniteur zur äußerſten Erbitterung geſteigert war, hatte ſich in dem Vertrage vom 3. December gegen England verpflichtet, am Kriege Theil zu nehmen, das hannover'ſche Corps, das in engliſchen Dienſten ſtand, nach Pommern hereinzulaſſen, und dem Handel Englands, der von der Elbe und Weſer ausgeſchloſſen war, ſeine deutſchen Gebiete zu öffnen. Es war alſo vergeblich, daß Preußen im Mai und Juni 1804 zum Schutze norddeutſcher Neutralität die beiden Verabredungen mit Rußland und Frankreich zugleich geſchloſſen; nun drohte doch die Gefahr, daß dicht an den Gränzen der Krieg losbrach und ſich vielleicht ſchon in nächſter Zeit Hannoveraner, Schweden und Franzoſen unter den Mauern von Stralſund bekämpften. Wenigſtens war Guſtav der Mann nicht, der ſeinem Groll diplomatiſche Feſſeln an-

gelegt oder aus seiner Feindschaft gegen Frankreich ein Hehl gemacht hätte. Es war denn auch bald in Berlin bekannt, wie es scheint, zuerst durch Winke, die Napoleon gab, was man in Pommern zu erwarten hatte. Die preußische Regierung mochte sich wohl mit dem Gedanken trösten, daß der drohende Störer der Neutralität nur ein schwacher und ungefährlicher Nachbar sei; denn Hardenberg gab (24. December) in ungewohnt barschem Tone die Erklärung an Schweden: wenn es nicht aufhöre Frankreich zu reizen, so werde der König von Preußen sich genöthigt sehen, entscheidende Maßregeln zu treffen, damit nicht Schweden die Ruhe und Sicherheit Norddeutschlands störe. Aber Schweden hatte sich bereits nach einem Rückhalt umgesehen, und als der drohende Wink Preußens in Stockholm eintraf, ward dort eben (14. Januar) der Bundesvertrag mit Rußland abgeschlossen, der aller Voraussicht nach auch russischen Truppen den Weg nach Pommern öffnen mußte. Unter diesen Umständen war eine Neutralität für eine Großmacht unwürdig und gefährlich, wenn nicht geradezu unausführbar. Es war denn auch das Ansehen der preußischen Politik in Aller Augen schon so tief herabgedrückt, daß nirgends die Möglichkeit einer Neutralität Preußens angenommen, sondern lediglich auf Mittel gesonnen ward, wie man am raschesten die Monarchie Friedrichs des Großen zur Theilnahme an dem Coalitionskriege bereden oder zwingen könne. Die russische Staatskunst, ihren Traditionen getreu, neigte zur Anwendung von brutalen Drohungen. Schon in dem Novembervertrag mit Oesterreich war festgesetzt, daß ein russisches Beobachtungsheer gegen Preußen aufgestellt werde; in dem Tractat vom 11. April ward dann später einfach als Regel angenommen, Jeden, der nicht für die Coalition sei, als Feind zu behandeln. Preußen war damit ungefähr in die gleiche Kategorie wie Baiern, Württemberg und Baden gestellt*).

Man muß sich diese Stimmungen vergegenwärtigen, um die Sendung Wintzingerode's richtig zu würdigen. Wohl hatte er den Auftrag, durch verführerische Aussichten der Vergrößerung Preußen in die Coalition zu locken, aber der Grundton seiner Mission war Drohung und Trotz. Selbst die Versprechungen zeugten von der geringen Achtung, in welcher die preußische Politik schon stand. Nicht daß man Preußen für würdig gehalten hätte, in die schon fertigen Anfänge der neuen Coalition eingeweiht zu werden; vielmehr hielt man es über das Wesen der russischen Verbindungen mit Oesterreich, mit England, mit Schweden auch jetzt noch im Ungewissen. Es war Taktik, die Preußen nichts davon merken zu lassen, wie tief Rußland schon

*) S. den 8. Separatartikel des Vertrags. Gleichwol hatte die loyale Presse damals die Naivetät, zu rühmen: Noch nie erhob sich die preußische Politik auf den erhabenen Standtpunkt, auf dem sie sich jetzt befindet; Berlin ist in dem gegenwärtigen Augenblick gleichsam der Brennpunkt der Diplomatie." Polit. Journ. 1805. I. 418.

mit England verflochten ſei, und ſie ſo, indem man ſie hinterging, in die Coalition hereinzulocken. Dagegen brachte der ruſſiſche General ein Schreiben ſeines Herrn, worin der Czar in herbem Tone die Drohungen Hardenbergs gegen Schweden mit gleicher Münze erwiederte und für den Fall, daß Preußen ſeine Maßregeln gegen Pommern verſuchen wollte, darauf hinwies, daß zwiſchen Schweden und Rußland Verträge beſtänden, die Rußland mit zum Schutze jener Provinz verpflichteten.

Wintzingerode blieb bis Ende März in Berlin, ohne ſeinen Zweck zu erreichen; es mochte wohl ſein, daß er in den Augen der preußiſchen Staatsmänner zur Verführung zu rauh und trotzig erſchien, zur Einſchüchterung aber zu viel lockte und ſchmeichelte. Er ging dann nach Wien, fand dort die willigſte Aufnahme und rächte ſich für ſein Mislingen in Berlin durch grobe Ausfälle gegen die preußiſche Politik, die zwar der alten Antipathie gegen Preußen gut in die Ohren klangen, aber von dem einzigen geſunden und richtigen Wege, dem eifrigen Bemühen Oeſterreichs um die Allianz mit Preußen, haben ablenken helfen. Drum war es auch die Anſicht der geſcheidteſten Politiker in Wien, die freilich nicht die einflußreichſten waren, daß Wintzingerode's Sendung doppelten Schaden gethan: einmal weil ſein brutaler Trotz Preußen mehr abſtieß als anzog, dann indem ſeine Ausfälle in Wien nur eben denen gelegen kamen, die ſich den einzig richtigen Weg, ein aufrichtiges Zuſammenſtehen Oeſterreichs und Preußens, gern erſparten*).

In Berlin hatte der ruſſiſche Unterhändler nur die Wirkung erreicht, daß man ſich beunruhigt fühlte durch dieſe unerwartetete Haltung Rußlands, mit dem man ſich, wie mit aller Welt in vollem Einverſtändniß glaubte. Um Aufklärung und Beruhigung zu erhalten, ſandte der König (April) den General von Zaſtrow nach St. Petersburg. Derſelbe kam in dem Moment dort an, wo die entſcheidende Allianz mit England unterzeichnet war. Man empfing ihn mit dem Uebermuth eines eben erfochtenen Sieges; er mußte aus Czartoryski's Munde bittere Vorwürfe hören über die Politik Preußens und deſſen blinde Hingebung an Frankreich. Aus jedem Wort ſprach das Bewußtſein, daß man halb Europa hinter ſich habe. Nicht als wenn die ruſſiſchen Staatsmänner den preußiſchen Abgeſandten in die Verträge vom November, December, Januar und April eingeweiht hätten, aber ſie deuteten doch unverblümt darauf hin, daß Rußland noch auf andere Kräfte als nur ſeine eigenen zu rechnen habe. Der Kaiſer ſelbſt ſagte es mit dürren Worten, daß man der öſterreichiſchen Hülfe verſichert ſei. Neben dem Trotz ward dann auch die Geſchmeidigkeit nicht geſpart; wie Wintzingerode zu Berlin, ſo wandten der Czar und ſeine Rathgeber in Petersburg abwechſelnd milde und herbe Mittel an, um die preußiſche Politik kirre zu machen.

Auf die Stimmungen in Berlin machte dies Alles doch nur den einen

*) S. Gentz Schriften, herausg. von Schleſier, IV. 62. 159.

überwiegenden Eindruck, daß eine Kriegsgefahr vorhanden sei, die man nicht rasch genug beschwören könne. Wie nahe, ja wie unvermeidlich der Ausbruch eines neuen europäischen Kampfes war, davon hatte man noch keine Ahnung; es schien vielmehr für die Männer der Neutralität und Vermittelung jetzt erst der rechte Zeitpunkt gekommen zu sein. Die an sich ehrenwerthe, aber misleitete und verblendete Friedensliebe des Königs, Hardenbergs Hinneigung zu diplomatischem Flickwerk und der Rath von Haugwitz, der schon bei Wintzingerode's Anwesenheit wieder eingeholt war, trafen im Ganzen darin zusammen, daß es Preußens Beruf sei, den drohenden Brand diplomatisch zu löschen. Es ist vielleicht nie die Politik eines Großstaates in einer so unschuldigen Unkenntniß der Weltlage gewesen, wie damals die preußische, und selten eine Politik des Friedens und der Vermittelung so handgreiflich dupirt und misbraucht worden wie sie.

Nach den Verträgen der Coalition*) sollte dem Ausbruch des Waffenkampfes eine letzte Unterhandlung vorangehen, in der man an Bonaparte ein Ultimatum richtete, dessen Verwerfung den Krieg nach sich ziehen mußte. So wie die Dinge jetzt gestaltet waren, konnte diese letzte Verhandlung nur den Erfolg haben, den Bruch noch einige Zeit zu verzögern, bis Oesterreich vollends gerüstet war und die halbe Million Soldaten auf dem Kampfplatze stand; denn es war nicht zu erwarten, daß Bonaparte irgend einen seiner Vortheile ohne Kampf aus der Hand geben werde. Von kundigen Zeugen wird daher auch versichert, daß, während Rußland ungeduldig war, loszuschlagen, im Kreise der britischen Politik der Gedanke dieser letzten Friedensvermittelung entsprungen sei**). Man brauchte also Jemanden, der die undankbare Mühe übernahm, für eine aller Erwartung nach fruchtlose Unterhandlung den Briefträger abzugeben; und man dachte diese Rolle Preußen zu! In demselben Moment, wo Wintzingerode gegen Preußen lärmte und Zastrow in Petersburg zu seiner Ueberraschung hören mußte, daß der Krieg so gut wie unvermeidlich sei, schrieb Alexander an den König (12. April) um Pässe für einen Unterhändler, den er nach Paris senden wollte. Es ist kein Zweifel, daß diesmal Bonaparte loyaler gegen die preußische Politik gehandelt hat, als Rußland und seine Alliirten. Wie man in Berlin mit beiden Händen zugriff und sich bei Napoleon für die Zulassung des russischen Unterhändlers, Nowosilzoff, sofort verwandte, ward diese Verwendung von dem französischen Kaiser zwar nicht abgewiesen, aber doch auch nicht verhehlt, wie wenig er sich

*) S. den Vertrag vom 11. April Art. XI. separé bei Martens T. IV. supplément S. 166.

**) Gentz IV. 61. Lebensbilder I. 33. Vgl. über die Nowosilzoff'sche Mission Lucchesini I. 277 f. Bignon IV. 195 ff. 258 ff. Lefebvre II. 65 f. 68. Thiers V. 281 f. 308 f. Doch scheint uns der Letztere der russischen Politik viel friedlichere Gesinnungen zuzutrauen, als sie in der That gehegt hat.

von solch einer verspäteten Friedensmission verspreche. Seine Aeußerungen (Mai) und der Ton seiner Diplomaten ließen erkennen, daß man in Paris die Politik Rußlands richtiger verstand als zu Berlin. Denn während Preußen sich mit Vermittlungsentwürfen trug und Hardenberg, als Nowosilzoff aus England zurückkam, wo er eben die letzte Hand an die Coalition gelegt, dem französischen Gesandten versicherte, der russische Staatsmann habe eine wissenschaftliche Reise zum Studium der britischen Gesetzgebung unternommen, machte man in Paris kein Hehl daraus, daß man in dem russischen Unterhändler einen Agenten Englands erblicke und ihn als solchen behandeln werde.

Es scheint uns unbillig, Preußen allein anzuklagen, daß es der Coalition von 1805 nicht beitrat; das Getreibe der Verbündeten, namentlich Rußlands, trägt einen großen Theil der Schuld. Daß man sich gegen Preußen solche Unschicklichkeiten erlaubte, war freilich nur eine Rückwirkung der Berliner Politik und des Eindruckes, den sie nach Außen machte. Wie stand sie jetzt wieder da, in dem Augenblick, wo ein Weltkrieg drohte! Dem russischen Unterhändler besorgte sie die Pässe und erschien als Vertraute der Coalitionspolitik, ohne doch irgend in deren Geheimnisse eingeweiht zu sein; sie that es, weil sie zugleich Napoleon damit angenehm zu sein meinte, dessen Mistrauen eben durch diese Allerweltsgefälligkeit am ersten geweckt werden mußte. Man hat der preußischen Politik gewiß Unrecht gethan, wenn man sie damals und später tiefer Verschlagenheit oder gar berechneter Perfidie beschuldigte; in diesem Augenblick, wo der König und Hardenberg sie leiteten, Haugwitz höchstens einmal aus der Ferne gefragt ward, sind nicht einmal kleine Doppelzüngigkeiten, wie sie in des Letzteren Art lagen, aufzufinden. Aber dahin hatte es der Mangel an Entschluß und Thatkraft jetzt gebracht, daß Preußen im Augenblick eines europäischen Krieges zu Petersburg, London und Wien für bonapartisch gesinnt galt und zu Paris ein leiser Verdacht russischer Hinneigung auftauchte, während in der That keines von beiden der Fall war, sondern Preußen anfing, völlig isolirt zu sein.

Ein ungünstiges Vorzeichen für den Eintritt Preußens in die Coalition war das Zerwürfniß mit Schweden, das in diesem Augenblick mit allem Eclat zum Ausbruch kam. Gustav IV. hatte die erwähnte Drohung Hardenbergs nicht unerwiedert gelassen, sondern sich auf seine Selbständigkeit und den Rückhalt, den ihm seine Allianzen gewährten, berufen; Preußen wiederholte dann die Erklärung (März), daß es einen bewaffneten Angriff von Pommern aus nicht gestatten werde. Damit schien die Sache zunächst erledigt, als mit einem Male der schwedische Monarch eine andere Gelegenheit ergriff, um Preußen in der empfindlichsten Weise zu beleidigen. Napoleon und Friedrich Wilhelm III. hatten sich gegenseitig ihre höchsten Orden zugeschickt; sieben große Bänder der Ehrenlegion kamen nach Berlin, eine gleiche Zahl schwarzer Adlerorden ging als Gegengabe nach Paris. Diesen nicht ungewöhnlichen

Vorgang diplomatiſcher Courtoiſie nahm Guſtav IV. jetzt als Anlaß (April) ſeine Decoration des ſchwarzen Adlerordens in einem unartigen Schreiben nach Berlin zurückzuſenden; es erſchien ihm „als eine Verletzung der Ordensgeſetze", den Orden zugleich mit dem franzöſiſchen Kaiſer zu tragen. Der preußiſche Geſandte verließ natürlich Stockholm und der General Schmettau ſchickte zur Vergeltung ſeinen ſchwediſchen Orden an den König zurück. An ſich hätte es nicht Auffallendes gehabt, mit einem Monarchen in Händel zu gerathen, deſſen Zurechnungsfähigkeit täglich zweifelhafter ward, aber der Vorfall war darum jetzt von Bedeutung, weil er im Zuſammenhang mit allem Andern zeigte, wie weit man von einem Beitritt Preußens zu dem großen antifranzöſiſchen Bündniß entfernt war.

Indeſſen trat der Fall ein, auf welchen in den Verträgen der Coalition der Ausbruch des Krieges geſtellt war; neue Uebergriffe der bonaparte'ſchen Politik ließen den verbundenen Mächten kaum eine Wahl mehr, ob ſie Frieden halten oder zum Kriege ſchreiten wollten. Zuerſt berichtete der Moniteur, daß die italieniſche Republik (17. März) dem Kaiſer der Franzoſen die eiſerne Krone zu Füßen gelegt und daß er ſie angenommen habe. Am Tage nachher verkündigte er vom Throne herab, er werde ſeiner Schweſter Eliſe das Fürſtenthum Piombino ertheilen; der erſte kleine Anfang, die Bonaparte'ſche Sippſchaft als feudale Ableger der franzöſiſchen Monarchie in fremdes Erdreich zu verpflanzen. Zugleich erhielt Holland eine neue Verfaſſung, welche die bataviſche Republik in noch tiefere Abhängigkeit gegen Frankreich herabdrückte und zu dem Bonaparte'ſchen Lehnskönigthum Holland die Wege bahnte.

Bald folgte Anderes, was wie ein Trotz gegen die geheimen Verabredungen der Coalition klang. Im Triumph zog der neue König von Italien durch die Lombardei; die Blätter waren erfüllt mit den Feſtſchilderungen der Krönung zu Mailand. Mitten in dieſem Jubel kam ein Decret (9. Juni), welches das Scheindaſein der liguriſchen Republik aufhob und Genua mit Frankreich vereinigte. Hier wie bei den Lombarden nahm Bonaparte den Schein an, durch freiwillige Bitten dazu gedrängt zu ſein; der franzöſiſche Miniſter Champagny erließ einen Aufruf an das genueſiſche Volk, worin das Glück geprieſen war, „mit einer großen Nation an Segen und Ruhm Theil nehmen dürfen." Nach dieſen Proben konnte es kaum mehr Aufſehen erregen, wenn auch Lucca dem Fürſtenthum Piombino zugetheilt, wenn Parma, Piacenza und Guaſtalla der 28. franzöſiſchen Militärdiviſion einverleibt wurden (21. Juli).

Herausfordernder noch als dieſe Gewaltſtreiche klang der herriſche Ton, in welchem der neue König von Italien auftrat. Es wurde Heerſchau gehalten an denſelben Stellen, wo die öſterreichiſchen Armeen Niederlagen er-

litten hatten, und mit triumphirendem Nachdruck das Andenken an die französischen Siege erneuert. Einen Gesandten der Königin Karoline von Neapel schnaubte der Imperator bei öffentlicher Audienz im Wachstubentone an und überschüttete den Diplomaten, der einer Ohnmacht nahe war, mit den gröbsten Schmähungen gegen seine Königin. „Niemals", verkündete der Moniteur am 19. Juni, „hat Frankreich Truppen gehabt, die schöner waren, gewandter manövrirten und von besserem Geiste beseelt waren. Sieht man auf dies Lager, dann auf das von Marengo, weiß man, daß wir außerdem eine Division zu Genua, eine andere zu Florenz, eine dritte zu Neapel haben, so sieht man, daß wir gegenwärtig mehr Truppen als jemals in Italien haben, ungerechnet das italienische Heer, das sich unter seinen Führern bildet und von Begierde glüht, sich seines Beherrschers werth zu zeigen. Wenn man mit so viel Macht nichts erstrebt, als den Frieden zu gleichen Bedingungen, so kann man die Verblendung einer Macht begreifen, welche nicht die Kraft besitzt, die Ruhe und das Glück derer zu beeinträchtigen, welche sie bekämpfen will."

Diese soldatische Drohung verfehlte ihren Eindruck nicht, am wenigsten auf Oesterreich, das nachher in einem diplomatischen Actenstück diese Herausforderung ausdrücklich erwähnte. Es war nun keine Zeit mehr, zu zögern; die Eventualität, auf welche die Verträge der Coalition berechnet gewesen, war in verstärktem Grade eingetreten. Zunächst fiel die Nowosilzoff'sche Friedensmission zu Boden. Der russische Unterhändler war Ende Juni in Berlin eingetroffen und wartete auf die Rückkehr des Königs, der sich in Franken befand; große Eile schien Rußland mit seiner Friedenssendung nicht zu haben. Wir können uns denn auch nicht überzeugen, trotz Allem, was französische Geschichtsschreiber, namentlich Thiers, dagegen anführen, daß es mit der ganzen Sendung Ernst war oder Rußland wirklich so gemäßigte Friedensanträge an Bonaparte bringen wollte, wie von ihnen behauptet wird. Für Preußen mochten wohl diese angeblichen Anträge berechnet sein, um durch die scheinbare Mäßigung Rußlands die Schuld Napoleons an dem Kriege in den Augen Friedrich Wilhelms III. zu vergrößern; im Uebrigen zeigt die ganze Lage, das Zögern und die Art des Bruches, daß es damit kein Ernst mehr war. Wie die Vereinigung Genua's mit dem Kaiserreich erfolgt war, ergriff Rußland bereitwillig diesen Anlaß, in brüsker Weise abzubrechen. Am 10. Juli gab Nowosilzoff seine Pässe zurück, wenige Tage später verließ er Berlin. Es geschah in Formen, die sichtbar berechnet waren, auch Preußen gegenüber dem französischen Kaiser zu compromittiren. Nowosilzoff nahm die Miene an, als habe der Berliner Hof den Vermittler bei einer Unterhandlung gemacht, die „mit dem Chef der französischen Regierung" oder, wie er sich auch ausdrückte, „mit Bonaparte" gepflogen werden sollte; es sollte auf Preußen der Schein geworfen werden, als sei es auf so beleidigende Proceduren

eingegangen*). Die letzten Erklärungen des ruſſiſchen Unterhändlers waren von der Art, daß der franzöſiſche Geſandte zu Berlin im Recht war, wenn er einfach ihre Annahme verweigerte. Dies und der Federkrieg, den der Moniteur jetzt gegen Rußland eröffnete, ließ kaum einen Zweifel darüber, daß der Krieg unvermeidlich geworden war.

Auch für Oeſterreich waren die letzten Vorgänge in Italien der Anlaß, aus ſeiner Zurückhaltung herauszutreten. Als Napoleon ſeinen Entſchluß, die italiſche Krone anzunehmen, nach Wien gemeldet, ließ der Beſcheid lange auf ſich warten; man konnte verſucht ſein, in den geſteigerten Rüſtungen Oeſterreichs die Antwort zu ſehen. Wie dann Napoleon ſich beſchwerte und unzweideutige Erklärungen verlangte, gab man zwar friedliche Worte, aber die Handlungen ſtanden damit im Widerſpruch. Schon zu Ende März legte der Erzherzog Karl das Präſidium des Hofkriegsrathes nieder; ihm folgten als Präſident und Vicepräſident der Graf Latour und Fürſt Karl Schwarzenberg**). Peter von Duca, einer von den Leuten, die des Erzherzogs gutmüthige Nachſicht misbrauchten, ward von ſeiner Stelle als Generalquartiermeiſter ins Banat verſetzt und der Feldmarſchalllieutenant Mack ihm zum Nachfolger gegeben***). Die Eingeweihten erblickten darin das Zeichen des Syſtemwechſels; die Freunde der energiſchen Kriegführung, z. B. Gentz, prieſen es als ein glückliches Ereigniß, daß der Erzherzog, d. h. insbeſondere die nachläſſigen Freunde, die ſeinen Namen mißbrauchten, Duca und Faßben-

*) In dem Briefe Alexanders an den König (vom 12. April) war der Wunſch ausgeſprochen, „que ce négociateur se présentât à Paris comme un simple voyageur. Plus tard il le revêtirait d'un caractère public, la nature des titres qu'avait pris le chef du gouvernement français l'empêchant pour le moment de s'adresser directement à lui dans les formes officielles.“ Damit übereinſtimmend hatte ſich Hardenberg am 28. April in der Note an Talleyrand ausgeſprochen, die Bignon IV. 260 im Auszug mittheilt und worin man franzöſiſcher Seits nichts Anſtößiges fand. Das gab jetzt Nowoſilzoff Anlaß, den Schein anzunehmen, als habe Preußen in Formen eingeſtimmt, die Napoleon perſönlich beleidigen mußten. Es iſt das einer von den vielen charakteriſtiſchen Zügen, durch die ſich Rußland in der Kriſis von 1805 kennzeichnete und die den Schlüſſel dazu gaben, warum ein Mann wie Gentz, der die preußiſche Politik auf's Bitterſte beklagte, doch über die ruſſiſche Brutalität und Doppelzüngigkeit noch erbitterter war als über Preußen.

**) „Der neue Kriegspräſident,“ ſagen die Lebensbilder aus dem Befreiungskriege I. 469, „ein alter hitziger Wallone, Graf Maximilian Baillet la Tour, war ein Buch voll leerer oder ausgewiſchter Blätter, zwiſchen ſeinem Vicepräſidenten Fürſten Carl Schwarzenberg und zwiſchen dem neuen Generalquartiermeiſter Carl Freiherrn von Mack ſauber eingebunden und ſtark gepreßt. Die Wiener hießen ihn immer die alte Kriegstrommel, weil man nie etwas von ihm gehört habe, außer er war geſchlagen worden.“

***) S. Allg. Zeit. S. 379. 380. 491. Vgl. Gentz a. a. O. 57 f.

der, den leitenden Einfluß verloren hatten. Obwol Gentz selbst eingestand: „die Art, wie diese Revolution ausgeführt wurde, war wie Alles, was hier geschieht, ungeschickt, plump, dumm, verkehrt“ — so rühmte er die Veränderung doch als einen ohne Zweifel wohlthätigen Wechsel. Einzelne Anzeichen deuteten bereits auf gewaltsamen Bruch. Als Genua dem Kaiserreich einverleibt ward, machte der diplomatische Vertreter Oesterreichs bei der ligurischen Republik, Giusti, Miene, dagegen öffentlich zu protestiren; Napoleon ließ es ihm mit dem Bedeuten untersagen, er werde einen solchen Schritt als Kriegserklärung ansehen. Die Protestation unterblieb, aber der Wiener Hof säumte nicht mehr, sich zum Schlage fertig zu machen.

Um Mitte Juli saßen Collenbach, Schwarzenberg und Mack mit Wintzingerode in Wien zusammen, um über die Stärke der aufzustellenden Armeen, ihren Marsch, ihre Verpflegung und den ganzen Operationsplan sich zu verabreden. Außer den österreichischen Streitkräften, die angeblich mehr als dreimalhunderttausend Mann betrugen, sollte eine erste russische Armee, etwa sechszigtausend Mann stark mit 200 Kanonen, am 20. Aug. von der Gränze Galiziens aufbrechen, um gerade zwei Monate später am Inn einzutreffen und sich mit den dort aufgestellten Oesterreichern zu vereinigen. Ihr sollte ein zweites russisches Heer fünf Tage später folgen; der Czar hatte zwar die Meinung, daß dies mit dazu verwandt werden sollte, um gegen Preußen den Zwang zur Freundschaft zu üben, der die Lieblingsidee der russischen Politik war; aber Oesterreich sprach den dringenden Wunsch aus und Wintzingerode verhieß ihn zu befürworten: daß auch dies zweite Heer der Richtung des ersten so rasch wie möglich folgen möge, um die Operationen gegen den Südosten Frankreichs recht wirksam zu unterstützen.

Im Allgemeinen war als Operationsplan angenommen, daß Oesterreich am Inn eine Armee von 89,000 Mann aufstelle, dann nach Baiern bis an den Lech vorrücke, um dort die beiden russischen Hülfsheere, die man auf 90,000 Mann anschlug, zu erwarten. Während sich so in Süddeutschland eine Macht von 180,000 Mann versammelte, sollte Oesterreich in Italien Streitkräfte bis zur Zahl von 142,000 Mann vereinigen und damit zunächst die Festungen an der Etsch und dem Mincio erobern. Eine Armee von 53,000 in Vorarlberg und Tirol hatte die Verbindung zwischen der Donau und dem Po zu erhalten. Ein russisch-schwedisches Corps von über 30,000 Mann war bestimmt, in Pommern zu landen und die Franzosen aus Hannover zu vertreiben; ähnlich sollte im Süden eine Expedition von 25,000 Russen aus Corfu und 5000 Engländer aus Malta die Franzosen aus Neapel drängen. War die Armee in Oberitalien in Besitz der Minciolinie gelangt und hatten sich die Russen am Lech mit den Oesterreichern in Deutschland vereinigt, so sollte von diesen Heeresmassen die Schweiz besetzt und von da durch die Freigrafschaft ins Innere von Frankreich vorgedrungen werden.

Die Hülfe Preußens, wenn sie erlangt ward, hätte am Rhein und gegen Holland operirt*).

Militärische Sachkenner haben es als die schwache Seite des Planes hervorgehoben, daß er eine Offensive annahm, der sich kein rechter Nachdruck geben ließ und die eben dem Plane gemäß schon in ihren Anfängen stocken mußte, so daß der Gegner Zeit erhielt, Gegenmaßregeln zu treffen, welche den ganzen Entwurf von vornherein durchkreuzen konnten. Indem nämlich die Oesterreicher den Inn überschritten und nach Baiern einfielen, erklärten sie den Krieg und ergriffen selbst die Offensive, aber sie hielten dann am Lech inne, um den Zuzug der Russen zu erwarten — eine Frist, die Napoleon schwerlich unbenützt ließ. Man berechnete zwar, daß die Russen rascher am Lech sein müßten, als Napoleon, aber es ist selten ein Calcul bitterer getäuscht worden, als dieser**).

Wäre dieser Rechnungsfehler nur der einzige gewesen in dem Kriegsplane der Coalition! Aber der ganze Entwurf ist theils mit Absicht, theils wider Willen von den Urhebern selber so wesentlich umgestaltet worden, daß sich in den späteren Ereignissen kaum seine Grundzüge wiedererkennen lassen. Die Schweiz, durch welche der Angriff gegen Frankreich geführt werden sollte, beschloß man noch vor Anfang des Krieges als neutral anzusehen. Rußlands Hülfsheere standen zum guten Theil noch auf dem Papiere. Nur die erste russische Armee, die am 20. August von der galizischen Gränze hatte aufbrechen sollen, ist — statt sechszig- freilich nicht mehr als sechsunddreißigtausend Mann stark — ziemlich genau zu der festgesetzten Frist abmarschirt und hat in verschiedenen Colonnen und in ziemlich ungleichen Märschen ihren Weg nach dem Inn genommen, wo ihre ersten Abtheilungen schon vor Mitte October eintrafen, der Rest, namentlich die Reiterei und ein großer Theil des Geschützes, erst Wochen lang nachher sich mit ihnen vereinigte. Statt der sechzigtausend Mann, die im October am Lech sich mit den Oesterreichern verbinden sollten, um die Offensive zu beginnen, standen nachher am Ende dieses Monats nur etwa dreißigtausend Mann am Inn; sie waren gerade zeitig genug gekommen, um dort die Nachricht von der Auflösung der österreichischen Donauarmee zu empfangen. Die zweite russische Armee, die nach den Wünschen Oesterreichs rasch nachrücken sollte, blieb zurück, um den leisen Zwang, den man gegen Preußen üben wollte, zu unterstützen; sie ist kaum zu den letzten Entscheidungskämpfen dieses Feldzuges zeitig genug eingetroffen. Ein Heer von vierzigtausend Mann, das gegen Preußen und Norddeutschland bestimmt war, stand noch bei Grodno; die Garden verließen erst am

*) S. Schoell hist. des traités VIII. 90—119. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege II. 235 ff. III. 192 f.

**) Vgl. Rüstow der Krieg von 1805. Frauenfeld 1853. S. 55. 56. Vgl. Geschichte der Kriege VI. 2. S. 8 f. 14 ff.

22. Auguſt Petersburg. So konnte die ganze erſte Entſcheidung des Feldzuges gefallen ſein, bevor dieſe verzettelten Maſſen nur auf dem Schlachtfelde eintrafen.

Aber auch die Oeſterreicher konnten nicht leiſten, was auf dem Papiere verheißen war. Der wirkliche Beſtand ihrer Armee blieb unter dem Anſchlag, ihre Feldrüſtung war mangelhaft, die Pferde fehlten noch zum Theil, die Anſtalten der Verpflegung waren unvollkommen. Das ganze Heerweſen war noch bis zu Duca's Entfernung in Verfall, für einen Krieg nichts vorbereitet, alle Mittel ſo dürftig, wie es die herrſchende Geldnoth erwarten ließ. Die neuen Leiter des Kriegsweſens, namentlich Mack, hatten nun in aller Eile ausgehoben, gerüſtet und organiſirt, nach ihrer Weiſe mit Papier und Feder, wie es der Drang der Zeit mit ſich brachte, mit unruhiger Haſt, ſo daß Vieles angefangen, nichts recht vollendet war. Selbſt die verſtändigſten Männer Oeſterreichs bewunderten dieſe Thätigkeit, die in wenig Monaten hunderttauſend Mann aufſtellte, wo man vorher nicht zwanzigtauſend hatte ſchlagfertig machen können; aber ſie überſahen, daß dies noch keine kriegsbereite Armee war. Wurden doch noch jetzt, in den letzten Wochen vor dem Ausmarſch, ganz neue Organiſationen der Regimenter und neue Exercierreglements erlaſſen, ſo daß der Soldat in einem Augenblick ins Feld zog, wo die Gliederung und Gruppirung eine andere, ſeine Officiere zum Theil neu und unbekannt waren. Daß unter dieſen Umſtänden die Märſche langſam, nicht ſelten verworren waren, darüber durfte man ſich nicht wundern.

Die Einſicht in dieſe Unvollkommenheit war bei den leitenden Perſonen ſelbſt lebhaft genug, um jetzt in den Conferenzen vom Juli den Wunſch laut werden zu laſſen, man möge mit dem Beginn des Krieges noch etwas zögern. Es mochte den öſterreichiſchen Kriegsautoritäten nicht zu viel ſcheinen, wenn man noch bis zum Frühjahre wartete, aber die Engländer drängten und verhießen Geld, die Ruſſen prahlten mit großen eignen Zahlen und waren zugleich nicht verlegen, die Stärke des Gegners zu verringern. So blieb es bei dem verhängnißvollen Beſchluß, noch im Herbſt des Jahres loszuſchlagen.

Waren die Mittel des Kampfes und ihre Organiſation unzulänglich, ſo war es in noch höherem Maße die Führung. Es hatte unzweifelhaft, wie bei jedem Coalitionsheer, ſeine großen Schwierigkeiten, den rechten Mann zu finden; doch ſchien es in dieſem Falle ſchon aus dem einen Grunde natürlich, den Erzherzog Karl an die Spitze der alliirten Truppen in Deutſchland zu ſtellen, weil die Ruſſen nach Wintzingerode's Verſicherung bereit waren, ſich ihm unterzuordnen. Aber der Erzherzog zählte nicht zu den Begünſtigten dieſer Zeit; pries man doch Oeſterreich darum glücklich, daß die jüngſte Cabinetsrevolution ſeinen Einfluß beſeitigt hatte! Es mochte ſein, daß er dieſe Ungunſt zum Theil verdient hatte durch ſeine Toleranz gegen Unwürdige, in deren Händen die Heeresverwaltung verfiel; aber ſein Hauptvergehen blieb

doch immer, daß er in beſſerer Würdigung der Verhältniſſe und Perſonen zum Frieden rieth, während jetzt Alles in die Kriegspoſaune ſtieß. Drum ward er auf einen Kriegsſchauplatz geſchickt, der ihm ſelber fremd war und auf dem die Hauptentſcheidung des Feldzuges nicht geſchehen ſollte.

Dagegen war Mack das militäriſche Factotum geworden. Es gehörte zu den folgenreichen Mißgriffen der damaligen britiſchen Politik, daß ſie in die Wahl der Perſonen auf dem Continent nur zu häufig ſich danach richtete, ob die Auserwählten gefügige Creaturen Englands, nicht ob es die Männer der rechten Begabung waren. So hätte ſie, allen früheren Erfahrungen zum Trotz, damals gern Thugut wieder dem öſterreichiſchen Staate als Miniſter aufgebürdet, ſo hörte auch Mack, ungeachtet der ſprechenden Erfahrungen von 1794 und 1798, nicht auf, Englands Schützling zu ſein. Mack hatte von der Pike auf gedient und ſich den Ruf eines genialen Militärs erworben, weil er unerſchöpflich war in neuen Combinationen und blendenden Entwürfen. Dieſer Ruf hatte ſich freilich in der Praxis nicht bewährt, weder 1794 noch 1798; ſeine Lorbeeren waren in der Kanzlei, nicht auf dem Schlachtfelde zu ſuchen. Selbſt diejenigen, die es jetzt als eine glückliche Wendung prieſen, daß er den Erzherzog verdrängte, rühmten nur ſein Talent der Organiſation, ſeine Ordnung und Methode in Behandlung der Geſchäfte und ſeine raſtloſe Thätigkeit; Gentz z. B. hielt ihn für einen unübertrefflichen Generalquartiermeiſter, ſetzte aber ahnungsvoll hinzu: bewahre der Himmel, daß er je weiter gehe. Dieſe nachſichtigen Beurtheiler bewunderten hauptſächlich die Ziffern und Zahlen, die der fleißige Bureaumann in wenig Monaten zuſammengebracht; ſie erſchraken über ſeine gemeine und niedrige Betrachtung der großen Weltlage, über ſeinen Mangel an politiſchem Urtheil*). Als wenn es ohne dieſes letztere jemals einen tüchtigen Feldherrn gäbe!

Es hat nur der Erfahrungen weniger Monate bedurft, um Pitts bitteres Wort neu zu beſtätigen: „Dieſe Herren in Wien ſind immer um ein Jahr, um ein Heer und um eine Idee zurück.“ Jetzt in dem neu erwachten Kriegseifer überſah die Bethörung der Meiſten, daß in dem ganzen Weſen der öſterreichiſchen Politik, den Verhältniſſen wie den Perſonen Weniges geändert, nichts gebeſſert war. Nicht Alle waren ſo verblendet, aber die Einſichtigen befanden ſich doch in unſcheinbarer Minderheit. Vereinzelte Stimmen, ſelbſt aus dem ruſſiſchen Lager, geſtanden ſich, daß die Wiener Zuſtände ganz ſo ſeien, wie ſie vorher geweſen und daß höchſtens ein talentvoller und uneigennütziger Mann, wie der Erzherzog Karl, im Stande ſei, dieſen undankbaren Boden zu befruchten**). Auch Gentz, der doch nicht ohne Hoffnung auf einen Umſchwung war, meinte, daß keine dauernde Beſſerung zu erwar-

*) Gentz IV. 60. 63.

**) S. Lebensbilder aus dem Befreiungskrieg III. 183.

ten sei, so lange die alten Minister am Ruder blieben. „Man sieht, klagt er, inmitten dieser Anzeichen eines neuen Systems nicht die geringste Veränderung in dem Geiste, der persönlichen Stimmung, der Haltung und Sprache der Regierenden. Der Kaiser fürchtet und verabscheut den Krieg immer in gleichem Maße; der Erzherzog Karl wird nicht müde, Denkschriften im Sinne des Friedens zu schreiben oder schreiben zu lassen; es gibt unter den Ministern und fast auch unter den Feldherren keinen, der nicht dem nämlichen Systeme blind hingegeben wäre; man muß Leute wie Mack, den Fürsten Karl Schwarzenberg, den Fürsten Johann Liechtenstien u. s. w. reden hören, um zu begreifen, wie tief auch unter den Besten der öffentliche Geist herabgedrückt ist. Es geht Alles wie sonst, man spricht von der Finanznoth, von der Theuerung, vom Prater, von Pferden und von der Jagd, der höchsten Glückseligkeit für unsere Leute, ganz so als wenn sich nichts vorbereitete und man ganz sicher wäre, daß die gegenwärtige Lethargie auch nicht einen Augenblick unterbrochen würde."

In der Hauptsache urtheilte der argwöhnische Scharfsinn dieser Stimmen vollkommen richtig; er täuschte sich nur in dem Einen, daß er bisweilen dem Verdacht nachgab, es sei mit dem Kriege überhaupt noch nicht Ernst. Die Politik der leitenden Diplomaten hatte ihr Geheimniß so gut zu bewahren gewußt, daß selbst sehr scharfsichtige und sonst trefflich unterrichtete Männer im Juli und August 1805 noch nicht wußten, wie tief Oesterreich in die Kriegspolitik verflochten war. Sie ahnten nicht, daß die frivolen und leeren Leute, in deren Händen die Lage des Kaiserstaates lag, wenigstens die eine Kunst der alten Diplomatie, „durch die Sprache das Geheimniß der Gedanken zu verbergen", vollkommen inne hatten. So ließen sie jetzt, gleich nach den Conferenzen, in denen der Kriegsplan ausgearbeitet war, eine Erklärung in London, Petersburg, Paris und Berlin eingeben (Ende Juli), die im Tone bescheidenster Friedensliebe den Cabineten empfahl, sich auf dem Wege der Unterhandlung zu verständigen. Der Kaiser von Oesterreich bot im „festen Vertrauen auf die gemäßigten Gesinnungen Frankreichs" selber seine Dienste als Vermittler an. Der Betrug war so dreist, daß gerade die feinsten Köpfe versucht sein mußten, dies Actenstück als ein Zeichen friedlichen Rückzugs aufzufassen. Gentz z. B. war außer sich über dies „gottlose, unerhörte Actenstück" und sprach von einem „verworfenen Ministerium, in dem alles Gefühl von Pflicht und Scham erstickt sei, das nur athme für Niederträchtigkeit und das nichts ausschwitze als Schande"*).

Er war diesmal im Irrthum; die Cobenzl, Colloredo und Collenbach mochten nicht schwerer wiegen, als er sie schätzte, aber in diesem Falle war die Feigheit, die er ihnen vorwarf, nur berechnet, den nahen Bruch noch kurze

*) Gentz Schriften IV. 73. Ebendaselbst S. 93 steht das Rundschreiben an die vier Höfe.

Zeit zu maskiren. Nur wenige Tage noch, und Oesterreich trat förmlich und feierlich der dritten Coalition bei. Eine Erklärung vom 5. August lautete ganz anders als das friedfertige Rundschreiben vom Juli; Oesterreich sprach sich darin mit einer Entschiedenheit aus, wie sie nur das Bewußtsein vollendeter Waffenrüstung einflößen konnte. Die letzten Differenzen mit England wegen höherer Subsidien erledigten sich im Sinne des österreichischen Begehrens und am 9. August wurden zu Petersburg die Urkunden zwischen den britischen, russischen und österreichischen Gesandten ausgewechselt, welche den Beitritt des Kaiserstaates zur Allianz vom 11. April förmlich bestätigten.

In Frankreich täuschte man sich nicht mehr; wenn auch der Gesandte Napoleons sich von der Duplicität des Wiener Hofes irre machen ließ und seinem Herrn friedliche Botschaften gab, so war doch dieser selbst darüber völlig im Klaren, wie er mit Oesterreich stand. Noch im Juli waren zwei französische Beamte, der Generalinspector Prony und der Genieofficier Costanzo, in Venedig von der österreichischen Polizei als verdächtig arretirt worden; rasch erfolgten französische Repressalien, indem man einige kaiserliche Beamte, die sich im französischen Gebiete befanden, verhaften ließ; zwar gab man zu Venedig die beiden Franzosen bald wieder frei und auch die Oesterreicher wurden ihrer Haft entlassen; aber das französische Cabinet ergriff diesen Anlaß, sein diplomatisches Schweigen zu brechen und sich über sein Verhältniß zu Oesterreich ins Klare zu setzen. Eine Note vom 24. Juli erhob Beschwerde über die Unbill, die Frankreich widerfahren sei, und kam den Klagen Oesterreichs über Bonaparte'sche Uebergriffe mit gleichen Vorwürfen entgegen. Oesterreich, hieß es, rüste mit aller Kraft und offenbar nur gegen Frankreich; Oesterreich habe im deutschen Reiche seine Ansprüche widerrechtlich ausgedehnt, Lindau an sich gebracht, sich in Schwaben vergrößert und im Widerspruch mit dem Frieden von Luneville die Schulden der Republik Venedig noch nicht bezahlt. Es mußte in der That dürftig bestellt sein mit den Gründen der Napoleonischen Politik, wenn man das als Aequivalent aufstellen konnte gegen die Besetzung Hannovers, die Mediatisirung der Schweiz, die Unterwerfung Hollands, die Reunionen in Italien*)!

Aus blinder Ergebenheit, hieß es weiter, habe Oesterreich die monströsen Ansprüche Englands begünstigt, Napoleon habe aus Liebe zum Frieden bis jetzt geschwiegen. Das sei aber ferner unmöglich; die Verwicklungen des Seekrieges würden ihn niemals zu einer übertriebenen Nachgiebigkeit in den Angelegenheiten des Festlandes bestimmen, selbst wenn er sich genöthigt sähe, „einen offenen und entschiedenen Krieg dem feindseligen Drohen und Rüsten vorzuziehen." Uebrigens, so schloß die Note, gebe Frankreich die Erklärung, daß es den Frieden wolle, aber einen ehrlichen, bestimmten und vollständigen

*) S. Moniteur 1805. 26. 27. Septembre.

Frieden, ohne Truppenbewegungen, ohne Bildung feindlicher Lager, ohne Kränkungen, die man französischen Unterthanen zufüge.

So suchte Napoleon einzuschüchtern, indem er die eine Hand an's Schwert legte, zu beschwichtigen, indem er die andere zum Frieden bot. Er war darin aufrichtig, insofern er kein Interesse hatte, Oesterreich in die Reihen der Gegner treten zu sehen. Daher die Ungeduld, mit dem Wiener Hofe ins Reine zu kommen. Noch war die Note vom 24. Juli nicht beantwortet, so folgte am 5. August schon eine zweite, welche die Frage in milderem Tone von einer anderen Seite aufgriff. Rußlands Uebergriffe im Osten, die Erwerbung der Krimm, seine Fortschritte in Georgien, seine Herrschaft auf den ionischen Inseln, seine Wühlereien in Griechenland, seine ungeduldige Gier nach dem Besitze von Constantinopel — das, und nicht Frankreichs Vergrößerungen, hieß es, enthielten die eigentliche Gefahr für die Unabhängigkeit des Festlandes. Wozu wolle sich Oesterreich für die britischen Interessen bewaffnen? Frankreich verlange nichts weiter, als ungestört zu sein in seinem Bemühen, den Frieden auf den Meeren zu erkämpfen; halte Oesterreich den Frieden, so werde England von selbst bald außer Stande sein, seinen Kampf zu verlängern.

Die Antwort des Grafen Cobenzl war im Tone nicht unfreundlich, in der Sache ausweichend. Nur um der eigenen Sicherheit willen habe man gerüstet; warum hätte man nicht beunruhigt sein sollen, nach dem Allem, was in Italien geschehen sei? Nicht Frankreich habe Erklärungen zu verlangen; vielmehr habe Oesterreich ein Recht zu fragen, wohin die französischen Entwürfe zielten? Andererseits kam Talleyrand (Mitte August) auf den Vorschlag der Vermittelung zurück, der in dem trügerischen Rundschreiben vom Juli angeboten war und von Frankreich natürlich abgelehnt ward. Oesterreich, meinte der französische Minister, solle seine Rüstungen einstellen, das sei die beste Vermittelung, seine aufrichtige Neutralität verbürge am sichersten den Frieden. Es spreche von Ruhe und erfülle doch alle Gränzländer mit Armeen, es sei unmöglich, in diesem Zustande zwischen Krieg und Frieden länger zu verharren. Wolle man Krieg, so möge man alle die Folgen erwägen, welche die Erneuerung des Kampfes nicht nur über die gegenwärtige Generation, sondern über den Kaiserstaat und seine Dynastie verhängen werde; wolle man Frieden, so gebe es einen einfachen Weg: Zurückziehung der Truppen aus Tirol, Verminderung der Heere in Steiermark, Kärnthen, Krain, Friaul und Venedig, bestimmte Erklärung gegen England, daß Oesterreich entschlossen sei, neutral zu bleiben.

Auch wenn alle diese Gründe hätten Eindruck machen können, es war zu spät zur Umkehr. Dies Drängen Napoleons bewies zudem nur, wie unerwünscht ihm in diesem Augenblicke der Kampf mit Oesterreich sei; man mochte daraus in Wien die verstärkte Ueberzeugung schöpfen, daß jetzt oder nie die rechte Stunde zum Kampfe gekommen sei. Der Bund mit allen

Feinden des franzöſiſchen Kaiſers war geſchloſſen, die Subſidien geſichert, die Armeen gerüſtet; man wollte nun nicht länger ſäumen, ihm den Handſchuh offen hinzuwerfen.

Schon die nächſten Wochen ſollten den Kampf auf deutſcher Erde erneuert ſehen; doch war es Deutſchland nicht, das den Kampf begann. Die alte Staatskunſt, nicht einmal in ihren Meiſtern vertreten, erneuerte den Kampf, in dem ſie zweimal ohne Ruhm unterlegen war; ſtatt Thugut entfaltete Cobenzl jetzt das Banner des Krieges, ſonſt war Alles beim Alten. Im Volke gab ſich nur hie und da die richtige Ahnung kund, daß hier ein Kampf um deutſche Exiſtenz eröffnet ward; die Maſſe der Nation war ſtumpf, gleichgültig, in kleinen Sorgen um das Nächſte und Niedrigſte befangen. Nicht einmal die Fürſten waren einig. Die Höfe im Süden und Weſten, wo man über die wahre Situation ſo unvollkommen unterrichtet war wie in Berlin, leitete nur der zutreffende Inſtinct, daß hier ein Krieg beginne, der, ohne ſie beſchloſſen, vielleicht über ſie hinwegging; ſie neigten raſch auf die Seite, wo weniger zu fürchten und mehr zu hoffen war.

Preußen in den Bund hereinzuziehen, davon war die Coalition weiter als je entfernt. Die ungeſchickte Taktik Rußlands, den Berliner Hof abwechſelnd einzuſchüchtern, zu liebkoſen, zu düpiren, hatte ganz fehlgegriffen; Preußen war, vielleicht unbewußt, dadurch nur mehr nach dem Weſten hingedrängt worden. Möglich, daß es der Bonaparte'ſchen Politik mit richtigeren Mitteln als im vorigen Jahre, jetzt beſſer glückte, Preußen vollends zu ſich herüberzuziehen.

Napoleon war in einer Situation, die nach irgend einer Seite ein Opfer gebot. Seit Jahren war er beſchäftigt, rieſenmäßige Vorbereitungen zu einer Landung in England zu treffen; verſchiedene Pläne waren entworfen und wieder aufgegeben worden, bald ward dem Tode des einen, bald der Ungeſchicklichkeit eines anderen Admirals die Schuld gegeben, daß gleichwohl noch nichts geſchah, und der ſtolze Apparat der vereinigten Flotten Frankreichs und Spaniens, das Geſchwader von mehr als zweitauſend Transportſchiffen, konnte faſt wie eine ungeheuere Demonſtration erſcheinen, berechnet, andere Operationen zu maskiren. Denn ſo unfruchtbar bis jetzt alle Vorbereitungen zur Landung geendet, ſie gaben dem Kaiſer doch die Mittel, den Kern ſeiner Heere in gedrängter Aufſtellung zuſammenzuhalten und gerüſtet zu ſein gegen die werdende Coalition der öſtlichen Mächte. Es waren nahezu 170,000 Mann der beſten Truppen, die jetzt im Auguſt 1805 an der Küſte von Boulogne vereinigt ſtanden, nur eines Winkes gewärtig, um die noch getrennten Kräfte der Gegner zu überraſchen und einzeln zu überwältigen. Er war gerüſtet gegen die Coalition, aber er war es auch gegen England. Sollten dieſe unermeßlichen Vorbereitungen, die Millionen verſchlangen und die mit einem Eifer und einer Ausdauer ohne Beiſpiel ge-

troffen waren, in der That nichts Anderes sein, als ein Popanz, um England zu schrecken und die Waffen bereit zu halten gegen die Feinde auf dem Festlande? Die britische Nüchternheit, so leicht durch eitles Spiel von Gefahr nicht einzuschüchtern, hat die Drohung doch ernst genug genommen, die Bevölkerung zu den Waffen gerufen, Millionen ausgespendet, um die rettende Diversion auf dem Festlande zu Stande zu bringen. Daß der Plan fantastisch, fast abenteuerlich aussah, zeugte am wenigsten dagegen, daß ihn der Urheber ernstlich meinte. Der Zug nach Aegypten, selbst der Uebergang über den Bernhard, die Heerfahrt nach Moskau, die in den Tagen höchster Macht laut gewordenen Entwürfe eines neuen Alexanderzuges nach Asien beweisen doch, daß die Conceptionen dieses Geistes nicht nach dem gewöhnlichen Maßstabe menschlicher Wahrscheinlichkeit gemessen sein wollen. Es scheint uns darum nach der Natur des Mannes kaum zweifelhaft, daß ihn auch jetzt noch, trotz aller Schwierigkeiten und vielleicht gerade um ihretwillen, die neue Normannenfahrt nach Britannien mehr anzog und reizte, als ein gewöhnlicher Krieg mit seinen alten Gegnern*). Er mied den Kampf mit Oesterreich nicht, aber er suchte ihn auch nicht und hatte keinen Grund ihn zu suchen — dafür zeugt seine ganze Haltung in den letzten Monaten vor dem Bruche.

Wie sich indessen die Dinge wenden mochten, ob es ihm mehr galt, Oesterreichs halb gezogenes Schwert in der Scheide zu halten oder, durch einen Verbündeten verstärkt, den Kampf mit ihm auszufechten, eine Allianz mit Preußen war jetzt selbst um einen hohen Preis nicht zu theuer erkauft. Diese Allianz war ja 1803 und 1804 einer der leitenden Gedanken seiner Politik gewesen, und sie war ihm damals zum Theil nur darum mislungen, weil er, der Gefahr noch ferner, zu geringen Lohn dafür bot. Sie jetzt selbst mit einem nennenswerthen Opfer zu erkaufen, war schon darum räthlich, weil nur der feste Bund mit Preußen eine Gewähr dagegen bot, daß die schwankende Politik des Berliner Hofes sich nicht doch noch in der letzten Stunde ins Lager der Feinde hinüberziehen ließ.

Ein Jahr zuvor, erinnern wir uns, hatte Preußen versprochen, den deutschen Norden vor feindlichen Einfällen zu schützen, wenn Napoleon das Occupationscorps in Hannover vermindere; das Zerwürfniß mit Schweden war ja darüber entstanden, daß Preußen, dem Vertrage vom 1. Juni 1804 getreu, die Verpflanzung des Krieges nach Pommern zu hindern suchte. Nun wollte die französische Politik jenes Abkommen so weit gedeutet wissen, daß Preußen seine Garantie auch auf Hannover selbst ausdehne, also, wie die Dinge jetzt lagen, dazu mitwirkte, dies Land gegen einen Einfall des legitimen

*) Neuerlich hat auch Marmont (II. 211 ff.) aufs nachdrücklichste versichert, dies Unternehmen sei „le desir le plus ardent de sa vie et sa plus chère espérance pendant longtems“ gewesen.

Beſitzers zu vertheidigen. Hardenberg lehnte das ab, ließ aber die Bemerkung fallen: hätte man früher Hannover an Preußen in Verwahrung gegeben, ſo würde eine ſolche Verlegenheit nicht vorgekommen ſein. Die Franzoſen nahmen das als eine Andeutung, daß die preußiſche Freundſchaft um den Preis von Hannover zu haben ſei, und ſie meinten mit Recht, daß um ſolch ein Opfer in dieſem Augenblicke dieſe einzige Allianz auf dem Continente nicht zu theuer erkauft werde. Preußen war dann mit England dauernd entzweit und durch den Beſitz von Hannover feſt an die franzöſiſche Allianz gekettet. Zum erſten Male, ſeit von einem Bunde zwiſchen Preußen und Frankreich die Rede war, erfolgte daher jetzt das Anerbieten Napoleons, als Einſatz dieſes Bundes Hannover hinzugeben.

Wer wollte die Bedeutung verkennen, die ſolch ein Gewinn für die Macht und Abrundung des preußiſchen Staates gehabt hätte? Hier war doch für den Abfall zu Frankreich ein Lohn geboten, welcher hinter dem geforderten Opfer nicht zurückſtand! Damit hörten endlich die Quälereien und Mishandlungen auf, denen die Gebiete an der Elbe und Weſer ſchutzlos preisgegeben waren, die Lande kehrten zwar nicht zu ihrem rechtmäßigen Herrn zurück, aber ſie kamen doch unter eine deutſche Regierung, die wie eine erſehnte Erlöſung von dem fremden Soldatendrucke erſcheinen mußte. Und was wollten damals die Bedenken viel bedeuten, daß man ſich von dem fremden Eroberer mit deutſchen Landen ausſtatten ließ, daß man mit ſeiner Hülfe ein verwandtes deutſches Fürſtenhaus berauben half! Hatte denn die Politik der polniſchen Theilungen, die von Baſel, Campo Formio, Luneville und dem Deputationsreceß ſolche Gewiſſensbedenken gekannt? Gewiß war unter den vielen politiſchen Immoralitäten jener Zeit dieſe Wegnahme von Hannover lange nicht die größte, wohl aber die lockendſte und einträglichſte! War denn die Coalition in ihren Mitteln ſittlicher oder die Wiener Politik mit ihrer Lüſternheit auf Salzburg und ein Stück von Baiern deutſcher zu nennen? In einer Zeit, wo Recht und Moral in der großen Politik, nach Robespierre's Ausdruck, verhüllt und vertagt war, hatte fürwahr Keiner Urſache, den Andern als unſittlich anzuklagen. Wer der Glücklichſte war in dieſem Wettlaufe, ſich aus den Spolien der Uebrigen zu bereichern, dem gehörte in ſolcher Zeit die erſte Stelle.

Wir möchten nicht, daß jemals Zeiten wiederkehrten, wo ſolch einer Staatskunſt das große Wort gehörte, aber es war doch eine Staatskunſt, welche die Umſtände richtig erfaßte und daraus ihren Nutzen zog. Mit dieſer Politik hat ein Mann wie Montgelas ſeinem Herrn die Königskrone erobert und die neue bairiſche Staatsmacht gegründet. Es hat aber zu dem Verhängniß Preußens in jenen Zeiten mit am meiſten beigetragen, daß, wie ihm die rechte Kraft zum Guten fehlte, es auch den entſchloſſenen Muth des Schlechten nicht beſaß. Durch eine Reihe kleiner unwürdiger Schlauheiten der Haugwitz und Genoſſen, durch manchen unwahren und zweideutigen Schritt

und am meiſten durch ſeinen Mangel an Grundſatz und Entſchluß hatte Preußen damals den ſchlimmen Ruhm erlangt, eine undurchdringlich treuloſe Politik zu üben, und wie unrecht that man ihm damit! Gerade jetzt bei dieſem Anlaſſe, wo ſolch eine reiche Beute zu gewinnen war, gab es vielleicht keinen Fürſten in Europa, deſſen bürgerlich ſchlichtes Rechtsgefühl vor dem Wege dieſer Beute ſo zurückſchrak wie Friedrich Wilhelm III. Wie manche falſche und krumme Wendung hatte die preußiſche Politik ſeit 1795 gemacht, die dieſer wahrhaftige, ſittenreine König wenn auch mit innerem Widerſtreben guthieß! Jetzt, wo es einmal einen offenen kecken Schritt der Selbſtſucht galt, erwachten alle die ehrenwerthen Scrupel, die z. B. bei der Politik des Reichsdeputationshauptſchluſſes ebenſo gerechtfertigt, aber ſtumm geweſen waren.

Dieſer Widerwille des Königs war das einzige große Hinderniß, auf welches Bonaparte's Anerbieten jetzt ſtieß. Hardenberg fühlte ſich gewaltig angelockt von der reichen Beute; er ging bereitwillig in die Vorſchläge der Franzoſen ein und ſuchte die Zweifel ſeines Königs zu überwinden. Der franzöſiſche Geſandte ſchrieb, wohl von ihm veranlaßt, eine eigene Denkſchrift, die Vortheile des neuen Bundes herauszuſtellen. Dadurch ſei der Friede am beſten zu ſichern, Oeſterreich und Rußland würde das Schwert in der Scheide halten, ſobald Preußen offen mit Frankreich gehe; es liege alſo jetzt in des Königs Hand, den Frieden zu erhalten und als Preis ſeiner Mühe die ſchönſte Abrundung ſeines Gebietes zu gewinnen. Dieſe Auffaſſung, die den Ehrgeiz und die Friedensliebe zugleich reizte, machte unverkennbaren Eindruck auf Friedrich Wilhelm. Kann ich — ſo ſoll er zwar nach einer diplomatiſchen Quelle*) erſt ſeinen Miniſter gefragt haben — ohne gegen die Regel der Moral zu verſtoßen, ohne die Achtung der ehrlichen Leute zu verlieren, ohne als ein Fürſt ohne Glauben zu handeln, um des Beſitzes von Hannover willen den Charakter aufgeben, den ich bis jetzt behauptet habe? Aber es erſchütterte doch ſeine Bedenken, wie Hardenberg, im Bunde mit dem franzöſiſchen Geſandten, ihm neben dem verführeriſchen Beſitze die noch reizendere Ausſicht bot, auf dieſem Wege noch einmal in der letzten Stunde der europäiſche Friedensvermittler zu ſein. Er war bereit, einen Bund zu unterzeichnen, in welchem die Unabhängigkeit der Schweiz, Hollands, Neapels, die Trennung der italiſchen und franzöſiſchen Krone garantirt war. Dieſe Bedingungen ſalvirten das eigne politiſche Gewiſſen; mit ihnen, ſo ſchien es, konnte man auch vor die Glieder der Coalition hintreten. Hardenberg glaubte das Spiel gewonnen; in einer ſo wichtigen Sache, äußerte er (13. Auguſt) gegen Laforeſt, muß man raſch vorgehen, zumal mit dem Könige, einem ſcrupulöſen Manne, der keine andere Politik kennt, als diejenige, die ſeine menſchlichen Pflichten nicht verletzt.

Dieſe Nachrichten trafen Napoleon zu Boulogne in dem Augenblicke,

*) S. Lefebvre II. 106 ff., der aus Laforeſts Geſandtſchaftsdepeſchen geſchöpft hat.

wo der Bruch mit Oeſterreich unvermeidlich ſchien, und der Ausbruch eines neuen Krieges auf dem Continente die Landungspläne in England für immer zu begraben drohte. Noch, ſcheint es, gab der franzöſiſche Kaiſer die Hoffnung nicht auf, die ſo mühſamen Vorbereitungen zu einem energiſchen Schlage zu benutzen; dazu that aber das eine noth, daß ihm die Coalition des Feſtlandes in Ruhe gehalten ward. Nur ein Bund mit Preußen, ein raſcher, offener, ſchlagfertiger Bund konnte dies bewirken; darum wünſchte er ihn ohne Zögern abzuſchließen. Nicht als wenn er bereit geweſen wäre, durch die Verbindlichkeiten in Bezug auf Italien, Holland und die Schweiz die preußiſche Freundſchaft zu erkaufen; Hannover ſchien ihm ein zureichender Preis. Aber in jedem Falle mußte es ſchnell geſchehen; jede Woche, die verſäumt ward, verminderte für ihn den Werth des Bündniſſes. So ſchickte er (23 Aug.) von Boulogne aus ſeinen Duroc nach Berlin; die Perſönlichkeit dieſes Unterhändlers hatte ſchon einmal in einem wichtigen Augenblicke auf den preußiſchen Hof glücklich eingewirkt und die antifranzöſiſche Politik in Berlin aus dem Felde geſchlagen. Duroc ſollte, wie es Talleyrand gethan, vor Rußlands Alles bedrohendem Ehrgeize warnen, das Wachsthum der moskowitiſchen Macht und ihre Gefahren ſchildern, nicht den Krieg, ſondern die bewaffnete Abwehr des Krieges als das weſentliche Ziel des Bundes bezeichnen. In einem öffentlichen Vertrage, ſo war ſein Gedanke, konnte Preußen ſeine Neutralität verſprechen und Hannover „in Verwahrung“ nehmen; in einem gleichzeitig abgeſchloſſenen geheimen ging Preußen einen engen Bund mit Frankreich ein, verſprach im Nothfall ſeine Waffen mit den Napoleoniſchen zu vereinigen und empfing dafür als volles Eigenthum Hannover.

Dieſe Sendung Durocs und die Verhandlung, die ſich darüber im Auguſt und September zu Berlin entſpann, iſt für Preußen verhängnißvoll geworden; in ihr liegt der Anfang der Verwickelung, die zur Kataſtrophe von Tilſit geführt hat. Nicht daß ſich jetzt Preußen um hohen Lohn Napoleon in die Arme warf, hat den Umſturz der alten Monarchie herbeigeführt, vielmehr weil es auch zu dieſem entſcheidenden Schritte nur zögernd und mit getheiltem Herzen ſich drängen ließ, dann in einem wichtigen Augenblicke aus Beweggründen, die nicht politiſch klug, aber ehrenwerth waren, plötzlich umſprang und ſich von der Coalition einen Moment fortreißen ließ, um auch hier wieder auf halbem Wege ſtehen zu bleiben und im unglücklichſten und unrühmlichſten Zeitpunkte den Rückweg zu dem plötzlich abgebrochenen Bündniſſe mit Napoleon zu ſuchen — dieſer Zickzack von politiſchen Wendungen, an denen nicht, wie die Gegner ſagten, die Treuloſigkeit, ſondern der Mangel an Entſchluß die größte Schuld trug, hat den furchtbaren Zuſammenſtoß von 1806—1807 herbeigeführt. Wir werden darum von dieſer Verhandlung vom Spätſommer 1805 und ihren Folgen noch zu reden haben. Für jetzt war nur das Eine entſchieden, daß die Coalition zunächſt **ohne Preußen den Kampf begann.**

Vierter Abſchnitt.

Ulm und Auſterlitz.

Die letzten diplomatiſchen Erörterungen mit Oeſterreich hatten Napoleon überzeugt, daß der Krieg auf dem Feſtlande unvermeidlich geworden war; er war entſchloſſen, den Gegnern, die ihn zu überraſchen meinten, mit einem gewaltigen Schlage zuvorzukommen.

Die Landung auf der britiſchen Inſel mußte nun in den Hintergrund treten, auch wenn Alles ſo pünktlich und ſicher zutraf, wie es angeordnet war. Der Admiral Villeneuve, ſo hatte der letzte Plan beſtimmt, ſollte bei Toulon auslaufen und durch eine Diverſion gegen Weſtindien die Aufmerkſamkeit des Feindes dorthin lenken; war Nelſon mit der britiſchen Flotte ihm gefolgt, um ihn aufzuſuchen, ſo ſollte er ſich raſch nach Europa zurückwenden, den Vorſprung an Zeit, der ihm gegönnt war, benutzen, um die blockirten Häfen von Ferrol und Breſt frei zu machen, und dann mit der vereinigten Flotte im Canal erſcheinen. Unter dem Schutze dieſer überlegenen Macht ſollten dann, etwa gegen Ende Auguſt, die bei Boulogne verſammelten Truppen an der britiſchen Küſte landen. Die Dinge hatten ſich aber ſo geſtaltet, daß an die Ausführung dieſes Planes kaum mehr gedacht werden durfte. Villeneuve war nicht in den Canal, ſondern nach Cadix geſegelt, und Nelſon hatte zeitig genug den Rückweg aus den weſtindiſchen Meeren angetreten, um ſich ſchon im Juli wieder den britiſchen Küſten zu nähern. Die beiden Vorausſetzungen, an die der Landungsplan geknüpft war, exiſtirten alſo nicht, ſo daß es zweifelhaft war, ob man überhaupt an die Ausführung des Planes noch denken durfte. Zu dem Allem kam Gewißheit eines nahen Krieges mit Oeſterreich und Rußland; eine Chance, die nun wie ein erwünſchter Ausweg erſchien, ſich von einem verfehlten Unternehmen raſch loszumachen und mit ganzer Macht auf die neuen Gegner zu werfen.

Denn in dieſer Richtung gewährte der Landungsentwurf dem Kaiſer

unſchätzbare Vortheile. Unter der Hülle eines Planes, der nicht ausgeführt ward, hielt er ein impoſantes Heer zum Kriege bereit, konnte alle Vorbereitungen zu einem neuen feſtländiſchen Kampfe treffen, jeden Schritt des Gegners ſcharf beobachten und dann, wenn der Moment des offenes Bruches gekommen war, mit einer raſchen Schwenkung die Heeresmaſſen, die nach England beſtimmt ſchienen, dem überraſchten Feinde an den Rhein und die Donau entgegenwerfen. Seit Monaten hatte er den Kern der Streitkräfte beiſammen, die er gegen Oeſterreich und Rußland bedurfte; es war ihm Zeit gegeben, Alles zu rüſten, vorzubereiten, ſelbſt die Umriſſe des Feldzugsplanes für den Fall feſtzuſtellen, daß er von Boulogne zum Kampfe nach Oſten abgerufen würde. Es war darum einer der folgenreichſten Irrthümer, denen ſich überhaupt jemals eine Coalition hingegeben hat: der Wahn der Alliirten von 1805, ſie würden Napoleon überraſchen; vielmehr iſt niemals eine kriegführende Macht ſo vollſtändig überraſcht worden, wie von ihm jetzt die Coalition.

Während die Verbündeten auf Preußen noch halb rechneten, unterhandelte Duroc in Berlin über eine franzöſiſche Allianz und hielt damit vorerſt das Schwert Preußens in der Scheide; indeß die Coalition in ihren früheren Entwürfen auf die ſüddeutſche Mitwirkung gezählt, hatte die Bonaparte'ſche Politik in München wie in Carlsruhe den Sieg davongetragen*). Nach der geographiſchen Lage Badens und Württembergs, nach ihren jüngſten Erwerbungen mit Frankreichs Hülfe, bei der lockenden Ausſicht auf noch größere Beute im Dienſte des mächtigen Imperators, bei dem Mangel jeder Gegenkraft von Seiten des in Auflöſung begriffenen Reiches war ein anderer Ausgang wohl nicht zu erwarten. In Baiern ließ es wohl die geographiſche Lage zu, daß Oeſterreich den Vorſprung bekam. Hätte nur nicht alles Andere zuſammengewirkt, den Anſchluß an Frankreich zu begünſtigen! Oder war etwa hier, nach allen Erfahrungen der letzten zwanzig Jahre, irgend welche Hinneigung zu Oeſterreich zu hoffen? Dies Baiern, von Joſeph II., von Lehrbach und Thugut unabläſſig bedrängt und ein halb Dutzendmal, wie eine ſichere Beute von einem lüſternen Raubthiere, umkreiſt — wo hätte es ſeine Sympathie oder auch nur ein gewöhnliches Vertrauen zum Wiener

*) Mit Baden hatten ſchon vor Ende Septbr. die nöthigen Verabredungen ſtattgefunden; ſ. Thibaudeau hist. de la Franco. Empire I. 432. Daß zugleich auch die Kleineren, z. B. Naſſau, bearbeitet wurden, ergibt ſich aus Gagerns Antheil an der Politik I. 133 f. In Darmſtadt war das Gleiche geſchehen, aber unter Berufung auf die Pflichten gegen den Kaiſer abgelehnt worden. In einer diplomatiſchen Correſpondenz (d. d. Berlin 15. Septbr.) heißt es: „Heſſen-Darmſtadt hat ſich an den König von Preußen gewandt und Rath geſucht. Der franzöſiſche Kaiſer verlangt vom Landgrafen eine Offenſiv- und Defenſivallianz, ein Truppencorps von 3000 Mann, eine Lieferung von 1000 Pferden, verſpricht dagegen Garantie ſeiner jetzigen Lande und von der künftigen Eroberung eine verhältnißmäßige Indemnität." Später beim Durchmarſche ward das Verlangen wiederholt, aber nicht mit beſſerem Erfolge.

Hofe schöpfen sollen? Gewiß war die Politik eines Montgelas so undeutsch und selbstsüchtig wie eine, aber hätten ihm etwa — um von allem Andern zu schweigen — die Thugut und Cobenzl als Vorbilder deutscher Gesinnung und patriotischer Uneigennützigkeit dienen können?! Man kann es beklagen, daß es so war, aber es ist kein Zweifel: wenn Kurfürst Max Joseph, seine Rathgeber und selbst sein Volk auch nur ihre Neigung fragten, so entschied diese nach Allem, was vorausgegangen war, für Bonaparte und nicht für Oesterreich. Es war darum nicht schwer, den Münchner Hof, an welchem nur die Kurfürstin Karoline entschieden antibonapartistisch gesinnt war, den Anmuthungen der Coalition zu entziehen und zum französischen Bündniß zu bestimmen; nur die Nähe der österreichischen Waffen konnte noch davon abmahnen. Seit Napoleon versprechen konnte, daß er binnen wenig Wochen mit Hunderttausenden an der Donau stehen werde, waren die letzten Bedenken beseitigt; am 24. August schloß Baiern das Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich ab. Indessen war General Thiard bemüht, das Gleiche in Stuttgart und Karlsruhe vorzubereiten. Bevor die Coalition noch einen Schwertstreich gethan, hatte ihr Napoleon bereits einen diplomatischen Sieg abgewonnen, der eine Schlacht aufwog; das feindliche Gebiet begann für ihn nicht am Rhein, sondern erst am Inn.

Es ist eine geläufige Erzählung französischer Berichte, die eine gewisse populäre Geltung erlangt hat: Napoleon habe in heftigem Zorne über Villeneuve's Ausbleiben in den letzten Augusttagen zu Boulogne eines Morgens seinen vertrauten Secretair Daru herbeigerufen und diesem dann in einem Zuge den ganzen Kriegsplan von 1805 bis auf jede einzelne Bewegung, jede Etappe so in die Feder dictirt, wie er nachher zur Ausführung gekommen ist*). Man wird dem Sieger von Ulm und Austerlitz kaum etwas von seiner Größe und dem Feldzuge von 1805 von seinem Glanze nehmen, wenn man die Vorgänge weniger auf den Effect zustutzt und daran erinnert, daß der Krieg von 1805 etwas seit geraumer Zeit erwartetes war, dessen Anordnungen vorzubereiten der französische Kaiser sich Zeit genug genommen hatte. Mit Recht haben sachkundige Stimmen bemerkt**), wie jene Ansicht sich in ihrer Uebertreibung selber richte, während es freilich ganz natürlich

*) Die Quelle der Erzählung ist Daru selbst, von dem sie zunächst auf Charles Dupin (de la force navale de l'Angleterre) übergegangen und dann durch die meisten folgenden Berichte weiter verbreitet worden ist.

**) S. Rüstow a. a. O. 62. 63. Ueber die Zahl der französischen Truppen s. die Detailberechnung in der Gesch. der Kriege VI. 2. 213 ff. Schon am 13. Aug. schrieb übrigens Napoleon an seinen Stiefsohn (Mémoires du prince Eugène I. 245): L'Autriche fait des rassemblements. J'ai demandé qu'ils soient contremandés d'ici à quinze jours sans quoi je ferai volte-face et je marcherai à Vienne avec deux cent mille hommes; rien n'est beau comme mon armee ici.

ſcheint, daß Napoleon die allgemeinen Umriſſe eines Feldzuges, deſſen Bedingungen er genau kannte, jetzt ſchon hat vorzeichnen können.

Bewunderungswürdig blieb darum doch die Sicherheit, mit der er jede Schwäche des Gegners benutzt, und die Präciſion, womit er alle Vorbereitungen des Erfolges getroffen hat. Es galt vor Allem, die Feinde einzeln anzugreifen und die Oeſterreicher zu ſchlagen, bevor die ruſſiſchen Hülfsheere angekommen waren. Er durfte mit einiger Sicherheit erwarten, daß die Oeſterreicher, während ihr linker Flügel nach dem Po vordrang und ihr Centrum ſich auf Tirol ſtützte, mit ihrer Rechten den Inn überſchreiten und, um ſich Baierns zu verſichern, nach dem Lech und der Donau vorgehen würden. Dieſer rechte Flügel lag ihm zunächſt; ihn konnte er mit ſeinen Heeren von Boulogne aus Holland und Hannover raſcher erreichen, als den linken in Italien; in einem Falle, wo aber die Schnelligkeit Alles werth war, mußte dieſe Rückſicht dem Feldzugsplane ſeine Richtung geben. Gelang es dem franzöſiſchen Kaiſer, eine überlegene Macht raſch an die Donau zu werfen, ſo war es möglich, dieſen Flügel völlig zu umgehen und ihn mit der Wucht ſeiner Uebermacht zu erdrücken, bevor ein Mann vom ruſſiſchen Hülfsheere den Inn oder den Lech erreichte. Ein ſo gewaltiger Schlag, an der Donau herbeigeführt, während Maſſena am Po nur die Defenſive hielt, mußte auf den ganzen großen Kriegsſchauplatz entſcheidend wirken; ſelbſt wenn man in Italien einen Nachtheil erlitt, war das mehr als aufgewogen, ſobald es gelang, an der Donau die erſte alliirte Armee zu ſprengen, der zweiten mit Ueberlegenheit entgegenzutreten.

Die Streitkräfte zu einem ſolch entſcheidenden Schlage waren bereit. In Hannover ſtand ein Corps unter Bernadotte, von dem gegen achtzehntauſend Mann nach Franken und Baiern in Bewegung geſetzt werden konnten; eine gleiche Zahl war unter Marmont im Lager bei Utrecht vereinigt. Bei Boulogne und in der nächſten Umgebung lagerten die Corps von Davouſt, Soult, Lannes und Ney mit 110,000 Mann; dazu kam die Reiterreſerve von 22,000, und die Gardediviſion mit 6000 Mann. Es waren alſo, ohne Angereau, der mit 14,000 Mann im Süden ſtand, und ohne die beiden Heere Maſſena's und Gouvion St. Cyrs, die vorerſt, etwa 48,000 Mann ſtark, Oberitalien und Neapel beſetzt hielten, über 170,000 Streiter gegen die Oeſterreicher in Süddeutſchland aufzubringen; die Verſtärkungen der deutſchen Contingente konnten ſie auf mehr als zweimalhunderttauſend bringen. Mit raſchen Märſchen war dieſe ganze Macht bis Ende September gegen die Donau und den Lech vorzuſchieben, während die erſten Vortruppen des ruſſiſchen Hülfsheeres kaum im October den Inn erreichten. Selbſt wenn die Oeſterreicher ſie hier in concentrirter Stellung erwarteten, bedrohte ſie in einem mächtigen Bogen der Feind, deſſen rechter Flügel ſich ihrer Front näherte, während der linke, gerades Weges aus Hannover nach Franken und Baiern ziehend, ihre eine Flanke umging. Dieſe Gefahr der Um-

gehung war aber um so größer und vollständiger, je weiter das österreichische Heer vorging; rückte es, wie die politischen Pläne auf Baiern es erwarten ließen, bis zum Lech und bis gegen Ulm vor, so stand ihm der linke Flügel der Franzosen im Rücken, bevor es noch zum näheren Zusammenstoße kam.

Diesen Plan entwarf Napoleon in Boulogne und war seit dem 23. August unermüdet thätig, seine Ausführung vorzubereiten. Es ward die Aushebung von 60,000 Rekruten angeordnet, die Nationalgarde zur inneren Vertheidigung bereit gemacht, die Festungen besetzt, aus den neu Ausgehobenen die Reserven gebildet. In den letzten Tagen des Monats fingen die Heeresmassen an, sich in Bewegung zu setzen. Während Bernadotte das sogenannte erste Corps (gegen 18,000 Mann) bei Göttingen und Hannover sammelte, um durch Hessen nach dem Main und nach Franken vorzugehen, Marmont das zweite von mehr als zwanzigtausend Mann in der Richtung auf Mainz führte, setzte sich auch das Lager von Boulogne gegen Deutschland in Bewegung. Davoust mit dem dritten Corps (27,000 Mann) brach über Lille, Namur, Luxemburg, Saarlouis, Zweibrücken gegen Mannheim auf; Lannes (gegen 18,000 Mann) mit dem fünften zog über St. Omer, Cambray, Mezières, Verdun, Metz in der Richtung auf Straßburg; ihm folgte in geringer Entfernung Soult mit dem vierten (41,000 Mann), um sich bei Metz über Saarbrücken nach Landau zu wenden, indeß Ney mit dem sechsten (24,000 Mann) über Arras, Peronne, Rheims, Toul, Nancy nach dem Unterelsaß zog. Ebendaselbst bei Straßburg sammelte sich auch der größte Theil der Cavalleriereserve, die 22,000 Mann stark nachher von Murat commandirt ward. Murat selbst, Savary und Bertrand bereisten in den ersten Tagen des Septembers den künftigen Kriegsschauplatz, recognoscirten die Innlinie, die Lech- und Donaugegenden; Bertrand besichtigte genau die noch übrigen Befestigungen von Ulm, und Murat brachte seinem Kaiser ziemlich detaillirte Nachweise über die Stärke der Feinde, ihre Bewegungen und ihre vorbereitenden Maßregeln. Napoleon war also auf's beste unterrichtet, während die Oesterreicher noch nicht einmal ahnten, daß 200,000 Mann gegen sie auf dem Marsche waren.

Es gränzt an das Unglaubliche, und doch war es so: Wochen lang blieb der Marsch solcher Heeresmassen verborgen! Die handgreifliche Vorspiegelung, es solle sich ein Observationscorps von 30,000 Mann bei Straßburg sammeln, reichte hin, diese ungeheuern Vorbereitungen dem Gegner zu verdecken. Nicht nur Graf Philipp Cobenzl schrieb noch bis in die letzte Woche des Septembers beruhigende Briefe nach Wien, auch die Eingeweihtesten unter den Diplomaten und Kriegsleuten im österreichischen Lager lebten der frohen Zuversicht, daß Bonaparte diesmal von ihnen überrascht werden würde*). Schon in

*) Selbst Sir Arthur Paget, der mit Gentz die Sachen am unbefangensten ansah, hat die Macht der Franzosen merklich unterschätzt. S. dessen Depesche vom

der Präciſion und Ruhe, womit dies Alles ausgeführt ward, prägt ſich die Vortrefflichkeit des damaligen franzöſiſchen Heeres und ſeiner Führer aus. Organiſation und Schule, kriegeriſche Uebung und militäriſches Selbſtvertrauen, Tapferkeit des Soldaten und Tüchtigkeit der Führer wirkten hier in gleichem Maße zuſammen, um die pünktliche Löſung auch der ſchwierigſten Aufgaben zu erleichtern. Noch war dies Heer, aus dem Kern der Nation gebildet, durch keine Niederlagen geſchwächt und entmuthigt, von einem kriegeriſchen Selbſtgefühl erfüllt, das ſich auch dem Neuling in dieſen Reihen raſch mittheilte; noch war der militäriſche Aufſchwung der Revolutionszeiten nicht völlig verrauſcht, wenn auch die republikaniſchen Reminiſcenzen allmälig vor der neuen Kaiſeranbetung verblaßten. Die ganze Gliederung des Heeres war muſterhaft; überall war der rechte Mann an ſeinen Platz geſtellt, jedes Armeecorps bildete unter einem hervorragenden Feldherrn eine Armee für ſich, Alles griff in ſelbſtthätiger Freiheit und doch in innigem Verſtändniß in einander ein; es war, wie ein Kenner ſagt, die Verbindung pünktlichen Gehorſams mit Freiheit der Bewegung für den Einzelnen niemals in einer Armee in gleich hohem Maße vorhanden wie in dieſer. Nur mit einem ſolchen Heere, dem der Imperator ſelbſt Geiſt und Leben einhauchte, nur mit ſolchen Unterfeldherren war freilich eine ſo kühne und großartige Dispoſition, wie die jetzt unternommene, mit der ganzen Zuverſicht des Erfolges zu Ende zu führen.

So war Alles zu einem gewaltigen Schlage gerüſtet; die Kraft der Nation, noch ungebrochen, wirkte mit der Genialität des Führers zuſammen, den Erfolg zu ſichern. Wohl konnte Napoleon ohne Prahlerei am Tage, wo er ſeine Befehle ausgab (23. Aug.), an Talleyrand ſchreiben: „Kommen die Flotten nicht, ſo rücke ich mit 200,000 Mann in Deutſchland ein und ſtehe nicht ſtill, bis ich die Thore Wiens berührt, den Oeſterreichern Venedig ſammt den andern italieniſchen Beſitzungen genommen und die Bourbons aus Neapel verjagt habe. Ich laſſe die Oeſterreicher und Ruſſen ſich nicht vereinigen; ich werde ſie ſchlagen, ehe ſie ſich verbinden können.“ Doch blieb er ſelber noch in Boulogne, um die Täuſchung zu unterſtützen, als ſei der Landungsplan nicht aufgegeben, als beſchränke ſich die ganze Rüſtung gegen das Feſtland — auf die Reſervearmee bei Straßburg!*)

---

18. Sept. 1805 in den parliamentary debates von 1806. T. VI. Append. S. XXXIV.

*) Auch an Eugen ſchreibt er am 31. Auguſt (Mémoires I. 263) La grande armée est en pleine marche. Elle sera toute rendue sur le Rhin au 1 vendé miaire; j'occuperai l'ennemi de manière qu'il n'aura pas de temps à perdre à vous chicaner en Italie. Je n' ai pas besoin de vous répéter que cela est pour vous seul. Vous devez dire que je fais marcher quelques troupes de mon armée des côtes, mais seulement trente mille hommes.

Wo war in dem Oesterreich von 1805 die Kraft und Einsicht, die sich mit diesem Gegner messen konnte? Es war ein schlichtes, aber tiefsinniges Wort, daß Gentz noch im Juli ausgesprochen: Ich sehe noch nichts ringsum, was mir einen Umschwung der Personen ankündigt, wie er nur einigermaßen dem Umschwung der Dinge entspricht. Allerdings saß auf dem Throne noch derselbe Kaiser Franz, der sich seit 1792 mit zäher Ausdauer um die Herstellung des alten Schlendrians bemühte, in dem so wenig ein selbständiges Talent, als kühne Raschheit und schöpferische Genialität gedeihen konnten. Noch standen um ihn als Rathgeber die Cobenzl, Colloredo und Collenbach, deren klägliche Mittelmäßigkeit die Lähmung und Erniedrigung Oesterreichs mit verschuldet. Noch war das alte System in voller Blüthe: jeden selbständigen Kopf zurückzudrängen, nur Intriguanten und Creaturen zu fördern; jeder freie Aufschwung aus dem Schooße der Nation war als Jakobinismus verdächtigt, Spionage, geheime Polizei, Brieferöffnen galten nach wie vor für die unentbehrlichen Stützen einer wohlgeordneten Staatsverwaltung. Der Krieg mit Napoleon ward wie jede andere diplomatische Angelegenheit im Stile der Cabinetskriege alter Zeiten geführt; von einer geistigen und sittlichen Erhebung zeigte sich nirgends eine Spur, die Allmacht des Mechanismus trat mit einer wahrhaft naiven Selbsttäuschung auf.

Um eine so große Sache ins Werk zu setzen, wie diesen Krieg, der mit der Zertrümmerung des Bonapartismus, mit einer neuen Länderkarte und einem neuen Völkerrecht Europa's enden sollte, war in Oesterreich durchaus nichts Wesentliches geändert worden, als das Personal der obersten Kriegsverwaltung; der Erzherzog Karl war durch Mack ersetzt, in das Kriegsdepartement eine gewisse mechanische Ordnung zurückgeführt, die Ziffern und Zahlen vermehrt, aber kein frisches Leben geweckt. Und es war noch zweifelhaft, ob diese gerühmte Ordnung wirklich etwas werth war. Indem man kurz vor dem Kriege noch neue Eintheilungen und Reglements extemporirte, hat man wahrscheinlich nur die Verwirrung vermehrt und das sonst tüchtige Material unfertig und in mangelhafter Organisation auf den Kampfplatz geschickt. Die Führung übernahm nominell zuerst der Kaiser selbst, dann übergab er sie, allerdings auch nur dem Namen nach, seinem fünfundzwanzigjährigen Vetter Ferdinand, dem Sohne des für Modena durch den Breisgau entschädigten Erzherzogs gleichen Namens. Er war angewiesen, dem Rathe Macks zu folgen, in Zweifelfällen auch andere Generale zu hören, doch wenn Mack bei seiner Meinung beharre, sich nach ihm zu richten. Es ließ sich kaum eine unglücklichere Organisation des Oberbefehls denken, und nur eine Persönlichkeit der seltensten Art wäre im Stande gewesen, diese Nachtheile einigermaßen aufzuwiegen. Aber die auserwählte Persönlichkeit war Mack. Man schien in Wien auch nicht einmal zu ahnen, welch ein Zwischenraum die Virtuosität des Gamaschendienstes, die Mack zur Noth besitzen mochte, von der Fähigkeit des Handelns und Lenkens trennt. Mack war sein Leben lang nichts Anderes

geweſen, als ein Prototyp jener berufenen Wiener Kriegskunſt am grünen Tiſche; ſeine verworrene Phantaſie ſchüttete immer neue Entwürfe aus, aber es fehlte ihm durchaus die Klarheit und Beſtimmtheit, ſie zu vollziehen; drum wo er immer praktiſch aufgetreten war, 1794 und 1798, hatte er ſich lächerlich gemacht. Seine politiſche Weisheit und Beurtheilungsgabe war die eines gemeinen Korporals; es gab, wie die Folge gezeigt hat, keine zu plumpe Erfindung, womit man ihn nicht hätte narren können.

Freilich hatten die Einſichtigeren, wie Gentz, wie Philipp Stadion, unabläſſig daran erinnert, daß Pitt ſich täuſche, wenn er meine, die Dinge in Oeſterreich ſeien beſſer geworden. Aber die Atmoſphäre eines ſolchen Staates muß doch eine anſteckende Wirkung üben; denn die Geſcheidteſten waren jetzt ſtockblind. In dem Augenblick, wo nur eine ganz unverhoffte Wendung der Dinge Oeſterreich vor einer furchtbaren Niederlage ſicherſtellen konnte, wo den Alliirten die Initiative des Krieges bereits entwunden war und ſie das Geſetz des Krieges, das ſie Napoleon zu geben dachten, von ihm empfingen, in dieſem Augenblicke konnte ſelbſt ein feiner, ſcharfſichtiger Mann wie Gentz ſich von dem tollen Spuck berauſchen laſſen, welcher dem officiellen Oeſterreich damals die Binde um die Augen legte. In dem nämlichen Moment, wo ſich die Heeresſäulen von Boulogne, Utrecht und Hannover nach dem Rhein und Main in Bewegung ſetzten, ſprach Gentz die Anſicht aus, Napoleon ſei nicht mehr der alte, der er einſt geweſen; das Kaiſer- und Königſpielen, Hofleben und Hofſchmeichelei ſcheine ihn verändert zu haben. Oder er rief damals triumphirend: „das Geſtirn des Tyrannen erbleicht“ — in einem Augenblicke, wo es glänzender und dräuender als je über Europa aufging. In den Tagen, wo der Kreis von Armeen ſchon anfing den verlorenen Mack zu umſchließen, wo Bernadotte und Marmont ſich bereits in ſeinen Rücken drängten, ſchrieb er prahleriſch (6. Octbr.): „Das tiefe Stillſchweigen Bonaparte's iſt zwar höchſt wahrſcheinlich das zuſammengeſetzte Product vieler und mannigfaltiger Bewegungen in ihm, aber Scham und Verlegenheit haben gewiß ihren guten Theil daran. Einen ſolchen Moment erlebte der Theatermonarch noch nie, und die Kammerherren und Ceremonienmeiſter, die er nach Straßburg kommen läßt, werden ihm nicht heraushelfen“ *).

Während ſo die Klügſten in hochmüthiger Selbſttäuſchung ſich berauſchten, hatte Bonaparte ſeinen Kriegsplan wie ein geniales Kunſtwerk geſchaffen und alle Einzelnheiten mit wunderbarem Geſchick vorbereitet; die Wiener Diplomatie, die ganze Mandarinenwirthſchaft und die Weisheit des Hofkriegsraths war bereits der ſchmachvollſten Niederlage verfallen, bevor der „Theatermonarch“ noch die Trommeln hatte rühren laſſen. Es ſollte der Welt an einem beiſpielloſen Probeſtück gezeigt werden, wie weit den alten Staaten, ihrer Cabinets- und Kriegskunſt die Fähigkeit innewohnte, ſich in einem Kampfe mit Bonaparte zu meſſen.

*) Gentz Schriften IV. 86. 99. 117. Vgl. I. 296 f. 300.

In den ersten Septembertagen erfolgten denn die diplomatischen Schritte, wie sie gewöhnlich dem offenen Bruche vorangehen. Eine österreichische Note vom 3. September legte zuerst officiell die Maske ab, womit bisher selbst das Bestehen der bewaffneten Coalition verhüllt war. Auch jetzt noch wurden die friedlichen Gesinnungen des Wiener Hofes betheuert, aber doch auch alle Beschwerden und Verletzungen des Luneviller Friedens aufgezählt und die Herstellung eines Zustandes, wie ihn die Verträge forderten, als Zweck der kriegerischen Rüstungen bezeichnet. Wenige Tage später (9. September) wurde dem deutschen Reichstage eine amtliche Mittheilung gemacht und die Versammlung aufgefordert, sich durch die Versuchungen Frankreichs nicht beirren zu lassen, sondern festzuhalten an dem Kaiser, der den öffentlichen Zustand und die Verfassung des Reiches beschützen werde.

Am Tage vorher hatte der Krieg begonnen (8. Sept.); die Oesterreicher waren bei Schärding über den Inn gegangen. Eine Erklärung vom 12. konnte als die förmliche Kriegserklärung gelten. Oesterreich, hieß es darin, wünsche den Frieden aufrecht zu erhalten, aber nur unter der Bedingung, daß man die Verträge achte, auf denen der Friede beruhe. Das geschehe aber nicht von einer Macht, welche sich die Rechte der Besitznahme und Protection allenthalben beilege, die von den Rechten des Sieges spreche, nachdem dieselben durch den Frieden erloschen seien, die Gewalt und Drohung anwende, um den Nachbarlanden Gesetze aufzudringen, welche ihre Würde für beleidigt erkläre durch wohlbegründete Vorstellungen, während sie in ihren amtlichen Organen alle Monarchen Europa's angreife; einer Macht endlich, welche sich allein zum Schiedsrichter aufwerfe über das Schicksal und das Interesse der Nationen. Oesterreich sei auch jetzt noch, im Einklang mit Rußland und England, bereit, auf Bedingungen hin zu unterhandeln, die mit der Ruhe und Sicherheit Europa's vereinbar seien.

Dies Manifest und der Einfall in Baiern ward von Napoleon als Kriegserklärung aufgenommen. Im Moniteur erfolgte die Veröffentlichung der diplomatischen Actenstücke und eine amtliche Darlegung des Verhältnisses zwischen Frankreich und Oesterreich. Darin waren die bittersten Anklagen auf England gehäuft, die Friedensliebe des französischen Kaisers betheuert, den gerechten Beschwerden über Frankreichs schrankenlose Herrschsucht Klagen über Oesterreichs ehrgeizige Uebergriffe entgegengestellt. Es war damit freilich so dürftig bestellt, daß Napoleon seinen Uebergriffen in Deutschland, Italien, Holland und der Schweiz nichts entgegenzustellen hatte als den Vorwurf: Oesterreich habe die venetianischen Schulden nicht bezahlt, Lindau, die Insel Meinau und Althausen erworben, sich auf Kosten Baierns und des deutschen Reiches zu vergrößern gesucht!*)

*) Es kehrt das nachher in allen Manifesten und Noten wieder. Eine damals erschienene, schlagend und gewandt den österreichischen Standpunkt verfechtende Schrift

Die Oeſterreicher hatten ſich beeilt, den Inn zu überſchreiten. Sie warteten weder die Ruſſen ab, noch die Vervollſtändigung ihrer eigenen Rüſtungen, aber ſie kamen doch nicht früh genug, um ſich Baierns zu verſichern. Wir wiſſen, ſchon am 24. Auguſt war ein vorläufiger Vertrag mit Napoleon unterzeichnet, der die bairiſche Armee an die Franzoſen hingab und dafür dem Kurfürſten eine paſſende Arrondirung ſeines Gebietes verhieß. Wie nun Fürſt Schwarzenberg (6. Sept.) in München unter Drohungen den Beitritt Baierns zur Coalition forderte und wenige Tage nachher die Truppen des Kaiſers ins bairiſche Gebiet einrückten, kam Beides zu ſpät. Der Trotz und die gebieteriſchen Forderungen Oeſterreichs, der Einfall ins Land und die militäriſchen Erpreſſungen dienten nur dazu, den Abfall an Frankreich zu beſchönigen und dem argloſen Volke glauben zu machen, der Uebergang ins franzöſiſche Lager ſei durch Oeſterreichs gewaltthätiges Verfahren abgenöthigt worden. Zunächſt galt es freilich, die Perſon des Kurfürſten und ſeine Armee vor der Zudringlichkeit der Oeſterreicher ſicher zu ſtellen. Max Joſeph machte dem öſterreichiſchen Unterhänder Hoffnungen auf ſeinen Beitritt, ſchrieb an den Kaiſer einen Brief voll loyaler Geſinnungen (8. Sept.) und ſchien nur aus väterlicher Zärtlichkeit den augenblicklichen Anſchluß an Oeſterreich zu ſcheuen, weil der Kurprinz, auf einer Reiſe von Frankreich begriffen, von der Bonaparte'ſchen Politik als Geiſel behandelt werden könnte. Noch in derſelben Nacht floh aber Max Joſeph nach Würzburg, während ſein Heer den Weg nach Franken einſchlug, um ſich mit den Franzoſen zu vereinigen. So war das bairiſche Bündniß verloren, auch wenn das Gebiet den Oeſterreichern offen ſtand. Seit Mitte des Monats war der ſüdliche Theil des Kurfürſtenthums von ihnen beſetzt, und Kaiſer Franz ſelbſt zog (21. Sept.) in der Hauptſtadt des bairiſchen Kurfürſten ein. Bis an den Lech und die Iller ſchoben ſich einzelne Corps der Oeſterreicher vor, nirgends ſah man feindliche Vorbereitungen und verharrte in dem thörigten Wahne, der Sieger von Marengo werde ein Opfer werden von Mack's ſtrategiſcher Ueberlegenheit.

Am 23. September erſchien Napoleon im Senat, ließ die Aushebung der Conſcribirten und die Organiſation der Nationalgarden decretiren und

---

(„Wer iſt der angreifende Theil, Oeſterreich oder Frankreich?" 1805) bemerkt dazu S. 47 mit Recht: „Man wird ohne Zweifel bald kein Haus und kein Grundſtück mehr kaufen dürfen, ohne den Kaiſer Napoleon um Erlaubniß zu bitten. Die Anwendung des Heimfallrechts gegen die Güter aufgehobener geiſtlicher Corporationen, an deren Aufhebung Frankreich allein Schuld iſt; veränderte Zahlungsmodificationen, welche die inländiſchen Gläubiger wie die ausländiſchen treffen ... elende, bei den Haaren herbeigezogene Armſeligkeiten, während Bonaparte ganze Königreiche mit einem Schlag vernichtet, ein großes Land nach dem andern ſich zueignet, den übrigen mit Gewalt und Schrecken Tribute und Geſetze aufdringt, Republiken oder freie Städte an ſeine Schwäger verſchenkt u. ſ. w."

ſpielte vor der franzöſiſchen Nation mit Erfolg die Rolle des unſchuldig Gekränkten. Der Senat gab darauf eine Antwort, die, wie eine franzöſiſche Stimme ſelber ſagt, eines Höflings der ſpaniſchen Könige oder eines Sclaven der Sultane von Stambul würdig war. Während die verbündeten Monarchen es unter ihrer Würde hielten, ſich an die Theilnahme der Völker zu wenden, richtete Napoleon an die Franzoſen eine Proclamation, die auf ihren Nationalſtolz und ihren Ehrgeiz gleich glücklich berechnet war. „Ich verlaſſe meine Hauptſtadt", rief er ihnen zu, „um meinen Verbündeten raſche Hülfe zu bringen und die theuerſten Intereſſen meiner Völker zu vertheidigen. Noch vor wenig Tagen hoffte ich, der Friede würde nicht geſtört werden, Drohungen und Beleidigungen hatten mich unempfindlich gelaſſen; aber jetzt hat die öſterreichiſche Armee den Inn überſchritten, München iſt beſetzt, der Kurfürſt von Baiern aus ſeiner Hauptſtadt verjagt, alle meine Friedenshoffnungen ſind verſchwunden. . . . . Beamte, Soldaten, Bürger, alle wollen das Vaterland frei halten vom Einfluß Englands, deſſen Uebergewicht uns nur einen Frieden voll Schmach und Entehrung bringen würde, einen Frieden, deſſen Grundbedingungen den Brand unſerer Flotten, die Verſchüttung unſerer Häfen und die Vernichtung unſerer Induſtrie enthielten. Alle Zuſagen, welche ich dem franzöſiſchen Volke geleiſtet, habe ich gehalten; die Nation hat gegen mich keine Verpflichtung eingegangen, der ſie nicht entſprochen hätte. In dieſer ſo bedeutungsvollen Lage wird ſie fortfahren, den Namen der großen Nation zu verdienen, womit ich ſie auf den Schlachtfeldern begrüßte. Franzoſen, euer Kaiſer wird ſeine Pflicht thun; meine Soldaten werden die ihrige, ihr die eurige erfüllen."

Während Mack ſein Heer bis nach Schwaben verzettelte, die kaiſerlichen Truppen vereinzelt dem Feinde entgegentrieb und bei Ulm und an der Iller verfallene Schanzen wieder herrichten ließ, um den Stoß des Gegners zu erwarten, war Marmont (25. Sept.) bei Frankfurt, Bernadotte (27. Sept.) bei Würzburg angekommen, gingen Ney, Lannes und Murat bei Kehl, Soult und Davouſt bei Mannheim und Speyer über den Rhein. Die Schwarzwaldpäſſe waren überſchritten, Schwaben ſchon mit franzöſiſchen Truppen überfluthet, bevor man im kaiſerlichen Lager die Annäherung des Feindes vermuthete. Napoleon ſelbſt war es, der ſeit dem 26. Sept. in Straßburg dieſe Bewegungen leitete; unter den Huldigungen und höfiſchen Ehren, in die ihn Gentz verſunken glaubte, hatte er ohne Widerſtand die Hauptmaſſe der großen Armee nach Schwaben gebracht. Am 1. October überſchritt er ſelbſt den Rhein. „Soldaten", rief er dem Heere zu, „der Krieg der dritten Coalition hat begonnen; die öſterreichiſche Armee hat den Inn überſchritten, die Verträge verletzt, unſern Alliirten angegriffen und aus ſeiner Hauptſtadt verdrängt . . . Wir werden nicht eher ſtille ſtehen, als bis wir die Unabhängigkeit des deutſchen Reichs geſichert, unſerm Verbündeten geholfen, den Stolz unſerer Feinde verwirrt haben. Wir werden keinen

Frieden mehr ohne Bürgschaft schließen, unsere Großmuth soll unsere Politik nicht mehr irre führen! Soldaten, euer Kaiser ist in eurer Mitte; ihr seid nur die Vorhut der großen Nation; wenn es nöthig ist, wird sie sich auf meinen Ruf wie ein Mann erheben, um diesen neuen Bund zu zerstören, den britischer Haß und britisches Gold gestiftet haben."

Für „die Unabhängigkeit des deutschen Reichs" erklärte also Napoleon die Waffen zu ergreifen! Und das war noch lange nicht die widrigste aller Unwahrheiten, womit diese Blätter unserer Geschichte befleckt sind. Die Deutschen selber überboten rasch den fremden Imperator. Max Joseph von Baiern hatte eben noch eine Rolle durchgespielt, die seines persönlichen Charakters wie seines fürstlichen Namens gleich unwerth war. „Ich verpfände mein heiliges Wort — schrieb er am Tage, wo er sich zur Flucht nach Würzburg rüstete und seine Truppen ins französische Lager sandte, an den deutschen Kaiser — ich verpfände mein Wort, daß meine Truppen die Operationen der Armee in nichts hindern werden; ich schwöre und verspreche, ruhig zu bleiben und nichts zu unternehmen". Und am nämlichen Tage schrieb der deutsche Kurfürst an den französischen Gesandten Otto: „Zweideutig zu erscheinen in den Augen des Kaisers, meines Beschützers, das wird mich ins Grab bringen. . . . Ich fühle das Schreckliche meiner Lage. Diesen Morgen habe ich an den deutschen Kaiser geschrieben, ihm vorgestellt, daß mein Sohn in Frankreich sei und er verloren wäre, wenn man mir nicht die Neutralität bewilligte; ich habe ihn auf den Knieen darum angefleht, hätten Sie sehen können, was ich diese zwei Tage gelitten habe, Sie hätten Mitleid mit mir empfunden". Auf den Rath des französischen Gesandten war er dann noch in derselben Nacht nach Würzburg ins Bonaparte'sche Lager entflohen; dort erhielt der Vertrag vom 24. August seine förmliche Bestätigung, man fand aber für gut, ihn vom 23. September zu datiren, damit die Welt nicht erfahren solle, daß sich Baiern schon vierzehn Tage vor dem Einrücken der Oesterreicher an die Franzosen verkauft hatte. Die bairische Armee, ungefähr 25,000 Mann stark, vereinigte sich mit der französischen; Napoleon erließ an sie, — der erste Vorgang dieser Art — eine gnädige Proclamation. „Ich habe mich", rief er den Baiern zu, „an die Spitze meines Heeres gestellt, um euer Vaterland zu befreien; denn das Haus Oesterreich will eure Unabhängigkeit vernichten. . . . Ihr werdet dem Beispiel eurer Vorfahren folgen, die sich stets die Unabhängigkeit und die politische Existenz bewahrten, welche die ersten Güter der Nationen sind. Ich kenne eure Tapferkeit und schmeichle mir, nach der ersten Schlacht eurem Fürsten und meinem Volke sagen zu können, daß ihr würdig seid, in den Reihen der großen Armee zu kämpfen."

Der gleiche Ton sprach aus den Proclamationen der Baiern. Ihr General Deroy erinnerte das Heer an die üble Behandlung und an die — Strapatzen, die es im jüngsten Kriege im Bunde mit Oesterreich hatte erdulden

müssen! Er erwartete von ihnen, daß sie sich nicht würden „entehren“ lassen. Vertrauet auf Gott und die gerechte Sache, rief er ihnen zu, und lasset euer Vaterland nicht untergehen. Auch Max Joseph selbst sprach zu seinem Volke. Er warnte es vor den „treulosen Planen Oesterreichs“, das Baiern habe zwingen wollen, für „fremdes Interesse“ zu streiten. „Der Kaiser der Franzosen“, sagte der deutsche Kurfürst, „Baierns natürlicher Bundesgenosse, eilte mit seinen tapfern Kriegern herbei, um euch zu rächen, und schon kämpfen eure Söhne an der Seite der sieggewöhnten Völker und bald, bald naht der Tag der Rettung.“

Als ärgerliches Nachspiel folgte noch ein diplomatischer Schriftenwechsel zwischen Baiern und Oesterreich. Der Kurfürst ließ eine „geschichtliche Darstellung“ erscheinen, worin er den Kaiser Napoleon lobte, dessen „kräftiger Mitwirkung“ Baiern eine Entschädigung für seine Verluste im Revolutionskriege zu verdanken habe, und damit die Gewaltschritte verglich, die sich Oesterreich erlaubt hätte. Wie Schwarzenberg drohend nach München gekommen sei und in gebieterischem Tone verlangt habe, Baiern solle sich an Oesterreich anschließen, die bairische Armee, wenn sie nicht entwaffnet werden wolle, in einzelnen Abtheilungen der österreichischen einverleibt werden; wie dann die Oesterreicher eingerückt seien, das Land mit Requisitionen bedrängt, die Kassen in Beschlag genommen und ihr Papiergeld zu erhöhtem Zwangscurs aufgezwungen hätten, während der Kurfürst sich auch nach seiner Abreise wiederholt bemüht habe, eine vertragsmäßige Neutralität zu erlangen, wie man ihm darauf mit entwürdigenden Anträgen geantwortet und z. B. verlangt habe, wenigstens die altbairischen Truppen zu entlassen und nur die aus den fränkischen und schwäbischen Gebieten zu behalten — das und Aehnliches war darin weitläufig berichtet und gegen solchen Schimpf an die „bairische Nation“ appellirt. Nur eines sagte die „geschichtliche Darstellung“ nicht: daß Baiern schon vorher, ehe Oesterreich drohte und Gewalt übte, mit Napoleon im geheimen Bündniß war. Die österreichische Erwiederung konnte dafür keinen urkundlichen Beweis geben, aber doch die Widersprüche zusammenstellen, die sich der Kurfürst hatte zu Schulden kommen lassen. Wie er am 7. September eigenhändig an Schwarzenberg die Zusage des Anschlusses gab, am 8. den Kaiser anflehte, ihm um seines Sohnes willen, den Napoleon als Geisel behandeln werde, Neutralität zu gewähren, und wie er dann noch in derselben Nacht nach Würzburg entwischt war, seinen Truppen die Richtung nach dem französischen Lager anwies und indessen die Oesterreicher mit scheinbaren Unterhandlungen hinhielt, das war hier in gedrängten Zügen zusammengestellt und mit den Actenstücken selbst belegt*).

Wenn Baiern, dessen geographische Lage unter den süddeutschen Ländern noch am ersten einen Anschluß an Oesterreich erwarten ließ, sich so viel Mühe

*) S. polit. Journ. 1805 II. 996 ff. 1080 ff.

gab, um ins franzöſiſche Lager zu entkommen, ſo war es nicht zu verwundern, wenn die Gebiete, die faſt unter den Kanonen von Straßburg lagen, ohne Widerſtreben dem Strome Napoleoniſcher Macht folgten. So hatten mit Baden ſchon vor dem gewaltſamen Bruche Verabredungen ſtattgefunden, welche den Anſchluß vorbereiteten. Napoleon wies bereits am 15. Septbr. Murat an, im Nothfall dem Kurfürſten von Baden zu Hülfe zu eilen, doch das Einverſtändniß geheim zu halten und Alles zu meiden, was Baden Oeſterreich gegenüber compromittiren könne. Wie der franzöſiſche Kaiſer ſelbſt nach Straßburg kam, begrüßten ihn dort der Sohn und der Enkel Karl Friedrichs, ein Beweis, daß Baden wenigſtens nicht mit Oeſterreich ging, auch wenn es verſuchte, die Neutralität zu erlangen. Auf dem Marſche durch's Land ward dann (1. Oct.) zu Ettlingen ein Vertrag geſchloſſen, der gegen das Verſprechen von Gebietsvergrößerungen in Vorderöſterreich auch das badiſche Contingent von dreitauſend Mann den Franzoſen zur Verfügung ſtellte. Dagegen blieb Landgraf Ludwig von Darmſtadt ſeiner Weigerung des Bündniſſes getreu und ſeine Leiſtung beſchränkte ſich auf einen Train, den er den Franzoſen lieferte.

Kurfürſt Friedrich von Württemberg ſchien ſich zwingen laſſen zu wollen; wie das Corps von Ney ſich Stuttgart und Ludwigsburg näherten, nahm er die Miene an, als wolle er ſeine Reſidenzen vor dem Durchmarſch der fremden Truppen ſichern. Es gelang ihm auch durch Vermittelung des franzöſiſchen Geſandten, Ludwigsburg zu ſchützen; durch Stuttgart erzwang ſich aber, zu Friedrichs lebhaftem Verdruß, Ney den Durchmarſch, indem er die Kanonen auf die Thore richten ließ. Es war nicht die Lebhaftigkeit deutſchen Patriotismus', was den Kurfürſten zu dieſem leiſen Widerſtand beſtimmte, ſondern nur autokratiſche Eitelkeit, vielleicht auch die Hoffnung, den Kaufpreis ſeiner Freundſchaft zu ſteigern. Wie ſeine Beſchwerde gegen Ney durch Berthier höhniſch und wegwerfend beantwortet, ſeine Klage über Erbrechung der Marſtälle vom General Dupont mit einem trockenen „cela m'est bien égal" erwiedert ward und gleich darauf (2. Octob.) Napoleon ſelber in Ludwigsburg eintraf, beruhigte ſich ſein Unmuth. Denn ſo ſehr auch der ſtolze kleine Despot Napoleon als Emporkömmling haßte, ſo demüthig verbeugte er ſich jetzt nach dem Berichte eines glaubwürdigen Zeugen vor dem allmächtigen Kaiſer*). Napoleon wußte, wie man ſolche Leute zu behandeln hatte. Er verlangte ſogleich zur Kurfürſtin, einer engliſchen Prinzeſſin, geführt zu werden, um dieſe Feindin zu bekehren. Er war ſo artig gegen ſie und wußte ſo viel zu Ehren der Engländer und ihrer Literatur zu ſagen, daß die Fürſtin bald voll ſeines Lobes war. Dem Kur-

*) S. Memoiren des General L. von Wolzogen. Leipzig 1851. S. 24. Vgl. Matthieu Dumas précis des évènemens militaires XIII. 341. Polit. Journ. 1805. II. 1065.

fürſten ſchmeichelte er, zeigte ihm ein vergrößertes Gebiet und eine Königskrone in der Ferne, ſo daß derſelbe ſchon am andern Tage, als er nach einer vierſtündigen Conferenz bei verſchloſſenen Thüren erſchöpft den Kaiſer verließ, die Aeußerung that: es ſei ihm ſeit Friedrich II. Niemand von ſolcher Beredtſamkeit vorgekommen wie Napoleon; derſelbe habe ſonderbar genug auch ungefähr dieſelbe tournure d'esprit wie der große Friedrich. Auch Württemberg trat dem franzöſiſchen Bündniſſe bei und ſtellte gegen ähnliche Zuſagen, wie Baiern und Baden, ein Contingent von zehntauſend Mann dem fremden Eroberer zur Verfügung*). Kurfürſt Friedrich, dieſe würdigſte Copie, die der Bonapartismus in Deutſchland aufzuweiſen hatte, war nicht der Mann, etwas halb zu thun; er wollte hinter Baiern nicht zurückbleiben, ſondern trat auch ſeinerſeits mit einer Anklageſchrift gegen Oeſterreich hervor, aus welcher ſchon der hohe Ton rheinbündiſcher Souverainetät vernehmlich herausklingt. Da waren alle Vergehen, die ſich Oeſterreich ſeit dem letzten Kriege gegen Württemberg hatte zu Schulden kommen laſſen, pünktlich aufgezählt: rückſtändige Forderungen, „unpaſſende" Einmiſchungen in die Machtvollkommenheit des ſchwäbiſchen Kreisdirectoriums und die Beſchützung der Ritterſchaft. Wie dann die jüngſten Kriegsausſichten ſich genähert, habe Oeſterreich lange Zeit ein tiefes Stillſchweigen über die wirkliche Lage beobachtet, dann plötzlich „mit Zudringlichkeit" die unſchickliche Anfrage gethan, ob dem Kurfürſten von Seiten Frankreichs der Antrag gemacht worden ſei, Militär, Geſchütz und Munition deſſen Dispoſition zu überlaſſen. Man habe darauf erwiedert, daß weder bisher ein ſolcher Vorſchlag gemacht worden, noch daß man ihn erwarte. Als inzwiſchen die Kriegsausſichten ſich in bedrohlicher Weiſe gemehrt, habe Württemberg wiederholt bei dem kaiſerlichen Geſchäftsträger und in Regensburg ſein Befremden geäußert, daß man es in ſolcher Lage ohne vertrauliche Eröffnung laſſe. Alle dieſe Aeußerungen und die Anfragen, was unter ſolchen Umſtänden für Württemberg zu erwarten oder zu fürchten ſei, ſeien aber vergeblich geblieben, bis plötzlich die Invaſion in Baiern, die kriegeriſche Beſetzung Oberſchwabens erfolgt und auch ein Theil des württembergiſchen Gebietes von militäriſchen Laſten und Requiſitionen heimgeſucht worden ſei. Auch dagegen ſei vergebens Abhülfe gefordert worden. Erſt als ſich auch die Franzoſen dem württembergiſchen Gebiete näherten, „fiel es dem kaiſerlich öſterreichiſchen Hofe ein, des Kurfürſten von Württemberg ſich endlich einmal zu erinnern". Man habe aber

*) In einer Anrede an den landſtändiſchen Ausſchuß, worin Kurfürſt Friedrich einen Beitritt zum franzöſiſchen Bündniß motivirte, war auch ein bezeichnender Wink enthalten. „Was Sie nicht können, kann Ihr Land," ſo habe Napoleon dem Kurfürſten auf ſeine Bedenken erwiedert. Wie dann der Kurfürſt meinte: „Meine Stände werden nicht einwilligen," habe Napoleon erklärt: „Gegen dieſe will ich Sie unterſtützen." S. polit. Journ. II. 1175.

als Abgesandten eben den Mann geschickt, der als Civilcommissär bei der Armee die Bedrückungen des Landes geleitet und dadurch das gerechteste Missfallen des kurfürstlichen Hofes auf sich geladen habe; derselbe sei außer Stande gewesen, das Benehmen seines Hofes zu entschuldigen, und habe sich auf Versicherungen des Bedauerns, auf Erklärungen der Unmöglichkeit, den Kurfürsten zu schützen, oder auf die Eröffnung beruhigender Aussichten im Falle günstiger kriegerischer Ereignisse beschränkt. „Gegen einen solchen Abgeordneten und auf so geartete Aeußerungen blieb dem Kurfürsten von Württemberg nichts übrig, als denselben schleunig abzufertigen, da ohnehin dessen Gegenwart in der bereits mit französischen Truppen stark besetzten Stadt Stuttgart mit Unannehmlichkeiten für ihn selbst begleitet sein konnte."

Nach diesen Proben reichsfürstlicher Gesinnung ließ sich ungefähr erwarten, welch bejammernswerthes Bild inmitten dieser Krisis der deutsche Reichstag bot. Derselbe hatte sich, während ein neuer Weltkrieg im Anzuge war, in die geläufigen Materien verloren, die fast nur noch zu Regensburg Interesse und Besprechung fanden: in die Beschwerden der durch den Deputationsrecess Beschädigten, in die Klagen des Reichskammergerichtes und in die Eingaben der Ritterschaft wegen fortdauernder Belästigung durch die weltlichen Fürsten. Wir erinnern uns, wie Pfalzbaiern im Jahre 1804 die Miene angenommen, als wolle es die volle Herstellung des gestörten Rechtszustandes wieder eintreten lassen; man war aber dort auf halbem Wege stehen geblieben und begann auch wohl im Laufe der Zeit die alten Bedrückungen zu erneuern. Die Ritterschaft hatte bald neuen Stoff zu Beschwerden am Reichstage, da auch die Kleineren, Württemberg, Darmstadt, Nassau-Weilburg und selbst Ligne dem Beispiele Baierns folgten. Dieselbe suchte Schutz bei dem alten wie bei dem neuen Bonaparte'schen Kaiserthum. Sie hatte durch ihren Geschäftsträger in Paris (Oct. 1804) dem neuen Imperator zu seiner Krone Glück wünschen lassen und erhielt dafür ein gnädiges Handschreiben Napoleons*). Auch der kaiserliche Hof ließ sich vernehmen. Es wurde ein Exitatorium (26. März 1805) erlassen und der todtgeglaubte Ausschuß zur Conservirung der ritterschaftlichen Rechte ward wieder zum Leben geweckt. Derselbe hielt im Juni noch einmal eine Conferenz und beschloß auch, an die widerstrebenden Fürsten eine Ermahnung zu erlassen; wir zweifeln aber, ob der Beschluß wirklich vollzogen worden ist. Die Zei-

*) Pendant son séjour, heißt es in dem Schreiben vom 4. Januar 1805, il (der ritterschaftliche Geschäftsträger) a pu se convaincre de la ferme intention, où je suis, de vous donner constamment des preuves de l'interêt que je prends à votre prosperité. Reichstagscorresp. von 1805. Nr. 40. Ueber das Folgende ebendas. Nr. 48. 50.

chen ſtanden nicht günſtig für die Ritter. Selbſt auf den kaiſerlichen Hof, der ſo viel Freundſchaft für ſie an den Tag legte, war kein rechter Verlaß. Man wußte in Regensburg, daß Oeſterreich in München viel nachgiebiger redete als in ſeinen öffentlichen Erklärungen, und daß der Graf Metternich zu Berlin die Andeutung gegeben, der Kaiſer werde, wenn man ſeinen Wünſchen in Bezug auf den Reichsfürſtenrath entgegenkomme, die Ritter preisgeben. Ueberhaupt wolle Oeſterreich dem preußiſchen Einfluß in Norddeutſchland nicht hemmend entgegentreten; nur erachte man es für billig, daß ebenſo der natürliche Einfluß des kaiſerlichen Hofes im ſüdlichen Deutſchland anerkannt und durch eine größere Zahl Stimmen im Reichsfürſtenrathe befeſtigt werde*).

Dieſelbe Tendenz landesfürſtlicher Abrundung löſte um die gleiche Zeit auch die ſchon tief verfallene Kreisordnung vollends auf. Im fränkiſchen Kreiſe ſuchten Brandenburg und Pfalzbaiern die Stimmen der vier mediatiſirten Reichsſtädte durch einſeitige Verfügung auf die Grafenbank zu bringen; im ſchwäbiſchen ſtrebten die drei Kurfürſten von Baiern, Württemberg und Baden dahin, nicht nur die Stimmen der ſäculariſirten Hochſtifter, ſondern auch die der Reichsprälaturen und der 27 mediatiſirten Reichsſtädte ſich beizulegen und damit ihr Uebergewicht gegen jede Oppoſition zweifellos feſtzuſtellen. Das hatte ſchon zu Ende des Jahres 1804 die thatſächliche Auflöſung dieſes Kreiſes zur Folge**).

Mitten in dieſe häuslichen Angelegenheiten, deren Erledigung ſchon die Kräfte der Reichsverſammlung überſtieg, fiel der Ausbruch des großen Krieges. Noch am 10. September wurde von franzöſiſcher Seite verſichert, daß Napoleon „eifrig an der Erhaltung des Ruheſtandes auf dem feſten Lande arbeite“ und das Gelingen nur davon abhänge, ob Oeſterreich ſeine Truppen aus den an Italien gränzenden Provinzen zurückziehe. Aber dieſer Friedensbotſchaft folgte auf dem Fuße die Nachricht vom Einmarſch der Oeſterreicher in Baiern und die Erklärungen des franzöſiſchen und des kaiſerlichen Geſandten, die jede Friedensilluſion vernichten mußten. Ein Reſcript des Grafen Cobenzl an die k. k. Geſandtſchaften in Regensburg (vom 9. Sept.) motivirte kurz die Nothwendigkeit des Kampfes, wiederholte die Verſicherung, „den geſetzmäßig eingeführten Zuſtand der deutſchen Verfaſſung“ aufrecht erhalten zu wollen, beklagte es, daß, „von Seiten des franzöſiſchen Kaiſers mehrere Fürſten der vorliegenden Reichskreiſe zur Ergreifung der Waffen

*) Aus der Reichstagscorreſpondenz d. d. 10. Juni 1805.

**) Am 17. Dec. 1804 erklärte der kaiſerliche Geſandte den kurfürſtlichen: „daß er nun die Kreisverſammlung pro dissoluta anſehen müſſe, keine weiteren Schlüſſe der Zurückgebliebenen für gültig anerkennen, auch den ſchwäbiſchen Reichsgliedern die reichsoberhauptliche Aſſiſtenz und Erhaltung gegen die Unterdrückung der drei mächtigen Kuhäuſer zuſagen könne.“ Reichstagscorreſpondenz von 1805. Nr. 4.

gegen ihren Kaiser und Mitstand vermocht und zu diesem Ende neue geheime Verbindungen angesponnen, schon bestehende misbraucht werden sollten", und schloß mit der Ermahnung an die deutschen Reichsstände: „die gefährlichen Zwecke solcher Vorbereitungen einzusehen und die Nothwendigkeit zu erkennen, von dem deutschen Vaterlande das Schicksal Italiens und anderer ganz oder halb abhängig gewordener Nachbarn Frankreichs durch Einmüthigkeit, Treue und Entschlossenheit abzuwenden". Die französische Note Bachers (11. Sept.) wiederholte die bekannten Klagen gegen den Wiener Hof und nahm die Miene an, Oesterreich habe das deutsche Reich angegriffen und Bonaparte übe nur die heilige Verpflichtung, es zu schützen*). Wir finden keine Spur, daß auch nur Einer sich versucht gefühlt hätte, gegen diese schamlose Verdrehung der einfachsten Verhältnisse Protest einzulegen. Vielmehr zeigt sich in Regensburg höchstens die Sorge, ob man in dem großen Conflict seine Neutralität ungestört bewahren könne. Der Krieg wird nur als eine österreichische Sache angesehen; bezeichnend genug wird selbst in den Correspondenzen aus Regensburg nur vom „Kaiser von Oesterreich", fast nirgends mehr vom deutschen Kaiser gesprochen. Oder man ermannt sich zu der heroischen Betrachtung, daß, wenn die französischen Waffen glücklichen Erfolg haben sollten, dies „gar leicht wieder eine zum Nachtheil mehrerer Reichsstände gereichende Umwälzung" herbeiführen könne. Um so dreister wiederholten dann die Franzosen ihr Stichwort, sie seien nur gekommen: um die deutsche Reichsverfassung zu beschützen. Der Kaiser, sagte Bacher in einer Note vom 30. Sept., hat nur das eine Ziel vor Augen, den ungerechtesten Angriff zurückzuweisen und die Unabhängigkeit des Reichskörpers herzustellen; er will in Deutschland keines der Gebiete behalten, welche das Loos der Waffen in seine Hände fallen lassen mag; er verbürgt jedem Fürsten die Integrität seiner Rechte und Besitzungen gegen die Usurpationen des Hauses Oesterreich, und er wird nicht eher die Waffen niederlegen, als bis der Reichsdeputationsreceß wiederhergestellt und in allen seinen Grundlagen befestigt ist.

*) „S. M. l'Empereur des Français, hieß es darin, ne séparera jamais les interêts de son Empire de ceux des princes d'Allemagne qui lui sont attachés. Aucun des maux, qui les atteignent, aucun des dangers, qui les menacent, ne seront jamais étrangers à sa sollicitude. Persuadé que les Princes et les Etats de l'Empire Germanique sont pénétrés du même sentiment, le soussigné, au nom de l'Empereur des Français, engage la Diète à s'unir à lui pour presser par toutes les considérations de la justice et de la raison l'Empereur d'Antriche à ne pas exposer plus longtems la génération actuelle à d'incalculables malheurs, et à épargner le sang d'une multitude d'hommes destinés à périr victimes d'une guerre dont le but est tellement étranger à l'Allemagne, qu'au moment même où elle éclate, il est partout un objet de recherche et de doute, et que ses véritables motifs ne peuvent être avoués.

Am Reichstage ſcheint kein Gefühl davon erwacht zu ſein, wie tief man eine Nation verachten mußte, der man ſo kecke Sophismen ins Angeſicht warf; wir ſehen vielmehr aus den Correſpondenzen, daß man dieſe Verſicherungen „beruhigend“ fand. Man war eifrig bemüht, an den Gränzen des Regensburger Gebietes Pfähle mit Aufſchriften in deutſcher und franzöſiſcher Sprache aufzurichten, damit die Neutralität der Stadt ſtreng reſpectirt werde. Der Kurerzkanzler glaubte damit Großes zu leiſten und äußerte mit Nachdruck, „wie die jetzige Kriſis mehr als jemals die Anweſenheit der Geſandtſchaften und die Fortdauer der Reichstagsformen erfordere“. Die Leute in Regensburg waren an dies leere Spiel der Formen ſchon ſo gewöhnt, daß ſie ſich auch jetzt nicht durch das Bewußtſein, eine klägliche Rolle zu ſpielen, beſchämt fühlten. So mußten ſie ſich, wenn auch nicht ohne einige Schamröthe gefallen laſſen, daß die Franzoſen ihre Siegesbülletins an den Reichstag wie an eine mit dem franzöſiſchen Intereſſe eng verknüpfte Körperſchaft richteten *). Indeſſen ſchritten die ſüddeutſchen Fürſten vollends ungehindert und durch die franzöſiſchen Siege ermuthigt rückſichtslos gegen die Reichsritterſchaft und den deutſchen Orden ein. Die Beſchwerden der Bedrängten kamen in Regensburg ſehr unbequem; man fühlte, wie ein Bericht ſagt, daß die Reichsverſammlung durch eine Berathung nur compromittiren könne, und gab ſich der Hoffnung hin, daß der demnächſt zu erwartende Friede „und die darin ohne Zweifel mit enthaltenen Dispoſitionen jede Debatte unnöthig oder doch nicht rathſam machen dürften.“

Nur Dalberg glaubte, in dieſem allgemeinen Elende ſein Licht nicht unter den Scheffel ſtellen zu dürfen; jederzeit bereit, die Miſère der öffentlichen Zuſtände mit ſalbungsvollen Phraſen zu umhüllen, trat er auch jetzt (8. Nov.) mit einer Anſprache an den deutſchen Reichstag hervor, die zu den charakteriſtiſchen Actenſtücken dieſer traurigen Zeit gehört. In pathetiſchen Worten war die Sorge ausgeſprochen, daß die Reichsverfaſſung, die zu zerreißen der ehemalige Mainzer Coadjutor ſein gutes Theil beigetragen, aus der neueſten Kriegsnoth nicht unerſchüttert hervorgehen, am Ende gar der Name deutſcher Nationen erlöſchen werde. „Schmerzlich, rief der Kurerzkanzler, iſt dieſer Ge-

*) Die Ulmer Kataſtrophe wurde dem Reichstage in einem Schreiben aus dem franzöſiſchen Hauptquartiere gemeldet, das mit den Worten anfing: Vous me mandez, Monsieur, que les ministres comitiaux manifestent un grand empressement de recevoir le plutôt possible une rélation des prodiges qui viennent de venger l'Empire Germanique de l'invasion des Etats d'un de ses principaux Membres et qu'ils se flattent que la Diète va enfin voir l'avantage de sortir de l'inaction extrémement pénible à laquelle des circonstances aussi malheureuses l'avient reduites. Pour remplir le voeu et satisfaire la juste impatience des membres de la Diète, je me hâte etc. Dieſer Eingang erregte doch „bei dem ganzen Corps diplomatique die höchſte Unzufriedenheit,“ aber man ſchwieg, wie zu ſo vielem Anderen.

danke für beſorgte gutgeſinnte Gemüther. Se. kurfürſtl. Gnaden der Kurfürſt Erzkanzler wünſchen und hoffen mit reiner deutſcher Vaterlandsliebe, daß ein ſolches Unglück vermieden werde: 1) durch allgemeines Beſtreben, die Einheit der deutſchen Reichsverfaſſung zu erhalten; 2) durch Vereinigung der Gemüther die Befolgung der Reichsgeſetze; 3) durch einſtimmige Verwendung aller und jeder Teutſchen, um einen guten, ehrenvollen, dauerhaften Frieden zu erwirken“ *).

Es möchte ſchwer ſein, die ſentimentale Phraſe in politiſchen Dingen ſchärfer in ihrer Hohlheit zu zeichnen, als in dieſem Documente. Aber ſo weit war es bereits mit der Knechtſchaft des heil. röm. Reiches gekommen, daß ſelbſt dieſe klägliche Allocution die Ungnade der Franzoſen auf ſich zog und der Kurerzkanzler des Reiches von Bacher über ſein Unterfangen zur Rede geſtellt ward!

Der große Kriegsplan der Coalition, der ſich auf dem Papier ſo drohend ausnahm, ſchwand indeſſen immer mehr zu einem winzigen Reſultate zuſammen. Von Pommern bis nach Neapel ſollte der Angriff gegen Frankreich begonnen werden, und jetzt war man kaum an einer bedeutenden Stelle ſchlagfertig und ſtark genug, den Gegner aufzuhalten. Nur in Oberitalien war Erzherzog Karl dem Heere Maſſena's beträchtlich überlegen, und in Unteritalien glaubte man auf eine Diverſion in Neapel zählen zu können; allein es war Napoleon gelungen, die Bourbons dort vorerſt durch ein Neutralitätsverſprechen zu binden (21. Sept.) und die Truppen, die in Neapel ſtanden, zur Verſtärkung Maſſena's nach der Lombardei zu ziehen. Der Plan, in Norddeutſchland mit einem ſchwediſch-ruſſiſchen Heere die Franzoſen anzugreifen, war ohne die Zuſtimmung Preußens nicht durchzuführen, und den Gedanken, durch die Schweiz nach dem ſüdöſtlichen Frankreich vorzudringen, mußte man zunächſt wenigſtens aufgeben, da man ſich offenbar ſelbſt die Stärke nicht mehr zutraute, zugleich in Süddeutſchland und Oberitalien das Uebergewicht zu behaupten.

Alle früheren Entwürfe der Coalition waren alſo verrückt und verſchoben, aus der Stellung der Angreifenden waren die Verbündeten in die der Angegriffenen verſetzt; ſie hatten gemeint, ſich dem Rhein zu nähern, ehe Napoleon gerüſtet wäre; jetzt ſtand Napoleon in Schwaben, bevor der erſte ruſſiſche Soldat den Inn erreichte. Es konnte ſo kommen, daß von der loſen Kette von Armeen, welche die Verbündeten ins Feld ſtellen wollten, ein Glied nach dem andern aufgerieben ward; die Oeſterreicher an der Donau traf wahrſcheinlich zuerſt das Schickſal, in ein Netz franzöſiſcher Streitkräfte ver-

*) Die Mittheilungen über den Reichstag ſind der Reichstagscorreſpondenz von 1805, Nr. 70. 72. 76. 78. 79. 89. 99 und den urkundlichen Beilagen entnommen.

wickelt zu werden. Die Stellung, die Mack bis in die erſte Woche des Octobers einnahm, war wenigſtens nicht dazu angethan, einer ſolchen Kataſtrophe zu begegnen.

Die Streitkräfte, die Oeſterreich bis zu dieſer Zeit in Baiern und Schwaben vereinigte, betrugen nahezu 70,000 Mann*); daß die Armee nicht zahlreicher war und man das Heer in Italien ohne Noth ſtärker machte, ſchrieb man in wohlunterrichteten diplomatiſchen Kreiſen einer verkehrten Delicateſſe Mack's zu, der den ohnedies ſchon zurückgeſetzten Erzherzog nicht durch Schwächung ſeiner Armee noch mehr habe kränken wollen**). Dem ſei, wie ihm wolle, das Entſcheidende war nicht die Zahl, ſondern die Aufſtellung dieſer Streitkräfte. Von den tiroler Päſſen an und vom Bodenſee längs der Iller, dann bis über die Donau hinüber nach dem fränkiſchen und oberpfälziſchen Gebiete hin war dieſe Armee zerſtreut; ihre Vorpoſten waren bis nach Oberſchwaben und in der Richtung nach dem Schwarzwalde hin vorgeſchoben. Um den Werth dieſer Aufſtellung richtig zu ſchätzen, genügt die Frage: war Mack ſtark genug, den Franzoſen die Spitze zu bieten, oder war er es nicht? Im erſten Falle wäre kein Grund geweſen, an der Iller zu bleiben, ſondern Mack mußte nach dem Schwarzwalde und nach dem Rhein vorgehen; im letzteren war auch die Stellung an der Iller ſchon zu gewagt, und Mack durfte den Feind nur am Inn erwarten, wo ihn die ruſſiſche Hülfe wenigſtens zum Theil vor Ankunft des Feindes erreichen konnte. Nachdem Baiern, Württemberg, Baden doch einmal verloren waren, fiel ohnedies der politiſche Beweggrund weg, der zu einem Verlaſſen der Innlinie hatte beſtimmen können.

Aber der öſterreichiſche Feldherr hatte noch keine Ahnung von der Lage, in welcher er ſich befand. Die Corps von Soult, Lannes, Murat und Ney

---

*) Die glaubwürdigſten Angaben berechnen für die Zeit vom 7—8. October 112 Bataillone Infanterie und 122 Escadronen Reiterei; zählt man, was wohl nicht zu hoch gegriffen iſt, durchſchnittlich die runde Zahl von 500 Mann auf das Bataillon, von 100 auf die Escadron, ſo ergibt ſich eine Geſammtzahl von 56,000 Mann Infanterie und 12,200 Reitern. Davon zählte Kienmayers Corps 8000 Mann, Werneck mit Aspre's Detachement 16,860, Schwarzenberg 12,940, Rieſch 19,400, Jellachich 11,000 Mann. Zu Ende September waren die Truppen in folgenden Aufſtellungen: Kienmayer ſtand an der Donau bei Ingolſtadt und Neuburg, in einzelnen Abtheilungen bis gegen Amberg ausgebreitet; Werneck mit einem Theile ſeines Corps am linken Ufer des Lech von Mindelheim und Landsberg bis gegen Burgau und Zusmarshauſen; daran reihte ſich dann die Aufſtellung von gegen 60 Bataillonen und 8 Schwadronen an der Iller, bei Kempten und am Bodenſee, während Fürſt Schwarzenberg mit ſeiner Infanterie und zahlreicher Reiterei nach Oberſchwaben vorgeſchoben war. S. Geſch. der Kriege VI. 2. 29. 224 ff.

**) S. die Depeſche Sir Arthur Pagets in Cobbetts parliamentary debates. Lond. 1806. T. VI. Appendix XXXVI.

waren nach Schwaben vorgedrungen, Davouſt rückte durch das Hohenlohe'ſche nach der Donau in der Richtung auf Neuburg. Am 8. Octbr. ſollte er zu Monheim, zwiſchen Oettingen und Neuburg anlangen, am nämlichen Tage ſollte ſich Soult zwiſchen Nördlingen und Donauwörth befinden, Lannes in Neresheim, Ney ſchon den Tag zuvor in Heidenheim eintreffen. Um dieſelbe Zeit ward Bernadotte zu Eichſtädt, Marmont zwiſchen Eichſtädt und Monheim erwartet, um dort Davouſt die Hand zu reichen. Ueber das Ziel dieſer Bewegungen war man auf öſterreichiſcher Seite vollſtändig im Dunkeln; nicht nur der argloſe Mack, der, wie eine militäriſche Stimme ſagt*), immer nur dasjenige ſah, was ihm Napoleon zeigen wollte, niemals das, was er ſelber wiſſen mußte, ſondern auch die Verſtändigſten waren in Illuſionen befangen. In dem Augenblicke, wo Napoleon ſich ſchlagfertig machte, die gewaltigen Maſſen nach Süddeutſchland zu werfen, waren z. B. in Wien die geſcheidteſten Diplomaten der feſten Meinung, es ſei nur etwas über 100,000 Mann, was er aufbieten könnte, oder ſie beruhigten ſich mit dem trügeriſchen Troſt, daß die Nachrichten von dem Anmarſche gewaltiger Streitkräfte ſich als Uebertreibung herausſtellten**). Wenn Sir Arthur Paget oder Gentz, die man beide als die am wenigſten befangenen Leute in Wien betrachten durfte, ſo optimiſtiſch dachten, was war von einem Manne wie Mack zu erwarten? Er ſandte keine Kundſchafter aus, er benutzte ſeine zahlreiche und treffliche Reiterei nicht einmal, um die Stellung des Feindes zu recognosciren; er ließ ſich nachher durch die plumpen Lügen düpiren, die ihm ein Bonaparte'ſcher Spion über die Schwäche Napoleons und eine demnächſt in Paris ausbrechende Schilderhebung gegen den Kaiſer vorgeſpiegelt hat. Wie die Franzoſen jetzt über den Schwarzwald vorrückten, ſtarke Avantgarden auf der Linie zwiſchen Pforzheim und Freiburg erſchienen, beſtärkte dies nur im öſterreichiſchen Hauptquartiere die Meinung, auf die Front an der Iller werde der Hauptangriff erfolgen. Die Bewegungen Marmonts und Bernadotte's erſchienen mehr wie beobachtende; daß, um ſie zu maskiren, Napoleon die Blicke der Oeſterreicher auf ſein Vorrücken in Schwaben zog, daß Bernadotte's Marſch das Netz zuzog, in welchem die kaiſerliche Armee gefangen ward — an dieſe Möglichkeit ward im Mack'ſchen Hauptquartiere nicht im mindeſten gedacht. Höchſtens fing man an, wie ſich jene Bewegungen nach der Iller ſehr bald als bloße Demonſtrationen erwieſen, die Möglichkeit eines Angriffes auf die rechte Flanke einzuſehen; an eine Umgehung ward nicht gedacht. Die einzige Veränderung war denn auch die, daß Mack ſeine verzettelten Stellungen etwas mehr zuſammenzog und ſich in den erſten Tagen des Octobers enger bei Ulm concentrirte.

---

*) Rüſtow a. a. O. 112.

**) S. die Depeſchen Sir Arthur Pagets vom 18. und 21. September bei Cobbett a. a. O. XXXIV.

Indeſſen wurden die Bewegungen der Franzoſen ohne Störung vollführt; am 6. October war Davouſt ſchon in Neuburg, Soult in Donauwörth, Ney auf dem Wege dahin; Napoleon ſchlug am 6. zu Nördlingen, am 7. zu Donauwörth ſein Hauptquartier auf, um die Bewegungen zu leiten. Ob auch Bernadotte, dem ſich das bairiſche Corps angeſchloſſen, zur rechten Zeit an der Donau ankommen würde, hing davon ab, welchen Weg er nahm. Zog er von Würzburg über Nürnberg, ſo war es zweifelhaft, ob er früh genug kam; ſchlug er den geraden Weg über Ansbach ein, ſo war ſein rechtzeitiges Erſcheinen gewiß. Aber der Durchmarſch durch das preußiſche Ansbach verletzte die beſtehenden Verträge, in denen eine Neutralität aller preußiſchen Gebiete ausdrücklich ſtipulirt war, und eine ſolche Verletzung war in dieſem Augenblicke um ſo bedenklicher, als Preußen ein gleiches Anſinnen von Seiten der Coalition rund abgeſchlagen hatte. Eben war noch, um jeden Zweifel zu beſeitigen, in dem fränkiſchen Gebiete eine Verordnung vom 21. Septbr. bekannt gemacht worden, wonach ohne ausdrückliche Genehmigung des Königs kein Durchmarſch geduldet, keine Requiſition, kein Vorſpann, keine Lieferung irgend einer Art geleiſtet, „ſondern gegen jeden ſolchen Verſuch proteſtirt und ſelbiger unter keinem Vorwande geſtattet werden ſolle.“ Aber dies Bedenken wog bei Napoleon nicht ſchwer. Sei es, daß er ſich Preußens durch Duroc bereits ganz verſichert glaubte, ſei es, daß er im Uebermuth des gewiſſen Erfolges nicht mehr für nöthig hielt, ſeine Geringſchätzung Preußens zu verhüllen, genug, er gab (28. Septbr.) Bernadotte den Befehl, durch Ansbach zu marſchiren. Der Marſchall ſollte den Durchzug mit aller Höflichkeit und eifrigen Freundſchaftsverſicherungen vornehmen; die franzöſiſche Diplomatie wurde angewieſen zu behaupten, die Neutralitätsverträge bezögen ſich auf dieſe Enclave nicht. Bernadotte, ſchrieb Napoleon am 3. Oct., muß dieſes Gebiet durchziehen; doch iſt es nöthig, viele beruhigende Verſicherungen zu geben, viele Anhänglichkeit und Achtung zu bezeugen, dann ſchnell hindurchzuziehen mit der Erklärung: es ſei nicht anders möglich. So geſchah es; am nämlichen Tage durchzog das franzöſiſche Corps das preußiſche Gebiet und traf zur rechten Zeit zwiſchen Eichſtädt und Ingolſtadt ein. Die politiſche Wirkung des Schrittes reichte aber, wie ſich zeigen wird, doch viel weiter, als es in Bonaparte's Plan und Berechnung liegen konnte.

Auch jetzt noch beharrte Mack in ſeinem Glauben, daß der Feind ſeine Front an der Iller angreifen wolle, und alles Andere nur Demonſtration ſei, dieſen Plan zu verdecken. Erzherzog Ferdinand, zwar dem Namen nach der eigentliche Oberfeldherr, jedoch angewieſen, den Rathſchlägen Mack's zu folgen, war freilich anderer Anſicht; er erkannte die Gefahr und drang darauf, daß man ihr begegne. Mit Widerſtreben gab Mack halb nach, und es wurde denn auch etwas Halbes beſchloſſen. Statt mit der äußerſten Anſtrengung wo möglich den Rückzug nach dem Inn oder Tirol anzutreten, oder, ehe ſich an der Donau der eherne Ring der feindlichen Streitkräfte ſchloß, über die

Donau den Rückzug nach Böhmen zu gewinnen, beſchränkte man ſich darauf, eine Frontveränderung vorzunehmen (5. Octbr.), die Stellung an der Iller mit der an der Donau zu vertauſchen und die Truppen bei Ulm, Günzburg u. ſ. w. zu concentriren. Während dies nicht allzu ſchnell vorbereitet ward, vereinigten ſich (6. 7. Oct.) die Franzoſen zum Donauübergange; von der rauhen Alp bis gegen Neuburg und Ingolſtadt ſtanden jetzt ihre Heeresmaſſen, Ney am nächſten bei Ulm, Lannes bei Nördlingen, Murat und Soult in der Richtung auf Donauwörth, Davouſt und Marmont gegen Neuburg gewendet, Bernadotte und die Baiern in der Richtung auf Eichſtädt und Ingolſtadt. Die einzelnen vorgeſchobenen Poſten der Oeſterreicher waren nicht einmal ausreichend, den Uebergang zu vertheidigen; am frühen Morgen des 7. hatte Murat Donauwörth beſetzt und die kleine Beſatzung verdrängt; zu gleicher Zeit wurden auch weiter öſtlich die Uebergänge über den Fluß gewonnen, Kienmayers ohnehin unzulängliches Corps zum raſchen Rückzuge auf's rechte Donauufer gedrängt. Während Ney auf der württembergiſchen Seite bei Ulm die Oeſterreicher beſchäftigte, konnten binnen wenig Tagen die Franzoſen ſich zwiſchen München und Augsburg ausbreiten und dem Feinde den Rückzug nach dem Lech und der Iſar vollends abſchneiden. Am 12. rückten die bairiſchen Truppen wieder in ihrer Hauptſtadt ein.

Als Mack die erſte Nachricht vom Verluſte von Donauwörth erhielt (7. Oct.), ertheilte er Befehle zur Vertheidigung der Uebergänge an der Donau und dem Lech, die ſchon darum ſinnlos waren, weil ſich die Franzoſen um dieſe Zeit bereits faſt im Beſitze aller der Punkte befanden, die er noch wollte vertheidigen laſſen. Kienmayer z. B., der nach dieſen Befehlen den Lechübergang bei Rain vertheidigen ſollte, befand ſich auf dem Rückzuge nach München. Erzherzog Ferdinand, der erſt am Abend von Mindelheim in Ulm eintraf, mochte ahnen, wie die Dinge ſtanden; für den Fall, daß die Franzoſen nicht etwa nur in ſchwachen Colonnen den Fluß überſchritten hatten und damit die Gelegenheit zu einem günſtigen Angriffe boten, beſtimmte er Mack zu dem Entſchluſſe des Rückzuges. Das gegen Wertingen vorgeſchobene Corps unter Auffenberg, das eben abgeſandt war, um die Franzoſen an der Donau anzugreifen, ſollte nun gegen Zusmarshauſen und Augsburg zurückgehen, die Hauptmaſſe in derſelben Richtung folgen, Kienmayer die Verbindung mit den Ruſſen und den ſich dem Inn nähernden Verſtärkungen herzuſtellen ſuchen. Noch hatte Mack nahezu ſechszigtauſend Mann zur Verfügung; wurde der Rückzug raſch und energiſch ausgeführt, ſo war zwar immer der erſte Act des Feldzuges völlig mislungen, aber doch der Kern der deutſchen Armee vor ſchmählicher Niederlage und Gefangenſchaft bewahrt.

Freilich ſchien es auch dazu ſchon beinahe zu ſpät; während man ſich über dieſen Rückzugsplan vereinigte und die verſchiedenen Corps, Rieſch und Schwarzenberg von Ulm, Jellachich von Biberach, Spangen von Mindelheim,

zur Vereinigung bei Günzburg erwartete, breiteten die Franzoſen ſich ſchon auf dem rechten Donauufer aus, und es ward mit jeder Stunde zweifelhafter, ob der Rückzug nach dem Inn noch durchzuführen ſei. Wenigſtens verhieß der erſte Zuſammenſtoß nichts Gutes.

Auffenberg war mit 10 Bataillonen und 6¼ Escadronen, auf die Nachricht vom Falle Donauwörths, nach der Donau geſandt worden; wie er nach einem angeſtrengten Nachtmarſch am Morgen des 8. Oct. in Wertingen eintraf, kam ihm, da inzwiſchen der Rückzug nach dem Inn beſchloſſen war, der Befehl nach, nun ſchnell auf Zusmarshauſen zurückzuziehen. Auffenberg hielt ſich durch die Ermüdung des Marſches für berechtigt, dieſen Befehl nicht ſofort zu vollziehen, ſondern den Truppen Raſt zu gönnen. Schon war aber eine ſtarke feindliche Colonne, mehrere Reiterdiviſionen unter Lannes und Murat und ein Theil der Infanterie des Lannes'ſchen Armeecorps auf dem Marſche nach Wertingen; im Ganzen eine Maſſe, die mehr als doppelt ſo ſtark war, als die ermüdeten Oeſterreicher. Am Mittag griff Lannes' Reiterei an und warf Auffenbergs über Wertingen vorgeſchobene Truppen zurück, indeſſen auch Murat anlangte und die Flanken der Oeſterreicher zu umgehen anfing. Zu ſpät ordnete dann der öſterreichiſche General den Rückzug an; der überlegene Angriff der Franzoſen ſprengte bei Wertingen einen Theil des Corps auseinander; vergebens ſuchte ſich der Reſt zum neuen Widerſtande zu ſtellen, er erlag nach tapferem Kampfe der Uebermacht. Die Oeſterreicher ſelbſt geben 1800 Mann Verluſt an, größtentheils Gefangene, unter denen auch Auffenberg ſelber war; die ganze Diviſion war aufgelöſt, ihre ſechs Geſchütze hatten dem Feinde überlaſſen werden müſſen. Murat und Lannes rückten nun ohne Hinderniß auf Burgau, Zusmarshauſen und Augsburg vor; der Rückweg nach dem Lech mußte alſo von Mack bereits mit den Waffen erzwungen werden. Am Morgen des 9. Oct. ſchien in der That ſein Rückzug von Günzburg zu beginnen; die erſten Colonnen näherten ſich Burgau, blieben dort kurze Zeit ſtehen und kehrten am Mittag wieder nach Günzburg zurück. Wahrſcheinlich waren ſie ſchon jenſeits Burgau auf die erſte franzöſiſche Reiterei geſtoßen.

Am rechten Ufer der Donau war alſo die Operation der Franzoſen vollendet; ſie ſtanden im Rücken der Oeſterreicher und hatten ihnen den Weg nach dem Inn verlegt. Indeſſen begann auch Ulm gegenüber, am linken Ufer, ihre Thätigkeit ſich zu entfalten. Es waren dort gegen 40,000 Mann unter Ney vereinigt, welche die Oeſterreicher bei Ulm feſthielten, indeſſen Napoleon ihnen den Rückweg abſchnitt. Am 9. Octbr. kam es bei Günzburg zum Gefecht über den Donauübergang, das ſich zum Vortheil der Franzoſen entſchied. Sie gewannen die Donaubrücken und drängten den Feind nach Günzburg zurück. Abermals drang man jetzt im öſterreichiſchen Lager in Mack, Ulm zu verlaſſen, und er ſchien dazu entſchloſſen. Nachdem der Verſuch, nach dem Lech und Inn durchzukommen, aufgegeben war, blieben nur

die zwei Wege: entweder der Iller entgegen nach Tirol zu entkommen — und dieſer Ausweg bot noch die wenigſten Gefahren — oder bei Ulm auf's linke Donauufer hinüberzugehen, ſich nach Nördlingen durchzuſchlagen und von dort den Rückzug nach Böhmen zu gewinnen. Nach dem Gefecht bei Günzburg ſchien Mack entſchloſſen, dieſen letzteren Verſuch zu machen; doch verſchob er die Ausführung auf den 11. October. An dieſem Tage ſollte das Gros der Armee die Donau überſchreiten, den Weg über Albeck, Heidenheim nach Nördlingen antreten, indeß ein Corps ſcheinbar in der Richtung auf Geißlingen und Stuttgart vorging, um den Schein einer Bewegung gegen die franzöſiſche Gränze zu erwecken — eine Demonſtration, von der ſich freilich aller Vorausſicht nach kein Menſch mehr täuſchen ließ. Ehe es aber zu dieſen Bewegungen kam, erſchien eine franzöſiſche Diviſion unter Dupont von Albeck her (11. Oct.) im Angeſicht der Oeſterreicher. Napoleon, der über die Stellung und Stärke des Feindes in dieſem Augenblicke nicht genau unterrichtet war und einen Rückzug nach Tirol zu fürchten ſchien, hatte Ney aufgetragen, Ulm anzugreifen und wo möglich wegzunehmen. Daran war freilich noch nicht zu denken. Während Ney die Uebergänge bei Günzburg deckte, bewegte ſich Dupont mit etwa gegen 6000 Mann gegen Ulm, und es kam bei den Dörfern Haslach, Thalfingen und Jungingen zu einem hartnäckigen und blutigen Gefecht, in welchem Fürſt Karl Schwarzenberg einen glücklichen Reiterangriff ausführte und die Franzoſen zum Rückzuge zwang. Dieſer augenblickliche Erfolg, der aber von den Oeſterreichern ſelbſt theuer erkauft und durch keine weiteren Trophäen bezeichnet war, hatte die bedenkliche Wirkung, Mack gegen verſtändigen Rath noch unzugänglicher zu machen. Er überſchätzte den Werth des Gefechtes, wich nun wieder den Anmuthungen, Ulm zu verlaſſen, widerwillig aus und verſtockte ſich noch mehr in dem Wahne, daß es das Beſte ſei, bei Ulm zu verweilen. Doch ließen die tüchtigſten Officiere der Armee nicht ab, in ihn zu dringen, daß er die bedenkliche Stellung verlaſſe, und die unzweifelhafte Gewißheit, daß ſich große feindliche Maſſen zwiſchen Lech und Iller ſammelten, beſtimmte ihn denn auch ſelber, jenen Wünſchen ſein Ohr zu leihen. Aber es geſchah doch nur mit halbem Herzen, koſtbare Stunden gingen verloren, und erſt am 13. October ſollte der Abmarſch begonnen werden. Er brachte ſeine Zeit damit zu, ſeine Armee neu einzutheilen; er bildete daraus drei Corps, jedes von 16—18000 Mann, wovon Fürſt Schwarzenberg den linken Flügel, Rieſch das Centrum, Werneck die rechte Seite commandirte. Außerdem ſtand Jellachich mit beinahe 5000 Mann noch bei Ulm, Spangen mit einem gleich ſtarken Corps in Memmingen, einzelne Bataillone waren noch in Lindau und Stockach vorgeſchoben. Am 13. Oct. ſollte Werneck den Rückzug nach Heidenheim antreten, Rieſch und Schwarzenberg ihm folgen, während Jellachich gegen Memmingen aufbrechen und ſich dort mit Spangen vereinigen würde.

Indeſſen traf Napoleon alle Vorbereitungen, den Oeſterreichern am 14 Oct.

mit überlegenen Massen eine Schlacht zu liefern; es zogen sich gegen 80,000 Mann zwischen der Iller und dem rechten Donauufer zusammen. Wie Jellachich am 13. aufbrach, war sein Marsch schon nicht mehr ungefährdet, er ward von Memmingen getrennt und weiter südlich geschoben. Schon am Abende umstellte Soult diesen Ort und zwang am andern Tage das Corps von Spangen, sich kriegsgefangen zu ergeben.

Am Morgen des 13. begann denn endlich der Abmarsch der Oesterreicher von Ulm; Werneck hatte den Weg nach Heidenheim angetreten, Riesch und Schwarzenberg sollten in kurzen Zwischenräumen folgen. Die Wege waren schlecht, durch anhaltendes Regenwetter aufgeweicht, der Marsch ging daher nur sehr langsam von Statten. Gleichwol war dieser Ausweg der letzte, der eine Hoffnung eröffnete, die Armee vor schmählicher Capitulation zu retten. Aber der Marsch war kaum begonnen, so ward er auch wieder aufgegeben.

Es war eine neue Wandlung mit Mack vorgegangen, die das Schicksal der Armee entschieden hat. Am Mittag des 13. Oct. kamen ihm durch den Generalcommissair der Armee verworrene Berichte zu, die darauf hinausliefen, Napoleon sei durch eine Diversion in seinem Rücken gezwungen, sich nach dem Rhein zurückzuwenden. Es gehörte Mack's politische Unwissenheit dazu, um im Ernste zu glauben, die Engländer hätten eine Landung bei Boulogne gemacht, oder Preußen, durch die Verletzung des Ansbacher Gebietes beleidigt, habe auf die Kunde von den Vorgängen des 3. Octbr. bereits seine Armeen gegen Napoleon in Bewegung gesetzt; es gehörte aber auch seine militärische Verkehrtheit dazu, um anzunehmen, Napoleon werde — selbst alle jene Gerüchte im Ernste als Thatsachen zugegeben — rasch die Oesterreicher an der Donau im Stiche lassen und nach Boulogne gegen die Engländer, oder nach Mitteldeutschland gegen die Preußen marschiren. So unglaublich es klingt, es ist gleichwol kaum an der übereinstimmenden Nachricht zu zweifeln, daß Napoleon mit bestem Erfolge ihn in diesen tollen Meinungen bestärkte. Er schickte, so wird erzählt, durch die Nachricht vom Abmarsch besorgt, die Oesterreicher möchten entrinnen, den bekannten Doppelspion Schulmeister an Mack, und dieser meldete ihm dann die handgreiflichen Lügen von dem Ausbruche einer Contrerevolution in Paris, vom Anmarsche der Engländer und dem eiligen Rückzuge Napoleons. Wer immer dem österreichischen Feldherrn diese Mährchen aufgebunden haben mag, er nahm sie mit gläubiger Begierde auf. Er hielt die Bewegungen der Franzosen wirklich für den Anfang ihres Rückzuges; er sprach in dem Moment, wo ihn Napoleon schon mit überlegenen Massen festhielt, im Ernste davon, „es sei jetzt der günstige Augenblick, ihn aufzureiben. Das Vorrücken einer Colonne gegen Memmingen, sagte er, und die Stille auf dem linken Donauufer sind Beweise seines Rückzuges; wir müssen nun augenblicklich darauf denken, die Fortsetzung desselben zu beunruhigen, und unsere Armee muß mit ihm zugleich den Rhein er-

reichen, vielleicht irgendwo mit ihm paſſiren!"*) Er ſiſtirte alſo den Abmarſch nach Nördlingen, er traf Anordnungen, um Napoleon auf ſeinem muthmaßlichen Rückzuge nach — Straßburg und Mannheim zu verfolgen. Es iſt gewiß richtig, was ein militäriſcher Darſteller dieſes Feldzuges ſagt: die Kritik hört da auf, wo von rechnendem Verſtande keine Spur mehr zu finden iſt und eine liederliche Einbildungskraft ſich durchaus der Herrſchaft bemächtigt hat. Aber nicht nur ein armſeliger Menſch, wie Mack, ſondern auch Geſcheidtere wiegten ſich in ähnlichen Illuſionen."**).

Das Schickſal der öſterreichiſchen Armee war nicht mehr abzuwenden. Während Mack ſeine abenteuerlichen Befehle austheilte, um Napoleon an den Rhein zu verfolgen, hatte dieſer alle Anſtalten getroffen, das deutſche Heer an der Donau einzuſchließen. Bernadotte und die Baiern ſtanden öſtlich nach dem Inn zu gewendet, um den Ruſſen, falls ſie kamen, entgegenzutreten; an ſie reihte ſich das Corps von Davouſt, Soult war an der Iller und der obern Donau, die übrigen Streitkräfte der Franzoſen ſchloſſen einen Kreis um Ulm. Nördlich von der Stadt hielt Ney die Donauübergänge beſetzt und breitete ſich auf beiden Ufern des Fluſſes aus; öſtlich am rechten Ufer näherten ſich im Halbkreiſe Marmont, Lannes und Murat mit ihren Armeecorps dem Platze. Es war dieſen letzteren nicht ſchwer, am 14. Oct. vorzudringen und die ſchwachen Poſten des Feindes zurückzuſchieben; ſie ſtanden am Abend ſchon auf dem engen Raum zwiſchen Pfuhl und Oberkirchberg dicht an die Stadt herangedrängt. Heftiger, aber nicht glücklicher für die öſterreichiſchen Waffen ward indeſſen am linken Ufer der Donau geſtritten; das Corps von Rieſch war dort, den früheren Anordnungen zufolge, auf dem Marſche gegen Nördlingen; die neueſten Befehle, die dieſem Corps die Verfolgung Napoleons in der Richtung auf Mannheim zudachten, waren noch nicht eingetroffen. In loſen Abtheilungen vorwärtsziehend, geriethen dieſe Truppen einzeln mit dem Ney'ſchen Corps in Kampf; Rieſch ſelbſt bei Elchingen um die Donaubrücke, eine andere Diviſion weiter nördlich bei Langenau; die Artillerie blieb zum größten Theil in den bodenloſen Hohlwegen bei Thalfingen ſtecken. Kaum gelang es noch

*) S. Geſch. der Kriege VI. 2. 59. 60. Rüſtow a. a. O. 142. 144.

**) Am 5. October verkündete die Wiener Hofzeitung noch: „Die geſammte franzöſiſche Macht, welche in 10—14 Tagen auf dem rechten Rheinufer ſtehen kann, wird 86,000 Mann betragen;" „längſtens bis zum 11. October, fügte ſie hinzu, wird durch die Vereinigung mit Kutuſow die Armee bei Ulm auf 140,000 Mann gewachſen ſein und am 30. durch die Ankunft der zweiten ruſſiſchen Armee auf 200,000 anwachſen." Einen Tag ſpäter ſchrieb Gentz den bekannten Brief, worin er ſich an der „Scham und Verlegenheit" des „Theatermonarchen" frohlockend weidete. Nach dieſen Proben klingt es nicht unglaublich, was Hormayr (Geſchichte Andreas Hofers I. 96.) berichtet, daß man bei der Berechnung der Ankunft der zweiten ruſſiſchen Armee vergaß, die Verſchiedenheit des ruſſiſchen und gregorianiſchen Kalenders in Anſchlag zu bringen!

Rieſch, trotz des tapferen Widerſtandes, der an einzelnen Stellen geleiſtet ward, mit beträchtlichem Verluſt nach Ulm zurückzukommen; der Feind drängte nach, und am Abend des 14. Oct. war auch auf dieſer Seite der Donau die Einſchließung faſt vollendet. Der Tag mußte ſelbſt die Kurzſichtigſten belehren, wie die Dinge jetzt ſtanden; es war nur eine Stimme unter den höheren Officieren im öſterreichiſchen Lager, daß nichts mehr übrig bleibe, als ſich raſch am linken Donauufer durchzuſchlagen, bevor der Kreis der Feinde ſich völlig ſchloß — Mack allein blieb auch jetzt aller Vernunft unzugänglich. Mit einer Zuverſicht, die an ſtillen Wahnſinn gränzte, behauptete er auch am Abend nach dem Treffen bei Elchingen noch, die Lage des Feindes ſei ganz verzweifelt, er habe ſich nur noch geſchlagen, um ſeinen unvermeidlichen Rückzug zu maskiren. Es kam darüber zu offener Entzweiung. Erzherzog Ferdinand erklärte, ein längeres Verweilen bei Ulm müſſe unvermeidlich zur Kriegsgefangenſchaft führen; er werde darum die Stadt ſogleich verlaſſen und ſich mit dem Werneck'ſchen Corps, daß am Tage zuvor gegen Heidenheim aufgebrochen war, zu vereinigen ſuchen. Beſſer wäre es vielleicht geweſen, wenn der Erzherzog den offenbar unzurechnungsfähigen Mann kurzweg beim Kopf nehmen ließ und die Leitung der vereinigten Streitkräfte ſelber ergriff; denn ſeine Entfernung gab dem irrſinnigen Treiben des Generals nur vollends freien Spielraum. Mit Zuſicherungen, aus denen die unveränderte Bethörung herausſprach, zuletzt mit Drohungen ſuchte Mack den Erzherzog zurückzuhalten; es war vergebens. In der Nacht verließ derſelbe mit 12 Schwadronen die Stadt, um auf dem Umwege über Geißlingen den Weg nach Heidenheim und Nördlingen zu finden.

Eben in derſelben Nacht traf Napoleon ſeine Maßregeln, um die Stadt vollends einzuſchließen und durch den Angriff vom andern Tage die Capitulation vorzubereiten. Es waren wenigſtens 50,000 Mann, die am Vormittag des 15. Octobers an beiden Ufern der Donau dicht um die Stadt zuſammengezogen waren; die Befeſtigungen, im Spätjahr 1800 von den Franzoſen geſchleift und ſeit dem Beginn des Krieges nur unvollkommen und in der Eile wiederhergeſtellt, waren zum Theil durch die anhaltenden Regengüſſe eingeſtürzt, ſchwere Artillerie war nicht mehr da, von den 25,000 Mann Truppen, die ſich jetzt hinter den Mauern von Ulm zuſammendrängten, waren nach den Gefechten der letzten Tage kaum 15,000 zum Kampfe brauchbar, und auf Allen lag der entmuthigende Eindruck einer unverantwortlichen Führung. Nur Mack war auch jetzt noch ſeines Glaubens an den Rückzug der Feinde ſo ſicher, daß er es nicht einmal der Mühe werth hielt, am 15. perſönlich auf dem Kampfplatze zu erſcheinen. Dagegen bezeichnete er dieſen Tag durch einen denkwürdigen Aufruf, worin er alle Officiere bei „ihrer Ehre und ihrer Pflicht aufforderte, das Wort Uebergabe nicht mehr hören zu laſſen, ſondern nur an die ſtandhafteſte und hartnäckigſte Vertheidigung zu denken. Schon in wenig

Tagen werden zwei Armeen zum Entsatz erscheinen. Die feindliche Armee, sagte er, ist in der schrecklichsten Lage; es ist unmöglich, daß sie sich länger als einige Tage in der Gegend halten kann. Wir haben, wenn es an Lebensmitteln fehlen sollte, mehr als 3000 Pferde, um uns zu nähren; ich selbst will der Erste sein, der Pferdefleisch ißt."

Während der österreichische Feldherr so seinem Delirium Luft machte, griffen die Franzosen die Höhen um die Stadt an, nahmen die Schanzen auf dem Michelsberge und drängten den Fliehenden auf den Fersen bis an einzelne Thore der Stadt nach. Nur die Geistesgegenwart einzelner Officiere verhütete hier, daß der Feind nicht sofort in die Stadt eindrang; sie sammelten die Flüchtigen und warfen die am weitesten vorgeschobenen feindlichen Abtheilungen noch zurück. Doch war kaum daran zu zweifeln, wenn Napoleon ernstlich wollte und einigen Verlust nicht scheute, konnte er noch an diesem Tage die Stadt erstürmen. Aber es bedurfte dieses Aufwandes an Kräften nicht; am Abend des 15. Octobers waren die Höhen um die Stadt schon von den Franzosen besetzt, es kostete wahrscheinlich keinen Tropfen Blut, sich des Platzes und der darin eingeschlossenen Besatzung zu bemächtigen.

Es waren noch ungefähr 20,000 Mann Infanterie, gegen 3300 Reiter und Artilleristen mit 59 Geschützen in der Stadt; die Verpflegung war bis zu Ende des Monats hinlänglich gesichert, Entsatz nicht wahrscheinlich, doch immerhin möglich. Die Franzosen litten durch das abscheuliche Wetter und durch die Schwierigkeit, eine so große Armee auf diesem engen Raume zu ernähren. Wenn man daher in Ulm wirklich so heroischer Entschlüsse fähig war, wie sie Macks Aufruf vom 15. October verhieß, so war auch jetzt noch, nicht etwa die Katastrophe abzuhalten, aber doch dem Feinde sein Sieg zu erschweren, vielleicht erträglichere Bedingungen der Uebergabe zu erlangen. Allein jener trotzige Aufruf entsprang nicht aus Muth und Geistesgegenwart, es sprach sich in ihm nur die Fortdauer unbegreiflicher Illusionen aus. Auch jetzt noch, als am Abend Ney eine Aufforderung zur Uebergabe an die Besatzung richtete und hier die Stimmung sich laut dahin aussprach, gegen freien Abzug zu capituliren, dauerte bei Mack die Täuschung fort; er bekämpfte solche Gedanken. Aber es bedurfte nur des Einen, daß ihm die herbe Wirklichkeit der Dinge endlich enthüllt und die dichte Binde von seinen Augen weggenommen ward, dann schlug ohne Zweifel sein prahlerisches Selbstvertrauen rasch in die gränzenloseste Entmuthigung um. Napoleon hatte noch in der Nacht den Grafen Philipp von Segur nach Ulm gesandt, um zur Uebergabe aufzufordern; aus seinem Munde erfuhr Mack, wie die Sachen standen: die Stärke der Franzosen, die Hoffnungslosigkeit der eigenen Lage und die geringe Aussicht auf russischen Entsatz. Die Wirkung dieser Mittheilung war nicht zu verkennen; auf Segur selbst machte, nach der Schilderung, die er gibt, diese Mischung von Verblendung und Angst, von Eigen-

ſinn und Schwäche den Eindruck des tiefſten Erbarmens*). Doch raffte ſich Mack noch ſo weit zuſammen, die Uebergabe zur Kriegsgefangenſchaft, die Napoleon fordern ließ, abzulehnen und einen Waffenſtillſtand vorzuſchlagen. Als Vermittler dieſer Unterhandlungen begab ſich dann Fürſt Moritz Liechtenſtein (16. October) ins franzöſiſche Hauptquartier. Napoleon überzeugte ihn von der geringen Ausſicht auf Entſatz und deutete drohend auf ein ſchlimmeres Schickſal hin, das Mack durch Eigenſinn über die Armee verhängen werde. Liechtenſtein wies den Gedanken der Uebergabe nicht zurück, bemühte ſich jedoch, wenn auch erfolglos, für das eingeſchloſſene Heer den freien Abzug nach Oeſterreich zu erlangen. Indeſſen war, vor Beginn der Unterhandlung und nachdem ſie geendet, die Stadt ein paar Stunden lang vom Michelsberge aus beſchoſſen und damit die letzten Widerſtandsgedanken beſchwichtigt worden; am 17. begab ſich Mack ſelbſt ins Napoleoniſche Hauptquartier, um über die Capitulation zu verhandeln. Sie ward in der Hauptſache ſo geſchloſſen, wie ſie der franzöſiſche Kaiſer wollte. Ulm mit ſeinen Magazinen und Waffenvorräthen ward übergeben; die Beſatzung zog mit den Waffen aus, um ſich dann kriegsgefangen zu ergeben; nur die Officiere wurden auf Ehrenwort in die Heimath entlaſſen, die Soldaten gingen gefangen nach Frankreich. Dem Allem war die nichtsſagende Clauſel angehängt: wenn binnen acht Tagen eine Entſatzarmee erſcheine, ſo dürfe die Beſatzung ſich mit ihr vereinigen und frei abziehen. Mit dieſer Clauſel glaubte Mack ſein Gewiſſen beruhigt; er gewann ſeine Gemüthsruhe wieder, wie wenn Alles trefflich gelungen ſei.

Ueber die Unterredung, die er in der Abtei zu Elchingen mit Napoleon hatte, liegt uns eine Aufzeichnung von ihm ſelbſt vor**). Napoleon empfing ihn mit der Frage: Wie konnten Sie ſo eigenſinnig darauf beſtehen, ſich in dieſem Platze, der kaum den Namen einer Feſtung verdient, vertheidigen zu wollen? Mack ſuchte, ſo „ſchätzbar ihm die Anſicht des Kaiſers ſei", die entgegengeſetzte Meinung zu vertheidigen; die Stellung bei Ulm hätte ſich wohl bis zur Ankunft der Ruſſen halten laſſen, aber „unglückliche Umſtände" hätten ihn zur Uebergabe gezwungen. Das Geſpräch kam dann auf die Urſachen des Krieges; wer der angreifende Theil geweſen und ob Oeſterreich Urſache gehabt habe, loszuſchlagen. Es wurden die Gründe wiederholt, die in den öſterreichiſchen und franzöſiſchen Noten und Manifeſten waren für und wider geltend gemacht worden. Mack pries die Hülfsquellen Oeſterreichs, ſprach von 400,000 Mann, die Napoleon an der untern Donau

*) S. Mémoires du général Rapp S. 26 ff.

**) „Précis de mon entretien avec l'Empereur des Français," datirt von Hüttelborf 27. October 1805. Am Schluſſe ſteht: tout ce que j'ai écrit, je puis l'attester sur ma parole d'honneur. Dieſe handſchriftliche Aufzeichnung iſt ohne Zweifel eine Copie des Aufſatzes, deſſen Gentz (Schriften IV. 130) erwähnt.

finden werde, und gegen die er einen Winterfeldzug unternehmen müsse. „Nachdem mich der Kaiser, berichtet Mack weiter, hatte ausreden lassen, und ich ihm vorgestellt, wie er keine dauernde Eroberung, sondern nur vorübergehende Einfälle werde machen können, unterbrach er mich plötzlich mit den Worten: Gut, wir wollen Frieden schließen, gehen Sie nach Wien; ich ermächtige Sie, dem Kaiser zu sagen, daß ich nur den Frieden will und ihn auch jetzt um billige Bedingungen zu schließen bereit bin, nur muß Rußland aus dem Spiele bleiben. Nachdem ich ihm vorgestellt, wie das nicht wohl anginge, besann sich der Kaiser einen Augenblick und sagte dann: Wohlan ich will mit beiden unterhandeln, man nenne mir nur die Vorschläge, ich bin begierig, sie zu erfahren. Ich will Opfer bringen, selbst große Opfer". Wie aber Mack von einem Waffenstillstande sprach, erwiederte er: „Nein, ich kann meine Vortheile nicht unbenutzt lassen, aber ich wiederhole es und ermächtige Sie, es Ihrem Kaiser zu sagen, daß ich den Frieden will. Er soll mir nur den Grafen Cobenzl oder sonst Jemanden mit einem russischen Bevollmächtigten schicken". Auch auf die Verletzung des Ansbacher Gebietes kam die Sprache. Mack meinte, wenn er dies Mittel habe wählen wollen, sei es ihm leicht gewesen, die Baiern abzuschneiden. Warum haben Sie es nicht gethan? fragte lächelnd der Kaiser. Weil der König von Preußen seine Neutralität erklärt und Jedem, der sie verletzte, mit Krieg gedroht habe. Darum, meinte Napoleon, wird er keinen Krieg anfangen.

Während Mack seine letzten Hoffnungen an den Strohhalm der achttägigen Frist knüpfte, erfüllte sich auch das Schicksal des Restes der österreichischen Armee. Wie damals beschlossen war, Ulm zu verlassen und über Nördlingen den Rückweg nach dem Inn oder nach Böhmen zu suchen, war Werneck am Morgen des 13. Octobers mit noch 25 Bataillonen und 28 Escadrons, deren Zahl freilich zum Theil sehr zusammengeschmolzen war, gegen Heidenheim aufgebrochen. Raschheit und Geschick konnte wenigstens diesen Theil der Armee noch retten. Nur war dazu Werneck so wenig der rechte Mann wie Mack; durch einflußreiche Verbindungen, nicht durch Verdienst emporgehoben und durch seine schmutzigen Geldhändel berüchtigt, war Werneck nach den Kriegen von 1796—1797 pensionirt, aber, wie so manche Mittelmäßigkeit, jetzt wieder in Thätigkeit gesetzt worden. Er war auf seinem Marsche bis gegen Heidenheim gekommen; dort erfuhr er die Angriffe auf Ulm und beschloß auf den Rath der Generale umzukehren (15. Octob.), um eine Diversion im Rücken des Feindes zu versuchen. Der an sich löbliche Gedanke wurde aber unglücklich ausgeführt. In zwei Colonnen getheilt, durch die schlechten Wege aufgehalten, im Ganzen kaum mehr zehntausend Mann stark, war das Corps an keiner Stelle mächtig genug, in die Entscheidung einzugreifen; in verlustvolle Gefechte verwickelt, sah es sich genöthigt, wieder umzukehren und abermals den Weg gegen Heidenheim anzutreten. Jetzt traf ein Befehl vom Erzherzoge Ferdinand ein, mit ihm

vereinigt den raſchen Rückzug nach den Erblanden zu verſuchen. Von einem Theile des Corps konnte der Befehl ſchon nicht mehr vollzogen werden; vom Feinde erreicht, ward es zerſprengt, indeſſen Werneck vergebens verſuchte, den Reſt ſeiner Reiterei vorauszuſenden und mit der übrigen Infanterie, einem ermatteten und entmuthigten Haufen von kaum zweitauſend Mann, nachzukommen. Vom Feinde bedrängt, gab er (18. October) bei Trochtelfingen nicht nur ſeine Truppen kriegsgefangen, ſondern war einfältig genug, auch die bereits entkommenen Abtheilungen in die Capitulation einzuſchließen. Durch Befehle, die er an ſie ausſtellte, eingeholt, mußten auch ſie zum größten Theil die Waffen ſtrecken!

Bei dieſer allgemeinen Auflöſung war es wohl begreiflich, daß der Rückzug des Erzherzogs Ferdinand, wenn auch für den Erfolg im Großen ohne Wirkung, doch als eine entſchloſſene That geprieſen ward. Er war am 15. mit ſeinen zwölf Schwadronen in Geißlingen angelangt, hatte am nächſten Tage einen angeſtrengten Marſch nach Aalen gemacht, wo ſich eine vorausgeſandte Abtheilung des Werneck'ſchen Corps ihm anſchloß, und ſuchte nun von da nach Nördlingen zu kommen. Da hier überall ſchon Feinde waren, ſchlug er (17. October) den Weg nach Oettingen ein. Den Rückzug nach dem Inn zu gewinnen, ſchien ſchon kaum mehr möglich; er entſchloß ſich, ſeinen Weg nach Böhmen zu nehmen. Am Abend des 18. brach er nach kurzer Raſt von Oettingen auf, wo abermals Bruchſtücke des Werneck'ſchen Corps, der größte Theil der Reiterei und des Geſchützes zu ihm ſtießen. Um nach Böhmen zu kommen, wählte er den Weg über Gunzenhauſen. Schon hing ſich aber Murats Cavallerie an ſeine Ferſen, und nur eine trügeriſche Unterhandlung, die Fürſt Schwarzenberg mit den Franzoſen anknüpfte, ſchaffte die nöthige Friſt, den Zug fortzuſetzen*). In gewaltigen Märſchen ging dann der Erzherzog weiter. Die Infanterie freilich konnte nicht mehr folgen und fiel ermattet dem Feinde in die Hände; bei Nürnberg mußte auch Train und Geſchütz zurückgelaſſen werden. Aber den Reſt, etwa 1700 Reiter, 400 Kanoniere und 163 Trainſoldaten, brachte der Erzherzog, obwol von den Franzoſen noch einmal erreicht und angegriffen, glücklich nach Eger, wo er am 22. October anlangte. Er hatte doch den Beweis geliefert, was ein muthiger Führer an Raſchheit und Anſtrengungen dieſen Truppen zumuthen konnte.

Es drängte indeſſen Napoleon, von Ulm weiterzukommen. Die paar Tage, die ſich Mack noch ausbedungen, waren ihm unbequem, weil ſie die Verpflegung der Armee erſchwerten und den Marſch an den Inn verzögerten. Drum lag ihm viel daran, alle zerſprengten Theile der öſterreichiſchen Armee in ſeine Gewalt zu bekommen; es war ihm, mit der einen Ausnahme

*) S. Prokeſch Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürſten Carl Schwarzenberg. S. 99 ff.

des Erzherzogs gelungen. Das genügte, um einen Mann wie Mack zu bestimmen, daß er jene Clauſel aufgab. Am 19. October fanden zu Elchingen neue Verhandlungen ſtatt, in denen Berthier im Namen des Kaiſers auf Ehrenwort verſicherte, daß Bernadotte zwiſchen dem Inn und der Iſar ſtehe, Werneck capitulirt habe, Soult zwiſchen Ulm und Bregenz die Straße nach Tirol bewache, Lannes den Erzherzog verfolge und bereits am 18. in Aalen eingetroffen ſei. Den letzten Punkt ausgenommen waren alle Angaben richtig. Mack ließ die feſtgeſetzte Friſt, auf die er früher ſo viel Werth gelegt, fallen und verſprach, ſchon am 20. ſtatt ſechs Tage ſpäter den Platz zu räumen, wenn ein ihm an Stärke entſprechendes franzöſiſches Corps bis zum 25. bei Ulm ſtehen bleibe. Der Kaiſer hatte keinen Grund, dieſe Zuſage zu verweigern.

Am 20. October verließen die 23,000 Oeſterreicher die Stadt; Napoleon ſtand auf den Höhen vor der Stadt, von einem glänzenden Generalſtabe umgeben, und ſeine Truppen, blank und geputzt, bildeten Spalier. Schweigend defilirten die Oeſterreicher vor dem franzöſiſchen Kaiſer und legten dann ihre Waffen nieder. Die Officiere durften nach Oeſterreich zurück, die Soldaten gingen als Kriegsgefangene nach Frankreich. Die Generale — es waren außer Mack beſonders Klenau, Giulay, Liechtenſtein zu nennen — wurden von Napoleon im Tone gnädiger Herablaſſung empfangen, manches Verbindliche ihnen zum Troſt geſagt, freilich nur um ihre Regierung mit Schmähungen überhäufen zu können. Napoleon bedauerte ſie, das „Opfer der Thorheiten eines Cabinets zu ſein, das von unſinnigen Planen träume", er ſprach von Verrath gegen Europa, in deſſen Angelegenheiten man aſiatiſche Horden einmiſche, er deutete an, „es könne wohl das Ende der Dynaſtie Lothringen gekommen ſein", wenn Kaiſer Franz nicht raſch Frieden ſchließe*). Der ſoldatiſche Imperator, der ſich ſo unſägliche Mühe gab, in die Reihe der alten Dynaſtien einzutreten, verrieth doch darin wieder ſeinen revolutionären Urſprung, daß er jetzt und ſpäter in den übermüthigſten Stunden ſeines Glückes nichts verſäumt hat, das legitime Fürſtenthum mit plumper Hand ſeines Nimbus zu entkleiden.

Es war Macks letzte charakteriſtiſche Handlung, daß er die an ſich unbedeutende Friſt fallen ließ und ſich beeilte, den Franzoſen Ulm zu räumen. Man behauptet, es hätte ihn dazu beſonders die Ungeduld vermocht — fortzukommen nach dem Inn, um das zweite Heer der Coalition nicht lange auf ſeinen Rath und ſeine Leitung warten zu laſſen. Denn daß er der Mann ſei, der allein Oeſterreich retten könne, davon war er auch jetzt noch lebhaft überzeugt. So gut iſt es ihm freilich nicht geworden. Ein kriegsrechtlicher Spruch erwartete ihn, der ihn ſeiner Würden und Ehren entſetzte. Ein

*) S. die Berichte der Augenzeugen bei Matthieu Dumas précis des évèn. milit. XIII. 98. Savary Mém. II. 152.

Glück, daß er nur eine glänzende Armee von 80,000 Mann aufgelöst und zum großen Theile dem Feinde überliefert; hätte er eine Sünde gegen das herrschende System begangen, er wäre wohl für seine Lebenszeit in einer der Festungszellen verschwunden, in denen Franz II. die Misvergnügten und Gefährlichen unschädlich zu machen pflegte. Sein Vergehen galt in Oesterreich für leichter; er wurde schon nach den Leipziger Siegestagen durch Schwarzenbergs wohlwollende Vermittelung mit einer Pension begnadigt und dann auf seine Vertheidigung hin (1819) vollständig in den früheren Rang und alle seine Würden wieder eingesetzt.

Wie sich in Bonaparte's Haltung, in seinen Anreden und Bülletins jetzt zuerst der Ton blinden Uebermuthes ankündigte, dem er seit den Erfolgen von 1805 und 1806 verfiel, so war auch der Eindruck auf die Massen unbeschreiblich groß. Die Kaiserglorie des neuen Römerreiches hat wenig glänzendere Momente mehr erlebt, als diese Siege vom October 1805. Am linken Rheinufer träumte man sich in die Eitelkeit hinein, der „großen Nation" anzugehören, im Gebiete des späteren Rheinbundes erreichte die bewundernde Anbetung der Bonaparte'schen Herrlichkeit ihren höchsten Gipfel. Die süddeutsche Regierungspresse war in eine Bonaparte'sche Verzückung gerathen; wenn sie schon vor dem Siege den Segen des Himmels auf den Mann herabflehte, welcher „der Geißel der Anarchie" Einhalt gethan und dem Erbfeinde des Festlandes, dem gottvergessenen England, seinen Stachel zu nehmen trachtete*), so läßt sich denken, in welch dithyrambischem Tone sie jetzt redete. In Baiern war wirklich eine Art von Volksbegeisterung wach geworden, die, durch die bitteren Reminiscenzen der jüngsten Zeit erhitzt, nicht für Bonaparte, sondern für bairische Selbständigkeit zu fechten glaubte. Im Norden von Deutschland zeigte sich aber noch nirgends ein elastischer Geist des Widerstandes, selbst wo der Druck in aller Unerbittlichkeit fortdauerte.

Nur in Preußen schien sich ein Umschwung vorzubereiten.

Wir haben die preußische Politik in dem Augenblicke vorlassen, wo alle Zeichen auf einen Bund mit Napoleon und Preußen hinzudeuten schienen; von Boulogne aus schickte der französische Kaiser (Ende August) in dringendster Eile Duroc nach Berlin, um das lange erstrebte Bündniß rasch um so wohlfeilen Preis zu erlangen. Denn wohlfeil war der Preis, wenn ihm für Hannover, das er doch schwerlich auf die Dauer behalten konnte, die

---

*) S. die bezeichnenden Auszüge aus einem Mannheimer Blatte im polit. Journal 1805. II. 1012 f. Aehnliches findet sich in reicher Auswahl in bairischen Blättern.

militäriſche Hülfe Preußens zum Kriege gegen die öſtlichen Mächte gewonnen ward.

Aber ſo weit waren die Dinge noch nicht. Es hatte im Grunde nur Hardenberg, nicht der König ſelbſt, den franzöſiſchen Anerbietungen ein williges Ohr geliehen; in Friedrich Wilhelm III. regten ſich faſt mehr Bedenken als Hinneigung, und es war recht bezeichnend für die Lage, daß der preußiſche Staatsmann den Franzoſen Eile in Behandlung der Sache anempfahl. Des Königs Gewiſſen ſollte eben überraſcht, der erſte verführeriſche Eindruck, den die Ausſicht auf Hannover weckte, ſchnell benutzt werden, bevor die Abneigung des Monarchen gegen die politiſche Immoralität, die man ihm zumuthete, die Oberhand gewann. Kaum bedurfte es, obwol auch dieſe ſchwerlich gefehlt hat, der Einwirkung von Seiten der Franzoſengegner, der Königin, der verbündeten Diplomatie, um den König von einer Bahn zurückzuſchrecken, in die man ihn vielleicht in einem aufgeregten Augenblicke hineindrängen konnte, die er gewiß nie aus eigener freier Wahl ging. Dem Gedanken eines Bundes mit Frankreich, wahrſcheinlich eines Krieges mit der Coalition und eines Erſatzes durch Hannover, dem widerſtrebte ebenſo ſeine Friedensliebe und ſein Vermittelungseifer, wie ſeine politiſche Moral.

Darum war, bevor noch Duroc in Berlin anlangte, dort bereits eine leiſe Wendung eingetreten; die hannover'ſche Beute hatte von ihrer verführeriſchen Macht um ſo viel eingebüßt, als die unvermeidliche Gefahr des Krieges näher rückte. Als Duroc eintraf (1. Sept.), glaubte der wachſame Laforeſt bereits zu bemerken, daß ſich der König von dem Gedanken eines franzöſiſchen Bündniſſes merklich entfernt habe; Hannover, ſchrieb er, übt auf Herrn von Hardenberg immer noch ſeine Verſuchung, aber der König ſcheint weniger Werth darauf zu legen. So fand denn auch Duroc den preußiſchen Monarchen geſtimmt; Friedrich Wilhelm III. äußerte ſich ziemlich kühl über den Beſitz von Hannover, betonte dagegen die Zurückhaltung, die Preußen durch ſeine Lage anempfohlen ſei, und meinte, der Friede ſei noch möglich, wenn man Oeſterreich von der Coalition, der es nur halb wider Willen gefolgt ſei, trenne und es durch Bürgſchaften in Bezug auf Italien beruhige. Dieſer erſte Anfang entſprach ſo wenig den Erwartungen, mit denen Duroc von Boulogne abgeſandt worden war, daß der Vertraute des franzöſiſchen Kaiſers ſeine Miſſion ſchon wie eine verfehlte anſah. Napoleon ſelbſt gab aber die Hoffnung noch nicht auf; mit Gründen, die unzweifelhaft geſchickt ausgeſucht und bis zu einem gewiſſen Punkte ſogar von zutreffender Wahrheit waren, ſuchte er das Widerſtreben des Königs zu überwinden*). Er nannte den Glauben an die Fortdauer des Friedens mit Recht eine gefährliche Illuſion und hob nachdrücklich hervor, daß es ſich in dieſem Augenblicke

*) Duroc est à Berlin; je suis bien avec la Prusse, mais la Russie lui fait une très grande peur, ſchreibt er am 16. Sept. an Eugen. Mémoires I. 366.

nicht mehr um die Wahl zwiſchen Krieg und Frieden, ſondern nur zwiſchen einem kurzen oder langen Kriege handele. Gelingt es — das war der Sinn ſeiner Ausführung — in nächſter Zeit der franzöſiſchen Armee, am Inn einen Schlag gegen die Oeſterreicher zu führen, ſo werden die Ruſſen entweder mit ganzer Macht ſich dahin wenden und Preußen Luft machen, oder ſie werden, erſchreckt von den Opfern eines ſolchen Krieges, die Hand zum Frieden bieten. Der Feldzug wird in beiden Fällen kurz und erfolgreich, die Opfer Preußens ſo gering wie möglich ſein.

Zwei Tage bevor Napoleon dieſe Inſtructionen an Duroc ſchickte, waren die Oeſterreicher über den Inn gegangen, der Krieg alſo begonnen. Das Napoleoniſche Wort, daß es eine gefährliche Illuſion ſei, noch an Frieden zu glauben, erhielt damit raſch ſeine Beſtätigung; nur in Berlin zog man ſich jetzt um ſo eifriger in die neutrale Poſition zurück. „Die Neutralität iſt ein Syſtem, das der König nie aufgeben wird", lautete jetzt auf einmal ſelbſt Hardenbergs Ausſpruch*), und man ſondirte bei Kurheſſen, Sachſen und Dänemark, um im Einverſtändniß mit ihnen eine dritte Partei der Neutralen zu Stande zu bringen. So kam denn an Duroc der Beſcheid, daß man über dieſe Linie nicht hinausgehen, wohl aber allenfalls Hannover in Verwahrung (en depôt) nehmen und dafür die Neutralität in dem großen Kriege verſprechen wolle. So wie die Dinge ſtanden, und nachdem das Größere nicht zu erlangen ſchien, war auch dies noch ein Gewinn für Napoleon. Er blieb vor einer Diverſion in Norddeutſchland geſchützt, und die Sorge vor Preußens Uebertritt zur Coalition war beſeitigt. Es ging daher (20. Sept.) an Duroc die Weiſung ab: er ſolle in dieſem beſchränkteren Sinne abſchließen und etwa gegen eine jährliche Zahlung von 6 Millionen Franken und die Bürgſchaft, Holland vor der Coalition zu ſchützen, Preußen Hannover in Verwahrung geben, doch ſo, daß aus dieſer Verwahrung kein Eigenthumsrecht für Preußen, kein Verzicht für Frankreich ſich ergebe. In einem geheimen Artikel ſollte Preußen ſich zu allen Freundſchaftsdienſten bereit erklären, die es ohne offenen Bruch der Neutralität Frankreich erweiſen könnte. Das wäre freilich für Preußen ein zweifelhafter Vortheil um ziemlich hohen Preis geweſen; darum lehnte man auch dieſen Vorſchlag ab und hielt es für das Beſte, auf die Art von Neutralität zurückzugehen, wie ſie in der ehemaligen Demarcationslinie feſtgeſetzt war.

So war alſo Preußen nach allen Schwankungen ſchließlich wieder dabei angelangt, im Augenblicke eines großen continentalen Krieges neutral bleiben zu wollen und mit dem ſchlechteſten Danke die Rolle des Vermittlers zwiſchen zwei ſchon kämpfenden Parteien zu ſpielen. Abermals, wie zur Zeit von Nowoſilzoffs Sendung und durch dieſe bittere Erfahrung nicht abgeſchreckt, ſuchte Friedrich Wilhelm III. zugleich bei Napoleon und in Petersburg und Wien

*) Depeſche des Weimar'ſchen Geſandten an ſeinen Herzog vom 12. Sept.

für Erhaltung des Friedens zu wirken. Nach allen Seiten gingen preußiſche Boten und Botſchaften als Friedenstauben, während man auf keiner Seite mehr vom Frieden hören wollte oder an die Möglichkeit glaubte, ihn zu erhalten. Als einer der Vermittlungsboten, die der König in dieſem Augenblicke ausſenden wollte, ward auch Graf Haugwitz aus Schleſien nach Berlin beſchieden, um eine Sendung nach Wien zu übernehmen. Damit kehrte eine Perſönlichkeit zu den Geſchäften zurück, deren Name beſonders eng verflochten iſt mit der verhängnißvollen Wendung der folgenden Ereigniſſe. Seine vorübergehende Entfernung im Sommer 1804 hatte freilich nichts gebeſſert. Wir ſehen wenigſtens nicht, daß in irgend einem weſentlichen Punkte Hardenberg die bedenklichen Geleiſe ſeines Vorgängers verlaſſen, oder höhere Principien und einen feſteren, planmäßigeren Gang verfolgt hätte; eher möchten wir in ſeiner Politik vom Auguſt 1804 an die vielſeitige Geſchmeidigkeit vermiſſen, womit Haugwitz durch die europäiſchen Parteien hindurch lavirt war. Wohl hatte ſich der Letztere in dem Augenblicke zurückgezogen, wo dieſe Kunſt ihre ſchwierigſte Probe beſtehen ſollte; aber Hardenbergs Leitung konnte den Vorgänger faſt vermiſſen laſſen. Es wird bei der wunderlichen Einrichtung, nach der damals die Staatsangelegenheiten in Preußen beſorgt wurden, kaum möglich ſein zu entſcheiden, wie viel des Königs ſcheue Unentſchloſſenheit, wie viel Hardenbergs Experimente und wie viel die Intriguen der Cabinetsſchreiber, wie Lombard, zu dem Ergebniß des letzten Jahres beigetragen haben; nur, ſcheint uns, war aber dies abgelaufene Jahr eines der unglücklichſten in der Geſchichte der preußiſchen Politiker geweſen. Zugleich der Coalition und Napoleon gegenüber war Preußen tiefer compromittirt, als man das jemals Haugwitz hatte vorwerfen können.

In dem Augenblick, wo Preußen ſeine verzweifelten Friedensverſuche erneuerte und ſtatt entweder mit Bonaparte oder mit der Coalition zu gehen — an Sachſen, Kurheſſen und Dänemark eine Verſtärkung ſuchte, war in Berlin ſelbſt die Diplomatie aller Parteien verſammelt, nicht der Vermittelung oder Neutralität wegen, ſondern um noch in dieſem letzten Momente Preußen zur Theilnahme an der großen Action zu beſtimmen. Von Duroc's Thätigkeit haben wir oben berichtet; ihm gegenüber waren Graf Metternich und Maximilian von Alopeus, der ruſſiſche Geſandte, von dem uns über dieſe Zeit eine Anzahl Berichte vorliegen, unermüdet beſchäftigt, die Contremine zu legen. Seit dem 11. September war zu ihrer Verſtärkung auch Graf Merveldt angekommen, angeblich um den Einmarſch in Baiern zu entſchuldigen, in der That, um den letzten Sturm auf die preußiſche Neutralität zu machen. Gegen Alle hatte der König eine und dieſelbe Erklärung bereit: Preußen werde von der Neutralität nicht abweichen und nur gegen den feindlich handeln, der ſolcher zuwider etwas angreifend unternehme*). Aber das

*) Aus einer handſchriftl. Note vom 14. September. Alopeus ſchreibt am 12:

ſchreckte die Diplomatie der Coalition nicht ab; in Wien waren ſelbſt diejenigen, die nicht zu den Optimiſten gehörten, nicht ohne Hoffnung auf das Gelingen von Merveldts Sendung*). Nur Wenige begriffen freilich, welche Bedeutung dies Gelingen hatte. Gentz war nicht müde zu predigen: ohne Preußen kann nun einmal nichts Rechtſchaffenes gegen Frankreich ausgeführt werden und ſo lange der hieſige Hof nicht ernſthafte Schritte thut, um Preußen zu gewinnen, iſt an ein wahres und großes Syſtem nicht zu denken. Er ward nicht müde, Pitt gegenüber darauf zu dringen, daß ohne einen Wechſel im öſterreichiſchen Miniſterium und eine aufrichtige Allianz mit Preußen der Plan der Coalition ſcheitern müſſe. Sein Gedanke war es auch, man müſſe den König von Preußen für einen großen Pacificationsplan zu gewinnen ſuchen, den man ihm als das einzige Mittel vorſtellen ſollte, dem Kriege auszuweichen und eine feſte Baſis für die Zukunft zu verſchaffen; er hatte in dieſem Sinne eine Denkſchrift geſchrieben und Merveldt mitgegeben. Wiederholt und mit allem Rechte warnte er vor der gefährlichen Taktik Rußlands, Preußen mit militäriſchem Drohen zur Freundſchaft zwingen zu wollen; es hatte das nur den doppelten Nachtheil, den König zurückzuſtoßen und der Kriegführung im Süden die ruſſiſchen Streitkräfte zu entziehen, mit denen man auf Preußen einen Druck zu üben meinte.

Gerade jetzt war aber Rußland entſchloſſen, ſeinen letzten Trumpf trotzig auszuſpielen. Am 19. September kam ein Courier aus Wilna mit einem Schreiben des Czaren, worin derſelbe ankündigte, er werde ſeine Truppen durch Südpreußen und Schleſien marſchiren laſſen. Der Durchmarſch war „nicht requirirt, ſondern mit Nachdruck gefordert und ſelbſt der Tag beſtimmt, an welchem die Ruſſen das preußiſche Gebiet betreten würden“**). Wir brauchen kaum zu ſagen, daß Niemand mehr darüber betreten war, als diejenigen, die in Preußen ſelbſt eifrig für den Anſchluß an die Coalition wirkten. Denn es hieß den König und die Stellung, in der er ſich zu befinden glaubte, ganz

depuis hier au soir le général Merveldt est ici. Parmi les commissions dont il a été chargé se trouve celle de l'annonce de l'occupation de la Bavière par les Autrichiens. Dans ce moment ils y sont déjà. Nach einer andern diplomatiſchen Quelle hatte Merveldt zugleich erklärt, es komme hier nur darauf an, den Franzoſen das Prävenire zu ſpielen, der Kaiſer verſichere aufs heiligſte, ſeine Abſicht werde nie dahin gehen, eine Spanne breit von Baiern zu erwerben oder zu behalten. In mehreren andern Berichten iſt dann als der Hauptzweck bezeichnet, Preußen zur Coalition zu beſtimmen. Alopeus iſt noch ganz im Ungewiſſen, ob es gelingen werde. Le général Merveldt, ſchreibt er am 14. Septbr.: n'a pas eu encore audience; il l'atteindra peut-être aujourd'hui. — La semaine prochaine sera celle de la grande crise. Die letztere Erwartung ſchöpfte A. wohl aus ſeiner Kenntniß deſſen, was ſein kaiſerlicher Herr vorbereitete.

*) S. Gentz Schriften, IV. 113. Vgl. 88. 100. 160.

**) Aus einem weimar. Bericht von 21. September.

falſch beurtheilen, wenn man meinte, ſolche Mittel würden günſtig wirken; ſie klangen nach den letzten Erklärungen Friedrich Wilhelms wie eine abſichtliche Herausforderung. Noch am nämlichen Tage fand eine große Berathung im Schloſſe ſtatt, die damit endigte: es ſei die ganze preußiſche Armee mobil zu machen. Dem ruſſiſchen Kaiſer mag das Ungeſchickte des Schrittes, gleich nachdem er ihn beſchloſſen, ſelbſt klar geworden ſein; denn ſchon am 20. folgte ein zweites Schreiben, das einen freundlicheren Ton anſchlug und den König zu einer perſönlichen Zuſammenkunft an der Gränze einlud. Ein ſolcher Vorſchlag war in Berlin nicht unwillkommen, weil er der Lieblingsidee der Vermittelung ſchmeichelte. Aber der Eindruck der Drohung war doch nicht gemildert und ſofort an den Kaiſer eine Antwort des Königs gerichtet, die zwar auf den Vorſchlag der Zuſammenkunft einging, aber jedes Anſinnen des Durchmarſches in unzweideutigſter Weiſe zurückwies*). Haugwitz, der ſich eben jetzt (21. September) nach Wien begab, erhielt nach einer wohlunterrichteten Quelle**) den Auftrag, den Kaiſer ins Mittel zu ziehen und gegen die Gewaltſchritte Rußlands einen Einmarſch in Böhmen in Ausſicht zu ſtellen, falls ein Ruſſe das preußiſche Gebiet betrete.

So hatte es alſo die plumpe Taktik Rußlands dahin gebracht, daß Preußen mit einem Male in voller Waffenrüſtung ſtand, aber zunächſt gegen die Coalition. Nicht blos Gentz, der zu jeder Zeit dieſe Taktik bekämpft, nannte ſie „raſend, elend und abgeſchmackt", auch die ruſſiſche Diplomatie ſelbſt gab unwillkürlich zu, daß ihre Sache ſchlechter ſtände als je***). Denn

---

*) Der Inhalt iſt in einer Note von Hardenberg an Alopeus (d. d. 23. Septbr.), die uns in Abſchrift vorliegt, kurz reſumirt. Es heißt darin: „Il (Alopéus) sait par conséquent, que lo Roi s'est fait un plaisir d'accepter l'entrevue, que S. M. Impérialo lui a proposée pour y discuter ultérieurement leurs interêts reciproques. Mais le Roi n'a pas hésité un moment de se refuser dans cette même lettre au projet de faire passer les troupes russes par les provinces prussiennes. Ce passage sans le consentement de S. M. serait trop incompatible avec les rélations existantes entre les deux cours, trop contraire au système de nentralité de la Prusso, à son indépendance et à son dignité, pour que le Roi puisse croire nn instant qn'un souverain, avec leqnel S. M. est liée d'amitié, qui se charge du noble rôle de défenseur des Droits des Nations et sourtout des neutres, veuille se porter à une mesure pareille et attenter sans la moindre provocation et sans griefs à cenx d'un état ami, voisin et allié, qui a été le boulevard de la sûreté du Nord et qui n'a jamais porté que des paroles de conciliation et de paix. Telle est la substance de la lettre que le Roi a envoyée le 21 à S. M. l'empereur par le Major de Hacke" etc.

**) Bericht des weimariſchen Geſchäftsträgers d. d. 29. Septbr.

***) Alopeus ſchreibt am 5. October: „Le caractère (des affaires) devient si maligne, que même l'espérance, dernière ressource des faibles mortels, commence

es war doch ein dürftiger Troſt, daß Preußen wenigſtens endlich aus ſeiner neutralen Stellung aufgerüttelt ſei; vor der Hand hatte es dieſe nur verlaſſen, um Front zu machen gegen die Coalition, und wenn Bonaparte jetzt ſeinen Vortheil recht verſtand, ſo konnte er aus dieſer Wendung den entſchiedenſten Gewinn ziehen. Aber zum Glück für die Verbündeten überbot er in demſelben Augenblick den Misgriff Rußlands durch einen noch größeren, indem er ohne Anfrage vollzog, womit der Czar nur gedroht hatte.

Man muß ſich dieſe letzten Vorgänge lebhaft vergegenwärtigen, um den Eindruck zu bemeſſen, den die Allen unerwartete Botſchaft machte, es ſei am 3. October ein franzöſiſches Armeecorps, ohne Anfrage und alle friedlichen Proteſtationen der Behörden zum Trotz, durch das Ansbach'ſche Gebiet marſchirt. Jetzt war es an der franzöſiſchen Partei erſchrocken zu ſein; nun miſchte ſich in die laute Entrüſtung der Einen zugleich der kaum verhaltene Triumphruf der Andern, der Freunde des antibonaparteſchen Bündniſſes*.)

Das preußiſche Gebiet in Franken war vor ſolchen Wechſelfällen ſchwer zu ſchützen; das hatten die letzten Kriege gezeigt. Auch diesmal hatte der König, um Conflicte zu vermeiden, die man gewaltſam nicht hindern konnte, anfangs beſtimmt, daß die Fürſtenthümer dem Durchmarſch beider Theile, natürlich ohne Requiſitionen und ohne ſich in dem Gebiete feſtzuſetzen, geöffnet ſein ſollten. Wahrſcheinlich auf Hardenbergs Rath war man wieder davon zurückgekommen und hatte die bekannten Neutralitätserklärungen erlaſſen, deren früher Erwähnung geſchehen iſt. Es verrieth nun allerdings eine wunderliche Vorſtellung von der Lage der Zeit und von Bonaparte, wenn man glaubte, dieſe Plakate an der Ansbacher Gränze würden ſtark genug ſein, den Imperator und ſeine Armee aufzuhalten; es ſprach ſich darin wieder recht charakteriſtiſch die Selbſttäuſchung der preußiſchen Neutralitätspolitik aus. Indeſſen durch die letzten Vorgänge hatten jene Erklärungen eine erhöhte Wichtigkeit erhalten; es war, zumal nach der Differenz mit Rußland, der Angel- und Ehrenpunkt der preußiſchen Neutralitätspolitik geworden, ihr Gebiet von beiden Parteien unberührt zu bewahren. Indem Napoleon mit voller Kenntniß der Sachlage dieſe Neutralität verletzte, konnte man im Zweifel ſein, ob ihn mehr die übermüthige Geringſchätzung Preußens dazu bewog oder die Anſicht, man werde in Berlin nach größeren auch dieſe Kränkung verſchmerzen; aber eines wie das andere mußte in dieſem Augenblick

à m'abandonner." Nach dieſer Aeußerung dürfte wohl die hoffnungsvoll lautende Aeußerung von Gentz aus derſelben Zeit (IV. 116) herabzuſtimmen ſein.

*) Am bezeichnendſten iſt, zumal nach der Hoffnungsloſigkeit des oben citirten Briefes, was Alopeus am 8. October ſchreibt: La démence de Bonaparte est venu au secours de la bonne cause; V. A. S. sait sans doute que les Français ont violé pas tout à fait une vierge, mais au moins une dame, qui en avait la prétention. Nous avons donc passé subitement du noir au blanc.

auf's empfindlichſte beleidigen. Denn es liegt in der Natur ſcheuer und unentſchloſſener Menſchen, deren Geduld auf manche bittere Probe geſtellt war, plötzlich einmal den erſten beſten, bisweilen auch ſchlechteſten Anlaß zu ergreifen, um ihrem gekränkten Selbſtgefühl Luft zu machen; hier war nun durch den Zuſammenhang der Umſtände der Fall ſo ernſt geworden, daß es ſelbſt einem viel vorſichtigeren Manne, als Friedrich Wilhelm III. war, ſchwer fiel, die Augen zuzudrücken. Napoleon aber, wie vorher Alexander, täuſchte ſich in dem Charakter dieſes Königs. Es konnte eine falſche Politik, welche ſeine angeborne Neigung zum friedlichen Vermitteln misbrauchte, ihn wohl vielfach irre führen, aber ſie vermochte nicht, ſein militäriſches und königliches Ehrgefühl ſo weit zu misleiten, daß er nicht im rechten Augenblicke, wenn er ſich ſelber ganz folgte, vollkommen den rechten Weg einſchlug. Es iſt nach dem Aufſchwung altpreußiſchen Zornes und Stolzes, wie er ſich jetzt im König und im Volke kund gab, eine Kataſtrophe gekommen, über der man bisweilen vergeſſen hat, daß dies plötzliche Entflammen gegen Bonaparte doch den einzigen glänzenden und ruhmwürdigen Moment der auswärtigen Politik Preußens ſeit 1795 bildet, und, wenn nachher ein entſetzlicher Fall eintrat, er nicht darum erfolgt iſt, weil man dieſem edlen Zorne nachgab, ſondern weil man ſtatt ſeiner wieder die alte muthloſe „Klugheit" walten ließ. So ſehr bewährte ſich auch hier die Erfahrung, daß der gerade und leidenſchaftliche Inſtinkt der Ehre ſchärfer ſieht und beſſer rechnet, als alle die geprieſenen Liſten diplomatiſcher Klugheit.

Seit zehn Jahren zum erſten Male hatte die franzöſiſche Politik in Berlin jeden Boden verloren; die Begebenheit in Franken, heißt es in einem Geſandtſchaftsbericht, hat den Erfolg gehabt, den jeder preußiſche Patriot wünſcht. Im erſten Moment der Aufregung ſchien man geradezu geneigt, ſeine Waffen kurzweg gegen Frankreich zu kehren; man ſprach davon, Duroc und Laforeſt, mit denen eben noch über ein Bündniß verhandelt worden war, ohne Weiteres ihre Päſſe einzuhändigen und ſo auf eclatante Weiſe mit Bonaparte zu brechen. Die Erbitterung minderte ſich nicht, als Napoleon in einem Briefe an den König, der ihn entſchuldigen ſollte, die Miene annahm, die Sache als eine Bagatelle zu behandeln. Dieſe vornehme Nachläſſigkeit goß Oel in's Feuer*). Vergebens ſuchten die franzöſiſchen Diplomaten in Berlin den Fall zu rechtfertigen, indem ſie ſich auf den Vorgang der früheren Kriege beriefen oder geltend machten, es ſei noch kurz zuvor das bairiſche Armeecorps durch ein Stück fränkiſchen Gebietes marſchirt. Sie vergaßen, daß nach den letzten öffentlichen Erklärungen die Dinge nicht mehr lagen wie früher, und daß es eine andere Sache war, ob die Truppen eines kleineren Fürſten auf ihrem raſchen Rückzug nach Bamberg das Gebiet verletzten, oder ob ein franzöſiſches

*) Aus glaubwürdiger Quelle wird verſichert, daß der König, als ihn nachher Beyme zu beſchwichtigen ſuchte, keine andre Antwort gegeben, als den Beſcheid: „Ich will mit dem Menſchen nichts mehr zu thun haben."

Armeecorps auf Befehl des Kaiſers durchzog. Am 14. October ließ ſich dann das preußiſche Cabinet in einer Note an Duroc und Laforeſt vernehmen, die, durch die Zeitungen raſch veröffentlicht, die ganze Aufregung, in der man ſich befand, ungemildert kund gab. Es war Bonaparte noch niemals von einer Macht, mit der er ſich noch nicht in offenem Kriege befand, eine gleich herbe Zurechtweiſung geworden. „Der König weiß nicht, hieß es darin, ob er ſich mehr über die Gewaltthätigkeiten in Franken oder über die unbegreiflichen Gründe wundern ſoll, womit man ſie zu rechtfertigen ſucht. Preußen hat ſeine Neutralität proclamirt; allein bis an's Ende ſeinen früheren Verpflichtungen getreu, deren ganzer Vortheil künftig Frankreich zu Gute kam, hatte es denſelben Opfer gebracht, welche ſein theuerſtes Intereſſe compromittiren könnten“.... Punkt für Punkt waren dann die Irrthümer und Sophismen der franzöſiſchen Rechtfertigung widerlegt, an die Proteſtation der Behörden und an die ausdrückliche Erklärung Hardenbergs, die er ſelber mündlich Duroc und Laforeſt gegeben, erinnert, und der Gegenſatz hervorgehoben, den das Verfahren Oeſterreichs zu dem Napoleons bildete. „Der König, fuhr die Note fort, hätte aus dieſem Gegenſatz wichtigere Schlüſſe über die Abſichten des Kaiſers folgern können; er beſchränkt ſich darauf zu denken, daß Se. kaiſerl. Maj. wenigſtens Gründe gehabt haben, die poſitiven Verpflichtungen, die zwiſchen Ihnen und Preußen exiſtirt haben, ſo anzuſehen, als wenn ſie unter den gegenwärtigen Umſtänden keinen Werth mehr hätten, und da der König vielleicht bald in der Lage iſt, der Achtung Seiner Verſprechungen Alles aufzuopfern, ſo ſieht er ſich gegenwärtig als frei von allen früheren Verpflichtungen an“.... Es gelte ihm, ſo lautete der Schluß, ſowol ſeinem Lande den Frieden zu erhalten, als für Europa einen dauerhaften Frieden herzuſtellen; es werde nur ſeine eigene Sorge ſein, für die Sicherheit ſeiner Völker zu wachen. Fortan ohne Verpflichtungen, aber auch ohne Garantieen, ſehe er ſich genöthigt, ſeine Armeen diejenigen Stellungen einnehmen zu laſſen, welche die Vertheidigung des Staates erfordere.

Dieſen drohenden Worten folgte diesmal raſch die That. Auch für die Ruſſen war jetzt die Sperre aufgehoben, welche ihnen den Durchmarſch durch Preußen verweigert hatte; den Truppenaufſtellungen im Oſten folgten nun größere im Weſten. In Niederdeutſchland ſammelten ſich fünfzigtauſend Mann, zwei andere Heere wurden in Weſtfalen und Franken ſchlagfertig gemacht. Aus der Erklärung, daß ſich der König ſeiner Verpflichtung für entbunden erachte, war zunächſt zu folgern, daß Preußen dem Vorrücken der Schweden und Ruſſen kein Hinderniß entgegenſetze. Zugleich betrat in den letzten Tagen des Octobers ein preußiſches Corps den hannover'ſchen Boden; der Norden des Landes wurde beſetzt und die hannover'ſchen Behörden reſtituirt. Noch war es nicht ſo weit, wie Napoleon damals fürchtete, daß Preußen ſofort die Feſtung Hameln, die noch von den Franzoſen beſetzt war, angreifen würde; vielmehr ließ man die Garniſon ſich verſtärken und verpro-

viantiren, ja man nahm von Napoleon eine Zahlung von 66,000 Gulden für den in Ansbach verübten Schaden an. Das Cabinet ſchien ſeinen Zorn faſt wieder zu bereuen. Indeſſen nachdem man einmal ſo weit alle früheren Beziehungen zur Bonaparte'ſchen Politik abgebrochen, rieth es ſchon die Klugheit, bald offen in's andere Lager überzugehen*). Napoleon ahnte, daß es ſo kommen müſſe; ſeine Briefe an die Vertrauten athmeten eine drohende und erbitterte Stimmung; wer ſeine korſiſche Natur kannte, der mußte ſich ſagen, daß er dieſe Octobertage Preußen nie vergeſſen werde.

Die Coalition behauptete in der That ſchon das Feld zu Berlin. Am Hofe wie in der Reſidenz machten ſich die antifranzöſiſchen Stimmungen ſo laut und entſchieden geltend, daß die Freunde der Bonaparte'ſchen Allianz ſchon nicht mehr wagten, ihrer Meinung einen offenen Ausdruck zu geben**). Die Zuſammenkunft mit dem Czaren war unter dem Eindruck des Ansbacher Ereigniſſes und ſeiner Folgen zwar verſchoben worden, aber das Verhältniß zu dem ruſſiſchen Monarchen hatte ſich natürlich nur um ſo freundlicher geſtaltet. Mit der Ansbacher Botſchaft traf beinahe zuſammen die Ankunft des kaiſerlichen Adjutanten, des Fürſten Dolgorucki; er kehrte nach Pulawy, wo ſich Alexander damals aufhielt, mit einer Antwort zurück, in der ſich der Eindruck der erſten lebhafteſten Erbitterung über den franzöſiſchen Gewaltſtreich ausprägte***). Es kam nun Alles darauf an, Preußen in dieſen Stimmungen zu erhalten. Schon früher hatte Gentz gerathen, durch perſönliche Zuſammenkünfte der Monarchen, durch Miſſionen der Erzherzöge müſſe man Friedrich Wilhelms perſönlich günſtige Dispoſitionen „im großen Stile bearbeiten". So reifte bei Oeſterreich und Rußland der Plan, durch perſönliche Einwirkung des Czaren und eines kaiſerlichen Prinzen Preußen zur Action zu drängen. Am 23. October kam eine Botſchaft von Alexander, er werde ſtatt der vorgeſchlagenen Zuſammenkunft an der Gränze ſelber den König beſuchen; zwei Tage ſpäter war er ſchon in Berlin angekommen. Am 30. October erſchien auch Erzherzog Anton, der Bruder des öſterreichiſchen Kaiſers; der Fürſtencongreß der Coalition, der Preußens Beitritt entſcheiden ſollte, war alſo beiſammen.

Wenige Tage vorher war die Schreckensbotſchaft der Ulmer Kataſtrophe

*) Dohm erinnerte damals an das Wort Friedrichs II.: qu 'il était dangereux d'offenser à demi, et que quiconque menace, doit frapper. Gronau Leben Dohms S. 420.

**) (Lombard) Matériaux etc. S. 121.

***) Am 12. October ſchreibt Alopeus: La nuit vers hier le Prince Dolgorucki est reparti pour Pulawy. Il est porteur d'une lettre du Roi, dont je suppose que l'Empereur sera content. L'entrevue est suspendue pour le moment, les arrangemens, qu'on est à prendre après l'entrée violente des Français dans le pays d'Anspach, exigeant la présence de S. M. Dazu ſtimmt auch in der Hauptſache die Mittheilung Marmonts, II. 307.

angelangt. Der Eindruck, den ſie machte, war gewaltig, doch je nach den Perſonen verſchieden. Im Kreiſe der preußiſchen Politik war man betroffen und fühlte ſich eher zu friedlichen Entſchlüſſen geſtimmt, ſeit man den ganzen Umfang der Kräfte des Gegners überſchaute; die Coalition nahm die Miene an, als ſei der Ansbacher Durchmarſch eine Hauptnrſache der Bonaparte'ſchen Erfolge, und ſah darin, wie in der Kataſtrophe an der Donau, eine um ſo lebhaftere Aufforderung für Preußen, unverzüglich an dem Kriege Theil zu nehmen. Beim König, der ſich nun aus allen Entwürfen und Berechnungen, in die er ſich ſeit lange hineingelebt, mit einem Male herausgeworfen ſah, ſtieß man doch auf Widerſtand; indeſſen gelang es, dieſen zu überwinden, indem man, wie Gentz einmal gerathen hatte, den König für „einen großen Pacificationsplan" gewann und dadurch mit der Coalition verflocht. Am 3. November ward zu Potsdam ein Abkommen geſchloſſen, wonach Preußen als vermittelnde Macht zwiſchen Napoleon und den Alliirten auftreten ſollte; Preußen, ſo war der Plan, forderte von Napoleon als Friedensgrundlage die früheren Verträge, alſo die Entſchädigung Sardiniens, die Unabhängigkeit Neapels, des deutſchen Reiches, Hollands und der Schweiz, die Trennung der italiſchen Krone von der franzöſiſchen; wurden dieſe Grundlagen angenommen, ſo ward ein Friedenscongreß anberaumt, deſſen Aufgabe es war, einen von allen Seiten gemeinſam garantirten Zuſtand des Friedens und der Sicherheit wiederherzuſtellen. War binnen vier Wochen nach der Abreiſe des preußiſchen Unterhändlers die Friedensgrundlage nicht angenommen, ſo trat Preußen mit 180,000 Mann ſofort in's Feld und verſprach, auch alle übrigen ihm befreundeten Mächte in gleichem Sinne zu beſtimmen. Dafür bedingte ſich Preußen, wenn es zum Kriege kam, britiſche Subſidien, erleichterten Ankauf der Lebensmittel und im Frieden, „ſei es durch Erwerbung, ſei es durch Tauſch", eine beſſer geſicherte Gränze. Es ſollte fortan Alles im innigſten Vertrauen unter den Verbündeten verhandelt und jede Eröffnung von franzöſiſcher Seite, welcher Art ſie auch ſei, gegenſeitig mitgetheilt werden. In einem geheimen Artikel verſprach Rußland dahin zu wirken, daß England in den Tauſch oder die Abtretung von Hannover willige*).

Es ward dafür geſorgt, daß die Welt raſch erfuhr, was zu Potsdam geſchehen war. In der Nacht vom 3. auf den 4. November, unmittelbar vor ſeiner Abreiſe, wünſchte Alexander noch das Grab Friedrichs des Großen zu ſehen; er begab ſich, vom preußiſchen Königspaar begleitet, um Mitternacht in die Garniſonskirche, küßte den Sarg und nahm dann, wie ein halbofficieller Bericht ſagt, „nach einem ernſten Blick auf den Altar von dem König und

*) Die Vertrags-Urkunde ſteht in der Geſch. der Kriege VI. 2. 247 ff. Vgl. Höpfner der Krieg von 1806 u. 1807. I. 21.

der Königin auf eine höchſt einfache Weiſe Abſchied". Der Auftritt hatte damals die Bedeutung einer Demonſtration, zu welcher Alexander in ſeiner Art, mit Empfindungen geſchickt zu ſpielen, das argloſe Gefühl des preußiſchen Fürſtenpaares gebrauchte. Wie es häufig mit ſolchen tendenziöſen Scenen geht, ſo iſt auch hier der bittere Revers der Münze nicht ausgeblieben. Zwanzig Monate ſpäter hat Alexander zu Tilſit die glänzende Suite des franzöſiſchen Imperators verherrlichen helfen und ließ ſich mit den Spolien des namenlos mishandelten preußiſchen Königs beſchenken, dem, wie es dort hieß, aus „Achtung für den Kaiſer aller Reußen", Napoleon nur die Hälfte ſeiner Staaten, noch nicht Alles abnahm!

Ob man ſich im preußiſchen Cabinet wohl ganz klar darüber war, daß im Vertrag vom 3. November der Keim eines ungeheuren Krieges lag, den man ſiegreich beendigen mußte, wenn man nicht untergehen wollte? Ob man einſah, daß nach den Vorgängen vom October das alte Verhältniß zu Bonaparte auf immer zerſtört war, und ſchon die eigene Selbſterhaltung gebot, mit den Feinden des franzöſiſchen Kaiſers nun bis zum Aeußerſten zu gehen? Es deutet manches darauf hin, daß auch jetzt die Illuſionen noch nicht völlig gewichen waren. Duroc war (31. October) vom König freundlich entlaſſen und ihm bedeutet worden, man werde keinen Vorſchlag machen, der nicht mit der Ehre, dem Ruhm und den Intereſſen des franzöſiſchen Kaiſers verträglich ſei. Von einem unbefangenen Standpunkte gemeſſen, waren allerdings alle die Forderungen, die Preußen machen wollte, damit vereinbar; aber ob man ernſtlich glaubte, Napoleon werde die Sache auch ſo anſehen und nun nach den Siegen an der Donau bereitwillig das gewähren, was er vor dem Kriege verweigert hatte? In jedem Falle glich Preußens gebieteriſche Alternative, mit der es jetzt vor den ſiegestrunkenen Imperator trat, der Sendung jenes ſtolzen Römers, der mit dem Stab in der Hand, einen Kreis um den ſiegreichen Syrerkönig zog und Erfüllung ſeines Verlangens forderte, bevor er noch den Kreis verlaſſe. Zu einer ſolchen Miſſion durfte man nicht den geſchmeidigſten und den Franzoſen angenehmſten Mann, ſondern mußte unbedingt den ſtolzeſten und unbeugſamſten wählen. Preußen beſaß damals nur einen Staatsmann, der für dieſen Auftrag der rechte war — den Freiherrn vom Stein. Es war aber Graf Haugwitz, dem dieſe römiſche Sendung übertragen ward!

Es ging wie in Oeſterreich; in einem Moment, wo ſich der entſchiedenſte Umſchwung der Verhältniſſe vorbereiten ſollte, behielten die alten Perſonen nach wie vor die Hand im Spiel; wie dort Cobenzl und ſein Schweif, ſo ſollten hier Haugwitz und Lombard zu einer Revolution mitwirken, welche die entſchiedenſte Verdammung ihrer ganzen Vergangenheit enthielt. Zwar regten ſich in Preußen lauter als je die antibonaparte'ſchen Stimmungen; aber dieſe flackernde Begeiſterung ging nicht in die Tiefe. Am Hofe waren die Königin Louiſe und der Prinz Louis Ferdinand die hervorragendſten Vertreter

der Bewegung gegen Frankreich. Bei der Königin, obwol ſie die Kräfte Preußens enthuſiaſtiſch überſchätzte und nach Frauenart gern ihre Wünſche und Ideale für die Wirklichkeit nahm, wurzelte die Abneigung gegen Frankreich und ihr kriegeriſcher Eifer auf dem tiefen Grunde einer edlen, durchaus weiblichen Natur. Das hehre Muſter einer deutſchen Frau, mit allen königlichen und bürgerlichen Tugenden geſchmückt, hat ſie in den Zeiten des Druckes und der Erniedrigung durch ihr Vorbild mächtig dazu beigetragen, alle edleren Stimmungen zu heben und zu kräftigen. Aber in dieſer rauhen, eiſernen Zeit bedurfte es vor Allem der Männer. Dem Prinzen Louis Ferdinand, dem Vetter des Königs, hatte die Natur wohl die Talente verliehen, der ritterliche Held und Vorkämpfer einer ſolchen Zeit zu ſein. Mit den reichſten fürſtlichen Gaben ausgeſtattet, voll tapferen, verwegenen Muthes und friſcher Lebensfreudigkeit, in allen ritterlichen Künſten Meiſter, geiſtreich, witzig, beredt, mit künſtleriſchen und geſelligen Gaben ausgerüſtet, zugleich von einem freien Blick über die Weltlage und keineswegs befangen in dem blinden Aberglauben an die Vortrefflichkeit des alten Weſens, ſchien dieſer Prinz, der jetzt in der vollen Jugendkraft ſeines Lebens ſtand, mehr als jeder Andere geboren, den altpreußiſchen Heldenſinn und die geniale Eigenthümlichkeit der Zeiten des großen Königs in ſich zu einem Bilde zu vereinigen. Es fehlte ihm leider nur die alte preußiſche Strenge und Zucht. Wie einer ſeiner Vertrauteſten treffend über ihn ſagt*), durch Mangel würdiger Beſchäftigung, durch ſtrenge Entfernung von Allem, was durch höhere Thätigkeit ſeine großen Eigenſchaften in einem beſtimmten Wirkungskreiſe angeſpannt hätte, hat man ſeiner Seele ein tödtendes Opiat beigebracht, das ſie auf mancherlei Abwege trieb. Nicht als wenn eine ſolche Natur in den Genüſſen, womit er ſich betäubte, in Spiel, Ausgelaſſenheit, Liebesabenteuern und frivoler Geſellſchaft ſo leicht hätte untergehen können, der edle Stoff in ihm hat ſich in den entſcheidenden Momenten nie verleugnet, aber es ward doch eine Kraft zerſplittert und vergeudet, die den Beruf zum Größten in ſich trug. Es erwuchs in ihm ganz unbewußt der Gegenſatz zu dem ſchlichten, ſchüchternen König, aber nicht zum Vortheil Preußens und nicht zu ſeinem eigenen. Denn es hing ſich an ihn gar zu bald die wirkliche Frivolität großer Städte, der Uebermuth und die Unbändigkeit der jungen Officiere, der kecke Trotz vornehmer Unarten und Cavaliersgewohnheiten. Was dieſer Kreis von Leuten vor der Kataſtrophe von 1806 getrieben hat, iſt nicht immer ſo ſchlimm geweſen, wie es die Klatſchſucht geſchildert hat; aber es war in ſeinen Wirkungen ſchlimm genug für einen Staat und ein Heer, deren beſte Ueberlieferung Zucht und Strenge geweſen waren. Man würde darum auch irren, wollte man in dieſem Kreiſe von Leuten, die ſich an den

*) Karl von Noſtitz Leben und Briefwechſel. Dresden 1848. S. 80. Vgl. Stein's Leben von Pertz I. 162 ff.

Prinzen andrängten, den rechten Stoff zu einem Widerſtande ſuchen, der dem gewaltigen Gegner gewachſen war; ſie empfanden kaum etwas von dem Gegenſatz gegen das Bonaparte'ſche Weſen, wie er ſpäter durch harte Prüfungen im Volke wach geworden iſt. Sie haßten den Imperator mit dem Gefühl von Cavalieren und übermüthigen Soldaten, in denen noch der Glaube an ihre Unbeſiegbarkeit ungeſchwächt war; ihre Bildung wie ihre Sitte war mehr franzöſiſch als deutſch.

Zu den eifrigſten Anbläſern des Kriegseifers gehörte auch Johannes Müller. Es hat dem eiteln und biegſamen Manne, deſſen Charakterſchwäche noch größer war, als ſein Wiſſen und ſein reiches Talent, inmitten ſeiner heißblütigen Diatriben gegen Bonaparte nicht geſchwant, daß er nach wenig Jahren im Dienſte des armſeligſten aller Bonaparte'ſchen „Theatermonarchen" ſein trauriges Ende finden werde; damals hat er mit ſeinen Kreuzpredigten gegen Bonaparte und mit ſeinem deutſchthümelnden Pathos wenigſtens auf die vornehmen Kreiſe ſichtbar eingewirkt.

An der Maſſe der Nation ging dieſe Thätigkeit ganz ſpurlos vorüber. Eine charakteriſtiſche Frucht dieſes Kreiſes war eine Schrift, deren Idee Johannes Müller angehörte und deren Tendenz es war, die kriegsluſtigen Stimmungen in Berlin zu heben. Unter dem harmloſen Titel: „Ueberſetzung eines Fragments aus Polybius", das in einem Kloſter auf dem Berge Athos gefunden ſein ſollte, wurde darin Friedrich Wilhelm III. und ſein Friedensſyſtem in der Perſon des Antiochus von Syrien geſchildert, und ihm aus Hannibals beredtem Munde alle die Gründe vorgehalten, die zum Kriege gegen den gemeinſamen Feind drängen mußten. Verfaſſer war der Graf Antraigues, ein franzöſiſcher Emigrant, deſſen ganzes Leben eine Kette von abenteuerlichen und zweideutigen Intriguen war; die Schrift war franzöſiſch geſchrieben, wurde von Müller in einer beziehungsreichen Recenſion ſehr angeprieſen*), übte aber, wie ſich denken läßt, nicht einmal auf die engen Kreiſe, für die ſie geſchrieben war, eine nachhaltige Wirkung.

Die Maſſe des Volkes in Preußen war jetzt in derſelben dumpfen Theilnahmloſigkeit, wie ein Jahr ſpäter, als faſt ohne Zeichen des Schmerzes über ihm die alte Monarchie zuſammenbrach. Ein reger öffentlicher Geiſt exiſtirte nicht mehr; er war mit Lärm und Raiſonniren nicht zu erſetzen. Die Schiefheit und Unwahrheit, woran, wie Müller ſagte, die langwierige ungeſtörte Bearbeitung und Verſtimmung durch Zeitungen, Inſinuationen und allen andern Trug Schuld war, ließ ſich nicht ſo mit einem Male beſeitigen. Der kriegeriſche Enthuſiasmus erſchien nur wie eine Berliner Modeſache, die plötzlich an der Oberfläche auftauchte und raſch verflog. „Das Publikum, ſchrieb ungemein bezeichnend Joh. Müller, iſt vortrefflich; Krieg iſt im Theater ge-

*) S. Müller's Werke, Bd. XI. 206 ff.

fordert worden und bei den Marionetten hat man Bonaparte's Bild heruntergeschmissen"*). So „spottete er ihrer, er wußte selbst nicht wie."

Es hat freilich auch damals in Preußen an Männern nicht gefehlt, die den ganzen Ernst des Kampfes erfaßten. Der Freiherr vom Stein, seit Herbst 1803 ins Ministerium berufen, um die wichtigsten Zweige der Finanzverwaltung zu leiten, war nicht nur im Gegensatz zu seinen Vorgängern unermüdet thätig, alle Hülfsquellen anzuspannen, um seinem König die Mittel des Kampfes zu schaffen, er berührte auch gleich jetzt den wunden Fleck des alten, nur noch mechanisch zusammengehaltenen Staatsorganismus. Mit der Benutzung des Schatzes, der Creirung von Schatzscheinen und der Aufnahme von Anlehen schien es ihm allein nicht gethan; er drang schon jetzt auf eine gleichmäßigere Besteuerung, auf Beseitigung der Verkehrsschranken, auf Wegräumung der Gränzen zwischen Stadt und Land, also auf materielle Reformen, die zu den neuen Lasten im Verhältniß standen. Er hoffte damit einen regeren Gemeinsinn Aller zu erwecken; „ich halte mich gewiß, schrieb er damals an den König, bei allen Unterthanen der preußischen Monarchie guten Willen und jede Erleichterung zu finden, sobald sie sehen, daß es sich in der That von der Aufrechthaltung und Sicherstellung der Ehre der Krone, der Unabhängigkeit und Selbständigkeit dieser Monarchie und von einem großen, edlen, rein aufgefaßten und kräftig zu verfolgenden Entwurf zur Wiederherstellung eines allgemeinen festen Friedens handelt." Er erinnerte daran, daß nicht in blendendem Glanze, sondern in ächter Cultur das höchste Ziel einer weisen Regierung bestehe, und meinte, „der Augenblick sei gekommen, durch eine Schrift die Begriffe des Volkes von der Nothwendigkeit der Maßregeln und von der Güte der Absichten und Aussichten zu bestimmen und zu befestigen"**).

So steuerte er schon jetzt mit sicherem Takte nach der Richtung, der seine spätere Verwaltungsepoche angehört; aber es bedurfte erst anderer Lehren und Prüfungen, bis ein solcher Rath bereitwillig gehört und ohne Rückhalt verfolgt ward.

„Wir fürchten Preußen nicht", rief ein Bonaparte'sches Blatt geringschätzig aus, als die neueste Wendung in Berlin eingetreten war, und allerdings war die Lage so beschaffen, daß der Imperator mit einigem Grund so zuversichtlich sprechen konnte. Noch lag ja ein weiter Zwischenraum zwischen den drohenden Worten und den feindlichen Thaten; und wenn man die preu-

*) Gentz Schriften IV. 119. Vgl. ähnliche Züge der Zeit Allg. Ztg. 1805. S. 1205. 1226. 1239.

**) Aus der Denkschrift vom 26. October 1805 bei Pertz Steins Leben. I. 305—316.

ßische Politik nach ihren bisherigen Proben beurtheilte, war kaum zu erwarten, daß dieser Rubicon mit rascher Entschlossenheit würde übersprungen werden. Inzwischen war dem französischen Kaiser vielleicht alle Zeit gegönnt, durch einzelne entscheidende Schläge den Ring der europäischen Coalition zu sprengen, bevor er im Begriff war, sich zu schließen.

Auch der eine gewaltige Unglücksfall, der die Bonaparte'schen Triumphe dieser Zeit durchkreuzt hat, vermochte das nicht zu ändern. In denselben Tagen nämlich, wo Napoleon zu Ulm das österreichische Heer gefangen nahm, wo er in kriegerischem Uebermuth die Ueberwundenen bedrohte und mit stolzer Zuversicht den nahen Fall Englands zu erwarten schien, in denselben Tagen waren die vereinigten Flotten von Frankreich und Spanien bei Trafalgar vernichtet worden (21. October). Mit einem Schlage hatte Nelsons seemännische Meisterschaft die beiden Gegner trotz ihres tapfern Widerstandes erdrückt; wohl war der Sieg durch seinen Tod theuer erkauft, aber die Trophäen waren auch ungeheuer, die beste Ausrüstung der beiden Marinen war zerstört; es gab auf ein Menschenalter hinaus keine französische Seemacht mehr. So schloß das Jahr, das die britische Insel mit einem neuen Normannenzug bedroht, mit einem Erfolge ohne Gleichen; die Flotte, die England sollte erobern helfen, schwamm in Trümmern um die andalusische Küste und die britische Herrschaft auf den Meeren hatte in der alten Welt keine Rivalen mehr.

Wohl war seit diesem Tage an eine kriegerische Ueberwältigung Britanniens durch Napoleon nicht mehr zu denken und der Kampf der beiden gigantischen Mächte nahm nun einen unübersehbaren Charakter an, aber der nächste Rückschlag dieses Ereignisses war doch am wenigsten eine Erleichterung für das Festland. Dasselbe hatte vorerst nur die Wirkung, den Druck dort zu verstärken; um England zu besiegen, bedurfte es fortan für Bonaparte nichts Geringeres, als die Gründung der continentalen Alleinherrschaft. Wenn er Länder und Kronen nun noch abenteuerlicher durcheinander warf, gegen die natürliche Freiheit und Eigenthümlichkeit der Völker einen immer unerbittlicheren Krieg führte, die Bonaparte'sche Uniformität über den ganzen Welttheil auszubreiten strebte, Küsten und Häfen mit einem ehernen Gürtel umschloß, so war das Alles, wenn man ihn selber hörte, nur eine nothwendige Reaction gegen die unnahbare Feindschaft der Briten. Wohl hat die Unnatur und Gewaltsamkeit einer solchen Politik mit der Zeit den großen Widerstand der Nationen hervorgerufen, aber bis es dazu kam, mußte vorerst die Wucht des Soldatenkaiserthums nur um so härter auf dem Festlande drücken.

Die militärische Ueberlegenheit Napoleons war durch die unerhörten Erfolge an der Donau vorerst entschieden. Der ganze Kriegsplan seiner Gegner war zerrissen: auch wo ihre Heere glücklicher gefochten, wie in Italien, war durch die Ulmer Katastrophe jede Frucht dieses Erfolges vereitelt. Auf dem

italieniſchen Kriegsſchauplatze, ſo war der erſte Plan geweſen, ſollte der erſte Hauptſchlag geführt werden; ein Heer von mehr als 140,000 Mann ſollte dort die Etſch- und Mincielinie erobern, um dann vereint mit den Heeresmaſſen in Deutſchland durch die Schweiz die Invaſion im ſüdöſtlichen Frankreich zu beginnen. Der Plan war früh verändert, das italieniſche Heer auf kaum 100,000 Mann gebracht und durch Entſendungen nach Deutſchland noch mehr verringert worden. Was jetzt an der Etſch, in Südtirol und in Venedig von öſterreichiſchen Truppen unter dem Erzherzog Karl vereinigt war, betrug einige 80,000 Mann und war in ſeinen Bewegungen von dem abhängig, was auf dem deutſchen Kriegsſchauplatze geſchah; die Franzoſen, vorerſt gegen 50,000 Mann ſtark und der Verſtärkung durch Gouvion St. Cyr aus Neapel gewärtig, waren von Maſſena geführt; er eröffnete den Feldzug mit dem Uebergang über die Etſch, der nach hartnäckigem Kampf am 18. Oct. bei Verona errungen ward. Beobachtend ſtanden ſich nun beide Heere gegenüber, jeder Theil ſchien zu erwarten, welche Entſcheidung auf dem deutſchen Kriegsſchauplatze fallen werde. Am 25. October kam dem Erzherzog die erſte Kunde von den Ereigniſſen bei Ulm; nun blieb ihm nichts übrig, als den Rückzug nach Inneröſterreich anzutreten. Es ſtand ihm aber ein ausgezeichneter Feldherr voll Wachſamkeit und Energie entgegen, von dem nicht zu erwarten war, daß er ihn dieſen Weg ungefährdet werde antreten laſſen. Nur eine Schlacht, wenn immer möglich durch eine entſcheidende Niederlage des Gegners beendet, konnte die Kraft der Verfolgung brechen, dem Rückzug ungeſtörte Ruhe ſchaffen. Bei Caldiero, eine Strecke von Verona, hatte der Erzherzog ſich eine verſchanzte Stellung geſchaffen, die ſtark genug war, auch den heftigſten Anprall des Gegners abzuweiſen. Am 29. October ging Maſſena vor, drängte die öſterreichiſchen Vorpoſten zurück und eröffnete am andern Tage ſeinen ungeſtümen Angriff auf die Verſchanzungen vor Caldiero. Weder der blutige Kampf dieſes Tages (30. October), noch ein erneuerter Angriff am 31. October — ein Kampf, der den Oeſterreichern über fünftauſend Mann, den Franzoſen wohl gegen achttauſend koſtete — errang dem franzöſiſchen Feldherrn den Erfolg, um deſſentwillen er den Angriff unternommen; den Oeſterreichern wurde der Rückweg nicht abgeſchnitten, es war nicht einmal gelungen, ſie ſofort nach der Schlacht zum Abzug zu zwingen und durch die Verfolgung ihre Niederlage zu vollenden. Wohl hatte der Erzherzog den ganzen Zweck, den er ſich ſetzte, nicht erreicht; ſtatt den Franzoſen eine entſcheidende Niederlage beizubringen, hatte er nur ſeine Stellungen mit anſehnlichen Opfern behauptet, doch mußte der Feind ihm Zeit laſſen, ſich für einen geordneten Rückzug zu ſammeln. Ein kleines Corps deckte mit ausdauernder Tapferkeit den Rücken der Armee, die über Vicenza ihren Weg nach der Brenta nahm. Oberitalien war allerdings verloren; um die Mitte des Novembers ſtanden die Franzoſen am Tagliamento, die Oeſterreicher hinter dem Iſonzo. Die Waffenehre freilich war in dieſem kurzen Feldzuge

von den Oeſterreichern mit allem Glanze behauptet worden, aber der Erfolg war durch die Kataſtrophe von Ulm beſtimmt. Statt eines Angriffskrieges war an der Etſch eine Vertheidigungsſchlacht geliefert worden; die gehoffte Eroberung der Lombardei hatte mit dem Rückzug nach Friaul geendet.

Auch auf den äußerſten Flügeln der großen Coalitionsarmee trugen die Ereigniſſe denſelben Stempel des Mislingens. Erſt jetzt hörte man von der Ankunft des ruſſiſch-ſchwediſchen Heeres in Norddeutſchland, erſt im November landeten, theilweiſe von Stürmen verſchlagen, die erſten Abtheilungen der deutſchen Legion an der hannover'ſchen Küſte, um dieſelbe Zeit kamen auch die erſten Coalitionstruppen in Neapel an. So ſchloß der erſte Act eines Feldzuges, der mit einer Invaſion in der Franche Comté hatte beginnen ſollen. Die Donauarmee ward kriegsgefangen nach Frankreich transportirt, die italieniſche hatte ſich nur einen erträglichen Rückzug erkämpft. Die Ruſſen waren im Anzuge, aber erſt in einem Augenblicke, wo die Armee von Ulm zerſprengt war; ein anderes Heer, ohne Verbindung mit ihnen, ſtand in Tirol, ein drittes in Steiermark, die Anfänge eines neuen Armeecorps in Böhmen, lauter loſe Glieder, gegen welche die compakte Macht überlegener, ſiegestrunkener Maſſen heranſtürmte.

Gegen Ende des Octobers war der größere Theil des erſten ruſſiſchen Heeres unter Kutuſow am Inn vereinigt, im Ganzen höchſtens einige 30,000 Mann, die nur unbedeutende Verſtärkungen zu erwarten hatten*); alle übrigen ruſſiſchen Streitkräfte ſtanden noch weit zurück und es war im beſten Falle zu erwarten, daß ein Theil von ihnen bis Anfang December in Mähren eintraf. Dem Heere Kutuſows, das bei Braunau lagerte, ſtand ſtromaufwärts zur Seite eine öſterreichiſche Armee unter Merveldt, die, aus dem früheren Kienmayer'ſchen Corps gebildet und durch Zuzüge verſtärkt, etwa 25,000 Mann betrug. Dieſe vereinigten Heere von nicht 60,000 Mann konnten Napoleon am Inn nicht aufhalten, auch wenn ihre inneren Verhältniſſe günſtiger geweſen wären, als ſie in der That waren. Es fehlte an einer geordneten Führung; Kutuſow ſpielte zwar den Oberfeldherrn, Merveldt erhielt aber directe Befehle vom Hofkriegsrath; da fehlte es denn nicht an Stoff zu Zwiſtigkeiten. Die Ruſſen, obwol ihr materieller Zuſtand ſehr mangelhaft war, ſahen doch mit dem gewohnten Hochmuth auf ihre Verbündeten herab, was denn in dieſen einen natürlichen Widerwillen gegen die barbariſchen Waffengenoſſen erzeugte. Als jetzt die Nachricht vom Schickſal der

*) Es beſtand aus der Avantgarde unter Bagration (9 Bataillone, 10 Escadrons) und den Diviſionen Maltitz, Doctorow, Schepelew (27 Bataillone und 25 Escadr.) und der Reſerve unter Miloradowitſch (9. Bat.); ihre officielle Stärke betrug 39,106 Mann, die wirkliche Zahl war viel geringer. Das Merveldt'ſche Corps betrug 33 Bat., 60 Escadrons, nach den wahrſcheinlichſten Berechnungen 17,750 Mann Infanterie, 6600 Reiter. S. Geſch. der Kriege VI. 2. 242 ff.

Donauarmee durch Mack selber überbracht ward, war man freilich darüber einig, daß die Innlinie verlassen werden müsse, nur meinte der russische Feldherr, man müsse sich nach den russischen Verstärkungen, die von Nordosten kamen, zurückziehen; Merveldt hielt es für zweckmäßiger, eine Stellung an der Salza zu nehmen und dort die Ankunft der Oesterreicher aus Tirol und Italien zu erwarten. Es siegte die erstere Ansicht, und am 26. und 27. Octbr. begann der Rückzug beider Armeecorps nach der Traun und Enns.

Schon war der Feind ihnen auf den Fersen und seine ersten Colonnen überschritten am 28. den Inn. Napoleon hatte sich sogleich nach der Uebergabe von Ulm in Bewegung gesetzt, um die verbündeten Heere wo möglich zu erreichen und über sie hinweg sich die Straße nach Wien zu öffnen. Bernadotte's und Davoust's Corps, dann Murat mit der Reiterei bildeten jetzt die Spitze der großen Armee; an sie schlossen sich Marmont, Soult und Lannes. Schon am 22. October hatte der Kaiser selbst sein Hauptquartier nach Augsburg verlegt, drei Tage später ging er mit der Garde nach München vor, während seine Marschälle bereit standen, am 26. October die Isar zu überschreiten. Ihre ersten Abtheilungen langten am Inn an, als die Verbündeten eben diese Linie geräumt hatten. Schon zwischen dem Inn und der Traun kam es zu einzelnen Gefechten, deren Ausgang zeigte, daß es für die Alliirten das Räthlichste war, sich auf ihre rückwärts liegenden Verstärkungen zurückzuziehen.

Nur in der rechten Flanke der Franzosen standen die Oesterreicher; Tirol war noch in ihren Händen. Es war Ney's Aufgabe, sobald er (26. Octbr.) nach dem Vertrage Ulm verlassen durfte, die Oesterreicher daraus zu verdrängen und so die Verbindung mit Massena's italischer Armee herzustellen. Zu einer Unterstützung konnte schon Augereau mitwirken, der, aus dem Süden Frankreichs aufgebrochen, am 23. October bei Hüningen den Rhein überschritt und sich in der ersten Hälfte des Novembers über den Schwarzwald nach Oberschwaben in Bewegung setzte. Auch eine bairische Brigade war von Bernadotte's Corps getrennt und von Salzburg nach dem obern Inn hin entsendet worden.

Das Alles bildete indessen, zumal es nur stückweise auf den Kampfplatz trat, keine allzugroße Macht, um Tirol zu erobern. Es standen dort unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Johann über 20,000 Mann; Chasteler bildete an der östlichen Gränze den rechten Flügel, St. Julien stand um Innsbruck und deckte die nördlichen Gebirgspässe, Jellachich war als linker Flügel im Vorarlberg, eine Reserve war theils bei Innsbruck, theils im obern Innthal vertheilt. Diese Heeresmacht stand in Verbindung mit dem Hiller'schen Corps, das 17,000 Mann stark Südtirol besetzt hielt, und hatte neuerlich von der Armee am Inn noch ein Corps von 3000 Mann zur Verstärkung erhalten. Nimmt man hinzu, daß sich eine Landesvertheidigung zu organisiren anfing, die sich auf 20,000 Mann zum großen Theil auserlesener

Schützen belaufen konnte, ſo reichte das gewiß hin, um die unvergleichliche Gebirgsfeſte zu decken; man konnte wohl an eine kühne Offenſive denken*). Es ſcheint auch, als wenn der Erzherzog Johann, der hier auf einem ihm verwandteren Terrain ſtand, als damals Moreau gegenüber bei Hohenlinden, ſich anfangs mit der Idee getragen habe, auf München oder an den Inn hervorzubrechen und die Verbindungen des Feindes zu bedrohen. Iſt doch vier Jahre ſpäter gezeigt worden, was Tirol durch ſich ſelbſt vermochte; jetzt wurde freilich nur Schmach und Spott geerntet. Der Fluch der Pedanterie, des Zopf- und Gamaſchenregiments, der Rath- und Thatloſigkeit übte, wie in dem ganzen Feldzuge von 1805, auch auf dieſem Kriegsſchauplatze ſeine lähmende Macht; die Verworrenheit, das Ueberraſchtwerden, das Zuſpätkommen hat ſich hier auf kleinem Raume ähnlich bewährt, wie im Großen bei Ulm**).

Im Anfang November war das bairiſche Corps von Reichenhall aus ins öſtliche Tirol eingedrungen; die erſten Uebergänge wurden mit Ungeſtüm genommen, nur der Strubpaß ward trotz wiederholter, blutiger Angriffe (2. November) von den Oeſterreichern und dem Landſturm behauptet. In demſelben Augenblicke war Ney mit etwa 8000 Mann bei Mittenwald erſchienen; während die Hälfte ſeines Corps die Beſatzung der Scharnitz in heftigem, wiewol erfolgloſem Andrange beſchäftigte (4. November), umging die andere, von bairiſchen Gebirgsjägern geführt, die Leutaſch und zwang den ungeſchickten Führer zur Uebergabe. So ſtanden die Franzoſen im Rücken der Scharnitz; der Beſatzung blieb nichts übrig, als ſich nach fruchtloſem Widerſtande zu ergeben. Am 5. November zog Ney in Innsbruck ein.

Er hatte, auch mit den Verſtärkungen, die er an ſich zog, vorerſt nicht über 12,000 Mann bei ſich, und ſeine ſcheue Vorſicht bewies, wie wenig Urſache die Gegner hatten zu verzweifeln. Indeſſen war bereits (3. November) ein Befehl des Erzherzogs Karl, von dem der Führer in Tirol abhing, an-

*) S. außer den früher genannten Quellen (Hormayrs) Geſchichte Andreas Hofers. Zweite Auflage I. 97. 99. 101.

**) Wie man die Dinge noch ſpäter anſah, beweiſt der aus amtlichen Quellen geſchöpfte Bericht in der öſterr. Militärzeitſchrift 1823. IV. Derſelbe meint, die Lage in Tirol ſei täglich bedenklicher geworden, denn die Verbindung mit dem Herzen der Monarchie hätte verloren gehen müſſen und „dann war Tirol ganz der eigenen Kraft überlaſſen“ (S. 38). Als wenn nicht das Jahr 1809 bewieſen hätte, was das Land auch ohne Verbindung „mit dem Herzen der Monarchie“ und „ganz der eigenen Kraft überlaſſen“ zu leiſten vermochte! Es iſt gewiß eine treffende Bemerkung, die Rüſtow a. a. O. 300 über den Feldzug von 1805 macht: „Faſt alle öſterreichiſchen Generale, denen wir begegnen, halten ihre Armeen lediglich zum Demonſtriren und Hinhalten beſtimmt; jeder will höchſtens warten, will nicht handeln. Lauter Demonſtrationen können offenbar nichts bewirken, alle Demonſtrationen haben nur Sinn, inſofern ſie mit einem entſcheidenden Auftreten auf einem anderen Punkte in einem verſtändigen Zuſammenhange ſtehen.“

gelangt, der die Räumung Tirols verfügte; er hielt die Vereinigung einer möglichſt zahlreichen Maſſe Truppen im Innern der Monarchie für zweckmäßiger, als die Behauptung des Gebirgslandes. Da er in dieſem Augenblicke ſeinen Rückzug von der Etſch antrat, ſollte ſein Bruder die tiroler Armee auf dem Brenner ſammeln und durch das Puſterthal den Weg nach Kärnthen ſuchen, um ſich mit der italiſchen Armee zu vereinigen. Mit einem patriotiſchen Eifer, der damals allenthalben ſelten war, erboten ſich die Tiroler, ihr Land zu vertheidigen, wenn auch nur 6—8000 Mann Truppen zurückblieben; es war vergeblich. Wäre nur wenigſtens der Rückzug ſo gelungen, daß die Abſicht des Erzherzogs Karl erreicht ward! Aber die Verwirrung und Kopfloſigkeit einzelner Führer, die planloſen Hin- und Hermärſche, die feige Preisgebung der feſten Punkte bilden im Ganzen ein würdiges Seitenſtück zu den Ereigniſſen von Ulm.

Erzherzog Johann war am 6. und 7. November über den Brenner nach Sterzing gezogen, wo er die noch zurückgebliebenen Corps erwartete, ſetzte ſich mit Hiller in Südtirol in Verbindung und trat (10. November) mit dem Gros der Armee den Rückzug ins Puſterthal an. Am nämlichen Tage ergab ſich Kufſtein an ein kleines bairiſches Corps unter Umſtänden, die für die Führer wie die Truppen gleich ſchmählich waren*). Indeſſen hatte Jellachich — es war ſchwer zu ſagen, ob mehr Unfähigkeit oder Eigenſinn Schuld war — im Vorarlberg gezögert; ſtatt die Vereinigung mit dem Erzherzoge zu ſuchen, verlor er durch ſinnloſe Märſche die beſte Zeit und ſtand dann wie feſtgewurzelt bei Hohenembs, bis Ney die Brennerſtraße beſetzt hielt und Augereau's Vortruppen ſich Begrenz näherten. Es zeichnet die allgemeine Auflöſung, die übrigens bei ſolcher Führung natürlich war, daß zwei Oberſten, Kinsky und Wartensleben, in Vorahnung des Schickſals, das ihrer wartete, (13. November) mit zehn Schwadronen und ſechs Geſchützen auf eigene Hand aufbrachen und ſich, wie früher Erzherzog Ferdinand, durch die dünnen franzöſiſchen Poſten nach Böhmen durchſchlugen. Sie fanden freilich keine ſo günſtigen Beurtheiler, wie der Erzherzog Ferdinand; ſie wurden beſtraft — während der ſchuldigere Führer frei ausging, um für ſpätere Niederlagen aufgeſpart zu werden. Einen Tag, nachdem jene Officiere entronnen waren, ſchloß dann Jellachich zu Dornbirn eine Capitulation mit Augereau, wonach der Reſt ſeines Corps, etwa 4000 Mann, freien Abzug nach Böhmen erhielt, gegen das Verſprechen, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen. Ein ähnliches Schickſal, wenn auch im Einzelnen unter rühmlicheren Vorgängen, erreichte die Diviſion des Prinzen Rohan, die aus acht Bataillonen und ſechs Escadronen beſtand. Zum Theil durch falſche Nachricht getäuſcht, hatte der Prinz zu lange im Innthale, beſonders bei Rauders verweilt, um ſich noch raſch mit dem Erzherzoge vereinigen zu können. Er zog dann durch das

*) S. Geſchichte Andreas Hofers I. 105. 106. Anm.

Vintſchgau, ſchlug eine franzöſiſche Diviſion bei Botzen und hätte wohl auch jetzt noch den Weg durch das Puſterthal gewinnen können. Allein er hoffte durch Südtirol die italieniſche Armee zu erreichen (Mitte November); auf dem Marſch dahin ſtieß er mit den inzwiſchen in Oberitalien angekommenen Verſtärkungen unter Gouvion St. Cyr zuſammen, und mußte nach tapferem Widerſtande, von der Uebermacht des Feindes erdrückt, ſich bei Caſtelfranco (24. November) ergeben.

So gelang es den Franzoſen, die Verbindung mit Maſſena's italieniſchem Heere herzuſtellen; in einem gewaltigen Bogen, der ſich von der Südgränze Böhmens bis nach dem adriatiſchen Meere hin ausdehnte, bedrohten nun die feindlichen Armeen die öſterreichiſchen Erblande, auf deren Mittelpunkt und Hauptſtadt Napoleon ſelbſt mit der Maſſe ſeiner Streitkräfte losdrängte. Vorerſt hatten die Verbündeten ihm nichts entgegenzuſtellen, was ihm den Weg nach Wien mit Sicherheit verlegen konnte; vielleicht daß in vier Wochen die Rückwirkung der Angriffe in Norddeutſchland und Neapel zu ſpüren war, oder daß Preußen ſich dann anſchloß und die ruſſiſchen Heere endlich eintrafen, auch die Armeen der Erzherzoge ſich hinter Wien vereinigten — das Alles waren mögliche und ſelbſt wahrſcheinliche Chancen, nur brauchte es noch Zeit, bis ſie ſich erfüllten. Darum wäre ein Waffenſtillſtand das Wünſchenswertheſte geweſen für die Sache der Coalition; er allein konnte Zeit geben, die ſchlimmen Wirkungen der letzten Niederlagen etwas zu mäßigen und Kräfte zu ſammeln zu einem glücklicheren Kampfe. Der Verſuch wurde auch gemacht; gleichſam als Antwort auf die lauten Friedensverſicherungen, die Napoleon bei Ulm hatte hören laſſen, ſchickte der öſterreichiſche Monarch den Grafen Ginlay zu ihm nach Linz, um ihm einen Waffenſtillſtand anzutragen (8. November). Napoleon durchſchaute natürlich die Abſicht und knüpfte die Gewährung an Bedingniſſe, die unannehmbar waren.

So rückten denn die Franzoſen vor, ohne daß Kutuſow ihnen die gehoffte Schlacht anbot. Wohl war es (5. November) bei Amſtetten zu einem heftigen Zuſammenſtoße zwiſchen der Nachhut der Verbündeten und der franzöſiſchen Avantgarde gekommen, der von muthvollem Widerſtande Zeugniß gab; allein es ſchien nicht die Abſicht des ruſſiſchen Feldherrn, um den Beſitz von Wien einen großen Kampf im freien Felde zu wagen. In Wien zwar hatte man am Anfang November die Idee noch nicht aufgegeben, daß die verſchiedenen Flußübergänge ſo lange als möglich zu behaupten ſeien, und man forderte den General auch dazu entſchieden auf; der Officier, den man an ihn ſandte, Feldmarſchalllieutenant Schmidt, einer der beſſeren öſterreichiſchen Generalſtabsofficiere jener Zeit, überzeugte ſich aber ſelbſt, daß der Rückzug das Vernünftigſte, und an eine Offenſive nicht zu denken ſei, ſo lange noch die übrigen ruſſiſchen Heere nicht angekommen waren. Die Situation des verbündeten Heeres erforderte dies um ſo gebieteriſcher, als in demſelben Augenblicke ein neuer fühlbarer Verluſt erlitten war. Wir erinnern uns, Kutuſow und

Merveldt waren über die Richtung ihres Rückzuges vom Inn nicht einig geweſen; jener wollte ſich auf die ruſſiſchen Verſtärkungen, dieſer auf die Armee der Erzherzoge zurückziehen. Auch als Kutuſows Anſicht die officielle Billigung erhalten, konnte Merveldt dem Reize nicht widerſtehen, ſich ſüdlicher zu wenden, als es für die Stärke der ohnedies ſchon ſehr unzulänglichen Armee zuträglich war. Zwar mit der Abſicht, ſich wieder an Kutuſow anzuſchließen, war er über Steyer gegen Mariazell aufgebrochen, dort unter das Armeecorps Davouſt's gerathen, von ihm (8. November) mit überlegener Macht umklammert und die ganze Diviſion zerſprengt worden. 4000 Mann und alles Geſchütz waren in die Hand der Feinde gerathen; Merveldt ſelbſt hatte höchſtens 2000 noch übrig, die er durch Steiermark nach Ungarn zu retten ſuchte. Damit waren die Streitkräfte, die zum Schutze der Kaiſerſtadt den franzöſiſchen Armeen noch entgegenzuſtellen waren, auf weniger als 50,000 Mann zuſammengeſchwunden; Kutuſow hatte noch ungefähr 25,000 Ruſſen und 6—8000 Oeſterreicher bei ſich, bei Wien ſelbſt ſtanden noch 13,000 Mann zum Theil ungeübter Reſerven, und an Verſtärkungen hatte der ruſſiſche Feldherr in nächſter Zeit nichts mehr zu erwarten, als die noch zurückgebliebene ſechste Colonne ſeines Armeecorps, die auf 8000 Mann angegeben ward*). Dieſe Lage ließ ihm allerdings kaum eine andere Wahl, als den gewaltig überlegenen Maſſen des Feindes auszuweichen und auf das linke Donauufer hinüberzugehen. Am 8. November vollführte er dieſen Entſchluß bei Mautern.

Es waren verſchiedene Umſtände, beſonders wohl übertriebene Nachrichten von Verſtärkung der Gegner, die Napoleon in dem Glauben erhielten, es werde ihm noch auf der Straße nach Wien eine Schlacht angeboten werden. Er hielt St. Pölten für die Stelle, wo das am wahrſcheinlichſten geſchehen werde, und beſchloß nach dieſem Punkte hin die Maſſe ſeiner Streitkräfte zuſammenzuziehen. Gleich nachdem Kutuſow auf das linke Ufer des Stromes zurückgegangen war, ſchlug der Kaiſer ſein Hauptquartier in der Abtei Melk auf und traf Anſtalten, die einzelnen Colonnen, wie es die Natur der Sache mit ſich brachte, nicht allzuſchnell, gegen St. Pölten zu vereinigen. Er ward bald, und zwar auf eine recht empfindliche Weiſe, über ſeine Meinung enttäuſcht.

Am linken Donauufer ſtand nur Marſchall Mortier mit der Diviſion

*) Noch am Inn war mit den Ruſſen eine Macht von 25,000 Oeſterreichern vereinigt geweſen, durch die Entſendung einer Colonne von etwa 3000 Mann nach Tirol, durch die Zerſprengung des Merveldt'ſchen Corps war das, was bei Kutuſow noch übrig war, auf eine kleine Abtheilung unter Noſtiz (4 Bat. und 6 Escadr.) und 36 Escadronen Reiterei beſchränkt, die indeſſen (8. 9. Nov.) durch den Hofkriegsrath nach Wien gerufen wurden. Seitdem war mit Kutuſows Corps von öſterreichiſchen Truppen nur noch die Noſtiz'ſche Abtheilung vereinigt; wir erwähnen das ausdrücklich, weil es Taktik der ruſſiſchen Berichte iſt, entweder die Thätigkeit oder gar die Anweſenheit dieſer kleinen Schaar zu ignoriren.

Gazan und einigen Reiterſchwadronen; die Diviſionen Dupont und Dumonceau folgten nach. Sie ſtanden aber noch mehrere Tagemärſche zurück, als Mortier ſchon am 8. bei Marbach, am 9. bei Spitz, am andern Tage bei Stein angelangt war. Es konnte dem Marſchall alſo begegnen, daß er mit ſeiner kleinen Schaar unter die vereinigte Macht der Feinde gerieth, denn Kutuſow, den Napoleon bei St. Pölten zu ſchlagen dachte, war ihm nicht nur ruhig ausgewichen, ſondern befand ſich jetzt auch in der Lage, einer verlaſſenen franzöſiſchen Abtheilung einen tödtlichen Streich zu verſetzen. Während Mortier ſorglos (10. November) über Dürrenſtein gegen Stein verging und ſich, ohne Kenntniß von der Stellung des Feindes, getrennt von den übrigen Diviſionen, in einem Thale befand, das zur Rechten von der Donau, links von bewaldeten Bergen eingeſchloſſen war, wurde im verbündeten Hauptquartier von dem öſterreichiſchen General Schmidt, deſſen wir erwähnten, der Plan entworfen, die franzöſiſche Diviſion vollſtändig abzuſchneiden. Noch vor Tagesanbruch ſollte eine Abtheilung über die Höhen, welche das Thal umgaben, gegen Dürrenſtein in den Rücken des Feindes vorrücken, und wenn dann am Morgen (11. November) der Kampf in der Front bei Stein begann, die Franzoſen zugleich von den Höhen aus in der Flanke und bei Dürrenſtein im Rücken angegriffen werden. Die pünktliche Ausführung dieſes Entwurfes ſchnitt Mortier von den nachrückenden Diviſionen ab und überlieferte ſein Corps dem unvermeidlichen Untergange. Doch trafen die Colonnen, denen die Umgehung aufgetragen war, nicht zeitig genug ein, und der Kampf hatte vorn bei Stein bereits lebhaft und eine Zeit lang mit günſtigem Erfolge für die Franzoſen begonnen, bevor der Angriff in der Flanke und im Rücken eintrat. Indeſſen gelang es den Ruſſen, den Kampf mit verſtärkten Kräften wieder aufzunehmen und den Marſchall am Nachmittage mit Verluſt zurückzudrängen. Sein Weichen traf mit dem Zeitpunkte zuſammen, wo eine der Umgehungscolonnen ſchon Dürrenſtein in ſeinem Rücken bedrängte; jetzt erſt vermochte Mortier die ganze Gefahr ſeiner Lage zu überſchauen. Was die Mack, Werneck, Jellachich und ihres Gleichen in ähnlicher Situation gethan hätten, läßt ſich ungefähr denken; ſie hätten nicht blos für ſich, ſondern auch für die rückwärts ſtehenden Diviſionen capitulirt; der Marſchall behielt auch in dieſem verzweifelten Moment ſeine beſonnene Haltung und brachte den Feind um den Triumph, die ganze Diviſion aufzulöſen oder zu verſprengen. Er ſetzte den bedenklichen Kampf bis zur Dunkelheit fort, faßte dann den Reſt ſeiner Diviſion zuſammen und ſchiffte den größeren Theil bei Dürrenſtein über die Donau, indeß eine kleine Abtheilung noch gegen Stein hin Stand hielt und dann unter dem Schutze der Nacht über die Berge nach Spitz entkam, wo Dupont im Laufe des Tages eingetroffen war, aber durch eine der rückwärts geſandten Colonnen feſtgehalten ward. Bei dieſem Zuſammenſtoße fiel der Feldmarſchalllieutenant Schmidt, ein um ſo empfindlicherer Verluſt, als der zum Nachfolger beſtimmte Merveldt damals auf ſeiner Irr-

fahrt durch Steiermark nach Ungarn begriffen und die Berufung Weyrothers in den Generalſtab eine unzweifelhaft unglückliche Wahl war.

Der Erfolg bei Dürrenſtein war der einzige, der auf dem Rückzuge vom Inn bis nach Mähren erfochten ward; über Allem, was weiter geſchah, laſtete daſſelbe Verhängniß von Thorheit und Misgeſchick, womit der ganze Feldzug bezeichnet iſt.

Als die erſte Nachricht von der Niederlage an der Donau nach Wien kam, war die Enttäuſchung um ſo furchtbarer, je länger man ſich in eiteln Träumen des Erfolges gewiegt. Es war ein Unglück, das, mit Gentz zu reden, „die Seele vernichtete und das Denken aufhob“. Das Unbegreiflichſte, rief er aus, iſt mir, daß ich hoffen konnte; ich habe mich ſpät, ſehr ſpät zum Hoffen entſchloſſen, aber endlich hoffte ich doch auch. Es war eine unverzeihliche Verblendung; denn ich kannte Mack und ich kannte die, die ihn verſchrieben und gebraucht hatten .... Das Fehlſchlagen meiner Hoffnungen, ſchrieb er ein andermal, iſt ſo ſehr das größte aller Uebel für mich, daß Alles, was jetzt noch geſchehen kann, mich nur mittelmäßig afficirt. Ob ſie mich bis in die Tartarei verjagen, oder in den Tempel ſperren, oder füſiliren laſſen, iſt mir Alles eins. Aber Bonaparte nicht geſchlagen, die Kurfürſten nicht mit neuzuerfindender Schmach geſtraft zu haben, in einem Moment, wo aller Werth des Lebens am Siege hing, nicht zu ſiegen, die Triumphberichte der Höllenrotte in ihren verdammten Zeitungen zu leſen, das Frohlocken ihrer Anhänger in Deutſchland — das abſorbirt das Gemüth und läßt für keine anderen Schmerzen Raum.

Die leitenden Perſonen waren wie gelähmt. Es ward jetzt erſt recht klar, daß es dieſem Staate an Männern fehlte. „Der Pöbel hier — ſchreibt Gentz — ich meine diesmal den hohen Adel und die Miniſter, ſieht nun blos die nächſte Zukunft; das ſo eben Vergangene, das einzig Schreckliche fühlen ſie kaum. Aber die Gränze! Aber Wien!“ Es war der letzte Strohhalm dürftiger Hoffnung, an den ſich Gentz jetzt hing, daß wenigſtens Wien verlaſſen und damit der Kampf auf's Aeußerſte getrieben ward. „Geſchah dies nicht, ſo war in weniger als vierzehn Tagen der ſchändlichſte Friede unterzeichnet“. Allerdings ſetzt er hinzu: Ob wir ihm entgehen, iſt äußerſt zweifelhaft. Wenn der Kaiſer, meinte er, die Kataſtrophe nicht benutzte, um die ganze Regierung umzuformen, ſo war doch Alles verloren.*) Eine leiſe Ahnung davon ſchien auch in den herrſchenden Regionen aufzudämmern. Zum erſten Male ſprach der Kaiſer in bewegtem Tone an ſein Volk, erinnerte es an die Erhaltung alles deſſen, was ihm heilig und theuer ſei, und wie die öſterreichiſche Monarchie ſich aus jedem Sturme im Laufe des letzten Jahrhunderts mit neuer Stärke erhoben habe. „Ihre innere Kraft iſt noch unverſiegt. Noch lebt in den Herzen der guten und biederen Menſchen, für

*) S. Gentz Schriften IV. 125 f. 128. 131. 133. 146.

deren Glück und Ruhe ich kämpfe, der alte vaterländische Geist, der bereit ist zu jeder That und jedem Opfer, um zu retten, was gerettet werden muß: Thron und Unabhängigkeit, Nationalehre und Nationalglück. Von diesem Geiste der Vaterlandsliebe Meiner Unterthanen erwarte ich mit hoher und ruhiger Zuversicht alles Große und Gute; vor Allem aber Eintracht und festes, schnelles, muthvolles Zusammenwirken zu Allem, was angeordnet werden wird, um den raschen Feind so lange von den Gränzen fern zu halten, bis jene große und mächtige Hülfe wirken kann, welche Mein erhabener Bundesgenosse, der Kaiser von Rußland, und andere Mächte zum Kampfe für Europa's Freiheit und die Sicherheit der Throne und der Völker bestimmt haben". Ein späterer Aufruf des Kaisers (13. November) nannte auch bereits unumwunden Preußen unter den Verbündeten Oesterreichs. Zugleich forderte der Hofcommissar Graf Saurau Jünglinge vom Adel und der Bürgerschaft auf, sich der Bürgermiliz zum Schutze der Hauptstadt anzuschließen*). Es schien sich also doch, nach der ersten Niedergeschlagenheit, der Wille äußersten Widerstandes kundzugeben; man griff, wenn auch schüchtern, zu Mitteln, die noch 1797 für staatsgefährlich gegolten hatten.

Aber Wien sollte nicht gehalten werden; am 6—7. November wanderten der Hof, die Diplomatie und die Minister nach Presburg und von da nach Mähren. Es ließ sich gegen dies Preisgeben der Hauptstadt militärisch gewiß Manches sagen; nur war die politische Betrachtung ohne Zweifel begründet, daß, wenn dann die Hauptstadt in die Hand des Feindes fiel, die muthlosen Rathgeber der Krone mit verzweifelnder Eile auch den schmachvollsten Frieden als Nothbret ergriffen. Indem man Wien verließ, war es freilich die Absicht nicht, die Thore der Hauptstadt dem Feinde ohne Widerstand zu öffnen. Aber die Kopflosigkeit sorgte dafür, daß auch um sie kein Tropfen Bluts vergossen ward. Am 13. November näherten sich die Colonnen von Murat und Lannes der Hauptstadt; ohne Schwierigkeit kamen sie in die Leopoldsvorstadt, erst an der Spitzbrücke drohten ernstere Hindernisse. Es standen ungefähr 13,000 Mann in der Stadt; Alles war zur Zerstörung der Brücke bereit, ein Officier hatte schon die Lunten zur Hand, um sie zu verbrennen. Aber der Mann, in dessen Hand die Leitung lag, war wieder eine von den begünstigten Nullitäten, ein Fürst Auersperg, dessen Sorglosigkeit und Einfalt Alles vereitelte. Die französischen Führer, Murat, Lannes und Bertrand, gingen, anscheinend wie bei einer Promenade, über die schlecht bewachte Brücke, verblüfften den Officier, der mit der brennenden Lunte bereit stand, und täuschten ihn mit der Versicherung, es sei ein Waffenstillstand geschlossen**). Erst das rasche Nachrücken der geschlossenen Colonnen und das

*) S. Allg. Z. 1278 f. 1306. 1310.

**) Nach der Schrift: die Franzosen in Wien. Eine historische Skizze, nach den

Wegnehmen der Kanonen, die am anderen Ufer ſtanden, zeigten, worauf es abgeſehen war; dennoch ließ ſich Auersperg noch mit der Lüge täuſchen, es ſei eine Waffenruhe feſtgeſetzt. Er zog ſeine Truppen zurück und die Franzoſen beſetzten Wien.

Es war hier ſo wenig wie im übrigen Deutſchland ein lebendiges Bewußtſein von dem Zuſtande erwacht, dem man entgegenging; man war noch ſtumpf für die Gefühle, die wenige Jahre nachher auch in den Ueberwundenen und Waffenloſen laut geworden ſind. Oeſterreich ließ ſich damals ganz gut und willig von dem Eroberer regieren; die vorhandene Bureaukratie ſchaffte dem franzöſiſchen Generalgouverneur Clarke und dem Intendanten Daru emſig in die Hände; ſie halfen die „Ordnung“ aufrecht erhalten und mahnten zum Gehorſam. Die geläufige Schablone franzöſiſcher Finanz- und Polizei-Organiſation war raſch in Stand geſetzt. Der Hauptſtadt ward dann eine große Contribution auferlegt, der 2000 Feldſtücke, 100,000 Gewehre und großen Munitionsvorräthe nicht zu gedenken, welche Beute des Siegers wurden. Es ging das Alles ſo ruhig und glatt ab, daß die Franzoſen in ihren officiellen Blättern und Bülletins die Gutmüthigkeit und Loyalität unſerer Nation nicht laut genug rühmen konnten*). Es iſt freilich eine Zeit gekommen, wo wir das Lob verſcherzten.

Durch die Ueberrumpelung der Wiener Brücke hatten die Franzoſen einen Vorſprung gewonnen, welcher Kutuſow's Rückzug nach Mähren gefährdete; ſchon folgten ihm von Krems aus franzöſiſche Colonnen, während Murat mit anſehnlichen Kräften den Weg von Znaim einſchlug, das Entrinnen des ruſſiſchen Heeres zu hindern. Kutuſow, nur noch wenige Märſche von dem nachdringenden Feinde getrennt, warf raſch den General Bagration, auf deſſen muthvolle Ausdauer er ſich verlaſſen konnte, mit etwa 7000 Mann auf der Wiener Straße dem Feinde entgegen, um dieſen ſo lange aufzuhalten, bis er ſelber mit dem Gros des Heeres den Rückzug nach Mähren gefunden hatte. Bei Hollabrunn, ungefähr auf dem halben Wege zwiſchen Wien und Znaim, hatte ſich Bagration mit ſeinem kleinen Corps, bei dem ſich auch der Reſt

---

Berichten eines Augenzeugen entworfen durch M. J. C. H. Photopel 1806. S. 29 f. hätten ſie zur Beglaubigung einen penſionirten öſterreichiſchen General, der ihnen in voller Uniform begegnet war, aufgegriffen und mitgeführt.

*) S. die Verordnungen Allg. Z. S. 1317. 1322. Ebendaſ. S. 1325 den Artikel aus der Wiener Zeitung. Dann das 26. Bulletin in der Sammlung von Goujon I. 70. Lefebvre II. 195. Wie verſchieden damals die Stimmung von der im Jahre 1809 war, beweiſt unter Anderm die Aufzeichnung des Priors von Melk, der über des Kaiſers Anweſenheit bemerkte: „es wäre der ſchändlichſte, ſchwärzeſte Undank, es hier nicht ausdrücklich anzumerken, daß Napoleons Gnade alle unſere Hoffnungen und Wünſche weit übertroffen habe“. S. Keiblinger Geſch. des Stiftes Melk S. 1059. Manche Züge zur Schilderung der franzöſiſchen Wirthſchaft gibt die angeführte Schrift: „Die Franzoſen in Wien“.

Oeſterreicher unter Noſtitz befand, am 15. November aufgeſtellt, als Murats Avantgarde eintraf. Murat, dem eben noch an der Wiener Brücke ſeine Kriegsliſt ſo gut gelungen, verſuchte hier das Gleiche: den Feind mit einem angeblichen Waffenſtillſtande hinzuhalten, bis ſeine ganze Macht angelangt war. Aber diesmal fiel dieſer verbrauchte Kunſtgriff auf ihn ſelbſt zurück und zwar ſo grell, daß die Bonaparte'ſchen Geſchichtſchreiber, die ſolch gelungene Liſten an ihren eigenen Helden ſonſt höchlich bewundern, hier ihre ſittliche Entrüſtung kaum bergen mögen. Der ſchlaue Kutuſow, dem Bagration das Gerede Murats melden ließ, ergriff geſchickt dieſe Handhabe, um ſich ruhigen Rückzug zu ſchaffen. Er ſandte Wintzingerode ab, der ſich zufällig bei ihm befand, und trug dem franzöſiſchen Reitergeneral einen Vertrag an, wonach die ruſſiſche Armee Deutſchland räumen, Murat aber ſeine Bewegung nach Mähren nicht fortſetzen ſollte; die Ausführung des Abkommens war von Napoleons Genehmigung abhängig gemacht; bis dieſe eintraf, ſollten beide Heere in ihren Stellungen verbleiben. Die Liſt war ſo handgreiflich, daß Napoleon, als ihm der Vertrag nach Schönbrunn gemeldet ward, ſofort voll Verdruß Murat befahl, den Feind anzugreifen und zu zerſprengen. Aber über dieſem Hin- und Herſenden hatte Kutuſow faſt einen Tag Zeit gewonnen und konnte ungeſtört ſeinen Rückzug gegen Brünn antreten. Damit es gelang, mußte freilich Bagration ſich opfern und mit ſeiner kleinen Schaar den Andrang des Feindes, der allmälig auf eine Macht von mehr als dreißigtauſend Mann anwuchs, ruhig abwarten. Er hatte ſeine Stellung bei Schöngrab genommen, als am Nachmittag des 16. Novembers die Antwort Napoleons eintraf und Murat nun ohne Zögern angriff. Bis in die Nacht ſchlug ſich dann das heldenmüthige Häuflein gegen den überlegenen Feind; ein Drittheil der Mannſchaft ſammt dem Geſchütz erlag freilich in dem ungleichen Kampfe, aber dem Reſt gelang es, zwei Tage ſpäter ſich wieder mit Kutuſow zu vereinigen.

Der zweite Act des Feldzuges, die Eroberung Wiens und der deutſchen Erblande war zu Ende; es begann der dritte, auf einem anderen Kriegsſchauplatze und zum Theil mit neuen Kräften.

Noch ehe Kutuſow Brünn erreicht hatte, erhielt er die Nachricht, daß die zweite ruſſiſche Armee unter Burhöwden, nur noch wenig Märſche entfernt ſei; mit ihr vereinigt hatte er ſich gegen Ollmütz zurückgezogen und nahm bei Olſchan eine günſtige Stellung, deren Front ſich auf dem Höhenzuge dort ausbreitete, deren Flanken theils durch die March, theils durch ſumpfige Niederungen gedeckt waren; die vereinigte ruſſiſche Streitmacht, mit der ſich öſterreichiſche Verſtärkungen, namentlich die Wiener Beſatzung, vereinigt hatten, betrug dort einige achtzigtauſend Mann; es war das erſte Mal in dieſem Kriege, daß die Verbündeten an einer entſcheidenden Stelle dem

Feinde numerisch überlegen waren; denn Napoleon, der am 20. November sein Hauptquartier nach Brünn verlegte, konnte dort vorerst nur 60—70,000 Mann vereinigen. Er hatte den größten Theil der Armeecorps von Soult, Lannes, Murat und Bernadotte zur Verfügung; doch mußte der Letztere Böhmen beobachten, wo der Erzherzog Ferdinand mit Ausrüstung eines neuen Heeres beschäftigt war. Marmont stand in Steiermark, Ney und Augereau in Tirol, Davoust in Wien und der Umgebung, die Divisionen (Gazan, Dupont, Dumonceau), die uns von Dürrenstein her bekannt sind, hielten die Donau oberhalb Wien besetzt, das württembergische Contingent half die Operationslinie in Oberösterreich decken, das badische bildete die Garnison in Augsburg und Braunau. So groß die Summe dieser Streitkräfte war, so war doch die Ausdehnung der Operationen vom Rhein bis nach Steiermark, Ungarn und Mähren noch größer.

Die mäßige Ueberlegenheit, in welcher sich die Verbündeten bei Olschan befanden, mußte sich aber mit jedem Tage zu ihren Gunsten steigern. Außer den zu erwartenden russischen Verstärkungen und den Rüstungen in Böhmen, die wenigstens die Kräfte des Gegners theilten, kam jetzt besonders die vereinigte italienisch-tirolische Armee in Betracht. In der letzten Woche des Novembers trafen beide Erzherzoge in Steiermark, zwischen Cilli und Marburg, zusammen, und es war nun ein Heer von 80—90,000 Mann von Süden her im Anmarsch auf Wien. Erzherzog Karl, der sich vielleicht in zehn bis zwölf Tagen der Hauptstadt nähern konnte, rückte zwar nicht in beschleunigten Märschen vor, aber er war doch sicher zu erwarten und sein Heer groß genug, um mit einem Theile die Franzosen in Niederösterreich zu beschäftigen und zugleich mit einem anderen zur Entscheidung in Mähren mitzuwirken. Man hatte also alle Ursache, ihn abzuwarten. Auch die Landungen in Neapel und in Hannover, die wie so vieles Andere in diesem Feldzuge verspätet waren, vermochten erst jetzt wirksam in die Entscheidung einzugreifen, und die letzten russischen Streitkräfte konnten ebenfalls im Laufe des Decembers in Mähren eintreffen. Ja, wären alle diese Verstärkungen nicht zu hoffen gewesen, hätte nicht jede Woche des Abwartens der Coalition neue Kräfte zugeführt, so reichte eine einzige Betrachtung hin, das Hinhalten und Zögern mit der Entscheidung in offener Feldschlacht zu motiviren. Für Preußen war jetzt die Stunde der Entscheidung gekommen. Wenn vier Wochen nach der Abreise des preußischen Abgesandten, hieß es im Potsdamer Vertrag vom 3. November, die Unterhandlung nicht dazu geführt hat, Napoleon zur Annahme der Friedenspräliminarien zu bestimmen, so tritt Preußen mit 180,000 Mann in den Kampf ein. Es bedarf keines Wortes, um einleuchtend zu machen, wie gewaltig sich die Lage veränderte, wenn Preußen im Laufe des Decembers eine Armee nach Franken einrücken ließ und ein Hülfsheer nach Mähren sandte. Man braucht die Kriegsmittel des französischen Kaisers und die Hülfsquellen, die in ihm selber lagen, nicht im Mindesten

zu unterſchätzen und wird ſich doch ſagen müſſen, daß ſeine Situation dann ſchwierig genug ward. Die Ausdehnung des Kriegsſchauplatzes und ſeine weit nach Oſten vorgeſchobene Stellung im Feindeslande, die er mitten im Winter gegen überlegene Maſſen vertheidigen ſollte, die Diverſionen in Italien und Norddeutſchland konnten dann noch im letzten Act des großen Kampfes die ganze Kriegslage verändern.

Drum lag der Wendepunkt der Entſcheidung jetzt vor Allem darin, Preußen zur Mitwirkung zu beſtimmen und nicht früher einen Kampf herauszufordern, als bis dies geſchehen war. Für die Berliner Politik war es noch eine letzte unſchätzbare Gunſt des Schickſals, daß es ſo kam; unter glücklicheren Verhältniſſen ging Preußen ſchwerlich je wieder gegen Napoleon in den Kampf. Aber darum kam Alles darauf an, ihm dieſe Gunſt der Lage ganz intact zu erhalten und mit unverminderten Kräften auf ſeinen Eintritt in den Kampf zu warten. Man kannte ja im Lager der Coalition die ſcheue Unſchlüſſigkeit der preußiſchen Politik; eine unglückliche Schlacht, vielleicht ſelbſt ein kleineres Misgeſchick reichte hin, die Entſchlüſſe, die den Potsdamer Vertrag hervorgerufen, wieder wankend zu machen. Ließ ſich aber gar die Armee in Mähren in einen Kampf verflechten, der eine entſcheidende Niederlage nach ſich zog, ſo war faſt mit Beſtimmtheit zu erwarten, daß die Berliner Staatsmänner und vor Allen der unglückliche Unterhändler Haugwitz Alles aufbieten würden, ſich aus den Potsdamer Verpflichtungen wieder herauszuwickeln. Die preußiſche Allianz ging dann der Coalition verloren, wie die Diverſionen an der Weſer und am Po wirkungslos auseinanderfielen. Die Natur der Verhältniſſe, der politiſchen wie der militäriſchen, ſchrieb daher den Alliirten in Mähren ihr Verhalten auf's unzweideutigſte vor; ſie durften nicht in dieſem Feldzuge von ſo vieler verhängnißvoller Verſpätung ſich zuletzt noch durch einen verfrühten Angriff die einzige Ausſicht des Erfolges entreißen laſſen. Sie mußten eine Schlacht nicht ſuchen, höchſtens, wenn ſie Napoleon angriff, in ihrer trefflichen Stellung bei Olſchan mit überlegener Macht den Handſchuh, der ihnen hingeworfen ward, aufnehmen.

Unter den verſchiedenſten militäriſchen Autoritäten iſt denn auch ſeit fünfzig Jahren nur eine Stimme darüber geweſen, daß nur die vermeſſenſte Kurzſichtigkeit einen andern Weg einſchlagen konnte. Es haben auch nicht eigentlich militäriſche Gründe die Verbündeten zum Angriff beſtimmt.

Kutuſow war es nicht, der zur Schlacht drängte. Er war ſein Lebenlang der Mann ſchlauer Vorſicht geweſen und hatte ſeinen Feldherrnruf dadurch begründet. Wir werden ſpäter erfahren, wie er ſich 1812 auf dieſelbe Weiſe dieſen Ruf zu erhalten ſtrebte und im Frühjahr 1813 durch eben dieſe zögernde Vorſicht den Groll aller eifrigen Patrioten gegen ſich aufgeweckt hat. Auch in dieſem ſeinem erſten Feldzuge gegen Napoleon war er dieſer Strategie bis jetzt treu geblieben; ſein Verharren am Inn, ſein Rückzug, ohne eine Schlacht zu wagen, die Stellung bei Olſchan, die er jetzt be-

zog, zeigen zur Genüge, daß er nicht geneigt war, in einem Wagſtück ſeinen Namen und ſeine Armee auf's Spiel zu ſetzen. Aber ſeit ſich der Czar ſelber im Lager bei Ollmütz befand, hörte er auf die leitende Perſönlichkeit zu ſein. Wie die politiſche Umgebung Alexanders nach dem Ausdruck von Gentz aus „wohlmeinenden Philantropen“ beſtand, die „mit einigen Fragmenten wiſſenſchaftlicher Bildung geſchmückt, übrigens ohne Kraft, ohne Geiſt, ohne große Anſichten, ohne Muth und Beharrlichkeit“ waren, ſo wurde er auch militäriſch ſchlecht genug berathen. Dem eiteln, hochmüthigen Ruſſenthum gegenüber, wie es Fürſt Peter Dolgorucki, ſein Adjutant, vertrat, ſtand als Generalſtabschef der aus den neunziger Jahren her bekannte öſterreichiſche General Weyrother, ein Mann aus derſelben Schule wie Mack, und gleich wie dieſer weniger um ſeiner Talente willen an dieſen Platz geſtellt, als weil er mit dem Uebermuth der Ruſſen ſich geſchmeidiger als Andere zu vertragen verſtand. Die Ruſſen ſelbſt lebten noch in den Erinnerungen von 1799; ſie ſprachen es offen aus, Bonaparte's Unbeſiegbarkeit ſei nur darin zu ſuchen, daß er den rechten Gegner noch nicht gefunden. Das Mislingen des Feldzuges von 1805 minderte dieſes hohe Selbſtgefühl nicht, ſondern ſteigerte nur ihre höhnende Geringſchätzung der Oeſterreicher. Einem Manne wie Gentz war der „blinde, dumme und unverſchämte Nationalſtolz“ dieſer Barbaren unerträglich geworden; er konnte nicht ohne Zorn erzählen, in welchem Tone der Verachtung, der Schadenfreude und der Rachſucht die Ruſſen, namentlich Großfürſt Conſtantin und Dolgorucki, ſich noch nach der Niederlage von Auſterlitz über die Oeſterreicher ausließen*). Der tapfere Widerſtand ihrer Soldaten bei Dürrenſtein und Schöngrab hatte ſie vollends blind gemacht; ſie hielten ſich nun für berufen, die Beſieger Napoleons zu werden. Es ſtimmen die meiſten Berichte der Zeitgenoſſen darin überein, daß das Treiben dieſer Renommiſten (Gentz bezeichnet ſie mit einem viel ſtärkeren Ausdruck) auf den Kaiſer eingewirkt hat, und er, von ihren Schmeicheleien betäubt, anfing, ſich für einen Feldherrn zu halten. Die Schwierigkeit der Verpflegung, durch die Art, wie die Ruſſen im Lande ihres Verbündeten hauſten, noch vergrößert, die Ungunſt der Jahreszeit, in der die Truppen im Freien bivouakiren mußten, wurden dann begierig zu Hülfe genommen, um die Rathſchläge des raſchen Angriffes zu unterſtützen.

Das ruſſiſche Syſtem brachte es mit ſich, daß ein General, wenn er auch, wie Kutuſow, das Richtigere ſah, ſich doch der herrſchenden Strömung unterwarf. Wohl riethen hervorragende öſterreichiſche Officiere, wie Fürſt Karl Schwarzenberg, die eben bewieſen hatten, daß ſie nicht aus Mangel an Muth für Vorſicht ſtimmten, zum Abwarten; aber man hörte ſie nicht. Kaiſer Franz, der nun auch im Feldlager eingetroffen war, ſchien eine raſche Entſcheidung zu wünſchen oder gab wenigſtens ſeinem Verbündeten willig

*) Gentz Schriften IV. 158. 167.

nach; auch andere Stimmen im öſterreichiſchen Lager waren für den Angriff. Es wird ſchwer zu entſcheiden ſein, ob ſich wirklich, wie verſichert wird, in manchem Oeſterreicher aus Groll gegen die übermüthigen Freunde der ſchadenfrohe Gedanke regte, ſie möchten nur ſchlagen, d. h. ſich ſchlagen laſſen; es zeichnet aber ſchon die ganze Situation, daß ein ſolcher Verdacht hat ausgeſprochen werden können.

Während man ſich im verbündeten Lager zur Schlacht entſchloß, ſpielte noch ein kleines diplomatiſches Intermezzo. Kaiſer Franz ſandte noch einmal den Grafen Giulay, diesmal in Stadions Begleitung, in's franzöſiſche Lager, um Friedensvorſchläge zu machen. Napoleon ſchien nicht ſehr geneigt, ſich jetzt mit ihnen in Verhandlungen einzulaſſen, und wies ſie an Talleyrand. Dagegen that er ſelber einen ähnlichen Schritt, ſich dem Czaren zu nähern. Möglich, daß er Hoffnung hegte, durch eine beſondere Verſtändigung mit Rußland Oeſterreich zu iſoliren, den preußiſchen Angriff im Keim zu erſticken und auch ohne Schlacht zum Ziele zu gelangen. Und wenn er auch nur Zeit gewann, um ſeine Streitkräfte zuſammenzuziehen, ſo hatte die Unterhandlung ſchon ihren Werth. Er ſchickte (28. November) Savary zum ruſſiſchen Kaiſer, zunächſt ohne beſtimmte Aufträge, nur mit einem höflichen Begrüßungsſchreiben, das den Weg zu weiterer Verſtändigung bahnen ſollte. Die lange Unterredung Savary's mit Alexander, über welche der Franzoſe ſelbſtgefällig Bericht gegeben hat*), führte zu keinem beſtimmten Ergebniß; Napoleon ſchickte ihn zum zweiten Male hinüber und ſchlug eine perſönliche Unterredung und einen Waffenſtillſtand von 24 Stunden vor. Der Czar lehnte das ab, ſandte aber Dolgorucki zu einer Conferenz nach Brünn. Schon Savary hatte viel zu erzählen gewußt von der Ungeduld zu kämpfen im ruſſiſchen Lager, und wie man dort nicht anders glaube, als die Franzoſen fürchteten die Schlacht; jetzt hatte Napoleon ſelbſt Gelegenheit, den eiteln Hochmuth reden zu hören. Es ſcheint, er hat ſelbſt den Kunſtgriff nicht verſchmäht, ſcheinbar in die Anſchauungen Dolgorucki's leiſe einzugehen**); er ließ ihn ganz ausreden und fertigte ihn dann mit einer trockenen Wendung ab. Dieſe Unterhandlung hatte jedenfalls den guten Erfolg für ihn gehabt, die Stimmungen im feindlichen Lager an der Quelle kennen zu lernen und die Ruſſen in der erwünſchten Einbildung zu beſtärken, daß er der Schlacht ausweichen wolle; er mochte vielleicht vom Anfange an nichts Anderes bezweckt haben.

Von dieſen diplomatiſchen Sendungen am Vorabende einer großen Entſcheidungsſchlacht konnte nur eine bedeutſam werden: die von Haugwitz. Wir haben ſchon früher hervorgehoben, welch unheilvoller Misgriff es war, dieſe drohende Miſſion in die Hand eines Mannes zu legen, der, von allem An-

*) S. Mémoires II. 170 ff.

**) S. das dreißigſte Bulletin bei Goujon I. 78.

dern abgeſehen, nicht einmal den ernſten, ehrlichen Willen haben konnte, daß ſie gelang*). Es fiel ſchon in Berlin auf, daß er ſich mit ſeiner Abreiſe nicht beſonders beeilte; die ruſſiſche Diplomatie ſchöpfte Verdacht**). Aber auch in den weniger Mistrauiſchen ſtieg die begründete Ahnung auf, daß ſeine Botſchaft zu ſpät komme für die Entſcheidung***). Die Situation lag ſo klar vor Augen, daß auch die Argloſeren ſie vollkommen richtig überſchauten; Napoleon, das ſagte ſich jeder Laie in diplomatiſchen Dingen, wird verſuchen, die unbequeme Geſandtſchaft für jetzt abzuweiſen, und ſie erſt empfangen, wenn die Entſcheidung geſchehen iſt. Fiel dieſe ungünſtig, ſo war dann Preußen vielleicht als Vermittler zu brauchen; fiel ſie günſtig, ſo war kaum zu beſorgen, daß dieſer Unterhändler den Ton des Potsdamer Vertrages anſchlagen würde.

In der That war dies Napoleons Taktik. Er ließ am 24. November Bernadotte ſagen, wenn Haugwitz durch Iglau komme, ſolle er ihn dort aufhalten und ihm vorſpiegeln, das Hauptquartier werde nach Iglau verlegt werden. Das hatte nebenbei die gute Wirkung, die Prahler in Ollmütz glauben zu machen, die Franzoſen wollten wirklich retiriren. Napoleon wußte in der Hauptſache Alles; Giulay und Stadion hatten ihm den Gefallen gethan, vom Potsdamer Vertrage ſoviel zu ſagen, als er zu wiſſen brauchte; ſie hatten ihm ſelbſt die Zahlen genannt, mit denen Preußen ins Feld rücken wolle. „Der König von Preußen, hatte er damals grollend geſagt, ſoll mir's vergelten". Haugwitz kannte dieſe Aeußerung; ſie war ihm auf der Reiſe von Ollmütz aus gemeldet worden. Er konnte alſo vollkommen klar darüber ſehen, was Preußen bevorſtand, wenn die Coalition überwunden war. War es zu denken, daß ein Mann ſo kurzſichtig oder ſo leichtfertig war, auch nur einen Moment ſeine Sendung noch zu verzögern, jetzt, wo es ſich nicht mehr um

*) Daß die Partei des Auslandes in Preußen ſelber kaum ein Geheimniß daraus machte, wie wenig ſie den Bruch mit Bonaparte wollte, beweiſen ihre ſpäteren Auslaſſungen; ſ. Haugwitz fragment des mémoires S. 6. 7. Lombard matériaux S. 120 ff.

**) In einem der handſchriftl. Berichte von Alopeus heißt es am 14. Novbr.: Ce cher comte Haugwitz n'est parti que ce matin, en prenant par Dresde. Selon toutes les apparences sa marche sera tout aussi lente que les apprêts de son voyage. Je pense toujours qu'il ne produira rien.

***) Auch der Bericht des weimariſchen Geſandten an ſeinen Herzog klagt über ſein Zögern. „Bei der bedrängten Lage Oeſterreichs, ſchreibt er am 21. Nov., wollen Manche hieraus die Folgerung ziehen, daß es mit den hieſigen Demarchen nicht rechter Ernſt ſei; Andere, die dieſen nicht bezweifeln, beſorgen doch, daß man dem Kaiſer Napoleon zu viel Zeit laſſe und daß er nach der Ankunft des Grafen Haugwitz durch diplomatiſche Manoeuvres denſelben ſo lange hinhalten werde, bis er die Oeſterreicher völlig vernichtet hat und im Stande iſt, den Preußen und Ruſſen tête zu bieten."

Preußens Wollen oder Nichtwollen, ſondern nur noch um ſeine Sicherheit vor Bonaparte's Rache handelte?!

Hören wir ihn ſelber, wie er ſeine Ankunft in Brünn und ſeine Audienz bei Napoleon (30. November) erzählt*). „Der Empfang beim Kaiſer war ſo, wie ihn Haugwitz von dieſem erſtaunlichen Manne erwartete. Er blieb vier Stunden mit ihm zuſammen. Es war der Augenblick, wo die gegenwärtigen Heere Napoleons ganzes Denken beſchäftigten, und obwol er ſich von den Strapazen des Tages ermüdet fühlte, entließ er den Miniſter doch erſt gegen Mitternacht. „„Sie ſprechen mir von Frieden, ſagte er, ich würde Ihnen gern darauf antworten; Sie reden mir von Vermittelung, ich könnte Ihnen ſagen, daß ich vielleicht ſtark genug bin, ſie zu entbehren; Sie ſollen jedoch wiſſen, daß ich die guten Dienſte Preußens, wenn Graf Haugwitz ihr Träger iſt, ſtets mit Vergnügen aufnehme, aber Sie ſehen, ich bin nicht mehr Herr darüber. Man will eine Schlacht, gut, man ſoll ſie haben. Wir ſind zum erſten Male zuſammengetroffen, vielleicht wird es das letzte Mal ſein. Das Schickſal mag ſich erfüllen, man wird aber nie von mir etwas erlangen, was meinem Ruhme zu nahe tritt. Bertrand wird morgen zu Ihnen kommen"". Graf Haugwitz zog ſich zurück, um endlich etwas der Ruhe zu pflegen, deren er ſo ſehr bedurfte. Aber Caulaincourt ſuchte ihn im Namen des Kaiſers auf, um ihn zur Abreiſe nach Wien aufzufordern. „„Man will ſich ſchlagen, ſagte Caulaincourt, und der Kaiſer wünſcht, daß Sie ſich entſchließen nach Wien zu gehen, wo übrigens auch Talleyrand iſt. Es wäre dem Kaiſer leid, einen Mann dieſer Verwirrung auszuſetzen, der ſich eben neuen Anſpruch auf ſeine Achtung erworben hat"". Haugwitz nahm den Weg nach Wien; dort fand er Talleyrand, deſſen Inſtructionen ſich indeſſen auf Höflichkeiten beſchränkten, und die Unterhandlung, die Haugwitz aufgetragen war, ruhte bis zu Napoleons Ankunft."

Wir haben nichts an dieſer Erzählung ändern oder kürzen mögen, weil ſie beſſer als Alles aus den eigenen Worten des Mannes erkennen läßt, in welche Hände das Schickſal der preußiſchen Monarchie gelegt war. Die Feder des bitterſten Gegners könnte nicht plaſtiſcher die Eitelkeit des Mannes ſchildern, den man mit ſo plumpen Schmeicheleien fangen kann, oder die Einfalt, womit er ſich nach Wien abſchicken läßt, oder den Leichtſinn, womit er, trotz einer vierſtündigen Unterredung, deren er ſich rühmt, nicht die Zeit findet, ſich ſeines Auftrages zu entledigen. Wären die Dinge nicht ſo furchtbar ernſt, man wäre faſt verſucht zu lachen über den Menſchen, der im Stande iſt ſelber ſo naiv zu erzählen, wie man ihn — zum Tölpel in der diplomatiſchen Komödie machte**).

*) Fragment des mémoires inédits S. 8. Nach den franz. Berichten hätte die Audienz am 1. Decbr., nach mehreren anderen Zeugniſſen am 28. Nov. ſtattgefunden. Haugwitz ſelbſt ſagt aber: „l'avantveille de la bataille d'Austerlitz."

**) Daß freilich die Politik, die ihn abſandte, ſolch eines Unterhändlers werth

An diesem Tage ist das Schicksal der preußischen Monarchie entschieden worden. Daß Haugwitz nachher den Schönbrunner Vertrag schloß, war ein Act politischer Wandelbarkeit, den er mit der veränderten Lage entschuldigen, den er zur Noth noch als ein besonderes Probestück seiner rasch entschlossenen Pfiffigkeit rühmen mochte; er hatte vielleicht nicht Unrecht, dann seine Ankläger zu fragen: „Was sollte ich nach Austerlitz Anderes machen?“ Aber daß er jetzt in Brünn nicht mit allem Ernste seinem Auftrage nachging und, wenn er kein Gehör fand, nicht sofort umkehrte, um das Zeichen zum Aufbruche zu geben, daß er sich halb aus kläglicher Schwäche, halb aus schielender Falschheit der Gesinnung abfertigen ließ, innerlich froh, die Bürde seiner Mission einstweilen abgewälzt und Zeit gewonnen zu haben, bis die Umstände sich änderten — das zeugt von einem so empörenden Grad von Frivolität und Pflichtvergessenheit, daß wir vergebens in der Geschichte nach einem Seitenstücke dazu suchen. Ein Staat, in dem so etwas möglich war, ohne die herbste Strafe möglich war, mußte aufgelockert sein bis in seine Fundamente.

Es war Napoleon indessen gelungen, seinen Gegnern im verbündeten Lager ganz die Gedanken und Hoffnungen einzuflößen, die seinem Zwecke entsprachen. Sie gaben ihre sichere Stellung auf und vertauschten sie mit einem Plane zum Angriffe auf einem Schlachtfelde, dessen Vortheile und Schwächen Napoleon und seine Feldherren gründlich durchforscht hatten. Als er in Brünn angelangt war und sich auf dem hügeligen, von kleinen Flüßchen und Defileen unterbrochenen Gebiete orientirte, das sich gegen Austerlitz hin ausdehnt, da sagte er seinen Marschällen: „Studiren Sie dies Terrain genau, es wird in wenig Tagen unser Schlachtfeld sein.“ Seine Voraussicht hatte sich erfüllt; die Verbündeten brachen eben aus ihrem Lager bei Olschan auf und setzten sich gegen Brünn in Bewegung. Bei Wischau überraschten sie (28. November) die französischen Vorposten, nahmen eine Anzahl Husaren gefangen und stießen dann auf Murat, der sich langsam zurückzog. Der an sich ganz werthlose Erfolg mochte die letzten Bedenken im verbündeten Hauptquartier verstummen machen; man war dort nun fest überzeugt, daß Napoleon im Gefühl seiner Schwäche der Schlacht auszuweichen suche. Ueber seine wirkliche Lage befanden sich die Russen und Oesterreicher, wie ihre Berichte selber eingestehen, völlig im Dunkeln. Sie kannten nicht einmal annähernd das Verhältniß seiner Kräfte und hielten ihn für viel schwächer, als er war. Gleichwohl hatte er ihrer Streitmacht von einigen 80,000 Mann am entscheidenden Tage ein Heer entgegenzustellen, das im Ganzen nur etwa 10,000 weniger zählte, als das seiner Gegner.

---

war, und die Schuld mit ihm theilte, werden die ersten Blätter des nächsten Abschnitts zeigen.

Am 1. December war das alliirte Heer in seine Stellung zum Angriffe zwischen Austerlitz und Brünn eingerückt. Die südliche Seite des Schlachtfeldes, die nach der Wiener Straße zu gelegen ist, und wo die Dörfer Augezd, Tellnitz und Sokolnitz eine bedeutende Rolle zu spielen bestimmt waren, nahm der linke Flügel der Verbündeten ein; daran schlossen sich die Stellungen des Centrums, die sich um die Höhen von Pratze ausbreiteten, der rechte Flügel dehnte sich nordwärts bis über die Straße, die von Brünn nach Ollmütz führt. Der Angriffsplan, den Weyrother entworfen, ging darauf aus, die rechte Flanke des Feindes im Süden zu überflügeln, ihn zurückzuwerfen in nördlicher Richtung, und so die Verbindung mit Wien und die mit Böhmen ihm abzuschneiden. Während die Linke der Alliirten am andern Morgen in vier Colonnen in der Richtung auf Tellnitz und Sokolnitz vorrückte, sollte die Rechte den Feind festhalten und beschäftigen, bis der entscheidende Erfolg auf der andern Seite gewonnen war, dann mit vereinter Macht der Gegner auf Brünn zurückgeworfen werden. Es ist nicht unsere Sache, den Werth dieses Planes zu beurtheilen; nur weckt es keine günstige Meinung, daß fast alle Männer von Fach mit seltener Einstimmigkeit ihn tadeln und über seine Anlage im Ganzen wie über die verworrenen Details entschieden ungünstig aburtheilen. So viel leuchtet jedenfalls auch dem Laien ein, daß ein Plan wenig Aussicht auf Erfolg bot, den ein österreichischer Generalstabsofficier entworfen, den aber der russische Oberfeldherr Kutusow und mit ihm gewiß mancher andere nur mit Widerwillen ertrug, und der überhaupt nur vollzogen ward, weil es der Kaiser so wollte. Wo so wenig Harmonie unter den Führern war, wo bald Weyrother, bald Kutusow, bald der Kaiser selbst als die leitende Persönlichkeit erschien, da war auch bei dem besten Plane Unheil und Verwirrung kaum abzuwenden.

Napoleon hatte seine Truppen vor Brünn zusammengezogen und auf einem wohlgedeckten Terrain aufgestellt; er selber überschaute von einem günstig gelegenen Punkte das ganze Schlachtfeld. Es ist nicht zu zweifeln, daß er die letzten Tage eifrig benutzt hatte, alle möglichen Fälle zu überdenken und einstweilen seine Combinationen vorzubereiten. Erst am Tage vor der Schlacht war es freilich möglich, einen bestimmten Plan zu machen; denn jetzt erst enthüllte sich durch die Bewegungen der Gegner die wahre Absicht ihres Angriffes. Napoleon konnte nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß es hauptsächlich seinem rechten Flügel gelte, daß man ihn von Wien abschneiden und nach Norden werfen wolle. Es mag wohl sein, daß, wie er selber versichert, ihn „unsägliche Freude" erfüllte, wie er am 1. December die Feinde zur Schlacht sich entwickeln und einen Plan im Werden sah, der ihm selber den sicheren Erfolg verhieß. Jetzt traf er seine Anordnungen für die Schlacht des folgenden Tages. Die Operation der Verbündeten mußte von selbst den Schlüssel ihrer Aufstellung, die Höhen von Pratze, entblößen. Auf sie entschloß er sich darum seinen Hauptstoß zu richten und, während der Feind sich

gegen seine Rechte in hartnäckigem Kampfe verbiß, die Höhen im Centrum zu gewinnen. Das machte einmal seinem rechten Flügel, der ohne Zweifel mit überlegener Macht angegriffen ward, am wirksamsten Luft, dann setzte es ihn in Stand, von den Höhen herab dem linken Flügel der Alliirten mit allem Nachdrucke in die Flanke zu kommen. Diese Bewegung zu unterstützen und die rechte Seite der feindlichen Schlachtordnung zu beschäftigen, war dann die Aufgabe seines linken Flügels. Noch am Abend des 1. December erließ er an das Heer einen Aufruf, aus dem die Erwartung des Sieges mit aller Zuversicht herausſprach. „Die Stellungen, die wir einnehmen, rief er ihnen zu, sind furchtbar; während die Feinde sich in Bewegung setzen, um meine Rechte zu umgehen, werden sie mir ihre Flanke darbieten.“ So war der Plan der Schlacht dem französischen Heere schon in allgemeinen Umrissen vorgezeichnet. Eine frohe Zuversicht lag auf der ganzen Armee; wie der Kaiser am Abend die Linien durchritt, empfing ihn begeisterter Jubel, man sah Hunderte von Freudenfeuern im französischen Lager auflodern, die den Vorabend des Krönungstages und des kommenden Sieges zu feiern schienen.

Am frühen Morgen des 2. December hatte das französische Heer seine Schlachtordnung eingenommen. Auf dem südlichsten Theile des Kampfplatzes, bei den Dörfern Tellnitz und Sokolnitz, wo ein durchschnittenes Terrain, von dem Goldbache durchströmt, und kleine Landseen natürlichen Schutz boten, stellten sich unter Davoust's Führung ungefähr 12,500 Mann in Linie; sie bildeten die Rechte, gegen welche die größte Wucht des feindlichen Angriffes bestimmt war. An sie lehnte sich im Centrum Soult mit 16,000 Mann, den Höhen von Pratze ungefähr gegenüber; zu seiner Linken stand Murat mit 10,000 Reitern, der sich auf die Divisionen unter Lannes und Bernadotte, über 22,000 Mann stark, stützte; die Reserve von 13,000 Mann stand weiter rückwärts. Um 7. Uhr Morgens begann, von Buxhöwden dem Namen nach geleitet, der Angriff der Verbündeten auf die Stellung des rechten feindlichen Flügels; Kienmayers österreichische Reiterei eröffnete ihn, die übrigen Colonnen rückten nach, freilich nicht so rasch und gleichzeitig, wie es das Gelingen des Planes gebot. Denn als der Angriff auf Tellnitz erfolgte, war es nicht einmal eine vollständige französische Division, die den ersten Stoß aufhielt; auch wie dann Davoust bei Sokolnitz anlangte, war die Uebermacht entschieden auf Seiten der Verbündeten. Kienmayers Vorhut mit 5 Bataillonen und 23 Escadronen, Doctorows erste Colonne mit 25, die zweite unter Langeron mit 18, die dritte unter Przibyszewski mit 17 Bataillonen bildeten eine Heeresmacht von 30—40,000 Mann, gegen die Davoust bei Tellnitz und Sokolnitz kaum ein Drittheil dieser Stärke einzusetzen hatte. Doch begünstigte ihn das Terrain und die Uebermacht des Feindes trat weder zu gleicher Zeit, noch an jeder Stelle wirksam hervor. Indessen schwankte der Kampf unentschieden hin und her, die beiden Dörfer wurden genommen und verloren, der Uebergang über den Goldbach von den Alliirten erzwungen, nur gelang

es ihnen nicht, das zu erreichen, was das eigentliche Ziel ihres Angriffes war. Statt den rechten Flügel der Franzosen rasch zu überwältigen, von der Verbindung mit Wien zu trennen und gegen Brünn vorzudringen, löste sich der Kampf in eine Reihe von einzelnen blutigen Gefechten auf, die den größten Theil des Morgens ausfüllten, ohne irgend eine Entscheidung zu geben. Alles Drängens und aller Verluste ungeachtet gelang es Davoust, die Feinde aufzuhalten.

Indessen kam die Erleichterung von einer anderen Seite. Während die Verbündeten sich im gewaltigen Angriffe auf die französische Rechte verbluteten, ward im Centrum, auf den Höhen von Pratze, die Entscheidung des Tages vorbereitet. Die alliirte Streitmacht bestand dort zu fast gleichen Hälften aus Russen und Oesterreichern, von denen die Letzteren meist junge Truppen enthielten; der Führer der Colonne war Kollowrat, doch befand sich hier auch der Oberfeldherr Kutusow und führte die unmittelbare Leitung. Hätte Kutusow allein zu entscheiden gehabt, er hätte die Stellung von Pratze nicht entblößt; er zögerte auch sichtlich, so rasch, wie es der Schlachtplan mit sich brachte, den vorausgegangenen Colonnen gegen Tellnitz und Sokolnitz nachzurücken. Aber der Czar befahl es ausdrücklich; er setzte sich also in Bewegung zu einer Zeit, wo der heiße Kampf auf seiner Linken schon mehrere Stunden lang entbrannt war. Auf diesen Moment hatte Napoleon gewartet, um Soult gegen die Höhen vorrücken zu lassen. Dessen erste Divisionen erschienen jetzt vor der Stellung von Pratze, als eben der Abmarsch der Verbündeten begonnen hatte. Kutusow beeilte sich, seine Truppen in eine Schlachtordnung zu formiren und den Stoß des Feindes zurückzuweisen. So entspann sich denn um das Dorf und die nahen Anhöhen ein Kampf der heftigsten Art, in welchem das Ungestüm des französischen Angriffes gegen die Ausdauer der russischen Vertheidigung lange Zeit vergeblich rang, aber zuletzt das Uebergewicht behauptete. Gegen die Mittagsstunde hatten die Verbündeten ihre Stellung von Pratze verloren und waren in vollem Rückzuge.

Während der linke Flügel der Verbündeten sich in erfolglosem Kampfe verblutete, das Centrum durchbrochen ward, war auch auf der Rechten hartnäckig und mit Ehren gefochten worden. Dort standen von den Dörfern Blaziowitz, Kruch und Holubitz an bis über die Brünn-Ollmützer Straße hinaus Fürst Johann Liechtenstein mit 18 österreichischen und 30 russischen Schwadronen, Bagration mit 12 Bataillonen und 35 Schwadronen Russen, endlich die Reserve mit den kaiserlichen Garden, vom Großfürsten Constantin geführt. Ungefähr um die Zeit, wo die Bewegung von Pratze ausgeführt ward, begannen auch hier die Franzosen den Angriff. Er schwankte eine Zeit lang hin und her, sein Ausgang hing vornehmlich davon ab, wie sich auf den benachbarten Höhen der Kampf entschied. Es war vorzugsweise eine Reiterschlacht, reich an glänzenden Probestücken beider Heere. Nachdem russische Uhlanen Kellermanns Reiter ungestüm geworfen, aber von den Quarré's der

französischen Infanterie bei der Verfolgung blutig zurückgewiesen waren, man sich um Blazowitz hitzig geschlagen und die Franzosen hier Fuß faßten, trat der Kampf nicht weit von diesem Dorfe in seinen prägnantesten Moment. Die russische Leibgarde zu Pferd ritt ein französisches Infanterie-Regiment über den Haufen, bereitete neuen Bataillonen, die zu Hülfe kamen, das gleiche Schicksal, und wie Napoleon, unter dessen Augen dies geschah, seine Garde unter Bessières gegen sie vorgehen ließ, wurde auch sie von den Russen geworfen. Erst Rapp mit den auserlesenen Reitern, die des Kaisers Eskorte bildeten, gelang es, durch einen furchtbaren Stoß den Feind zum Stehen zu bringen, und dies brachte die Wendung. Ein neuer französischer Angriff, der gelang, und das inzwischen entschiedene Schicksal des Centrums bei Pratze hatte den Rückzug der Verbündeten zur Folge. Auf dem äußersten Ende der großen Schlachtlinie war Bagration mit Lannes in lebhaftem Kampfe und hatte sich mit gewohnter Bravour geschlagen, aber er hatte die allgemeine Wendung des Kampfes nicht aufhalten können.

Es war ungefähr in der letzten Vormittagsstunde, als diese entscheidende Wendung eintrat. Nachdem das Centrum und die Rechte der Verbündeten geworfen waren, befand sich der linke Flügel, allerdings der größte Truppenkörper der Armee, aber seit dem frühen Morgen in heißen und verlustvollen Kampf ohne Entscheidung verwickelt, in einer höchst mislichen Lage. Napoleon war jetzt auch an Zahl der Stärkere; auch ihm hatte wohl der Kampf bei Tellnitz, Sokolnitz und Pratze beträchtliche Opfer gekostet, aber er besaß auch noch unangebrochene Bataillone, die jetzt unschätzbar waren, um den Sieg zu einem ganz entscheidenden zu machen. Es war nicht zu denken, daß ein Feldherr wie er sich diesen Vortheil seiner Lage entgehen ließ. Im Besitz der herrschenden Position von Pratze brauchte er mit seinen schon siegesfrohen oder noch ungeschwächten Truppen nur in die Ebene einzuschwenken, um dem erschöpften und zerrissenen linken Flügel des Feindes einen furchtbaren Rückzug zu bereiten. Ein solcher Schlag ward erleichtert durch Buxhöwdens unheilvolles Zögern; ihm hatte Kutusow nach dem Verlust von Pratze vergebens den Befehl zugesandt, sofort den Rückzug anzutreten. Er hatte noch keine Einsicht in die ganze Gefahr seiner Lage. Jetzt richtete sich gegen Mittag der erste Stoß der Sieger von Pratze gegen Sokolnitz; die Colonne Przibyszewski's, von Davoust eben in gewaltigem Angriff zurückgeworfen, ward jetzt plötzlich auch im Rücken von den siegreichen Bataillonen des Feindes gefaßt. Es entspann sich ein furchtbares Handgemenge, dessen unvermeidliches Ende war, daß die von zwei Seiten umklammerten Russen theils niedergemacht, theils gefangen wurden. Auch was sich im Augenblick noch durchschlug, gerieth anderen Verfolgern in die Hände. Indessen hatten die bei Tellnitz noch ins Gefecht verwickelten russischen Colonnen, schon sehr zusammengeschmolzen, den Kampf abgebrochen und den Rückzug gegen Augezd eingeschlagen, um über die Littava zu entkommen. Aber die Brücke brach unter den ersten hinüberdrängen-

den Colonnen zusammen; sie mußten zurück nach Tellnitz, und es blieb ihnen kein anderer Rückweg, als über das schmale Stück Land, das sich einem Damm ähnlich zwischen dem Mönitzer und Satczaner Teich hinzieht. Ein Theil mußte bei Tellnitz wieder Stellung nehmen, um den an Zahl immer wachsenden Feind dort zu beschäftigen und dem Reste der fliehenden Colonnen sicheren Rückzug zu schaffen. Aber nicht lange war auch nur eine leidliche Ordnung zu halten; noch schlug sich zwar das kleine Häuflein bei Tellnitz wacker gegen die Uebermacht, aber in die Rückziehenden kam Verwirrung, eine Pulverexplosion brachte die Kosaken in Unordnung, sie warfen sich auf die Infanterie und nun suchte sich in wildem Chaos Alles über den schmalen Damm hinüberzudrängen, der bald die Masse der Flüchtigen nicht mehr faßte. Viele wagten sich auf die dünne Eisdecke der zugefrorenen Teiche; schon warf der Feind Granaten unter sie und steigerte die Verwirrung auf's höchste, während zugleich die Eisdecke unter der Last zusammenbrach. Indessen hatte auch die Nachhut bei Tellnitz weichen müssen und es drängte nun Alles in wilder, unaufhaltsamer Flucht rückwärts. Erst die einbrechende Nacht entzog die flüchtigen Schaaren ihren ungestüm nachdrängenden Verfolgern. Es wird unter diesen Umständen glaublich, daß, wie Buxhöwden seine Reste wieder sammelte, noch etwa 8000 Mann übrig waren; die erste und zweite Colonne, deren Trümmer er noch führte, waren am Morgen 43 Bataillone stark ausgezogen.

Es sind wenig Schlachten geschlagen worden, in denen der Sieg so vollständig war. Die Oesterreicher geben selber 6000 Mann als ihren Verlust an, die Russen 21,000, und nach der Ansicht unbefangener Beurtheiler ist diese Angabe noch zu klein*). Ihnen scheint, daß der Gesammtverlust eher über als unter 30,000 Mann betrug. Die Franzosen berechnen, wahrscheinlich zu niedrig, ihren Verlust nur auf 800 Todte und 6000 Verwundete, rühmen sich dagegen, 180 Kanonen, 400 Artilleriefahrzeuge und das ganze Gepäck erbeutet zu haben. Aber nicht nur glänzend erschien der Sieg, er war auch verdient. An wenig Stellen war die persönliche Ueberlegenheit des Imperators über das alte legitime Europa so mächtig hervorgetreten als in der Anlage und Leitung der Schlacht vom 2. December. Die Verwirrung im Oberbefehl der Verbündeten, die groben Illusionen, in denen man sich bewegte, die zögernde Haltung Buxhöwdens, das planlose Auseinanderfallen der einzelnen Truppenkörper hatten kein anderes Ergebniß verdient, auch wenn die russischen Truppen sich zum größten Theil mit der gewohnten fatalistischen Ausdauer schlugen und die Oesterreicher es an Tapferkeit nicht fehlen ließen, die Schmach von Ulm zu verwischen. Es war ihnen der traurige Triumph geworden, alle Welt zu überzeugen, daß der moskowitische Hochmuth grobes Unrecht übte, wenn er die früheren Niederlagen der „Feigheit" der Oester-

*) S. Rüstow S. 394.

reicher Schuld gab, oder wenn er jetzt wieder den Oeſterreicher Weyrother für alles Mislingen verantwortlich machte. Die Zuſtände im ruſſiſchen Hauptquartier, die eitle Selbſttäuſchung des Czaren und ſeiner Günſtlinge, die Unfähigkeit einzelner Führer, für die man dann die Minderſchuldigen ſtrafte — boten Stoff genug zu einer Parallele mit der öſterreichiſchen Leitung bei Ulm.

Am 3. December verlegte Napoleon ſein Hauptquartier nach dem Kaunitz'ſchen Schloſſe Auſterlitz, von wo eine ſiegesſtolze Proclamation an die Armee der Schlacht ihren Namen gab. Er traf die Anordnung zur Verfolgung der Feinde, deren Gros ſich ſüdöſtlich nach der ungariſchen Gränze hindrängte. Die Frage, ob man noch fähig ſei, den Widerſtand fortzuſetzen, ſcheint von ihnen nicht ernſtlich erwogen worden zu ſein; unter dem Eindruck der Niederlage dachten die Ruſſen nur an ihre Rettung*) und machten es damit dem tief entmuthigten öſterreichiſchen Monarchen leichter, bei dem Sieger den Frieden zu ſuchen. Noch am Tage nach der Schlacht ſchickte Franz II. einen Abgeſandten an Napoleon, um eine Unterredung mit ihm zu erlangen. Am Nachmittag des 4. December kamen bei Naſiedlowitz die beiden Kaiſer auf freiem Felde zuſammen; Napoleon, von glänzendem Gefolge umgeben, Kaiſer Franz, von Lamberti begleitet, wie Gentz ſagt, „in ſeiner gewöhnlichen mitleidswürdigen, jetzt mehr als je verfallenen Geſtalt". Nach einigen Höflichkeiten begann an einem Wachtfeuer die denkwürdige Unterredung; im vollen Siegesübermuth gab der Imperator dem Erben der deutſchen Kaiſerkrone eine Lection und ließ ſpäter in ſeinen Bulletins die Lüge ausbreiten, der beſiegte Monarch habe, wie um abzubitten, die Schuld des Krieges auf die Briten geſchoben. Er verkannte freilich die ganze Perſönlichkeit des öſterreichiſchen Kaiſers, wenn er glaubte, deſſen autokratiſcher Stolz werde ihm je die Demüthigung dieſer Stunde vergeſſen. Es wird erzählt, Franz habe nach ſeiner Heimkehr nach langem Schweigen endlich mit ſeinem bekannten Ausdruck höchſten Zorns in den Augen und Mundwinkeln zu Fürſt Johann Liechtenſtein geſagt: „Jetzt ſeit ich ihn geſehen habe, kann ich ihn gar nicht mehr leiden". Wenigſtens deutet mancher Moment aus den letzten Tagen Napoleoniſcher Herrſchaft darauf hin, daß der „Schwiegervater", an den dann gern appellirt ward, ſeinem Eidam die erſte Bekanntſchaft vom 4. December 1805 nie vergeſſen hat.

Das Ergebniß der Unterredung entſprach Napoleons Wünſchen. Kaiſer Franz trennte ſeine Sache von der ſeines Verbündeten und war zu einem Waffenſtillſtand bereit, deſſen erſte Bedingung der Abzug der Ruſſen war. Am 6. December ward zu Auſterlitz ein Abkommen unterzeichnet wonach die Feindſeligkeiten ruhen ſollten; die Ruſſen ſollten in beſtimmter Friſt und auf

*) Ueber Alexanders perſönliche Niedergeſchlagenheit ſ. die Mittheilungen von Bernhardi Denkwürdigk. des General Toll. I. 167. 168.

einer vorgeſchriebenen Route Mähren, Ungarn und Galizien räumen, das ungariſche Aufgebot eingeſtellt werden, überhaupt keine fremde Armee den öſterreichiſchen Boden betreten. Die franzöſiſche Armee beſetzte das Erzherzogthum Oeſterreich, Steiermark, Krain, Görtz, Iſtrien, Venedig, Tirol, in Böhmen den Kreis Tabor und einen Theil des Budweiſer Kreiſes, in Mähren außer den Kreiſen Znaym, Iglau, Brünn das Land rechts von der March, in Ungarn Presburg. Zu Nickolsburg ſollten unverzüglich die Friedensunterhandlungen beginnen.

Kaiſer Alexander hatte gegen dieſen Ausweg nichts einzuwenden; er war froh, aus der unheilvollen Lage ſich ſo herauszuwickeln, ließ ſich die demüthigende Bedingung eines Abzuges in feſtgeſetzten Etappen gefallen, nahm aber die Miene an, als entbinde er aus Großmuth ſeinen Verbündeten aller weiteren Verpflichtungen. Davouſt hatte die Verfolgung gegen ihn geleitet und war bis gegen die ungariſche Gränze auf den Ferſen der Ruſſen nachgedrängt; die Nachricht von dem Waffenſtillſtand machte der weitern Verfolgung ein Ende*).

Damit war die Coalition aufgelöſt und Oeſterreich hatte ſich auf Discretion dem Sieger überliefert. Am Tage der Schlacht bei Auſterlitz war das ruſſiſche Corps unter Eſſen, 12,000 Mann ſtark bei Prerau angekommen; es konnte jetzt den vorgeſchriebenen Rückmarſch mitmachen. Am Tage vor dem Waffenſtillſtand hatte der Erzherzog Ferdinand mit ſeinem böhmiſchen Aufgebot bei Iglau den Baiern ein glückliches Gefecht geliefert; es konnte an dem großen Erfolge nichts mehr ändern. Auch der Erzherzog Karl jetzt an der Raab angelangt, war nun allein nicht mehr ſtark genug, der Ueberlegenheit Napoleons Schach zu bieten. Die ruſſiſchen Truppen aus Italien, die nichts weiter ausgerichtet, als die Bourbons in Neapel unrettbar compromittirt hatten, wurden vom Czaren abgerufen; das britiſch-ruſſiſch-ſchwediſche Corps in Hannover, gerade zeitig genug angelangt, um unthätig das Ende des Kampfes zu erleben, ſchiffte ſich wieder ein. So fielen die Rüſtungen der Coalition wie loſe Bruchſtücke ohnmächtig auseinander.

Dieſe Lage hätte auch andere Männer als die Cobenzl, Dietrichſtein, Zichy u. ſ. w. entmuthigen können; ſprach doch Zichy, der Finanzminiſter, es ſchon offen aus, mit Tirol, Venedig und einem Stück von Oberöſterreich ſei der Friede nicht allzu theuer erkauft. Die Lage war hoffnungslos; denn der letzte Strohhalm, an den man ſich noch hing, lag in der Intervention Preußens. Wir haben aus der Audienz, die Haugwitz vor der Schlacht gehabt, uns überzeugen können, wie eitel dieſe Hoffnung war; wir werden ſehen, er hat nach der Schlacht Alles, was man von ſeiner Vermittlung befürchten

*) Die von Napoleon in Umlauf gebrachte Erzählung, die in manchen andern Büchern wiederkehrt, als habe er den Czaren generös entwiſchen laſſen, iſt von dem Verfaſſer der Geſchichte der Kriege VI. 2. 167. 266 ff. erſchöpfend widerlegt.

konnte, erfüllt, ja übertroffen. Drum war es ein fruchtloses Bemühen, jetzt in Berlin auf einen raschen Entschluß zu dringen; dort hatte man ja die Entscheidung der Dinge an Haugwitz überlassen! Diesen selber zu bewegen, daß er als Vermittler eintrete, war ein ebenso eitler Versuch; auch wenn nicht Talleyrand ihm durch die Erklärung, man werde nur mit Oesterreich, ohne jede dritte Einmischung, verhandeln, die Antwort erspart hätte, er war weniger als je geneigt, den Friedensboten für Oesterreich zu machen. Er zog mit dem Bande der Ehrenlegion prunkend in Wien umher, pries Napoleons Größe und umwedelte Talleyrand, in der Erwartung, daß ihm die Pforten Bonaparte'scher Gnade wieder aufgethan würden. Doch darüber später.

Talleyrand, der, von den Traditionen der Choiseul'schen Politik beherrscht, seine Vorliebe für eine französisch-österreichische Allianz nie verbarg, hat damals den Vorschlag gemacht, der schon in den achtziger Jahren einmal im Kreise der Hertzberg'schen Politik laut geworden: Oesterreich mit den Donauprovinzen zu entschädigen. Das hätte ihm als Ersatz für den Verlust der westdeutschen und italienischen Besitzungen gelten müssen, hätte es mit Rußland dauernd entzweit, die Anlässe des Conflictes mit Frankreich beseitigt und der österreichischen Politik keine andere Wahl als die französische Allianz gelassen. Aber es war keine Aussicht, daß Napoleon jetzt auf solche Entwürfe einging; die nächste Aufgabe war ihm: Oesterreich vollends aus dem Reiche herauszuwerfen, den kümmerlichen Rest der Reichsverfassung zu beseitigen und jene deutsch-französische Mittelmacht zu schaffen, die unter dem lockenden Aushängeschild souveräner Königreiche den deutschen Süden und Westen in Bonaparte'sche Präfecturen umgestaltete.

Die Verabredungen mit den süddeutschen Verbündeten waren schon getroffen, als man zu Brünn und dann zu Presburg über den Frieden verhandelte; Baiern waren reiche Arrondirungen und der Königstitel zugesagt, mit Württemberg und Baden wurden, zum Theil während der Friedensunterhandlungen zu Brünn und Presburg, ähnliche Abkommen festgestellt. Besonders ließ sich Württemberg in dem Brünner Vertrage vom 12. December außer den Entschädigungen und der Königswürde die neue Souveränetät versprechen. Diese künftigen Vasallen waren auch allein näher eingeweiht in die Unterhandlung; während sonst jeder Dritte ausgeschlossen blieb von den Conferenzen, wurde Baron Gravenreuth, der bairische Gesandte, zugelassen. So war denn auch das österreichische Bemühen fruchtlos, bessere Bedingungen zu erlangen. Man war bereit, Oberitalien und Venedig bis auf Istrien und das Küstengebiet aufzuopfern, auch Vorderösterreich, Eichstädt, Passau gab man preis. Aber man wollte Salzburg als Ersatz und die toskanische Linie sollte dafür mit Tirol entschädigt werden. Ja nach einer französischen Quelle hätten die österreichischen Unterhändler für einen oder den anderen Prinzen des Hauses sogar Hannover in die Reihe ihrer Wünsche aufgenom-

men! Dem sei wie ihm wolle, solche Wünsche waren fruchtlos, da Oesterreichs Situation es mit sich brachte, daß ihm die Bedingungen von Napoleon dictirt werden konnten. Nachdem er es von seinen Alliirten getrennt, blieb nur noch übrig, daß er ihm die letzte schwankende Hoffnung — auf Preußen — zerstörte. Es mochte zweifelhaft sein, wie viel dem Imperator noch ein Bund mit Preußen werth war, oder wie weit seine Aufrichtigkeit dabei ging; aber in diesem einen Moment hatte der Abschluß mit Preußen eine Bedeutung, weil er damit vor Oesterreich hintreten und mit den letzten Illusionen auch den letzten Widerstand brechen konnte.

Am 15. December unterzeichnete Haugwitz zu Schönbrunn die Unterwerfung Preußens unter das Bonaparte'sche Protectorat; eilf Tage später, am 26. December, fügte sich auch Oesterreich zu Presburg den Napoleonischen Bedingungen. Der Friede erkannte alle Uebergriffe, die Frankreich seit dem Vertrag von Luneville in Europa gemacht, als zu Recht bestehend an; die Veränderungen in Holland, der Schweiz, die neuesten Umgestaltungen in Italien wurden von Oesterreich anerkannt, das venetianische Gebiet, wie es zu Campo Formio und Luneville an Oesterreich gekommen war, ward jetzt an das Königreich Italien abgetreten. In Deutschland überließ der Kaiser an Baiern: Die Markgrafschaft Burgau, Vorarlberg, die Grafschaft Hohenembs und Königsegg, die Herrschaften Tettnang und Argen, das Gebiet von Lindau, ganz Tirol mit Brixen und Trient, auch die 1803 an Oesterreich überlassenen Theile der Stifter Eichstädt und Passau. Ebenso sollte Baiern die Reichsstadt Augsburg besetzen und mit allen Rechten der Oberherrlichkeit mit seinen Staaten vereinigen dürfen. An Württemberg überließ Oesterreich die Städte Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau, die Grafschaft Hohenberg, die Landgrafschaft Nellenburg, die Vogtei Altorf, den Theil des Breisgaus, der württembergische Enclave war, und die Städte Villingen und Breunlingen. Auch durfte Württemberg die Grafschaft Bonndorf, die 1803 dem Johanniterorden als Entschädigung zugewiesen war, in Besitz nehmen. An Baden fiel der Rest der vorderen österreichischen Besitzungen: das was vom Breisgau übrig blieb, die Ortenau, die Stadt Constanz und die Comthurei Meinau. Für alle diese Verluste erhielt Oesterreich Salzburg und Berchtesgaden, also den Kern der toskanischen Entschädigung von 1803; die toskanische Linie ward mit einem neu creirten Kurfürstenthum Würzburg entschädigt, welches Baiern abtrat. Die Würde und die Besitzungen des Deutschordensmeisters, bisher noch einer der letzten Ueberreste der geistlichen erwählten Würden, sollte fortan in der Linie eines österreichischen Erzherzogs erblich sein, ebenso ward dem Modeneser Erzherzog, dessen Besitz an Baden überlassen war, Entschädigung versprochen, aber nicht geleistet. Auch wenn man die Entschädigung von Salzburg und Berchtesgaden in Abzug brachte, verlor Oesterreich 1140 Quadratmeilen mit zwei Millionen und beinahe 800,000 Einwohnern, mußte nach einem geheimen Artikel außer den

vorangegangenen Beraubungen noch vierzig Millionen Kriegskoſten tragen, und was die Hauptſache war, ſein Zuſammenhang mit Deutſchland, der Schweiz und Italien war zerriſſen.

Denn außer der territorialen Verdrängung aus dem Reiche ſetzte der Friede zugleich einige inhaltſchwere Bedingungen feſt, welche die dürftigen Reſte der alten Reichsordnung, wie ſie aus der Umwälzung von 1803 noch geblieben waren, vollends auflöſen mußten. Der ſiebente Artikel ertheilte den Kurfürſten von Baiern und Württemberg die Königswürde, und der Kaiſer erkannte ſie darin an. Es war freilich die Phraſe hinzugefügt, ſie hörten darum nicht auf dem deutſchen Bunde*) anzugehören, aber die nächſte Zukunft mußte zeigen, daß das eben nur eine Phraſe war. Im 14. Artikel hieß es dann: die Könige von Baiern und Württemberg ſo wie der Kurfürſt von Baden werden auf den ihnen abgetretenen Gebieten, wie in ihren alten Landen „der vollen Souveränetät und aller daraus fließenden Rechte“ genießen, ganz ſo wie der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Preußen ſich deſſen in ihren deutſchen Landen erfreuen. Der Kaiſer wird weder als Reichsoberhaupt noch als Mitſtand die Vollziehung irgend eines Actes hindern, zu dem jene Fürſten in Folge ihrer Souveränetät ſchreiten werden. Zugleich verzichtete Oeſterreich auf alle Rechte und Anſprüche jeglicher Art, die es innerhalb der Gebiete von Baiern, Württemberg und Baden noch hätte erheben können.

Dieſe Beſtimmungen ließen erwarten, daß neben der neuen Souveränetät weder für die Reſte der Reichsordnung, noch für die ſchutzloſen Körperſchaften, die von den neuen Königreichen umſchloſſen waren, noch für die überlieferten ſtändiſchen Rechte ein Raum übrig blieb; ſchon die nächſte Zeit mußte dieſe, jetzt unvermeidlich gewordene, Revolution vollenden.

*) à la confédération germanique; der Name „Reich“ wurde aus nahe liegenden Gründen vermieden.

Fünfter Abſchnitt.

Der Rheinbund.

Der Demüthigung Oeſterreichs und der Errichtung der deutſch-franzöſiſchen Königreiche im Süden war Preußen mit dem Vertrage vom 15. December nur wenige Tage vorangegangen, einem Vertrage, der ſchon mehr einer Capitulation ähnlich ſah, als einem Bündniß.

Als die Potsdamer Allianz geſchloſſen war, verhehlte man ſich in Preußen nicht, daß der Krieg die unmittelbare Folge davon ſein könne. Der Rath des Herzogs von Braunſchweig war damals*): Oeſterreich ſolle mit größter Anſtrengung Tirol behaupten, die Armee vom Inn zurückziehen und jeden entſcheidenden Zuſammenſtoß mit dem Feinde vor Buxhöwdens Ankunft vermeiden. Nach Ankunft der Verſtärkungen, von denen vielleicht Bennigſens Avantgarde ſchon früh genug in Böhmen anlangen könne, um die Franzoſen zu beunruhigen, könne dann die Offenſive gegen die Donau wieder beginnen. Würden die Unterhandlungen ſcheitern, ſo würden die in Franken, an der Werra, dem Main und in Weſtfalen ſchlagfertigen Truppen Preußens gegen Donauwörth vorgehen und die franzöſiſchen Verbindungen bedrohen. Entweder werde dann Napoleon ſich gegen die Preußen wenden, — dies gebe den Verbündeten Zeit, in einem raſchen Angriff nach der Donau vorzudringen, und eine verlorene Schlacht müſſe dann den Feind über den Rhein zurücktreiben — oder Napoleon ziehe ſich nach dem Lech und der Iller zurück, was die preußiſche Armee in den Stand ſetze, am linken Ufer der Donau heranfzugehen, ſich des obern Neckars zu bemächtigen und die Franzoſen vom Rheine abzuſchneiden.

Die veränderte Lage veranlaßte eine Umgeſtaltung dieſes Planes. Es

*) Nach einem handſchr. Actenſtück: „von dem Herzog von B. entworfener und in der Conferenz zu Potsdam im Nov. 1805 vorgetragener Operationsplan."

liegt uns eine etwas spätere Aufzeichnung vor, wonach der linke Flügel der preußischen Angriffsarmee unter Fürst Hohenlohe, 30 Bataillone, 4 Jägercompagnien, 40 Escadronen und 9 Batterien stark, über Peterswalde nach Böhmen marschiren und in der letzten Woche des Decembers gegen Theresienstadt vorrücken sollte. Das Centrum, 34 Bataillone, 2 Jägercompagnien, 35 Escadronen und 9 Batterien, vom König und vom Herzog von Braunschweig geführt, sollte am 17. December von Erfurt aufbrechen, am 30. bei Dohna in der Nähe von Pirna stehen und am 3. Januar an der Eger anlangen. Der rechte Flügel unter Rüchel, 15½ Bataillone, 2 Jägercompagnien, 20 Escadronen und 4 Batterien zählend, war bestimmt, am 17. December von Gotha über Chemnitz gegen Böhmen aufzubrechen und am 6. Januar an der Eger einzutreffen. Außerdem waren 3 Reservecorps, dann die Aufstellung bei Baireuth, bei Fulda, in Westfalen und ein Corps in Oberschlesien mit in Rechnung gebracht, die mittelbar oder unmittelbar in die Operationen der Angriffsarmee eingreifen sollten.

Noch war freilich die Hoffnung auf friedliche Verständigung nicht aufgegeben; die Führer der einzelnen Corps waren, wie wir aus ihren Instructionen sehen, durchaus in dem Sinne angewiesen: „daß man den angeknüpften Unterhandlungen wegen eines dauerhaften allgemeinen Friedens mehr Nachdruck geben und erst, wenn diese wider Verhoffen einen ungünstigen Ausgang haben sollten, an dem Kriege thätigen Antheil nehmen wolle.“ Noch am 7. December äußerte der König in einem Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen: „Mein bisheriges Benehmen und Meine E. D. bekannte Denkungsart ist Denselben ohne Zweifel Bürge, daß Ich Mich nie in einen Krieg verwickeln werde, wenn derselbe nur irgend zu vermeiden sein sollte. Im Falle aber die angeknüpften Negotiationen nicht den erwünschten Erfolg hätten und die Friedensbedingungen von der Art wären, daß durch sie keine dauerhafte Ruhe zu erwarten stände, ein Friedensbruch also durchaus nicht abgewendet werden könnte, so bin Ich fest entschlossen, Mich an die Spitze Meiner Armee zu stellen und sowol für Meine Erhaltung als für die Meiner Alliirten zu streiten.“

Durch diese Schwankungen zwischen Krieg und Frieden brach denn wohl hie und da die lichte Ueberzeugung durch, daß die Lage eine wahrhaft verzweifelte war, und, wenn es nicht an der Thatkraft gefehlt hätte, es war Einsicht genug in die trostlosen Zustände vorhanden, um auch jetzt noch Preußen auf den rechten Weg zu leiten. „Das Unglück, äußerte der Herzog von Braunschweig*), ist meines Ermessens auf den höchsten Grad gestiegen, und soll Deutschland nicht eine Provinz von Bonaparte werden, so sind alle Anstrengungen, alle Thätigkeit kaum mehr hinreichend, das allgemeine Verderben

*) Schreiben an Fürst Hohenlohe d. d. 24. Nov. 1805 (aus den handschr. Correspondenzen).

abzuwenden. Alles iſt zu ſpät, ſelbſt unſere Negotiationen, die auf die unerträgliche Langſamkeit unſerer Märſche berechnet ſind, und fällt Oeſterreich ganz, wie ich noch nicht hoffe, ſo wird die Reihe an uns kommen und dann erſt werden die überführet, die auf Frankreich rechneten und Preußens Abſonderung von dem allgemeinen Wohl von Europa für ein Glück hielten."

Der Erfolg der preußiſchen Mitwirkung hing aber vor Allem von zwei Vorausſetzungen ab: einmal daß die Alliirten ſich nicht vorher auf's Haupt ſchlagen ließen und dann daß Haugwitz ſeine Miſſion mit gewiſſenhaftem Eifer erfüllte. Wir haben geſehen, wie leichtfertig das Eine durch den Uebermuth der Ruſſen, das Andere durch die charakterloſe Frivolität des Unterhändlers vereitelt worden iſt.

Jetzt kamen in raſcher Folge die Nachrichten von der Niederlage von Auſterlitz, dem Abzug der Ruſſen und dem Waffenſtillſtand, oder, wie man in Berlin ſich gern ausdrückte, „dem Abfall Oeſterreichs von der Coalition." Unter dem überwältigenden Eindruck dieſer Botſchaften ſchien man der Miſſion von Haugwitz faſt zu vergeſſen. War es bei der herrſchenden Unſchlüſſigkeit, die noch bis zuletzt zwiſchen Krieg und Frieden geſchwankt, auffallend, wenn man dem Schrecken wich, den vernachläſſigten franzöſiſchen Geſandten wieder eifrig aufſuchte und Lombard den anſtößigen Auftrag gab, die Motive der preußiſchen Politik bei ihm zu rechtfertigen? Man kann ſich denken, wie Lombard dieſen Auftrag erfüllte. Nach ſeinen Erklärungen erſchien die preußiſche Politik nicht nur als muthlos, andern geradezu als ſchlecht; er wies auf die Langſamkeit der Rüſtungen, auf das Verſäumen des rechten Moments, zum Beweis, daß man niemals habe Ernſt machen wollen! Auch der Herzog von Braunſchweig ließ ſich zu Ausſagen herbei, die ſeiner nicht würdig waren, weil ſie ſeiner wirklichen Ueberzeugung widerſprachen. Dem früher abgelehnten, nun erneuerten Anſinnen Laforeſts, Hameln vor einem Angriff zu ſchützen, gab Hardenberg jetzt mit einer unanſtändigen Eile nach*).

Auch die vertraulichen Aeußerungen, die uns in den Correſpondenzen der bedeutendſten Perſonen vorliegen, ſprechen die gleiche Stimmung aus: Schrecken über die Niederlage, Verlegenheit wegen der eingegangenen Verpflichtungen, vollkommene Rathloſigkeit, was nun zu beginnen ſei. Wir finden nirgends einen Laut des Vorwurfs darüber, daß Haugwitz ſeine Sendung nicht unverzüglich erfüllt hatte; man gab vielmehr ſeinen einſchläfernden Rathſchlägen willig nach**). Der Abzug der Ruſſen, der öſterreichiſche

*) S. Lefebvre I. 229. Das Abkommen wegen Hameln wird durch ein Schreiben des Herzogs d. d. 21. Dec., das uns vorliegt, beſtätigt.

**) In einem Schreiben des Herzogs von Braunſchweig (d. d. 14. Dec.) heißt es: „Preußen iſt gegen Frankreich noch nicht im Kriege geweſen; der Graf von Haugwitz hat unterm 2. und 6. d. M. vorzüglich darauf angetragen, die Feindſeligkeiten noch nicht anzufangen, indem bereits vor der unglücklichen Bataille von Auſterlitz der Graf von Stadion im Namen des öſter-

Waffenſtillſtand, der jeden Einmarſch fremder Truppen verbot, das erſchien in dieſer Noth wie ein Troſt, womit die rathloſe Unthätigkeit entſchuldigt werden konnte*). Dazwiſchen brach dann wieder die peinliche Ahnung durch, die Kleiſt in einem Briefe an Rüchel ausſprach: „es wäre freilich ſehr unglücklich, wenn Napoleon uns einſchläfern wollte, um Zeit zu gewinnen“.... „Ich fürchte, ſetzte er treffend hinzu, daß keine entſcheidende Parthie ergriffen wird und wir abermals in einem unbeſtimmten Zuſtande bleiben, wodurch unſere Lage wenig verbeſſert werden dürfte. Mit dieſem Manne müſſen wir entweder Krieg oder Frieden machen, und das Letztere kann nur geſchehen, wenn wir uns mit ihm auf eine gewiſſe Art verbinden. Entweder muß man ſich hierzu entſchließen, oder ſofort mit den Waffen in der Hand für die andere Partei fechten. Alle übrigen Maßregeln ſind ſchwankend und führen uns immer tiefer in Verlegenheiten hinein, aus welchen es am Ende zu ſpät ſein wird uns herauszureißen.“

Die Lage war allerdings ſo wunderlich, wie ſie ſich denken ließ. Man war mit der Coalition im Bunde und ging eben gegen Laforeſt die Verpflichtung ein, Hameln und Holland vor einem Angriff ſicher zu ſtellen; man bot ſich Napoleon als Vermittler an und in demſelben Augenblick ſtellte der Czar auf ſeinem Rückzuge die in Schleſien eingerückten Truppen Benigſens unter den Oberbefehl des Königs von Preußen! Es waren recht unbequeme Gäſte, deren „hochtrabende Windbeuteleien“ den Preußen bald eben ſo läſtig wurden wie den Oeſterreichern in Mähren**). Zu allen dieſen Ver-

---

reichiſchen Kaiſers Friedenseinleitungen in Wien gemacht hätte. Preußen würde daher im gegenwärtigen Zeitpunkt ohne Alliirte und, nachdem der Zweck die öſterreichiſche Monarchie zu retten aufhört, allein mit Frankreich Krieg anfangen; überdem fehlten noch alle directen Nachrichten über die beiden Kaiſer. Dieſes ſind die wichtigen Gründe, die S. M. den König bewegen, die Armee vorerſt in dortiger Gegend zu disloeiren und die ferneren Berichte des Grafen Haugwitz nach ſeiner Unterredung vom 8. (7.) d. M. mit dem Kaiſer Napoleon abzuwarten, um ſodann zu beſchließen, was in gegenwärtiger Lage der Dinge dem höchſten Intereſſe am angemeſſenſten ſein wird.“

*) Ein Brief des Herzogs an Rüchel d. d. 15. Dec. ſpricht das unverblümt genug aus. In einem Schreiben vom 23. Dec. meint der Herzog, nach dem Vertrage hätte man vier Wochen nach der Abreiſe von Haugwitz, alſo nach dem 11. Dez. die Operationen beginnen ſollen. Das wäre auch geſchehen, „wenn der Waffenſtillſtand zwiſchen Oeſterreich und Frankreich nicht eine ganz veränderte Lage der Dinge bewirkt hätte.“ Jetzt könne man nur als Mediator auftreten, als ſolcher aber natürlich keine feindlichen Maßregeln unternehmen. Daran reihen ſich dann die allerdings begründeten Klagen über das unvernünftige Drängen zur Schlacht, „nachdem zu Wien vor Verlaſſung dieſer Stadt in einem Kriegsrath, von welchem ich die Abſchrift in Händen habe, war ausgemacht worden, daß man erſt den 15. Dec. die Operationen wieder anfangen wolle.“

**) Schreiben Kleiſts d. d. 31. Dec.

legenheiten kam, daß man aus Brünn und Presburg nichts erfuhr, Haugwitz allmälig immer schweigsamer ward, zuletzt verstummte. Der König entschloß sich, den General von Phull nach Oesterreich zu senden; er sollte das Abkommen wegen Hameln mittheilen, in der That aber erforschen, was der Abgesandte trieb, dessen leichtfertigen Händen jetzt Preußens Schicksal anvertraut war*)!

Wir haben den Grafen Haugwitz in dem Augenblicke verlassen, wo er sich von Brünn nach Wien schicken ließ; dort wartete er die Ereignisse ab, denen seine Mission ihre Richtung hatte vorzeichnen sollen. Kaum in Wien angelangt, ward er von der Nachricht des Sieges vom 2. December eingeholt. Es mag nur eine Anekdote sein, was berichtet wird, Haugwitz habe in der ersten Ueberraschung ausgerufen: „Gottlob, nun sind wir gerettet"; es ist aber kein Zweifel, daß mit diesen Worten seine wahre Stimmung vollkommen richtig bezeichnet wird. Er war froh, die widerwärtige Sendung im Sinne der Coalition abschütteln zu können und durch die Ereignisse freie Hand zu haben für seine Politik. Das waren die Tage, wo er mit dem großen Bande der Ehrenlegion umherzog und durch fleißiges Antichambriren bei den Franzosen sich die Brücke zur Herstellung der alten Freundschaft zu bahnen suchte. Dem Ansinnen Stadions, nun für Oesterreich zu vermitteln, wich er aus und nahm den Wink Talleyrands, daß man sich jede Intervention eines Dritten verbitte, geduldig hin. Erst am 7. December erhielt er wieder Zutritt bei Napoleon; er meldete sich — natürlich nicht um die Bedingungen des Potsdamer Vertrages zu stellen, sondern um ihm wegen des Tages von Austerlitz Glück zu wünschen. Das ist ein Compliment, soll ihm Napoleon höhnisch erwiedert haben, dessen Adresse das Schicksal geändert hat. Haugwitz selbst stellte nicht in Anrede, daß der Imperator seines verhaltenen Grolles kaum Meister ward und ihm im Tone leidenschaftlicher Erregung den Vertrag von Potsdam vorwarf**). Wenn es noch eines Zeugnisses über seine Stimmung bedurfte, so konnte es das vierunddreißigste Bulletin geben, das Napoleon drei Tage später in die Welt gehen ließ. Dort war im Tone gnädigen Wohlwollens gegen den König, den Herzog von Braunschweig, Haugwitz, Lombard die preußische Politik auf's übermüthigste gehofmeistert, von der Macht Preußens schon ziemlich geringschätzend gesprochen, einem „in Han-

*) Schreiben des Herzogs d. d. 23. Dec.: „Es bleibt allerdings eine peinliche Lage, bis heute von Graf Haugwitz nichts zu vernehmen; um dieses Stillschweigen aufzuklären, ist nun aber der General v. Phull mit einem königlichen Handschreiben an Bonaparte abgesendet worden." Zugleich versichert er, seit dem Waffenstillstande vom 6. Dec. seien von Oestereich „keine Aufforderungen geschehen, um von Preußen Hülfe zu erhalten."

**) Fragment des mémoires inédits S. 11. 12. Die wahre Gesinnung der Coterie legt Lombard in einer Apologie des Schönbrunner Vertrages offenherzig dar. S. Matériaux S. 135.

nover geborenen" preußischen Minister (Hardenberg) die freche Verleumdung nachgesagt, er „sei dem Goldregen nicht unzugänglich gewesen."

Noch hatte Napoleon kein dringendes Interesse, sich mit dem Vertreter Preußens auseinanderzusetzen. Der Friede mit Oesterreich war noch ungewiß, die völlige Entfernung der Russen noch nicht erfolgt, die Widerstandskraft Oesterreichs noch nicht auf die eine Armee des Erzherzogs Karl beschränkt; eine Erörterung, die zum Bruch mit Preußen führen konnte, war also vorerst zu meiden. Haugwitz selbst freilich dachte nicht mehr daran, nach dem Tage von Austerlitz im Sinne der Potsdamer Convention aufzutreten, nachdem er vorher sich besonnen hatte es zu thun. Ihm mußte das jetzt als die größte Verwegenheit erscheinen, und ein Satz seiner Instruction, der ihm vorschrieb, die Feindseligkeiten jedenfalls bis zum 22. December zu verzögern — ein Satz, der sich aus militärischen Gründen zur Genüge erklärte — war ihm eine erwünschte Handhabe, den ganzen Sinn seiner Sendung nach den veränderten Umständen umzugestalten. In den Besprechungen mit Napoleon theils eingeschüchtert durch die drohende Gefahr eines Aufbruches gegen Preußen, theils gelockt durch die Aussicht auf Vergrößerung, zugleich mit seinem Wunsche einer Erneuerung der norddeutschen Neutralität trocken abgewiesen — ward Haugwitz mit jeder Stunde mehr in die Richtung hineingedrängt, in welcher der französische Kaiser ihn haben wollte*).

Indessen hatten die Dinge sich so gestaltet, daß ein Abschluß mit Preußen einen unzweifelhaften Werth erhielt, weil er den Oesterreichern die letzte Stütze ihres Widerstandes entzog. Am 13. Dec. empfing Napoleon den preußischen Abgesandten in Schönbrunn. Nach einigen freundlichen Worten, die ihm persönlich galten, folgte ein heftiger Ausbruch über die preußische Politik. „Es wäre ehrenvoller für Ihren Herrn gewesen, rief der Imperator, mir offen den Krieg zu erklären; er hätte dann seinen neuen Verbündeten wenigstens einen Dienst gethan. Aber Ihr wollt die Freunde von aller Welt sein; das ist nicht möglich; man muß zwischen mir und meinen Gegnern wählen. Ich will Aufrichtigkeit, oder ich trenne mich von Euch; offene Feinde sind mir lieber als falsche Freunde. Ich gehe auf meine Feinde los, wo sie sich immer finden werden." Er sprach in seinem wahren oder verstellten Zorne so laut, daß die Adjutanten im anstoßenden Cabinet jedes Wort vernahmen. Dem donnernden Ausbruche des Unwillens folgte dann ein Sonnenblick der kaiserlichen Gnade; er redete von dem Wohlwollen, das er auch jetzt noch gegen Preußen empfinde, von der Achtung, die er für Haugwitz selber hege; er zeigte neben der Drohung eines gewaltsamen Bruches, eines

*) S. seinen Bericht a. a. O. S. 15—24. Obwol er darin das Einzelne merklich verschönert, auch das, was die Franzosen aus ihren Quellen (s. Lefebvre II. 239 f.) berichten, geschickt verschweigt, ist doch dort die Summe von Eindrücken und Bedenken, die auf ihn wirkten, im Wesentlichen ohne Zweifel richtig zusammengefaßt.

Einfalles in Schlesien, einer Herstellung Polens, im Hintergrunde den Besitz von Hannover als Prämie einer innigen Allianz. Hier eingeschüchtert, dort geschmeichelt, zugleich von einem Kriege mit Napoleon bedroht und von einer vortheilhaften Allianz mit ihm verlockt — es war kein Wunder, wenn Haugwitz dieser doppelten Taktik erlag und auf die Bedingungen einging, die ihm der Kaiser noch am nämlichen Tage durch Duroc vorlegen ließ. Am 15. December, ungefähr um die Zeit, wo Preußen seine Heere zur Coalition wollte stoßen lassen, schloß er zu Schönbrunn eine Allianz mit Napoleon.

Nach dem Vertrage ging Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich ein, trat an Baiern die Markgrafschaft Ansbach, an Frankreich das Fürstenthum Neuenburg, den Rest von Cleve und die Festung Wesel ab; Baiern sollte dafür Preußen mit einem Gebiet von 20,000 Seelen entschädigen und an Frankreich das Herzogthum Berg abtreten. Preußen erhielt den souveränen Besitz von Hannover. Beide Mächte verbürgten sich ihre gegenseitigen Gebiete, wie sie durch die neuen Verträge bestimmt waren, und versprachen, die Ratification binnen drei Wochen zu vollziehen. Das Peinlichste bei diesem Vertrage war weniger die Hingabe alter, angestammter Lande gegen eine Erwerbung, deren Moralität so zweifelhaft war wie ihre Sicherheit, als vielmehr der Umstand, daß Preußen keine andere Wahl mehr blieb, wie diese Allianz oder ein Krieg unter den ungünstigsten Umständen. Es mußte sich entweder, fast isolirt, in einen Kampf mit dem Sieger von Ulm und Austerlitz stürzen, oder mit den Spolien des verwandten welfischen Hauses belohnt, der erste der Rheinbundstaaten werden. Und hier half kein Zögern, kein Bedenken; man mußte eines oder das andere ganz und ohne Aufschub wollen. Jedes Säumen, mochte es aus Unentschlossenheit oder aus Scham entspringen, verschlimmerte nur die Lage; sich bedenken über die Annahme dieses Nessuskleides und doch nicht alsbald zum Schwerte greifen, zerstörte vollends die Gunst des Imperators und minderte gleichwol die Schmach nicht.

Haugwitz scheute sich doch, diesen Abschluß nach Berlin zu berichten*); er wollte ihn selber, sammt einem Briefe Napoleons, der im Gegensatze zu den letzten Zornausbrüchen den Ton zärtlichster Freundschaft anschlug, dem König überbringen**). In Peterswalde begegnete er Phull, der nach ihm geschickt war, um zu hören, wie es stehe. Am Weihnachtstage traf er in Berlin ein. Man hatte dort doch so wenig diesen Ausgang erwartet, daß Har-

*) „Im Vertrauen kann ich E. E. eröffnen, schreibt Kleist an Rüchel, wie der Minister Haugwitz schriftlich gemeldet, daß er einige Unterredungen mit dem Kaiser gehabt, welche von der Art gewesen, daß er selbst solche S. M. hinterbringen müßte und dieserwegen sofort seine Rückreise antreten würde." (Aus der handschr. Corresp.)

**) Den Brief s. bei Höpfner „der Krieg von 1806 u. 1807." I. 26.

denberg noch am 22. an den englischen Gesandten Harrowby erklärte, man unterhandle nur, um Zeit zu gewinnen und für alle Fälle bereit zu sein. Die kriegerischen und patriotischen Kreise brausten in aller Erbitterung gegen den Unterhändler auf, der treulos seine Aufträge nicht etwa überschritten, sondern geradezu ins Gegentheil verkehrt habe. Der König berief einen großen Staatsrath, über dessen stürmische Verhandlungen die Franzosen rasch unterrichtet waren. Dort standen sich die Ansichten schroff gegenüber; die Verpflichtung gegen die Coalition, das höhere Staatsinteresse und die Ehre Preußens fanden in der Berathung ihre Verfechter, wie der gemeine lockende Gewinn, welcher der Preis des Bündnisses war. Hätte die Berathung nur dazu geführt, daß man sich zum einen oder zum andern rückhaltlos entschloß! Aber es sollte auch jetzt noch zwischen Ja und Nein ein Mittelweg gefunden werden. Der Vertrag ward nicht verworfen, aber auch nicht geradezu ratificirt; Haugwitz sollte nach Paris gehen und eine Denkschrift mitnehmen, worin die Gründe, die dagegen sprachen, zusammengefaßt waren*).

Eine Ahnung, daß man auf einem abschüssigen Wege begriffen sei, überkam doch selbst diejenigen, deren angeborene Unentschlossenheit ihnen die Früchte ihrer besseren Einsicht verdarb. „Sie haben Recht, schrieb damals der Herzog von Braunschweig an Rüchel, wenn Sie unsere Lage für bedenklich halten, nur habe ich bei mir selbst Anstand genommen, zu entscheiden, ob bei der jetzigen Jahreszeit, bei dem Mangel an Magazinen, nach dem Abfalle Oesterreichs und dem Rückzuge der Russen es rathsam gewesen wäre, mit Frankreich in einen Krieg sich einzulassen, dessen Armee zwar geschwächt war, das aber von den Kräften Oesterreichs, Italiens und des südlichen Deutschlands nach Willkür disponiren konnte, wo eine gewonnene Schlacht uns an die Ufer des Rheines führte, ein Echec aber den Krieg in die Länder der preußischen Monarchie spielte." Aber die Patrioten knirschten vor Zorn und Scham, das Heer fühlte sich gedemüthigt, im Volke schlug der vielleicht nur

*) In einem Schreiben vom 9. Jan. 1806 eröffnet der König dem Minister von Hoym, daß Benningsen zum Rückzuge aufgefordert sei, doch solle er es vor der Hand geheim halten, „weil die Sachen, wenn auch nicht wahrscheinlichen, doch möglichen Falles eine andere Wendung nehmen könnten, indem der Definitivabschluß der gedachten Unterhandlungen noch nicht erfolgt sei." Am nämlichen Tage schreibt der Herzog von Braunschweig an Rüchel, Haugwitz gehe nach Paris, „um die wichtigsten Gegenstände der Convention vom 15. Dec. im Detail zu reguliren," und daß man dann Hannover „provisorisch besetzen" werde. Wenn Haugwitz später im Oct. 1806 gegen Gentz äußerte, man habe nur einen Scheinfrieden gewollt, um Napoleon zu täuschen (s. Mém. et lettres de Gontz p. 237), so sehen wir darin nur einen verspäteten Versuch, sich vor Oesterreich und Gentz wegen seines Bonapartismus rein zu waschen; er machte sich treuloser als er war, denn den Decembervertrag nahm er gewiß ernstlich, soweit er überhaupt irgend etwas im Ernste nahm.

flüchtige Aufschwung nationalen Stolzes, der nach der Ansbacher Beleidigung erwacht war, nun vollends in die alte Gleichgültigkeit um.

Das doppelte Spiel zwischen beiden kämpfenden Parteien, das auch mit dem Schönbrunner Vertrage sein Ende noch nicht fand, trug indessen mit jedem Tage herbere Früchte. Während England, mit dem Hardenberg noch am 22. December freundliche Verabredungen wegen des Rückzuges der britischen Truppen traf, bald Ursache zu haben glaubte, Preußen schmachvoller Doppelzüngigkeit zu beschuldigen, grollte Napoleon desgleichen, weil ihm das Verzögern der Ratification wie ein leiser Rückfall in die Coalitionspolitik erschien. Die erläuternde Denkschrift, womit der ratificirte Vertrag Laforest überreicht ward, schlug namentlich vor, Alles vorerst noch in statu quo bis zum allgemeinen Frieden zu belassen; Preußen solle keine Abtretung machen, Hannover nur besetzen, Frankreich inzwischen den König Georg III. vermögen, daß er Hannover durch freiwilligen Vertrag abtrete*).

Mit diesen Aufträgen begab sich Haugwitz (Mitte Januar) nach Paris; ein freundliches Schreiben des Königs sprach von „einigen Wünschen", die er noch mitzutheilen habe. Aber der Schönbrunner Vertrag war in Napoleons Augen die „letzte Probe" für Preußen gewesen; es hatte sie nicht bestanden. In den unwahren und inconsequenten Schritten, in welchen die preußische Politik unter dem Doppelgeiste Hardenbergischen und Haugwitzschen Einflusses hin und her schwankte, war er versucht, berechnete Treulosigkeit zu sehen; und auch wenn es das nicht war, schon die leisen Anwandlungen eines eigenen Wollens, das nicht das seine war, vertrug er nicht mehr. Durch den Rausch seiner jüngsten Siegesglorie betäubt, wollte er nur Verbündete, die ihm rückhaltlos wie Vasallen dienten; Preußen erschien ihm noch weder unselbständig noch zuverlässig genug für diese Rolle. Er fing an diese kleinere Macht zu hassen, die sich vermaß ihn überlisten zu wollen. Er folgte denn auch fortan in seinem Verhältnisse zu Preußen nicht mehr den Geboten einer maßvollen Politik, sondern den Eingebungen seines wilden korsischen Naturells; was er vom Februar bis zum October 1806 gegen Preußen that, wechselte zwischen trotzigem Hohn, Geringschätzung oder berechneter Kränkung; er schien es darauf anzulegen, daß der gebeugten Monarchie Friedrichs des Großen keine Wahl mehr blieb, als den Kelch der Demüthigung schweigend

*) In dem Manifest vom 9. Oct. war die Unsicherheit des Besitzes einerseits, die Gefahr einer neuen französischen Occupation Hannovers andererseits hervorgehoben. „Alle Plagen des Krieges hätten sich auf die Monarchie gewälzt und die Erwerbung von Hannover mußte Preußen, wenn sie unter weniger traurigen Conjuncturen geschehen konnte, die ersprießlichsten Vortheile verschaffen. Der König glaubte also seine Wünsche mit seinen Grundsätzen zu vereinigen, indem er den vorgeschlagenen Tausch nur unter der ausdrücklichen Bedingung annahm, daß die Vollziehung desselben bis zum allgemeinen Frieden verschoben und die Zustimmung Sr. Maj. des Königs von Großbritannien abgewartet werden sollte."

bis zur Neige zu leeren, oder einen hoffnungslosen Kampf der Verzweiflung einzugehen.

Es kam Manches zusammen, den Verdacht, Preußen spiele ein hohes Spiel raffinirter Treulosigkeit, bei Napoleon zu unterstützen. Nachdem die Truppen der Coalition ihren Rückzug aus Hannover begonnen, erschien am 27. Januar 1806 eine Proclamation Friedrich Wilhelms III., wonach mit Frankreich eine Uebereinkunft geschlossen war, „vermöge der die Staaten Sr. großbrit. Maj. in Deutschland von französischen Truppen nicht wieder besetzt, vielmehr von ihnen gänzlich geräumt und bis zur Abschließung des allgemeinen Friedens von Preußen allein in Verwahrung und Administration" genommen werden sollten. Unter den gleichen Formen nahm der General Graf Schulenburg-Kehnert vom Lande Besitz, und im Februar rückten preußische Truppen ein. Erklärungen ähnlichen Inhaltes wurden an den britischen Gesandten in Berlin und an den hannover'schen Staatsminister Grafen von Münster übergeben; Münster wies aber natürlich das Ansinnen, die Occupation ruhig anzuerkennen, zurück, hob den Widerspruch der preußischen Erklärungen vom 22. December mit den jüngsten Schritten scharf hervor und verließ unter entschiedenem Protest Hannover*). Jenes scheue Verfahren versöhnte England und Hannover nicht, es erbitterte nur den französischen Kaiser; er sah darin das Bemühen, Hannover als Prämie von der Coalition, nicht von ihm zu erlangen. Schon jetzt war Preußen in der Lage, sich gegen seinen Groll rüsten zu müssen; aber auch dies ward versäumt; es bewirkte, daß die britisch-russischen Corps sich einschifften, setzte die eigene Armee auf den Friedensfuß und gab sich so wehrlos dem Uebermuthe und der Rachsucht des Korsen preis**).

Das war der Ankunft des Grafen Haugwitz in Paris vorangegangen; alle Welt wußte dort, und Lucchesini bereitete den Abgesandten darauf vor, daß der Kaiser gegen Preußen höchst erbittert sei. „Nur ruhig, äußerte er mit gewohnter Leichtfertigkeit, sobald ich ihn gesprochen habe, wird sich Alles machen". Er täuschte sich; Napoleon erwog im Ernst die Frage, ob es nicht besser sei, Preußen seiner Schönbrunner Verpflichtungen lediglich zu entbinden und den Vertrag einfach als nicht geschehen zu betrachten. Ein in denselben Tagen erfolgter Ministerwechsel in London eröffnete ihm die Möglichkeit eines Friedens mit England; es war in diesem Falle doch wünschenswerth, noch über Hannover frei verfügen zu können. Diese Stimmungen

*). S. die Actenstücke in Voß Zeiten VII. 1 ff. Vgl. A. Z. 1806. S. 199. 284. 287. 517.

**) Nach einer Versicherung Boyens (in der Minerva 1833) hatte der König auf die Anzeige von Haugwitz' Sendung sehr freundliche Antwort von Paris erhalten und setzte nun beruhigt die Armee auf den Friedensfuß. Nach Höpfner a. a. O. I. 30 hatte Haugwitz nach seinem ungnädigen Empfange schon am 8. Febr. nach Berlin geschrieben, man solle gerüstet bleiben; es war aber zu spät.

trafen mit der Ankunft von Haugwitz zusammen. Aber in dem nämlichen Augenblicke traf man in Berlin die Anstalten, den Vertrag durch die Besetzung von Hannover doch halb zu vollziehen, die Russen aus Norddeutschland zu entfernen und die eigene Armee auf den Friedensfuß zu setzen; man regte also den Zorn Napoleons auf und gab sich doch zugleich waffenlos in seine Hände. Der Kaiser ließ Haugwitz fünf Tage ohne Audienz, und wie er endlich (6. Februar) vorgelassen ward, empfing er ihn mit den bittersten Vorwürfen. „Ihr König, rief er aus, weiß nicht was er will; einige Unbesonnene drängen ihn zum Kriege; ich sage Ihnen, das wird nicht gut enden". Haugwitz suchte zu beschwichtigen und zu versöhnen, entschuldigte das Zögern zu Berlin und hielt entgegen, daß Frankreich selbst durch den Ansbacher Vorfall den ersten Anstoß dazu gegeben, das verletzte Selbstgefühl Preußens unter die Fahnen der Coalition zu treiben. War es wirklich Ernst oder nur diplomatisches Manöver, genug, man nahm die Miene an, sich von Haugwitz begütigen zu lassen und Preußen seine jüngsten Schwankungen zu „verzeihen". Aber dabei blieb der Kaiser wie Talleyrand, daß der Vertrag von Schönbrunn nicht mehr existire, und wenn Preußen mit Frankreich in ein näheres Verhältniß treten wolle, dies durch einen neuen Vertrag geschehen müsse. Es wurde dabei das gleiche Spiel gespielt wie zu Schönbrunn; es ward Hannover als Lockspeise vorgehalten und zugleich drohend auf die französischen Armeecorps hingewiesen, die sich im Nu gegen das entwaffnete Preußen in Bewegung setzen würden. So ließ sich denn Haugwitz einen neuen Entwurf vorlegen, den er am 15. Februar 1806 unterzeichnete.

Es war die alte Sage von den sibyllinischen Büchern, die sich hier erfüllte; was die preußische Politik einkaufte, ward an Werth immer kleiner, der Preis aber höher. Mit dem Pariser Vertrage verglichen, war selbst der Schönbrunner noch vorzuziehen. Dort war für die Abtretung von Ansbach wenigstens eine Entschädigung versprochen, jetzt fiel sie weg; damals war es Haugwitz noch gelungen, die Verpflichtung zum Bruche mit England abzuwenden, jetzt mußte Preußen die Elb- und Wesermündungen und seine Seehäfen den britischen Schiffen verschließen; damals hatte es nur den früheren Bestand der Napoleonischen Macht zu verbürgen, jetzt kam noch die Vertreibung der Bourbons aus Neapel hinzu. Nach einer glaubwürdigen französischen Quelle*) hätte man zu dem Allem noch die brutale Drohung hinzugefügt, wenn Haugwitz das nicht unterzeichnen wolle, werde der Krieg die unmittelbare Folge sein.

Haugwitz überließ es Lucchesini; diesen Bundesvertrag dem König erträglich zu machen; die Ratification erfolgte denn auch im Anfange März**),

*) Lefebvre II. 261.

**) Nach den meisten Angaben am 9., nach Höpfner I. 31, der aus preuß. Urkunden geschöpft hat, am 3. März.

aber, wie das Manifeſt vom October ſpäter erklärte, nur in dem Gedanken, die noch nicht ſchlagfertige militäriſche Kraft für einen günſtigeren Moment aufzuſparen. Allerdings trug die neue Allianz nicht den Stempel des Friedens an ſich, ſondern war unter den Anzeichen tiefſten Mistrauens und kaum verhaltener Feindſeligkeit geſchloſſen worden. Napoleon bedachte ſich nicht mehr, den halb gepreßten Verbündeten durch Schritte hochmüthiger Geringſchätzung zu kränken; in Preußen hatte man den Vertrag mit gebundenen Händen angenommen und fing nun an inne zu werden, daß man die Freiheit ſeiner Action verloren hatte.

Der Vertrag war noch nicht beſtätigt, ſo hatte Napoleon ſchon Ansbach, Neuenburg, Cleve beſetzen laſſen; die kränkende Eile ſollte der Welt zeigen, daß Preußen außer Stande ſei, die Bedingungen vom 15. Februar zurückzuweiſen. Eine rührende Vorſtellung der Ansbacher, die baten, man möge ſie nicht verſtoßen, da ſich die Geſinnung gegen ein Regentenhaus nicht wie ein Rock wechſeln laſſe*), mußte lautlos zu den Acten gelegt werden. Franzöſiſche Generale kamen nach Hannover, um ſich von den Anſtalten zu überzeugen, die Preußen gegen den britiſchen Handel treffe, und erklärten offen, ihre Miſſion ſei: darüber zu wachen, daß Alles, was Preußen dort vornehme, dem Vertrage entſpreche. Bald folgte ein neuer Act der Demüthigung und zwar unter Formen, die in der Geſchichte des diplomatiſchen Verkehrs unerhört waren. Hardenberg galt in den Augen Napoleons als der Repräſentant der antifranzöſiſchen Richtung im Miniſterium; er hatte eben noch Haugwitz in ſeinem zürnenden Ausbruche geſagt: „Sie ſind ein ehrlicher Mann, aber Sie gelten nichts mehr in Berlin, dieſer Hardenberg, der an die Engländer verkauft iſt, ſpottet über Sie“. Nun ward um dieſe Zeit jene Note an Harrowby bekannt, die Hardenberg am 22. December geſchrieben, drei Tage bevor Haugwitz die Botſchaft vom Schönbrunner Vertrage brachte. Eine unbefangene Betrachtung mußte zugeben, daß in dem Widerſpruche zwiſchen jener Note und dem Vertrage vom 15. December keine Treuloſigkeit enthalten war; es prägte ſich darin nur der Gegenſatz zweier Syſteme aus, deren eines am 3. November zu Potsdam die Oberhand gewonnen, deren zweites am 15. December zu Schönbrunn den Sieg davon trug. Der Moniteur vom 21. März brachte nun die Note im Texte gefälſcht und mit den giftigſten Ausfällen auf den preußiſchen Miniſter; es gebe, hieß es unter Anderm darin, keine Perſönlichkeit in Europa, die tiefer entehrt ſei als Hardenberg! Die Replik des Miniſters theilte (8. April) in einer preußiſchen Zeitung, franzöſiſch und deutſch, die ächte Depeſche mit, erläuterte ihren Zuſammenhang und beantwortete den gemeinen Ausfall des Bonaparte'ſchen Blattes mit ebenſoviel Schärfe als Vornehmheit und Würde; es war das Beſte und Männlichſte, was Hardenberg während ſeiner Leitung

*) S. Voß Zeiten VI. 345 f.

der auswärtigen Angelegenheiten gethan hatte. Aber so, wie die preußische Politik schon stand, war seine Position damit unhaltbar geworden. Am 15. April meldete die Hofzeitung, dem Grafen Haugwitz sei die Leitung der äußeren Politik wieder allein übertragen, und zwei Tage später ward Hardenberg ein „unbestimmter Urlaub" bewilligt*).

Indessen war auch eine andere bittere Frucht des Februarvertrags zur Reife gediehen: der Bruch mit England. Am 28. März hatte das preußische Gouvernement in Hannover bekannt gemacht, daß „zufolge eines Vertrages zwischen Preußen und Frankreich" die Häfen und Ströme an der Nordsee der britischen Schifffahrt gesperrt seien. Wenige Tage später (1. April) kündete Preußen an, daß es von Hannover nicht blos provisorischen, sondern definitiven Besitz ergreifen werde; es sei, hieß es, ein Vertrag mit dem Kaiser der Franzosen abgeschlossen worden, vermöge dessen „für Preußen der rechtliche Besitz auf die Sr. kais. Maj. durch das Eroberungsrecht zuständigen deutschen Staaten des Kurhauses Braunschweig erworben sei". Noch kurz zuvor (17. März) hatte das britische Ministerium sich im Namen Georgs III. auf's bestimmteste gegen Preußen erklärt und die ausdrückliche Versicherung abgegeben, daß „weder politische Convenienz noch ein angebotenes Aequivalent den König von England jemals dazu bringen würde, seine deutschen Erblande abzutreten". Nun, da die Blokade und Besitznahme verfügt war, antwortete man mit Repressalien. Am 5. April verbot die britische Regierung ihren Schiffen, in preußische Häfen einzulaufen, und verfügte die Beschlagnahme aller preußischen Fahrzeuge, die sich in britischen Häfen befänden. Binnen zehn Tagen zählte man schon gegen hundert Schiffe, die von dieser Maßregel getroffen waren. Es folgte rasch die Blokade der norddeutschen Flüsse und die Aussendung von Kaperbriefen; Maßregeln, die dem Handel Preußens eine tödtliche Wunde versetzten. Der diplomatische Bruch mit England war zugleich unter Umständen erfolgt, die noch empfindlicher waren für die preußische Ehre, als jene Repressalien für den preußischen Verkehr. Der kurhannover'sche Gesandte hatte gleich nach der definitiven Besitznahme Berlin mit Zurücklassung eines Protestes verlassen, das Gleiche geschah (12. Mai) zu Regensburg; eine Botschaft an das britische Parlament hatte die einstimmige Billigung der Politik des Ministeriums zur Folge und ein bitteres Manifest (20. April), vom Grafen Münster verfaßt, berief sich auf die „heiligsten Grundsätze der Redlichkeit und Ehre, mit einem Worte auf alle die Verbindlichkeiten, auf welchen die gegenseitige Sicherheit der Staaten und der bürgerlichen Gesellschaft beruhe"**). Das Manifest war im Tone, in man-

*) S. Allg. Zeit. 1806. S. 448. 456. Auch bei Schöll histoire des traités VIII. 23 ff. finden sich die beiden Artikel.

**) S. Allg. Z. 1806. 454. 485. 493. 504. 521. 526. 530. 533 f. Voß Zeiten VII. 1—65.

cher einzelnen Anklage übertrieben, aber es machte tiefen Eindruck, und was konnte Preußen darauf Begründetes entgegnen, ohne sich mit seinem aufgedrungenen, argwöhnischen Verbündeten auf's bitterste zu entzweien? Am 11. Juni erklärte dann Preußen den Krieg an England — einen Krieg, den es nicht führen konnte, den es nur zu leiden hatte.

Zu allen diesen Anklagen und den maßlosen Ausfällen, wozu im Parlament die britischen Minister selbst den Anstoß gaben, kam noch eine kleine Fehde mit Gustav von Schweden, die, man mochte von des Königs Zurechnungsfähigkeit denken wie man wollte, doch nur für Preußen peinlich war. Gustav schien gute Lust zu haben, das welfische Erbe in Norddeutschland gegen Preußen zu behaupten; wenigstens ließ er im Lauenburgischen eine kleine Truppenabtheilung zurück und weigerte sich, sie zurückzuziehen. Es kam, als die Preußen dann einrückten, bei Seedorf zu einem kleinen Gefecht (23. April), das einige Leute kostete — ein Vorgang, bei dem das Lächerliche Schweden, das Gehässige Preußen zur Last fiel. In einer Erklärung an den Reichstag und einem Rundschreiben an die Höfe unterwarf dann Gustav die preußische Politik einer schonungslosen Beurtheilung und folgte dem Beispiel Englands, ließ die Häfen an der Ostsee blokiren und preußische Schiffe wegnehmen. War es mehr die Rücksicht auf die absonderliche Individualität des schwedischen Monarchen oder Scheu vor Rußland, genug, man ließ diese Schritte ungestraft, so nahe es auch lag, an Pommern Repressalien zu nehmen. Es deutete das aber Niemand mehr als Großmuth des Stärkeren gegen den Schwachen; Preußen war schon so tief gebeugt, daß die Welt glaubte, es fürchte sich vor Schweden, weil dies Rußland zum Rückhalt hatte.

Während so alle Fäden gewaltsam zerrissen, die Preußen noch mit den europäischen Mächten verbunden hatten, ward dadurch das Verhältniß zu Napoleon um nichts enger; Preußen hatte das eigenthümliche Geschick, mit der Zahl erbitterter Feinde zugleich den Argwohn und Haß des unwillkommenen Freundes wachsen zu sehen. Die Rücksichtslosigkeiten, die er nach dem Februarvertrag geübt, konnten zur Noth noch wie eine Frucht des Grolles über die Schwankungen vom December und Januar erscheinen; aber die nächste Zeit schon sollte zeigen, daß dem preußischen Staate die herbsten Demüthigungen von ihm erst noch aufgespart waren.

Die neue Souveränetät im Südwesten begann indessen, sich unter französischem Schutze Bahn zu brechen gegen den Rest der alten Ordnungen des Reiches. Noch ehe der Krieg beendet war, hatte sie die früher unterbrochene Razzia gegen die Ritterschaft mit besserem Erfolge erneuert. Am 19. November erließ der Kurfürst von Württemberg ein Patent, worin er, um „im ganzen Umfange seiner Staaten eine vollkommene Gleichförmigkeit hervorzubringen", verkündete, er werde einstweilen und bis auf Weiteres alle ritter-

schaftlichen Besitzungen, sowol in den alten als neuen Landen, dann alle Besitzungen des deutschen und Johanniterordens und alle noch nicht säculariſirten auswärtigen geistlichen Corporationen in Besitz nehmen lassen. Baiern, das früher auf halbem Wege stehen geblieben war, griff nun unbedenklich durch, Baden, das vorher an dem Verfahren gegen die Ritter keinen Theil genommen, folgte jetzt dem Beispiel der andern. Die Protestationen und Beschwerden der Bedrängten ließen nicht lange auf sich warten, aber wer sollte sie hören? Die französischen Waffen geboten vom Rhein bis zur ungarischen Gränze und ihre Unterstützung gehörte den Fürsten, welche die Gewalt übten. Ein militärischer Tagesbefehl, den Napoleon durch den Chef seines Generalstabes am 19. December bekannt machen ließ, billigte öffentlich die Piratenzüge gegen die Ritterschaft und wies die Führer der Truppen an, Alles, was Baiern, Württemberg und Baden in dieser Sache unternehmen würden, im Nothfall mit den Waffen in der Hand zu unterstützen. Diesem „Ordre du jour", der die Rechtsverhältnisse vieler Jahrhunderte über den Haufen warf, folgte dann im Vertrage von Presburg die förmliche Verkündigung der neuen Souveränetät. Nachdem die Ritter und die geistlichen Körperschaften eingeschmolzen waren, kam die Reihe an die Stände. Zuerst in Württemberg ward die unbequeme alte Verfassung beseitigt; am 30. December ließ der Kurfürst die Collegien den unbedingten Unterthaneneid leisten; die sich weigerten, wurden entlassen und den übrigen erklärt: „die Verfassung sei aufgehoben und jede Versammlung oder collegialische Berathung werde als Empörung bestraft werden". Zur Motivirung ward die neue Doctrin erfunden: Souveränetät und ständische Einrichtungen seien mit einander unverträglich. Es folgte dann eine Verwaltungsorganisation, die den Formen des Bonaparte'schen Beamtenregiments treu nachgebildet war. Auch der Kurfürst von Baden erklärte, die Verfassung im Breisgau sei aufgehoben, denn er bedürfe in seiner Sorge für das Wohl des Landes dieses „erschwerenden und kostspieligen Zwischenorgans" nicht. Andere, auch nicht Solche, die für den Rheinbund reif waren, z. B. Dänemark in Holstein, folgten diesen Beispielen; selbst der erbittertste Gegner Bonaparte'scher und rheinbündischer Politik, Gustav von Schweden, fand es nachher der Staatsraison angemessen (Juni 1806), die alte pommersche Verfassung zu beseitigen und das Land Schweden einzuverleiben*).

Wunderlich war bei diesen neuen Souveränen, wie leicht sie das schmachvolle Verhältniß der Abhängigkeit von Bonaparte vergaßen und die Miene annahmen, in ein neues, selbstständiges Dasein einzutreten. Namentlich in Baiern that man das Mögliche, sich in diese Einbildung hineinzuschwindeln. Wir haben früher gesehen, wie man den Kampf für Napoleons Interesse dem guten Volke als einen Kampf für die „vaterländische" Unabhängigkeit

*) Vgl. die Actenstücke in Voß Zeiten VII. 65. ff. 241. Winkopp rhein. Bund I. 138 f. 388.

darzustellen trachtete; jetzt wurde die Fiction erfunden, der von Napoleon geschenkte Königstitel sei nur die Wiederherstellung des „uralten" bairischen Königthums, ja es fanden sich feile Narren, welche die uralte Verwandtschaft der bojischen Vorfahren der Baiern mit den Galliern bewiesen. Der neue König von Württemberg war doch in seiner Neujahrsproclamation aufrichtig genug zu sagen, „zufolge eines mit Napoleon am 12. December errichteten Staatsvertrages" nehme er die Königswürde an; in München gab man sich die traurige Mühe diese neueste deutsche Schmach für die glänzende Restauration alter Macht und Herrlichkeit auszugeben. „Hoch lebe Napoleon, der Wiederhersteller des bairischen Königthums!" rief die Münchner Staatszeitung am 1. Januar 1806 voll Entzücken und auch die amtliche Verkündigung der neuen Königswürde am nämlichen Tage hatte den Muth zu sagen: „es sei durch die Vorsehung Gottes dahin gediehen, daß das Ansehen und die Würde des Herrschers in Baiern seinen alten Glanz und seine vorige Höhe zur Wohlfahrt des Volkes und zum Flor des Landes wieder erreicht habe". Wenige Wochen später wurde eine bairische „Nationalcokarde" eingeführt; als Zweck der Verordnung ward bezeichnet: „bei der bairischen Nation den Gemeinsinn wieder anzufachen und ihr den eigenthümlichen Nationalcharacter wieder zu geben, durch welchen sie sich immer ausgezeichnet habe."

Charakteristisch für diesen neuen „Nationalcharakter" war dann der servile Jubel, womit der fremde Imperator in denselben Tagen zu München begrüßt ward, und die brutale Soldatenherrschaft, die auf diesen französisch-deutschen Präfecturen fast ähnlich lastete wie auf dem Feindeslande. Der ganze Süden war noch mit französischen Truppen überzogen; von Braunau aus, das noch einen Monat nach der Räumung des übrigen österreichischen Gebietes besetzt bleiben sollte, verbreitete sich die große Armee über die angränzenden Gebiete und ihr Generalstab behielt zu München seinen Sitz, wie wenn der Krieg fortdauerte. Um Baiern nicht allein zu belasten, war Davoust nach Mittelfranken, Bernadotte nach Ansbach, Ney nach Oberschwaben geworfen. Alle Verheißungen der nahen Räumung waren trügerisch; die Occupation dauerte fort, denn sie war ein erwünschtes Mittel für Napoleon, Oesterreich zu schrecken, gegen Preußen gerüstet zu sein und die süddeutschen Fürsten in Zucht zu erhalten. Als Entschädigung für die Kosten vieler Monate wurde z. B. Baiern ein Almosen von 500,000 Franken zugeworfen und wie der Württemberger Monarch sich beschwerte, wurde er unsanft daran erinnert, daß er Napoleon Alles verdanke und französische Officiere mehr gälten, als seine von den Franzosen geschenkte Königswürde. Das wehrlose Frankfurt ward mit der frechen Forderung von vier Millionen Franken Contribution heimgesucht (Februar 1806) und vergebens suchte die alte Reichsstadt die Last abzubetteln, indem sie sich an „den großen Beherrscher" wandte, „dessen Gnade allein jenes schwere Unglück abwenden oder mildern könne."

Der brutale Augereau, der rechte Mann zur Vollziehung eines solchen Auftrages, drohte mit 10,000 Mann Einquartierung, wenn man nicht augenblicklich die Hälfte der Summe bezahle, und die Gnade des „großen Beherrschers" war nicht gesonnen zu helfen. Das waren nur die Anfänge eines Systems, das selbst die sogenannten Alliirten der Bonaparte'schen Politik in hundert verschiedenen Formen auspreßte und das Leben ihrer Unterthanen bald so wenig schonte, wie ihr Eigenthum. Man hatte wahrhaftig keine Ursache, sich um dieser neuen Glückseligkeit willen mit „Nationalcokarden" zu schmücken; viel eher schien die Mainzer Zeitung im Recht, wenn sie damals höhnend verkündete, „es gebe kein Deutschland mehr, es sei ein Irrthum, an eine deutsche Nation zu glauben, das seien nur Klagen Weniger am Grabe eines Volkes, das sich überlebt habe" *).

Die Umrisse der neuen Staatskunst Napoleons traten indessen immer bestimmter hervor. Schon die Vermählungen seines Stiefsohnes Eugen Beauharnais mit der Tochter Max Josephs von Baiern (Januar) und seiner Adoptivtochter Stephanie mit dem badischen Kurprinzen (April) waren bemerkenswerthe Anzeichen einer dynastischen Politik, wie sie von dem Sohne der Revolution, zumal nach der Katastrophe des jüngsten Condé, kaum zu erwarten waren. Nun hatte schon am Tage des Presburger Abschlusses der Kaiser angekündigt, daß die Bourbons in Neapel für ihren neuen Abfall gezüchtigt werden würden. Diese unselige Dynastie, deren einziges Verdienst in den Augen der damaligen Politik ihr unbegränzter Haß gegen das revolutionäre und Bonaparte'sche Frankreich war, hatte sich früh mit der Coalition eingelassen, dann im Moment, wo der Krieg ausbrach, einen Neutralitätsvertrag mit Napoleon geschlossen, um wenige Wochen später, in einem Augenblick, wo die Hauptsache schon verloren war, die Maske abzuwerfen, den Coalitionstruppen ihr Land zu öffnen und damit nur eben die Rache des Siegers von Ulm und Austerlitz herauszufordern. Ein Bulletin, das von jenem Tage datirt war, kündigte die Strafe ihres „Verrathes" an; „St. Cyr marschirt nach Neapel — so schrieb Bonaparte in Schönbrunn im Cabinet Marien Thereſiens über deren Tochter — um diese verbrechische Frau vom Thron zu stoßen, die so schamlos Alles verletzt hat, was heilig ist unter den Menschen." In diesem Bulletin war auch zuerst das berufene Wort gebraucht: „sie hat aufgehört zu regieren." Zum Nachfolger der Bourbons ward der älteste Bruder des Kaisers, Joseph, berufen; der erste größere Versuch, die Bonaparte'sche Sippschaft auf den erledigten Thronen Europa's zu versorgen. Die Ernennung Murats zum Herzog von Cleve und Berg, die Erhebung der Schwester Pauline zur Fürstin von Guastalla, die Dotirung seines Bruders Ludwig mit der neugeschaffenen Königskrone von Holland folgten binnen

*) S. Winkopp a. a. O. I. 130. Vgl. über das Frühere Matthieu Dumas Precis XV. 379. A. Z. 1806. S. 167, 171.

wenig Monaten nach. So tauchte allmälig das Gebäude eines großen Patrimonialstaates auf, wie ihn das Mittelalter in einzelnen Epochen gesehen; die volksthümlichen Erinnerungen der Revolution verblaßten mehr und mehr neben dem durchaus dynastischen und feudalen Grundzuge dieses neuen Weltreiches. Ob die neuen Familienkönigreiche ihm so viel Macht gaben, wie sie Sorgen und Opfer forderten, und was in dem unvermeidlichen Conflict zwischen den nationalen Interessen der Völker und dem dynastischen der Bonaparte'schen Könige schließlich den Sieg behauptete, das mußte die Zukunft zeigen. Vielleicht war es der erste große Misgriff des neuen Systems: sich solche Schattenkönige zu schaffen, die mehr Hülfe bedurften, als sie leisteten; in der peinlichen Alternative, schlechte Regenten ihrer neuen Länder oder schlechte Bonapartisten zu sein, war diesen Creaturen eine Arbeit aufgebürdet, deren Last von Frankreich wie von den Filialkönigreichen bald gleich drückend gefühlt ward. Es war wenigstens ein bedenklicher Anfang, daß Napoleon seinem neuen König Joseph als politische Moral vorschreiben mußte: „du wirst dich niemals durch die öffentliche Meinung halten können; laß die Lazzaronis ohne Erbarmen niederschießen, nur mit heilsamem Schrecken wirst du der italienischen Bevölkerung imponiren. Lege eine Contribution von dreißig Millionen auf das Land; dein Gang ist zu unentschieden, die Soldaten und Generale müssen in Ueberfluß leben; dreißig Millionen sind nichts für ein Land wie Neapel.... Mit Liebkosungen gewinnt man die Völker nicht.... So habe ich zu Wien hundert Millionen auferlegt und man hat das sehr vernünftig gefunden. Deine Proclamationen lassen den Herrn nicht genug durchfühlen.... Ich sehe mit Vergnügen, daß man ein Dorf der Aufständischen verbrannt hat; solche Exempel thun Noth.... Was für Liebe willst du von einem Volke verlangen, für das du noch nichts gethan, das du mit vierzig- oder fünfzigtausend Fremden erobert hast"....*)? Dies neue politische Programm verkündete eine Ueberspanntheit der Ziele, die nur durch die Gewaltsamkeit der Mittel überboten ward.

Zugleich kehrte die Feudalität in einer anderen Form zurück. Es wurde eine Reihe von Gebieten und Renten in Kronlehen umgewandelt und damit die hervorragendsten Feldherren und Staatsmänner des Kaiserreichs dotirt. Vielleicht war auch das ein bedenkliches Wagniß: sich den glücklichen Soldaten des Kaiserreichs so früh entbehrlich zu machen und ihnen den Wunsch des Genießens so nahe zu legen, in einem Augenblick, wo er ihrer Aufopferung noch so sehr bedurfte. Vielleicht kam der Tag, wo er es zu bereuen hatte, den Glückskindern der Revolution so früh die Prämie ertheilt zu haben.

Indessen das waren Bedenken künftiger Zeiten; vorerst konnte er, was er wollte. Die Franzosen waren betäubt von der Siegesglorie der letzten

*) S. Mémoires et Correspondance du Roi Joseph T. II. 87. 88. 90. 94. 199. 250. 266.

Tage, ihre Eitelkeit und ihr militärischer Stolz hieß ernstere Betrachtungen schweigen. Es war ein phantastischer Schwindel über die Nation gekommen, der, von dem Genuß der gegenwärtigen Glorie gesättigt, Fragen an die Zukunft keinen Raum ließ. Ein Blatt um das andere ward aus dem Kranz revolutionärer Erinnerungen und Errungenschaften herausgepflückt; man besann sich nicht in der Ekstase dieses Augenblicks. Die Zöglinge und Erben der Demokratie von 1793 überboten sich in Schmeichelei und Weihrauch der Verehrung; der „große" Napoleon genügte nicht mehr, es ward ein „heiliger" Napoleon erfunden, in dessen Cultus zugleich die Wiederherstellung der Religion und die Geburt des Kaisers vereinigt war.

Wer die französische Natur und die Gewaltsamkeit der neuen Politik betrachtete, dem konnte bange sein um das Erwachen aus diesem Rausche; aber es war noch weit bis dahin. Noch wetteiferten die Nationen fast alle in der Bereitwilligkeit, das blendende Joch zu tragen.

So lag es denn auch in der vollen Macht des Siegers von 1805, den Trümmern des Reiches die Gestalt zu geben, die seiner neuen Politik entsprach; sprach sich doch schon während des Krieges und noch bestimmter seit dem Presburger Frieden der allgemeine Instinct dahin aus, daß aus dem jüngsten Kampfe eine neue Form Deutschlands hervorgehen und daß Napoleon der Schöpfer sein werde. Das Bewußtsein, daß diese kümmerlichen Bruchstücke des alten Reiches für jedes staatliche Dasein ungenügend seien, gab sich schon vorher bezeichnend darin kund, daß seit Jahren auf verschiedenen Seiten nach neuen Gestaltungen gesucht ward. So waren im preußischen und norddeutschen Kreise die Gedanken der Neutralitätsverbände und Fürstenbündnisse, wie wir früher sahen, immer wieder hervorgeholt, ja im Grunde niemals aufgegeben worden. So war von Dalberg schon zu Ende des Jahres 1804 der Plan einer Kurfürstenunion angeregt worden, der freilich an dem gemeinsamen Widerwillen Oesterreichs und Preußens scheiterte, weil man weder zu Wien noch zu Berlin gern die mittleren Staaten in eine Conföderation vereinigt sah, die sich als dritte Macht in Deutschland geltend zu machen versucht war*). Aber dieser Gedanke einer dritten Macht war nicht zu beseitigen, seit die Zwietracht und Schwäche Oesterreichs und Preußens dem Bonaparte'schen Einflusse die mittleren und kleineren Reichsstände zugeführt hatte. Der Gedanke ihrer Verbindung mit Frankreich war eine der feststehenden Traditionen der jüngsten Geschichte geworden. Die Verträge von 1796, die französische Clientel in der Zeit der Auflösung von 1802 und 1803 enthielten bereits die Ansätze einer solchen deutsch-französischen Verbindung. Es war darum sehr natürlich, daß man schon im Herbst 1804, als sich der

*) Reichstagscorresp. von 1805. No. 14.

neue Imperator in Mainz von den süd- und westdeutschen Fürsten huldigen ließ, den Abschluß eines förmlichen Bündnisses unter Napoleonischem Protectorat erwartete. Nun kam der Krieg von 1805. Da waren die drei süddeutschen Kurfürsten in der unzweideutigsten Form der Allianz an Napoleons Seite erschienen, hatten ihre Truppen ihm zur Verfügung gestellt, es war ihnen schließlich ein großer Theil der Beute des Krieges und die Königswürde mit der Souveränetät zu Theil geworden, worin zugleich die Auflösung des alten Reiches unzweideutig ausgesprochen war.

Das Bewußtsein, daß dessen Formen nun unhaltbar geworden und inmitten dieser Zerrüttung, Gewaltthätigkeit und Auflösung irgend eine bestimmte Ordnung der Dinge zu wünschen sei, machte sich denn auch in den verschiedensten Kreisen geltend. Es ist in politischen Schriften, in diplomatischen Depeschen, am Reichstag zu gleicher Zeit die Rede von einer „neuen Verfassung", ohne daß irgend Jemand noch zu sagen wußte, welches diese Verfassung sei. Einzelne Flugschriften riethen dazu, da Oesterreichs Ansehen gebrochen sei, müsse sich das übrige Deutschland im Süden und Westen unter der aufblühenden Macht Baierns zu vereinigen suchen*). Andere schlugen die Wahl eines neuen Kaisers „nicht unmittelbar nach einander aus dem nämlichen, auch nicht eben aus dem mächtigsten Hause" vor, hielten aber zugleich für nöthig, daß sich die mindermächtigen Stände in einen Bund vereinigten, der sich eine bessere gemeinsame Rechtspflege und eine allgemeinere Gesetzgebung zur Aufgabe setze**).

Der deutsche Reichstag, in seiner kläglich verfallenen Gestalt, fing an zu fühlen, daß er überflüssig geworden sei. Denn was sollten er und seine Formen noch für einen Sinn haben, nach einem Kriege, in dem die Kurfürsten den Kaiser bekriegt, nach einem Frieden, in welchem der Kaiser seine letzten Positionen im Reiche verloren, die siegreichen Kurfürsten Souveräne und Könige geworden waren? Wie wenig Pietät allerwärts für diese Formen noch vorhanden war, war schon durch die eine Thatsache genügend erwiesen, daß kein deutscher Fürst sich berufen fühlte, gegen die sittliche und rechtliche Seite der jüngsten Revolution Verwahrung einzulegen; nur ein Reichsstand — natürlich der König von Schweden — erinnerte an die Eide, welche die Kurfürsten auf die Reichsverfassung geleistet, und erklärte es in heftigen Worten „unter seiner Würde", länger an einer Versammlung Theil zu nehmen, deren „Entschließungen unter dem Einfluß der Usurpation und Selbstsucht ständen" ***).

---

*) S. „Von den höchsten Interessen des deutschen Reichs, mit besonderer Rücksicht auf den Einfluß, welchen Baiern gegenwärtig auf jene behauptet" 1806.

**) S. „Winke ans Vaterland" 1806.

***) „Les sentimens et les principes de S. M., hieß es in einer schwedischen Note vom 13. Januar, sont trop connus et déjà trop souvent énoncés à la Diète, pour qu'il soit nécessaire de les répéter, surtout dans une époque,

Wie die Dinge lagen, war das eine Stimme in der Wüste; das Reichsdirectorium verweigerte, wie der Reichstagsbericht sagt, „aus guten Gründen die verlangte Dictatur dieser Note."

Indessen ward der Friede vom 26. December bekannt; bezeichnend genug erhielt der Reichstag die officielle Mittheilung erst, als der wesentliche Inhalt des Vertrags bereits aus allen Zeitungen bekannt war. Man fühlte doch in Regensburg, daß damit die Erhaltung der alten Ordnungen unvereinbar war; schon der Ausdruck „confédération germanique" gab Stoff zum Denken, noch mehr die neue Souveränetät, womit die französischen Verbündeten dotirt waren. Es drängten sich nun die mannigfaltigsten Vermuthungen. Erst hieß es — und das schien ganz in der Natur der Dinge zu liegen — Napoleon wolle das römisch-deutsche Kaiserthum des Mittelalters völlig wiederherstellen und auch für Deutschland die Kaiserwürde annehmen. Andere meinten, diese Würde werde nun wohl ganz verschwinden; doch versicherte einer der Eingeweihten, Dalberg, „die Constitution des deutschen Reiches unter einem Oberhaupte werde wenigstens für jetzt noch bestehen bleiben, allein ihrer inneren Verfassung möchten wohl bedeutende Veränderungen bevorstehen. Der Kurfürstenrath und Fürstenrath würden wohl schärfer getrennt, in dem letzteren nur noch die ältesten Fürstenhäuser und zwar nur mit je einer Stimme übrig bleiben, das städtische Collegium ganz verschwinden"*). Dazwischen gab sich denn schon in einer am Reichstage vertheilten Schrift der Anspruch Kursachsens kund, gleichfalls die Königswürde zu erlangen, während auf der anderen Seite, offenbar durch das Schicksal der Ritterschaft und der Stadt Augsburg ermuthigt, verstohlene Wünsche laut wurden, auch die Hansestädte zu mediatisiren. Der Reichstag fühlte sich in diesem Gewirre zur vollständigsten Ohnmacht verurtheilt; er konnte nur hören und vermuthen, nichts mehr thun. „Der Reichstag, heißt es in einem Bericht vom 17. März, befindet sich gegenwärtig in der größten Unthätigkeit, und diese wird wahrscheinlich so lange andauern, bis der Presburger Friede mit allen seinen Modificationen dem Reiche zur Sanction vorgelegt werden wird — wenn anders diese noch für nöthig erachtet werden sollte."

Es schien in der That nicht, als wenn man zu Paris, Wien oder München dies für „nöthig erachtete", und die Herren zu Regensburg blieben auf ihre stillen Betrachtungen darüber beschränkt: wie sich wohl die neue Sou-

---

où il ne faut pas parler le langage de l'honneur, et encore moins suivre ses loix pour être écouté. S. M. trouve par conséquent, qu'il seroit au dessous d'Elle de prendre part depuis ce jour aux déliberations de la Diète aussi longtems, que ces décisions ne seront influencées que par l'usurpation et l'égoisme". (Aus der Reichstagscorresp.)

*) S. Reichstagscorrespondenz d. d. 27. Jan. 1806. Vgl. ebendas. No. 10. 17.

veränetät zur Reichsgewalt, den höchſten Gerichten u. ſ. w. ſtellen werde. Indeſſen verlautete doch ſo viel, daß ein neuer Verfaſſungsplan für Deutſchland im Werden ſei, der aber natürlich nicht in Regensburg, ſondern in Paris verhandelt werde. „Die Formen des neuen deutſchen Staatenbundes, ſchreibt am 24. April ein Correſpondent vom Reichstage, ſind noch nicht gebildet und können erſt in einigen Monaten conſolidirt werden". Darüber ſchienen Alle einig, daß das Reich, wie es war, nicht mehr zu halten ſei; nur ſchieden ſich die Stimmen darin, daß die Einen wenigſtens die deutſche Sache noch, ſo gut es ging, wie eine innere Angelegenheit behandelt ſehen wollten, die Anderen offen und ungeſcheut die Einmiſchung und den Einfluß Frankreichs verfochten. Unter den Schriften, die damals Aufmerkſamkeit erregten, iſt eine von Intereſſe, weil ſie den ſpäteren Anſchauungen, denen der deutſche Bund ſeine Entſtehung verdankt, vielfach nahe kommt. Es wird darin die Umgeſtaltung des Reiches in einen Bund gefordert, der deutſche Kaiſer ſoll in Zukunft nur als „primus inter paros" gelten, die Reichsverſammlung nur von den ſouveränen conföderirten Staaten beſchickt werden und ſich der Form eines perpetuirlichen Congreſſes nähern, die Reichsgerichte, die Kreisverfaſſung, der Lehensnexus ſollten beſeitigt, das Militärweſen der mindermächtigen Staaten den größeren incorporirt werden*).

Während man ſich ſo in Projecten erging, befeſtigte ſich das Gerücht, daß in Paris ein neuer Verfaſſungsentwurf im Werke ſei; ſchon im Mai erwartete man in Regensburg „ſtündlich" darüber eine franzöſiſche Mittheilung und erzählte die Aeußerung von Talleyrand: „bis gegen Ende des Monats werde das Schickſal des deutſchen Reiches beſtimmt entſchieden ſein"**). Nach einer Seite hin machte die Angelegenheit allerdings Fortſchritte, inſofern die alten Ordnungen mit jedem Tage mehr durchlöchert wurden. So erhielt (Ende März) der Reichstag die Anzeige, daß der Prinz Murat als Herzog von Cleve und Berg in den deutſchen Reichsverband eintrete. Wie es auch in dieſen letzten ernſten Tagen niemals an komiſchen Zügen deutſcher Pedanterie gefehlt hat, ſo entſetzten ſich jetzt die gewiſſenhaften Reichsjuriſten alter Schule vor Allem darüber, daß Baiern ſich erlaubt habe, ein noch im Reichsproceß liegendes Gebiet, eine „Res litigiosa" wie Berg, ohne Weiteres an Frankreich abzutreten;***) doch gab es auch vernünftige Stimmen, die fühlten, welch neue Schmach für das Reich es war, einen franzöſiſchen Abenteurer, der ſich bis jetzt nur als Cavallerieofficier hervorgethan, übrigens ſeine

*) S. „Beiträge zum neuen deutſchen Staatsrecht". 1ſtes Heft. Heilbronn 1806.

**) Reichstagscorreſpondenz No. 43. d. d. 22. Mai.

***) Die Souveräne machten überhaupt von der Beſtimmung des Friedens, daß ſie ihre Länder „de la même manière qu'en jouissent l'Empereur et le Roi de Prusse" beſäßen, ausgiebigen Gebrauch. Baden trat ſchon 20. Dec. Kehl an Frankreich ab, Naſſau überließ 12. März Caſtel und Koſtheim. S. Schöll hist. des traités VIII. 67. 68.

Erhebung lediglich der Schwägerschaft Napoleons verdankte, als deutschen Reichsfürsten dem Reiche aufgedrungen zu sehen. Der Reichstag selbst war aber durch Alles, was sich seit drei Monaten zugetragen, so völlig umgestaltet, daß man im Falle einer Berathung ernstlich in Verlegenheit gewesen wäre, nach welchen Formen denn etwa verhandelt werden sollte. Da war Hannover von Preußen in Besitz genommen, die beiden Ritterorden so gut wie aufgehoben, die Fürstenthümer Ansbach, Eichstädt, Trient, Brixen vertauscht und verschenkt, ein neuer Herzog von Cleve und Berg ereirt, der neuen Souveränetäten nicht einmal zu gedenken. Nun wurde der Reichstag auf einmal (27. Mai) durch die officielle Anzeige des Erzkanzlers überrascht, daß er den — Cardinal Fesch zu seinem Coadjutor ernannt habe.

Unter allen an Frankreich hingegebenen Reichsständen zeigte der Reichserzkanzler Karl Theodor von Dalberg die größte und zudringlichste Ungeduld, Napoleon völlig zum Herrn über Deutschland gemacht zu sehen. Er legte ihm in einem Schreiben vom 19. April die innere Verwirrung und Rechtlosigkeit deutscher Zustände vor Augen, erheuchelte ein lebhaftes Interesse, daß dies „loyale, fleißige, kräftige" Volk eine Regeneration seiner Verfassung erlebe, und bezeichnete Napoleon als den Mann, der gleich Karl dem Großen dieser neue Kaiser des Abendlandes werden müsse. Wie Rudolf nach dem Zwischenreich, so müsse er Deutschland wiederherstellen, vielleicht könne er alljährlich einige Wochen in Mainz mit den befreundeten Reichsfürsten zusammentreten, um die „Keime deutscher Wiedergeburt zu entwickeln".... „Werden Sie, Sire — so schrieb der erste deutsche Kurfürst an den Imperator — der Regenerator der deutschen Verfassung".... „Wenn irgend ein ideologischer Irrthum mich täuscht, so bezeugt mir mein Herz wenigstens die Reinheit meiner Gesinnungen"*).

Es war mit der „Ideologie" des Dalberg nicht so arg, wie er selber und mancher nachsichtige Beurtheiler die Welt hat glauben machen wollen. Wie er in seiner früheren deutschthümelnden Periode immer seine ganz bestimmten persönlichen Interessen verfolgte, so verlor er sie auch jetzt in seiner Bonaparte'schen Verzückung nicht aus den Augen. Seit dem Presburger Frieden, dem Umsturz der Ritterorden und der Ritterschaft, seit den fortgesetzten Reunionen der begünstigten neuen Souveräne fühlte der einzige geistliche Kurfürst seine Stellung wanken; schon griff einer oder der andere von den Souveränen auch nach seinem Eigenthum, und der neue Herzog Joachim von Cleve und Berg verrieth eine bedrohliche Vorliebe für die Einkünfte des Rheinoctroi, auf welche der Erzkanzler angewiesen war. Darüber fühlte sich Dalberg beunruhigt und schrieb schon im April an Napoleon: Murat solle Kurfürst, Fesch sein Coadjutor werden, Murat das Rheinoctroi an sich nehmen, aber ihm selber eine andere Versorgung angewiesen werden. Indem

*) S. die Briefe bei Thiers VI. 368. 369.

er ſich dem Schwager und Onkel dienſtbar erwies, mußte wohl auch der Imperator ſelbſt ſich dankbar zeigen und den, ſo unheimlich iſolirten, letzten geiſtlichen Kurfürſten unter ſeinen beſonderen Schutz nehmen. Das war es in der Hauptſache, was Dalberg mit der „Regeneration" der deutſchen Verfaſſung vorerſt erreichen wollte.

Es ſcheint nicht einmal, als wenn man in Paris beſonderen Eifer gezeigt hätte, den bei Napoleon nicht ſehr beliebten Feſch in Deutſchland zu verſorgen; Dalberg ſelbſt hatte das größte Verdienſt bei der Sache*). Drum erregte es auch die größte Ueberraſchung in Regensburg, als die Eröffnung vom 27. Mai kam und darin die „durch die Zeitumſtände gerechtfertigte Entſchließung" bekannt gemacht ward, den Cardinal Feſch, „deſſen Geſchlechtsvorfahren ſich ſchon zeitig im 15ten und 16ten Jahrhundert in öffentlichen Dienſten deutſcher Lande ausgezeichnet haben", zum Mitregenten oder Nachfolger zu ernennen. Es ward denn doch auf allen Seiten peinlich empfunden, daß abermals ein Fremder gegen alle beſtehenden Geſetze der Wahlordnungen ins Reich eingeſchwärzt ward; der deutſche Kaiſer ließ ſich noch einmal — zum letzten Male — zürnend und misbilligend vernehmen, ſelbſt Baiern war misvergnügt, da dort, wie man allgemein glaubte, der zweite Sohn des Königs Max Joſeph als Nachfolger des Erzkanzlers gewünſcht ward. Da hatte nun Dalberg die ſelbſt in dieſer Zeit bemerkenswerthe Dreiſtigkeit, ſich aus der ſchamloſen Handlung noch ein Verdienſt zu machen. Es ſei Alles, ſo lautete der kurze Sinn einer langen Rechtfertigung, nur darum geſchehen, um die bedrohte deutſche Reichsverfaſſung zu ſchützen und unter Napoleons mächtigen Schutz zu ſtellen**). Er ſchien noch Dank dafür zu erwarten! Doch war diesmal die einmüthige Meinung in Regens-

*) Nach Dalbergs eigner Darſtellung war auf ſeinen Antrag am 22. Mai der Beſcheid erfolgt; derſelbe „brachte ſowol die vollkommene Beiſtimmung des franzöſiſchen Kaiſers zu dieſer Ernennung, mit dem dringenden Rath, ſolche auf das ſchleunigſte zu bewerkſtelligen, als auch eine förmliche mit dem großen Siegel von Frankreich vollzogene Urkunde der vollkommenſten Garantie aller und jeder Parcellen des Churſtaates und der dazu gehörigen Revenuen, ſo wie auch des Rheinſchiffahrtsoctroi". Reichstagscorreſp. No. 46. — Auch Feſch ſelbſt erfuhr erſt durch Napoleon von der Sache. S. Du Casse Hist. des negoc. diplom. I. 127, wo Napoleon am 16. Mai ſeinem Oheim ſchreibt: J'ai signé un traité avec l'electeur archichancelier par lequel vous êtes nommé son coadjuteur. C'est encore un secret, mais il est probable qu'avant un mois ce sera une affaire finie.

**) „Der Churfürſt ſchmeichelt ſich, hieß es in der vertraulichen Eröffnung a. a. O., daß ſeine Mitſtände unter den vorliegenden ſo traurigen Umſtänden des deutſchen Vaterlandes dieſen Schritt nicht ungünſtig ausdeuten werden, da er nach ſeiner Ueberzeugung das einzige Mittel war, einen ſo wichtigen Theil der deutſchen Verfaſſung und der damit ſo innigſt verbundenen churerzkanzleriſchen Würde wenigſtens vor's Erſte noch zu retten."

burg, die wenigstens vertraulich sich unverhohlen aussprach*): die Ernennung sei nach Kirchen- und Reichsrecht nicht zu rechtfertigen, vielmehr eine Beleidigung des Kaisers und aller Reichsstände, insbesondere der Kurfürsten. Es reime sich schlecht zu den patriotischen Reden, daß der Kurfürst einen Fremden, der nicht einmal die deutsche Sprache kenne, zum Coadjutor ernannt habe. Ein Ausländer solle also Decan des Kurfürstenrathes, Leiter der Kaiserwahlen, der Reichstage, Erzkanzler sein, die Archive, die Matrikeln, die Siegel des Reiches in Händen haben und die Reichsgesetze bewahren, deren Sprache er nicht verstehe?

Indessen man am officiellen Mittelpunkte des Reiches sein Schicksal aus Napoleons Händen erwartete, waren die Sachen in Paris wirklich zum Abschluß gekommen. Die Vermuthungen und Gerüchte, womit man sich in Regensburg trug, waren in der Hauptsache gegründet; nur irrte man in der Voraussetzung, Napoleon beabsichtige eine Verfassung für das gesammte deutsche Reich. Nicht die Organisation, sondern, wie nachher Jemand am Reichstage die Rheinbundsacte treffend genannt hat, die Desorganisation Deutschlands mußte sein Zweck sein; eine Vereinigung, gleichviel in welcher Form, konnte seine politischen Berechnungen nur durchkreuzen, eine Theilung Deutschlands in Gruppen allein sie fördern. Dazu gab ihm der Presburger Friede sogar eine gewisse Berechtigung. In dem berufenen 14. Artikel, wo die neue Souveränetät festgestellt war, versprach der Kaiser „weder als Reichsoberhaupt noch als Mitstand irgend einen Act zu hindern, welcher in Folge davon vollzogen wäre oder vollzogen würde". Es war über diesen Satz, aus welchem man das Verfahren gegen die Ritterschaft und die Gründung des Rheinbundes rechtfertigen konnte, ohne Zweifel in Presburg genauer verhandelt worden und wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß die österreichische Politik schon damals in der Lage war, etwas dem Rheinbunde Aehnliches daraus zu folgern**). Nach den Veränderungen in Italien nahm der französische Kaiser die Sache eifriger auf. Wie wir aus einer Notiz an Talleyrand sehen***), war es damals (21. April) sein Gedanke, außer Baiern, Württemberg, Baden noch einen vierten nordwestdeutschen Staat zu machen, dessen Kern zunächst Cleve und Berg gewesen wäre, der sich dann später vielleicht durch Hannover und die Hansestädte vergrößert hätte. Mit diesen vier französischen Staaten, mit Oesterreich, Preußen, Sachsen und Kurhessen

*) Reichstagscorresp. No. 51.

**) In der Reichstagscorrespondenz d. d. 26. Juni heißt es: „Der französische Botschafter zu Wien behauptet, bei den Unterhandlungen zu Presburg sei versprochen worden, daß der deutsche Kaiser den Veränderungen, welche der Kaiser Napoleon im deutschen Reiche einzuführen gut finden werde, sich nicht widersetzen wolle." Dazu stimmt auch der kühle Ton, in welchem nachher die Abdication des Kaisers erfolgte.

***) Correspondance inédite VII. 361 f.

hätte sich dann das deutsche Reich in acht Staatengruppen aufgelöst, unter welche alle kleineren Gebiete mediatisirt worden wären. Die Hauptfrage, die Talleyrand damals beantworten sollte, war: ob diese Mediatisirung den vier Bonaparte'schen Verbündeten oder den vier andern vortheilhafter sein werde?

Diese erste bestimmte Anregung blieb nicht geheim; in Regensburg z. B. wußte man wenigstens, wahrscheinlich durch Dalberg und Albini, daß etwas im Werke sei. Es wiederholte sich nun das ekle Schauspiel von 1802 und 1803, das im Zusammenhang mit den Ereignissen von 1805 einem Manne wie Gentz das Wort abgezwungen hat: „Ich weiß wohl, daß wir jetzt unsere Würde als Deutsche kaum geltend machen dürfen; dafür haben unsere Regenten gesorgt“*). Man drängte sich, seit das Wort „Mediatisirung“ verlautete, wie damals bei den Säcularisationen, eifrig nach Paris, bettelte, bestach, intriguirte mit allen Kräften. Deutsche Länder und Stämme wurden wieder im Aufstreich gekauft; wer zahlte, war seiner Existenz zunächst sicher und die hohen Würdenträger des Kaiserreichs sackten Millionen ein. Die Trinkgelder und diplomatischen Geschenke wurden, nach dem Ausdruck eines Franzosen**), wie Börsengeschäfte verhandelt; der Eine ließ sich von einem bedrängten deutschen Dynasten 200,000 Flaschen Champagner um enormen Preis abkaufen, der Andere ließ sich einfach eine halbe Million Franken und mehr bezahlen. Der Herzog von Mecklenburg z. B. ließ sich zu 120,000 Friedrichsd'or versichern, wußte es aber durch russischen Einfluß später dahin zu bringen, daß ihm zwei Drittel davon erlassen wurden. Auch Hamburg zahlte für seine zweifelhafte Unabhängigkeit einige Millionen Mark. Unter denen, die den Gedanken eines engeren Bündnisses mit Frankreich, schon um ihrer Sicherheit willen, emsig betrieben, waren natürlich vor Allem Baiern, Württemberg und Baden zu nennen; sie sollen auch damals einen Entwurf ausgearbeitet und dem Kaiser überreicht haben***). Mit ihnen allein wurde auch eine Art von Unterhandlung gepflogen; nicht als wenn Napoleon ihnen gemeinsam einen Entwurf vorgelegt hätte, er ließ vielmehr nur über einzelne Fragen mit ihren Gesandten discutiren, auch sie sahen die ganze Acte erst, als sie ihnen zur Unterzeichnung vorgelegt ward. Die Andern hörte man nicht einmal, sie mußten sich glücklich schätzen, wenn man ihnen den Beitritt offen ließ. Außer Talleyrand war besonders ein Beamter im Ministerium, Labesnardière, dabei thätig; er consultirte wieder den achtzigjährigen Pfeffel, der ein Menschenalter früher in Zweibrücken und Versailles in deutschen Dingen gebraucht worden war. Aus diesem Kreise erhielt der Freiherr von Gagern den ersten geschriebenen Entwurf, in dem sich jene frü-

*) Gentz Schriften IV. 158.

**) Montgaillard histoire de France. X. 115.

***) Reichstagscorresp. No. 53.

heren Gedanken Napoleons schon bestimmter gestaltet haben und wenigstens die Grundzüge der Rheinbundsacte zu erkennen sind. Doch ist der Bund hier noch weit genug gefaßt; Hessen-Cassel, die Napoleoniden in Holland und Italien sollen dazu gehören. Aber die Hauptmomente der Rheinbundsacte — Auflösung des deutschen Reiches, eine Conföderation mit einer Art von Lehenspflicht gegen Frankreich, Mediatisirung, der Bundestag in Frankfurt, seine Abtheilung in zwei Collegien, die Stellung des Erzkanzlers — sind darin schon wahrzunehmen*). Das Protectorat Napoleons über den Bund ist natürlich in der Hauptsache darin enthalten, insofern alle „Beschlüsse der Conföderation Frankreich der Bestätigung vorgelegt" werden sollten; der Name selbst mag wohl im Kreise der Kleinsten erfunden sein, die sich besser sicher zu stellen glaubten, wenn sie dem Imperator den ausdrücklichen Titel des Protectors anboten.

Außer den drei Souveränen von Presburg machte sich, wie immer, Dalberg besonders viel zu schaffen. Er übernahm die Vermittelung für die Kleineren, die mit der Mediatisirung bedroht waren, machte einen Entwurf und ließ ihn durch einen Franzosen, der in seinen Diensten stand, einen Herrn von Varicourt, nach Paris bringen. Der Abgesandte mußte gute Dienste geleistet haben, denn er kam reich beschenkt zurück und ward zugleich von der Emigrantenliste gestrichen, was ihm den Anspruch auf eine große Erbschaft sicherte. Dalberg war eben im Begriff, in Regensburg reinen Tisch zu machen, indem er (7. Juli) die Reichsversammlung auf drei Monate Ferien beschließen ließ, als Varicourt von Paris kam und den nahen Abschluß des Bundes berichtete. Was davon in Regensburg bekannt ward, verbreitete zuerst helleres Licht über das Wesen des Planes. Daß das Reich aufgelöst, die Reichsgerichte beseitigt, der Reichstag selbst gar nicht mehr gefragt werden würde und die französischen Truppen wohl darum so lange in Deutschland blieben, um die neue Theilung wirksam zu unterstützen, daß dem Erzkanzler Frankfurt, Baiern Nürnberg zufalle, daß ferner der Bund zunächst nur den Süden Deutschlands umfasse und daß es jedem nicht mediatisirten Fürsten freistehe, beizutreten oder die entgegengesetzte Parthie zu ergreifen, — Letzteres „jedoch auf eigene Gefahr" — das waren ungefähr die Neuigkeiten, die aus den Andeutungen von Dalbergs Vertrauten herauszuhören waren**). Er selbst und sein Albini spielten die Mißvergnügten und Ueberraschten; das Gehässige der Umwälzung sollte Andern aufgebürdet werden. Auch bereitete er

*) Gagern, Mein Antheil an der Politik I. 141—144. Daß die Sache vor Anfang Juli in den Grundzügen fertig war, beweist Lord Yarmouths Depesche an Adair vom 2. Juli, die wenigstens die Hauptzüge enthält. S. Historical memoir of a mission to the court of Vienna in 1806. By Sir R. Adair. Lond. 1844. S. 321.

**) Reichstagscorresp. No. 58. Vgl. 60.

den Reſt der anweſenden Diplomatie darauf vor, daß die ganze Sache wohl ohne den deutſchen Reichstag werde zu Ende gebracht werden.

Um dieſelbe Zeit, wo der Reichserzkanzler auf die Kataſtrophe vorbereitete, fand am 17. Juli die Unterzeichnung zu Paris ſtatt*). Schon etwa zehn Tage vorher war den einzelnen Geſandten Baierns, Württembergs, Badens und des Erzkanzlers das Document mitgetheilt worden; auch Gagern wurde, als er ſich bei Talleyrand an den Spieltiſch ſetzen wollte, bei Seite ins Cabinet genommen und ihm die Acte von dem Miniſter vorgeleſen. Eine gemeinſame Unterzeichnung fand ſo wenig ſtatt, als eine eigentliche Unterhandlung; jedem Einzelnen wurde die Acte vorgelegt zum Unterzeichnen und es bedachte ſich natürlich Keiner, wo die Wahl nur zwiſchen Rheinbund oder Mediatiſirung gegeben war. Die Dalbergiſchen Quellen in Regensburg verſicherten: am 17. habe die Unterzeichnung ſtattgefunden und es ſei jedem der betheiligten Fürſten ein Exemplar zugefertigt, doch nur 24 Stunden Bedenkzeit gegönnt worden. Denn ſchon am 25. Juli mußten die Ratificationen bei Berthier zu München gegeneinander ausgewechſelt und am 1. Auguſt die nöthigen Erklärungen der Bundesgenoſſen an den Reichstag erlaſſen werden**).

Vier Kurfürſten und zwölf Fürſten, die mit Ausnahme des Herzogs von Berg alle Glieder des Reiches und deſſen Satzungen eidlich verpflichtet waren, ſagten ſich durch die Acte vom Reiche los und ſchloſſen mit Napoleon einen Bundesvertrag, „um dadurch den inneren und äußeren Frieden Süddeutſchlands zu ſichern, für welchen, wie die Erfahrung ſchon lange und auch neuerlich wieder gezeigt, die deutſche Reichsverfaſſung keinerlei Bürgſchaft mehr biete.“ Baiern, Württemberg, der Reichserzkanzler, Baden, Cleve und Berg, Heſſen-Darmſtadt, die naſſauiſchen Linien von Uſingen und Weilburg, die Fürſten von Hohenzollern-Sigmaringen und Hechingen, die von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, der Fürſt von Iſenburg-Birſtein, der Herzog von Aremberg, der Fürſt von Liechtenſtein, der Graf von der Leyen (die vier Letzteren durch Protection und einflußreiche Familienverbindung zum Theil ohne ihr Vorwiſſen aufgenommen) bildeten die Glieder des Bundes. Der Kurfürſt von Heſſen, der, wie franzöſiſche Quellen verſichern, eifrig um den Eintritt in den Bund, aber auch um die Beſitzungen ſeiner darmſtädtiſchen Vettern buhlte, ward nicht aufgenommen, vielleicht, weil Napoleon die Möglichkeit erwog,

*) Mit der Angabe Gagerns I. 149, daß der vom 12. Juli datirte Vertrag am 17. unterzeichnet und vollzogen iſt, ſtimmen auch alle Berichte in der Reichstagscorreſp. überein. Nach Lucchesini I. 389 f. wäre die Unterzeichnung verzögert worden, weil ſich inzwiſchen die Ausſicht eines Abſchluſſes mit England und Rußland nicht ungünſtig geſtaltet und in dieſem Falle allerdings der neue Bund nur ſtörend einwirken konnte.

**) Reichstagscorreſp. No. 63. Vgl. 62. 74. Die Bundesacte ſelbſt ſ. bei Winkopp Rhein. Bund. I. 1 ff.

daß Hannover wieder an die Welfen zurückgegeben ward und man dann eines Entſchädigungsobjectes für Preußen bedurfte, das allerdings am natürlichſten in Kurheſſen geſucht ward, vielleicht auch weil der Kurfürſt jetzt wie ſpäter im Herbſt über die Berechnung, wo am meiſten Vortheil zu holen ſei, es zu keinem Entſchluß bringen konnte.

Die genannten Fürſten trennten ſich, wie es im 1. und 2. Artikel der Bundesacte hieß, für immer vom Gebiete des deutſchen Reiches und vereinigten ſich als „Rheiniſche Bundesſtaaten“ zu einem beſonderen Bunde; mit Ausnahme der Anſprüche, welche den Staatsgläubigern und Penſionären zuſtehen, und der Beſtimmung über das Rheinoctroi, ſind alle Reichsgeſetze, welche bisher dieſe Verbündeten, ihre Unterthanen und ihre Staaten im Ganzen oder theilweiſe betreffen konnten, in Zukunft null und nichtig. Der Reichserzkanzler erhält den Titel Fürſt Primas, Baden, Cleve-Berg, Darmſtadt die großherzogliche Würde mit königlichen Rechten und Vorzügen; das Haupt des Hauſes Naſſau wird zum Herzog, der Graf von der Leyen (zwar nur Beſitzer eines Landes von dritthalb Quadratmeilen, aber Neffe des Fürſten Primas) zum Fürſten erhoben. Alle dieſe Bundesglieder ſollten von jeder fremden Macht unabhängig ſein (Frankreich galt natürlich nicht als fremde Macht, wohl aber Oeſterreich und Preußen), nirgends ſonſt Dienſte irgend einer Art nehmen können, außer in dem Bunde, und wenn ſie ſchon mit andern Mächten Verbindlichkeiten eingegangen hätten, dieſelben entweder löſen, oder ihre zum Rheinbund gehörigen Fürſtenthümer auf eines ihrer Kinder übergehen laſſen. Zur gemeinſamen Vertretung der Bundesglieder ſollte eine Verſammlung in Frankfurt beſtimmt ſein und in zwei Collegien, einem königlichen unter dem Vorſitze des Fürſten Primas und einem fürſtlichen unter dem Vorſitze Naſſau, die gemeinſamen Angelegenheiten berathen; es iſt aber mit dieſem Bundestage ſo wenig Ernſt gemacht worden, wie mit dem Grundgeſetz, das nach Artikel 11 der Bundesacte binnen Monatsfriſt zur Verhandlung kommen ſollte. Ueber die Zeit, wann der Bundestag verſammelt ſein ſollte, über die Art ſeiner Berufung und Verhandlung ward überhaupt nie eine Beſtimmung getroffen. Protector des Bundes war der Kaiſer der Franzoſen; er hatte die Aufnahme neuer Glieder zu beſtimmen, die Truppenrüſtungen anzuordnen und nach dem Ableben des Fürſten Primas den Nachfolger zu ernennen.

An dieſe Beſtimmungen reihten ſich, in den Artikeln 13 bis 28, eine Reihe von territorialen Veränderungen, deren Grundgedanke die beſſere Abrundung der neuen Rheinbundſtaaten war; außer Tauſch und gegenſeitiger Abtretung war hier namentlich die gefürchtete Mediatiſirung in umfaſſender Weiſe durchgeführt. Ohne Rechtstitel, lediglich durch einen Act revolutionärer Gewalt wurden hier von einem fremden Eroberer und einer Anzahl ihnen gleichgeſtellter Mitſtände im Reiche eine Reihe fürſtlicher Familien eingeſchmolzen, die nicht ſo glücklich geweſen waren, brauchbare Werkzeuge für die

Bonaparte'sche Politik zu sein, oder durch Geld, Protection, Familienverbindung ihre bedrohte Existenz zu retten.

Baiern trat die Herrschaft Wiesensteig, die, etwa 1¾ Quadratmeilen groß, ganz von württembergischem Gebiete umschlossen war, an Württemberg ab und entsagte den Rechten, welche die Landvogtei Burgau auf die reiche Benedictinerabtei Wiblingen erheben konnte. Dagegen vereinigte Baiern mit allen Souveränetätsrechten die Reichsstadt Nürnberg und die Deutschordenscommenden Rohr und Waldstetten mit seinem Gebiete und erlangte zugleich die Souveränetät über eine Reihe bisher reichsunmittelbarer Besitzungen*).

Württemberg tauschte an Baden die jüngst erst erworbene Grafschaft Bonndorf, die Städte Breunlingen, Villingen und Tuttlingen mit einem Theile des Amtes gleichen Namens am rechten Donauufer und erhielt dafür von Baden die Stadt Biberach sammt dem Gebiet. Außerdem kamen die Stadt Waldsee, die Grafschaft Schelklingen, die Deutschordenscommenden Kapfenburg und Altshausen und die Abtei Wiblingen an die Krone Württemberg, der in derselben Weise wie Baiern die Souveränetät über eine Reihe bisher reichsunmittelbarer Gebiete zufiel**).

Baden erwarb außer dem eben erwähnten Tausch von Württemberg das Fürstenthum Heitersheim nebst allen andern Besitzungen des Johanniterordens, welche vom badischen Gebiete eingeschlossen waren, ebenso die Deutschordenscommenden Beuggen und Freiburg und erlangte die Souveränetät über sehr ansehnliche reichsunmittelbare Gebiete***). — Der Großherzog von Berg erhielt die ehemals kurkölnischen Aemter Königswinter, Villich und die Stadt Deutz, welche Nassau-Usingen nach dreijährigem Besitze wieder abtreten mußte; er mediatisirte die Herrschaften Limburg-Stirum, Bruch, Hardenberg, Gim-

*) Dahin gehörten in Franken das Fürstenthum Schwarzenberg, die Grafschaft Castell, die Herrschaft Limburg-Speckfeld, die Herrschaft Wiesentheid und die hohenloheschen Oberämter Schillingsfürst und Kirchberg; in der Oberpfalz die Grafschaft Sternstein; in Schwaben das Fürstenthum Oettingen, ein Theil der Taxis'schen und der Fugger'schen Besitzungen, die Grafschaft Edelstetten, die Burggrafschaft Winterrieden, die Reichsherrschaften Buxheim und Thannhausen.

**) Die Güter des Hauses Truchseß-Waldburg, die Grafschaften Baindt, Guttenzell, Egloff, Hegebach, Isny, Königsegg, Ochsenhausen, Roth, Schussenried und Weißenau, die Herrschaften Miedingen und Sulmingen, Neu-Ravensburg, Tannheim, Warthausen, Weingarten, einige Taxis'sche Aemter, die Herrschaften Gundelfingen und Neufra, die Grafschaft Limburg-Gaildorf, ein Theil der hohenlohe'schen Besitzungen und des Amtes Krautheim hatten dies Schicksal.

***) Es war der größere Theil des Fürstenthums Fürstenberg, die Herrschaft Hagnau, die gefürstete Grafschaft Thengen, die Landgrafschaft Klettgau, die gräflich leiningischen Aemter Neudenau und Billigheim, das Fürstenthum Leiningen, die löwensteinischen Besitzungen auf dem linken Mainufer und die salm-krautheim'schen Aemter nördlich von der Jaxt.

born, Wildenberg, Homburg, Bentheim, Steinfurt, Horſtmar, Looz, Siegen, Dillenburg, Hadamar, Weſterburg, Schadeck, Beilſtein und Runkel. — Heſſen-Darmſtadt vereinigte die Burggrafſchaft Friedberg mit ſeinem Gebiete und erhielt die Souveränetät über die von ſeinem Territorium umſchloſſenen reichsunmittelbaren Herrſchaften*). — Der Fürſt Primas erhielt Stadt und Gebiet von Frankfurt am Main, nebſt der ſouveränen Hoheit über die löwenſteiniſchen Beſitzungen auf dem rechten Mainufer und die Grafſchaft Rineck. — Sigmaringen erwarb die Herrſchaften Achberg und Hohenfels, die Klöſter Kloſterwald und Habſtall, und die Souveränetät ſowol über alle ritterſchaftlichen Beſitzungen in ſeinem Gebiete als über einige fürſtenbergiſche und taxis'ſche Herrſchaften. Auch Naſſau war im Mediatiſiren reichlich bedacht**); ſelbſt Salm, Iſenburg und Aremberg gingen nicht ganz leer aus.

So that die Revolution von 1803 einen gewaltigen Schritt vorwärts und verflocht in ihre Umwälzung Manche von denen, welche bei der damaligen Beraubung die Eifrigſten geweſen waren. Aus dem Fürſtenrathe, wie er thatſächlich bis jetzt noch beſtanden, wurden von den Reichsſtänden, die eigene Virilſtimmen beſaßen, der Hoch- und Deutſchmeiſter, der Johanniter-meiſter, Oranien-Fulda, Lobkowitz, Salm, Dietrichſtein, Auersberg, Fürſtenberg, Schwarzenberg, Thurn und Taxis in das Schickſal der Mediatiſirung verflochten; dazu kamen denn zahlreiche Fürſtenfamilien mit Collectivſtimmen, vor Allen die vier Grafencurien des Reichstages***). Außer ihnen, den beiden Ritterorden, den Reichsſtädten Nürnberg und Frankfurt ward natürlich auch die reichsunmittelbare Ritterſchaft, an der ſeit 1803 gezerrt und geriſſen worden war, jetzt unwiderruflich in das gleiche Schickſal verflochten. Man ſchlug die Summe der auf dieſe Weiſe eingeſchmolzenen Gebiete auf mehr als 550

*) Brenberg, Heubach, Habizheim, die Grafſchaft Erbach, die Herrſchaft Ilbenſtadt, einen Theil der Grafſchaft Königſtein, dann die riedeſel'ſchen und zum größten Theil die ſolms'ſchen Güter, die Grafſchaften Wittgenſtein-Wittgenſtein und W.-Berleburg und Heſſen-Homburg.

**) Naſſau erhielt die Hoheit über die wiedrunkel'ſchen Aemter Dierdorf, Altenwied, Neuenburg, einen Theil der Grafſchaft Niederiſenburg, die Grafſchaften Wied-Neuwied, Diez, die Herrſchaften Holzapfel und Schaumburg, einen Theil von Münzfelden, die Aemter Wehrheim und Burbach, den am linken Ufer gelegenen Theil der Herrſchaft Runkel, den ritterſchaftlichen Ort Krantberg und die ſolms'ſchen Aemter Hohenſolms, Braunfels und Greifenſtein. Salm-Kyrburg erhielt die Souveränetät über die Herrſchaft Gehmen; Iſenburg-Birſtein über die Grafſchaften I.-Büdingen, Wächtersbach und Meerholz, der Herzog von Aremberg über die Grafſchaft Dillmen.

***) Außer den genannten beſonders die Häuſer Hohenlohe, Wallerſtein, Löwenſtein, Sinzendorf, Truchſeß-Waldburg, Solms, Leiningen, Sayn-Wittgenſtein, Wied, Windiſchgrätz, Metternich, Hatzfeld, Stolberg, Caſtell, Rechteru, Schönborn, Oſtein, Stadion, Aspremont, Törring, Baſſenheim, Quadt, Königsegg, Sternberg, Plettenberg, Limburg, Walmoden, Bentheim, Salm, Erbach, Wittgenſtein u. a.

Quadratmeilen mit 1,200,000 Seelen an. Die drei Jahre zuvor begonnene Abrundung und Unifermirung des vielgestaltigen deutschen Reichsgebietes ward also im großen Stile fortgesetzt, so gewaltsam wie damals, mit den gleichen Organisations- und Verwaltungsnormen nach Bonaparte'schem Zuschnitt, auch mit denselben stillen Nachwirkungen, wie sie eine jede Revolution begleiten, die nur abgelebte Formen auflöst, ohne eine lebenskräftige Gestaltung hervorzurufen.

Die Souveränetätsrechte der Rheinbundsfürsten bestanden in der Gesetzgebung, der obersten Gerichtsbarkeit, der oberen Polizei, der Conscription und der Besteuerung; die regierenden Fürsten und Grafen, welche die Landeshoheit verloren, behielten dagegen ihre Domainen als Patrimonial- und Privatgut, so wie auch alle gutsherrlichen und Lehensrechte, welche nicht wesentlich mit der Souveränetät verknüpft sind, also die mittlere und niedere Gerichtsbarkeit, die Forstjustiz und Polizei, Jagd, Fischerei, Berg- und Hüttenwesen, Zehenten und Lehengefälle, Patronat und ähnliche Einkünfte; doch sollten sie keines ihrer Rechte an einen dem Bunde fremden Fürsten übergehen lassen, überhaupt nie etwas veräußern, ohne es zuvor dem souveränen Landesherrn angeboten zu haben.

Der gesammte Bund war in seinem völkerrechtlichen Verhältnisse an die französische Politik geknüpft; es war eine große Napoleonische Präfectur. Jeder Krieg auf dem Festlande war beiden gemeinsam; Augsburg und Lindau sollten als Angriffspunkte gegen Oesterreich befestigt werden und jeder Bundesfürst ein Contingent stellen*); die Bewaffnung dieser Truppen sollte dann in Wirksamkeit treten, wenn Napoleon es befahl.

Dies war der Hauptinhalt der „Schimpf- und Spottconstitution", wie sie Gentz nannte, „gebildet aus drei köstlichen Bestandtheilen, einem Sklavenvolke unter einem doppelten Herrn, Despoten in erster Potenz, selbst Sklaven eines höheren Gebieters, und einem selbstgeschaffenen, Alles verschlingenden Oberdespoten." Die Politik des westfälischen Friedens hatte ihre letzte Aufgabe erfüllt. Die Auflösung Deutschlands in gesonderte Gruppen und die Einschmelzung aller besonderen Rechte unter die dynastische Souveränetät war erreicht, die Fürsten hatten von jener berüchtigten Befugniß des Friedens von 1648, selbständig Verträge eingehen zu dürfen, schließlich den Gebrauch gemacht: einen Pact zu schließen, der das Reich selber auflöste.

Ob die französische Politik ganz weise gehandelt hatte, die Dinge bis zu diesem Punkte zu treiben, darüber ließ sich streiten. Bonaparte selber hatte einmal in seinen früheren Tagen das Wort gebraucht: wenn das deutsche Reich nicht existirte, müßte man es erfinden; nun hatte er selber die Form zerstört, die seit 1648 in zwei Perioden dazu beigetragen hatte, Frankreich das

*) Frankreich 200,000 M., Baiern 30,000, Württemberg 12,000, Baden 8000, Berg 5000, Darmstadt 4000, Nassau und die kleineren 4000 Mann. S. Art. 35—38

Uebergewicht in Europa zu erringen. Nun hatte er ſelber die bunte dynaſtiſche Vielfältigkeit gemindert, mehr Uniformität geſchaffen, ein gefährliches Ferment in dieſen trägen alten Stoff geworfen, ſich unter den entſetzten Fürſten, Grafen und Freiherrn eine Oppoſition geweckt, die denn doch vielleicht im Bunde mit dem volksthümlichen Widerwillen gegen das Fremde, mit der Zeit gefährlich werden konnte. Es war doch möglich, daß dieſe Nation noch zu viel Lebenskraft beſaß, um ſich dieſe äußerſte Zumuthung gefallen, ſich in drei Stücke theilen und den Süden und Weſten unter eine fremde Dictatur ſtellen zu laſſen; dann konnte die rheiniſche Bundesacte zwar den Todestag des alten tauſendjährigen Reiches, aber auch den Anfang eines neuen Lebens bezeichnen, deſſen jugendliche Kraft ſich zuerſt am Bonapartismus erprobte.

Vorerſt freilich und ſo lange noch die Napoleoniſche Macht in ihrer ungeſchwächten Blüthe ſtand, war darauf kaum zu hoffen; das neue Kaiſerthum des Abendlandes hatte einen neuen Zuwachs an äußerer Macht erhalten. Ein Gebiet von beinahe 2400 Quadratmeilen und acht Millionen Bewohnern, in einem glücklichen Himmelsſtriche gelegen und von einer tüchtigen Bevölkerung bewohnt, groß genug, um Frankreich anſehnlich zu verſtärken, und doch nicht ſo groß, um eine ſelbſtändige Politik zu verfolgen, war zu Dienſt und Hülfe an Frankreich geknüpft. Der Bund beſtand aus Fürſten, die ihre Lage wie ihr Intereſſe mit Napoleon verband, deren äußere Abhängigkeit von ihm durch die ſchrankenloſe Gewalt im Innern belohnt ward, die ſich zum größten Theil wohl fühlten in dieſer Präfectenmacht und die allzu raſch vergaßen, daß der ſoldatiſche Abſolutismus auf keinem Boden geſchichtlich weniger heimiſch war als in Deutſchland. Es war wohl denkbar, daß dieſe nivellirende und revolutionäre Gewalt, welche vielfach Raum und Licht ſchaffen mußte, ſie mochte wollen oder nicht, mit der Zeit doch mittelbar dem Volke zu Gute kam, ſeine Spannkraft hob, ſeine Thätigkeit ſteigerte und hundert Bedürfniſſe zum Leben weckte, die in der verzerrten Kleinſtaaterei alter Zeit nicht wach werden konnten. Vorerſt hatte es aber damit noch keine Gefahr. Dem dynaſtiſchen Bonapartismus ſtand eine Beamtenmacht zur Seite, die ohne Tradition und Pietät für das Geſchichtliche, nach der Napoleoniſchen Schablone erſchaffen, nur in ihm und ſeinen Staatsmaximen ihr Vorbild ſah; eine neu creirte Heeresmacht, die meiſtentheils jetzt zuerſt militäriſch disciplinirt und geübt unter dem fremden Herrn eine Kraft kennen und brauchen lernte, für die in der alten Reichsarmee und ihren kläglichen Contingenten keine Stelle war. Die neuen Souveräne, ihre Armeen wie ihr Beamtenthum waren darum zunächſt auch innerlich nur an Bonaparte geknüpft, der ihr Schöpfer und Muſter war.

Am 1. Auguſt, wie Napoleon beſtimmt hatte, konnte die officielle Mittheilung des ratificirten Vertrages und die Erklärung, daß man das Reich als aufgelöſt anſehe, in Regensburg vollzogen werden. Eine franzöſiſche

Note erinnerte an die Schwäche und Haltlosigkeit der alten Verfassung und mischte Wahres und Falsches nicht ohne Geschick durch einander, um zu dem Schlusse zu gelangen, daß die Abschließung eines neuen Bundes unter dem Schutze eines Mächtigen nothwendig geworden sei. Auch die Gesandten der Rheinbundsglieder gaben eine dreiste Erklärung ab, welche die Verfallenheit des Reiches, den Baseler Frieden und die Erfahrungen der jüngsten Jahre als Motive anführte, um die Schließung eines „neuen, den Zeitumständen angemessenen Bundes" zu rechtfertigen. „Sie hätten zwar, hieß es in diesem denkwürdigen Actenstück, den leeren Schein einer erloschenen Verfassung beibehalten können, allein sie haben es im Gegentheil *ihrer Würde* und der *Reinheit ihrer Zwecke* angemessener geglaubt, eine offene und freie Erklärung ihres Entschlusses und der Beweggründe, durch welche sie geleitet worden sind, abzugeben. Vergeblich aber würden sie sich geschmeichelt haben, den gewünschten Endzweck zu erreichen, wenn sie sich nicht zugleich eines mächtigen Schutzes versichert hätten, wozu sich nunmehr der nämliche Monarch, *dessen Absichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt haben*, verbindet. Eine so mächtige Garantie ist in doppelter Hinsicht beruhigend."

Zehn Tage später übergab der kaiserliche Gesandte eine Acte vom 6. August, worin der letzte deutsche Kaiser erklärte, daß er das Band, das ihn bisher mit dem deutschen Reiche verbunden, als gelöst ansehe, die Kaiserkrone niederlege und alle Stände des Reiches sowie dessen Angehörige von den Pflichten entbinde, womit sie an das Reichsoberhaupt gebunden gewesen. „Schon die Folgerungen, welche mehreren Artikeln des Presburger Friedens gleich nach dessen Bekanntwerdung und bis jetzt gegeben worden, und die allgemein bekannten Ereignisse, welche darauf im Reiche stattfanden, hätten den Kaiser überzeugt, daß es ihm unmöglich sein werde, die durch den Wahlvertrag eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen; der Vertrag vom 12. Juli habe denn auch die Erwartung vernichtet, daß sich nach Beseitigung der politischen Verwickelungen ein veränderter Zustand ergeben werde."

Mit dieser Eröffnung ward das Reich Karls des Großen zu Grabe getragen. Kühl und gleichgültig, wie die kaiserliche Erklärung, waren auch die letzten Förmlichkeiten des tausendjährigen Reiches. Der Reichstag war nur zum Theil versammelt; es waren fast nur die Gesandten der Rheinbundsglieder anwesend. Die dem Reiche den letzten Gnadenstoß gegeben, waren auch so ziemlich die Einzigen, die seiner Bestattung beiwohnten. Wohl ward in Manchen, die nicht von dem Bonaparte'schen Blendwerk gefesselt waren, das Bewußtsein wach, daß hier ein langes geschichtliches Dasein zu Ende gehe, von dem es noch zweifelhaft war, ob ihm ein neues folgen werde. Aber das Reich in seiner letzten Lebensperiode war doch zu machtlos und erstarrt gewesen, als daß ein besonders tiefes Gefühl des Umschwunges

die Gemüther hätte überkommen können; auch ward das Ereigniß bald durch andere von gewaltigerem Eindrucke zurückgedrängt.

Die erste Erweiterung erhielt der Rheinbund durch den Kurfürsten Ferdinand von Würzburg*), der am 25. September, wie Napoleon gegen Preußen marschirte, als „Großherzog" dem Bunde beitrat; ihm folgten bald die sächsischen Fürsten. Die ersten inneren Organisationen von Wichtigkeit betrafen die Mediatisirten**). Die weitere innere Entwickelung gehört einem anderen geschichtlichen Abschnitt an. Bezeichnend war es, daß das wildeste Treiben des neuen Absolutismus nicht von den fremden, sondern von den angestammten Herren geübt ward; das Regiment des eiteln und abenteuerlichen, aber gutmüthigen Murat war z. B. väterlich zu nennen im Vergleich mit dem Friedrichs von Württemberg. Es schien mit dem Druck, den der Protector selber übte, das Gelüst nach innerer Willkür zu wachsen. Zwar hatte Napoleon in einem Schreiben an Dalberg versichert, die Rheinbundsfürsten seien Souveräne, „ohne einen Oberlehensherren zu haben;" er werde sich nie in ihre inneren Angelegenheiten einmischen."***). Aber es sollte sich bald zeigen, daß es mit dieser Verheißung eben so ernst gemeint war, wie dem Versprechen, das er noch am 1. August in Regensburg wiederholen ließ: ich werde nie mein Gebiet über den Rhein ausdehnen.

Zunächst ward Deutschland durch eine That aus seinem Schlummer aufgerüttelt, in der mit blutigen Zügen die neue Glückseligkeit angedeutet war, welcher die Nation unter dem Rheinbunde entgegenging. Es war eine Schrift erschienen, welche das Bonaparte'sche Wesen bitter angriff und im Tone patriotischen Unwillens die neuesten Zustände Deutschlands besprach†). Die Brochüre war an sich nicht bedeutend; sie mochte aber damals bedenklich erscheinen und hatte wahrscheinlich den besonderen Groll der Bonaparte'schen

---

*) Es wurden für ihn die Besitzungen des Johanniterordens, die Herrschaften Ortenburg, Taun und Weyhers mediatisirt; sein Contingent betrug 20000 Mann. S. Winkopp II. 291 ff.

**) S. die badische Verordnung (d. d. 25. Nov. 1806) über die Ritterschaft, und die in ähnlichem Sinne gehaltene bairische (d. d. 31. Dec. 1806) bei Winkopp II. 85. 218 ff. Die bairische Declaration über die Verhältnisse der Mediatisirten (d. d. 19. März 1806) ebendas. II. 372.

***) A. a. O. I. 240 ff.

†) „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. 1806." 144 S. Als Verf. ist später (s. Allg. Zeit. 1841. S. 21) Yelin genannt, ein Beamter, der nachher in bair. Diensten stand. In dem Exemplar, welches die Münchner Hofbibl. besitzt, ist beigeschrieben: „Verfasser: Julius Graf von Soden". Die Schrift ist neu abgedruckt in der „Biographie des Johann Philipp Palm, Buchhändler zu Nürnberg. München 1842."

Schergen auf ſich geladen, weil ſie die Ausſchweifungen und Gewaltthaten der franzöſiſchen Armee in Süddeutſchland ſchonungslos angriff. Mehrere Buchhändler, namentlich Johann Philipp Palm, Inhaber der Stein'ſchen Buchhandlung zu Nürnberg, dann der Kaufmann Schoderer von Donauwörth wurden beſchuldigt, die Schrift verbreitet zu haben. Da dieſelbe bisher nicht verboten und nicht verfolgt war, konnte man aus der Verſendung einem Buchhändler in keinem Falle ein Verbrechen machen, zumal nicht einmal zu beweiſen war, daß die Verſender von dem Inhalt der Brochüre genaue Kenntniß hatten. Indeſſen es ſollte ein ſchreckendes Exempel ſtatuirt werden, gemäß der politiſchen Moral, die Napoleon ſeinem Bruder in den angeführten Briefen als die zweckmäßigſte für Calabreſen und Lazzaronis anempfohlen hatte. Raſch wurden ſechs Angeklagte einer außerordentlichen Militärcommiſſion in Braunau überwieſen, die vom Kaiſer ganz beſtimmten Befehl hatte, einen Juſtizmord zu vollziehen*). Uebereilt und formlos, mit einer Brutalität, die an die Zeiten des Revolutionstribunals erinnerte, wurden ſämmtliche Angeklagte zum Tode verurtheilt (25. Auguſt). Es waren von ihnen nur Palm und Schoderer anweſend; der Letztere wurde begnadigt, der unglückliche Palm den Tag nach der Verurtheilung am 26. Auguſt erſchoſſen. Derſelbe hatte in gutmüthigem Vertrauen den anfangs gehegten Fluchtplan wieder aufgegeben, weil er ſich im Gefühl ſeiner Unſchuld und als Bürger einer ehemaligen Reichsſtadt, die eben dem mächtigſten Souverän des Rheinbundes zufiel, auf deutſche Gerichte verließ; ſein Schickſal zeigte, in welch kläglicher Ohnmacht und Knechtſchaft dieſe neue Souveränetät gebunden lag. Es war eine Inauguration des Rheinbundes, deren Früchte nicht verloren waren. Napoleon wollte ſchrecken; er erbitterte nur. Alle Welt ſah mit Abſcheu auf die feile Dienſtwilligkeit der Officiere, die ſich zum Mord hergaben; das mannhafte und gottergebene Benehmen Palms, die rohe Brutalität ſeiner Henker war in aller Munde, der Bonapartismus hatte Deutſchland ſeinen erſten Märtyrer gegeben. Unſer bürgerliches Stillleben, das ſich ſo gern gegen die unbequeme Außenwelt ſcheu verſchloß, fühlte ſich zum erſten Male gewaltig aufgeregt, ſeit man die ruhigen Bürger aus ihren Häuſern holte und durch Schreckenstribunale zum Tode verurtheilen ließ. Die Erpreſſungen der Fremden, ihre Polizei, Spionage, die Brieferöffnungen wurden erſt jetzt recht lebhaft empfunden, ſeit Napoleon anfing, an dieſem ſtillen, gelehrten, contemplativen Volke die Mittel jakobiniſchen Schreckens zu verſuchen.

Aber noch war die äußerſte Gränze deutſcher Erniedrigung nicht erreicht.

*) S. die Schreiben Berthiers bei Matthieu Dumas XV. 400. 401. „Die Abſicht des Kaiſers iſt, ſchrieb er unter andern an Soult, daß die Schuldigen in 24 Stunden verurtheilt und hingerichtet werden".

Sechster Abſchnitt.

Jena und Auerſtädt.

Bis in die letzten Tage des Jahres 1805 ſchien, aller Schwächen und Misgriffe ungeachtet, die moraliſche Macht Preußens zwar geſchwächt, aber doch nicht ſo ſehr erſchüttert, daß nicht ein raſcher, muthiger Entſchluß das Verlorene wieder einholen konnte. Seit der Niederlage Oeſterreichs und der allmäligen Unterwerfung des deutſchen Südens und Weſtens unter Frankreich hafteten die letzten Hoffnungen deutſcher Patrioten auf Preußen. Allein die Ereigniſſe ſeit dem December, die Verträge von Schönbrunn und Paris, die Demüthigung, die Preußen in der Form eines Bündniſſes von Bonaparte auferlegt ward, die Reihe kleiner Kränkungen und Rückſichtsloſigkeiten, welche der Staat Friedrichs des Großen von England wie von Frankreich, von Schweden wie von den rheinbündiſchen Vaſallen Napoleons lautlos hinnehmen mußte — das zuerſt hatte den Glauben an die Macht dieſes Staates bis in die Grundfeſten erſchüttert. Die Franzoſen ſagen uns, an dem Tage, wo Friedrich Wilhelm III. den Februarvertrag nicht gutheißen wollte und ihn doch auch nicht mehr verwerfen konnte, ſei die preußiſche Monarchie des großen Königs wieder zum Rang des brandenburgiſchen Kurſtaates herabgeſtiegen; in Preußen und in Deutſchland ſelbſt war unter allen Männern von Ehre und Vaterlandsliebe das gleiche Bewußtſein jetzt wach geworden.

Noch ahnte im Lande Niemand, wie morſch die überlieferten Ordnungen dieſes Staates geworden waren. Daß die alte preußiſche Nüchternheit und Strenge, namentlich in der Hauptſtadt, der Frivolität und Genußſucht gewichen, daß der uneigennützige Eifer für das Geſammtwohl gelähmt, auch die unbeſtechliche Redlichkeit der Verwaltung vielfach in Verderbtheit umgeſchlagen war, konnte wohl den Einſichtigen ſchon ſeit Jahren nicht mehr verborgen ſein; jene Friſche und Elaſticität, die den alten preußiſchen Staat weit über das Maß ſeiner materiellen Kräfte gehoben hatte, ward von ſcharf-

sichtigen Patrioten seit lange vermißt. Auch die Mängel der Regierungsmaschine, die Erschlaffung der Administration, die ungleichen Lasten, die auf dem Volke drückten, waren nicht unbekannt geblieben; selbst über das Heer und seine Unübertrefflichkeit hatten wenigstens Einzelne eine andere Meinung, als die, welche die geläufige und allgemeine war. Aber doch hatte Niemand eine Ahnung davon, wie tief der Rost den alten Mechanismus angegriffen, wie stumpf das Volk war, wie machtlos und vereinzelt inmitten dieser allgemeinen Stockung aller gesunden Kräfte das Regiment dastehen mußte, wenn einst die unvermeidliche Stunde des Kampfes kam. Hätte man von dem Umfange des Verfalles, wie ihn nachher eine furchtbare Katastrophe enthüllte, eine annähernde Vorstellung gehabt, so konnte es seit Februar 1806 nur eine Politik in Preußen geben: durch rückhaltlose Nachgiebigkeit an Bonaparte den äußeren Frieden zu erkaufen, damit man Zeit gewinne zur inneren Umgestaltung des alten Staates. Aber weil sie die eigene Schwäche nicht kannten, ertrugen Viele und gerade die Besten die demüthigende Freundschaft Napoleons nur um so widerwilliger und sahen mit Ungeduld einem Bruche entgegen, dessen Bedeutung erst der kurze Todeskampf der alten Monarchie ganz klar machen sollte.

Daß der Vertrag vom 15. Februar nur einen faulen Frieden hergestellt, verbargen selbst Haugwitz und Lucchesini nicht; sie selber wollen, nach ihren späteren Versicherungen, damals die Meinung gehabt haben: man hätte den Vertrag verweigern müssen, wenn nur die Armee noch gerüstet gewesen wäre. „Nach meiner Rückkehr nach Berlin, erzählte nachher Haugwitz, erklärte ich dem König ohne Hehl, daß ich durch diese Reise nichts gewonnen hätte als eine letzte beklagenswerthe Frist; daß weder der Friede noch der Vertrag von Paris sechs Monate lang dauern könnten; daß es uns obläge, uns auf den Krieg vorzubereiten und die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, unserem vorgeblichen Alliirten, der keine andere Absicht habe, als uns zu unterwerfen und zu vernichten, zuvorzukommen".*) Gewiß ist, daß dies die Meinung aller ehrliebenden und patriotischen Männer in Preußen war; selbst die so verderblich gewordene Friedensliebe des Königs hatte sich noch nie so ernst mit dem Gedanken eines unvermeidlichen Krieges vertraut gemacht, als seit dem Februarvertrag und den Umständen, von denen er begleitet war.

Männer wie Stein dachten unter solchen Umständen vor Allem daran,

*) S. Gentz Schriften von Schlesier II. 211. Auch Lombard erklärte später Gentz (ebendas. S. 248): „Von Monat zu Monat konnte ich die wachsende Wahrscheinlichkeit des Krieges berechnen, besonders seit dem Ende des vorigen Jahres. Nur durch allerhand Pfiffe und Kniffe sind wir diesem bisher entgangen". Zu diesen Kniffen und Pfiffen gehörte es wohl auch, daß L. dem französischen Gesandten treu Bericht abstattete über alle Cabinetsberathungen, ihm sogar die Abstimmungen der Minister nannte und dafür von Laforest in Paris zu einer öffentlichen Belohnung empfohlen ward. S. Pertz Steins Leben I. 323.

die Regierungsmaschine zu bessern, die unzweifelhaft eine der Ursachen des Verfalles war. Denn nur bei einer Organisation, die das Ministerium niemals als eine Gesammtheit erscheinen ließ und dessen Meinung einem Uebergewicht unwürdiger Schreiber, der Cabinetsräthe des Königs, unterstellte, nur bei einer Einrichtung, die einem Individuum wie Lombard, der in diesem Augenblick offener Spion des französischen Gesandten war, alle Einsicht und einen Theil der Leitung der äußeren Politik zuließ, war es möglich, daß im Namen eines Königs, wie Friedrich Wilhelm III. war, und unter der Verantwortlichkeit eines Ministeriums, in welchem Stein und Hardenberg saßen, Dinge geschehen konnten, wie die traurigen Vorgänge vom November 1805 bis zum Januar 1806. Drum suchte Stein zunächst in einer Denkschrift, die er zu Ende April verfaßte und an die Königin brachte*), das Verderbliche der bestehenden Einrichtung und die Nothwendigkeit einer neuen dem Monarchen darzulegen. Er schilderte die Macht des Cabinetsraths, der in allen wichtigen Angelegenheiten die letzte Entscheidung gebe und doch unverantwortlich sei, da er sich durch den Schild des königlichen Namens decke; er wies darauf hin, wie damit jede Einheit des Ministeriums unverträglich sei, das Ehrgefühl der höchsten Staatsbeamten durch diese Abhängigkeit geschwächt, von Subalternen gekränkt, der Pflichteifer dadurch der Dienstgehorsam ihrer Untergebenen untergraben werde. Er vermißte bei der bestehenden Cabinetseinrichtung sowol gesetzliche Verfassung als Verantwortlichkeit, genaue Verbindung mit den Verwaltungsbehörden und Theilnahme an der Ausführung; aber viel bedenklicher als die Einrichtung schienen ihm die Personen, aus denen das Cabinet gebildet war. „Der Geh. Cabinetsrath Lombard, sagt er, ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft, seine Kenntnisse schränken sich auf französische Schöngeisterei ein, die ernsthaften Wissenschaften, die die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und des Gelehrten an sich ziehen, haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt. Seine frühzeitige Theilnahme an den Orgien der Rietz'schen Familie, seine frühe Bekanntschaft mit den Ränken dieser Menschen haben sein moralisches Gefühl erstickt und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Gute und Böse gesetzt. In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Herkunft, eines Rousset's, der mit der moralischen Verderbtheit eine gänzliche physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit in dem Umgang leerer Menschen mit Spiel und Polissonerien vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Verhältnisse dieses Staates in einer Periode, die in der neueren Staatengeschichte nicht ihres Gleichen findet". Drum verlangte Stein nicht nur eine neue Einrichtung, deren Grundzüge er vorzeichnete, sondern eine Entfernung der Personen in dem Cabinet und des mit ihnen affiliirten, durch sie gestützten Grafen Haug-

*) S. Pertz a. a. O. 328. 330 ff.

witz. „Die neueren Ereigniſſe, ſagte er, wo wir feierlich ſanctionirte Verträge im Augenblick der Erfüllung umgangen und bald darauf umgeſtoßen haben, ſind ein fürchterlich belehrendes Beiſpiel, wie nothwendig es iſt, Perſonen zu ändern, wenn man Maßregeln ändern will. Die neue Staatsverwaltung kann auch nur durch die Entfernung der Mitglieder der alten Zutrauen erlangen; da dieſe in der öffentlichen Meinung ſehr tief geſunken und zum Theil mit Verachtung gebrandmarkt ſind. Sollten Se. königl. Maj. ſich nicht entſchließen, die vorgeſchlagenen Aenderungen vorzunehmen, ſollten Sie fortfahren, unter dem Einfluß des Cabinets zu handeln, ſo iſt es zu erwarten, daß der preußiſche Staat entweder ſich auflöſt oder ſeine Unabhängigkeit verliert, und daß die Achtung und Liebe der Unterthanen ganz verſchwinden. Die Urſachen und die Menſchen, die uns an den Rand des Abgrunds gebracht, werden uns ganz hineinſtoßen; ſie werden Lagen und Verhältniſſe veranlaſſen, wo dem redlichen Staatsbeamten nichts übrig bleibt, als ſeine Stelle, mit unverdienter Schande bedeckt, zu verlaſſen, ohne helfen zu können, oder an den ſich alsdann ereignenden Verworfenheiten Theil zu nehmen. Wer mit Aufmerkſamkeit die Geſchichte der Auflöſung Venedigs, des Falles der franzöſiſchen und ſardiniſchen Monarchie lieſt, der wird in dieſen Ereigniſſen Gründe finden zur Rechtfertigung der traurigſten Erwartungen.“

Die prophetiſche Warnerſtimme hat alſo dem alten preußiſchen Staate kurz vor ſeinem Umſturz nicht gefehlt; aber es bedurfte herberer Erfahrungen, bis man ſie verſtand und ihren Rathſchlägen Gehör gab. Der Schritt Steins war ungewöhnlich, erſchien wie ein Verſtoß gegen die Disciplin des Militär- und Beamtenſtaates, ward vom König ſelbſt als eine zudringliche Einmiſchung unangenehm empfunden. Er glaubte, auch ohne eine neue Organiſation der Regierung ließe die Kriſis ſich abwenden. Eine Sendung des Herzogs von Braunſchweig nach Petersburg ſollte den Czaren einmal über die Geſchichte der preußiſchen Politik ſeit dem Novembervertrag ins Klare ſetzen, dann ihn beſtimmen, ſich Napoleon mit Friedensanträgen zu nähern. Die Herſtellung des Friedens auf dem Feſtlande, die Entfernung der franzöſiſchen Heere aus dem deutſchen Gebiet erſchien als der ſicherſte Weg, den drohenden Zuſammenſtoß zu vermeiden und Preußens peinliche Lage, ſeine Iſolirung von allen alten Verbündeten, ſeine unfreiwillige Verknüpfung mit einem Alliirten, der ſich als übermüthigen Herrn geberdete, mit der Zeit zu verbeſſern.

Indeſſen folgte aber eine Demüthigung der andern. Kaum war der Februarvertrag unter kränkenden Formen vollzogen, ſo nahm der neue Großherzog von Berg die Abteien Elten, Eſſen und Werden als zu Cleve gehörig in Anſpruch; ſie waren bei dem Theilungsplane von 1802—1803 an Preußen gefallen, wurden zwar zum Verwaltungsgebiet von Cleve geſchlagen, bildeten aber nach wie vor beſondere Gebiete, die mit Cleve nichts gemein hatten. Der Schwager Bonaparte's griff, ungeachtet der preußiſchen Einſprache, zu; die Civilbeamten proteſtirten, das Militär unter Blüchers Commando

machte Miene, den bedrohten Besitz zu behaupten. Wochen lang lagen Ende März und bis in die Mitte April preußische und französische Truppen dicht neben einander und es schien zum ernsten Conflict zu kommen; allein Preußen, das um größerer Dinge willen nicht zu den Waffen gegriffen, gab auch hier am Ende nach. Es dauerte nicht lange, so wurde die an Berg abgetretene Festung Wesel mit der 25. französischen Militärdivision vereinigt (25. Juli). Die persönlichen Schreiben des Königs blieben von Napoleon unbeantwortet; die Umwandlung Hollands in ein Bonaparte'sches Königreich erfuhr Preußen aus dem Moniteur. Wenige Wochen später folgte die Stiftung des Rheinbundes. Seit Friedrich II. war in Deutschland keine nennenswerthe Veränderung des Gebietes oder der Verfassung erfolgt ohne den preußischen Einfluß; jetzt ward ein Drittheil Deutschlands zum Vasallendienst gegen Frankreich verpflichtet, das engverbundene oranische Haus beeinträchtigt, die verschwägerte Taxis'sche Familie mediatisirt — und Preußen erhielt darüber die erste bestimmte Nachricht durch die officiellen Eröffnungen, die am 1. August am Regensburger Reichstage gemacht wurden. Zwar schien Bonaparte geneigt, diese bittere Pille dadurch zu versüßen, daß er Preußen die Abschließung eines ähnlichen, norddeutschen Bundes vorschlug, aber es zeigte sich bald, daß dieses nur der Anlaß ward zu einer noch schmerzlicheren Kränkung.

Um diese Zeit deuteten manche Symptome auf einen allgemeinen Frieden. Der unversöhnlichste Gegner Bonaparte's, William Pitt, war am 24. Januar 1806 gestorben; man konnte wohl sagen, der Ausgang der Coalition, die sein Werk gewesen, hatte ihm das Herz gebrochen. In dem neuen Ministerium übernahm Fox die Leitung des Auswärtigen, also der Mann, der seit zwei Jahrzehnten die Opposition gegen Pitt geleitet und dessen Meinung über die Revolution wie über Bonaparte diese ganze Zeit hindurch zur officiellen britischen Politik im schroffsten Gegensatze gestanden hatte. Auch Fox hörte darum nicht auf Engländer zu sein und die Franzosen waren in arger Täuschung befangen, wenn sie meinten, er werde aus Vorliebe für sie irgend ein nationales Interesse preisgeben; vielmehr konnte gerade seine Verwaltung dazu dienen, aller Welt zu beweisen, daß es für die Engländer im Verhältniß zur Bonaparte'schen Politik keinen Parteiunterschied mehr gab; Pitt oder Fox, Tory oder Whig konnten hier bald nur eine Meinung hegen. Aber Fox war wenigstens geneigt, die Probe zu machen, ob ein aufrichtiger Friede mit dem französischen Kaiserreiche herzustellen sei; und seine Antecedentien erleichterten ihm einen solchen Versuch. Daß er nicht in den herben Ton der Kreuzzugspredigten gegen Frankreich, wodurch sich die Tories bemerkbar gemacht, einstimmte, hatte ihm den Ruf eines Franzosenfreundes erworben; er hatte zur Zeit der kurzen Friedensperiode Frankreich besucht und war vom ersten Consul mit Auszeichnung aufgenommen worden, wenn gleich dessen

Schmeicheleien ihn über das eigentliche Ziel der Bonaparte'schen Politik schon damals nicht täuschten*).

Doch bahnte dies Alles die Brücke zu friedlichen Eröffnungen, die gleich in den ersten Wochen des Whigministeriums angeknüpft worden waren. Von allgemeinen Friedensanträgen kam man zur Besprechung der Formen und Bedingungen; ein vornehmer Engländer, der gezwungen worden war in Frankreich zu bleiben, Lord Yarmouth, übernahm dabei die Rolle des Unterhändlers. In diesen Unterhandlungen stellte sich freilich von Anfang an der Gegensatz heraus: Napoleon wollte mit England gesondert unterhandeln und abschließen, seine Alliirten von ihm trennen, überhaupt die Angelegenheiten des Festlandes als etwas behandeln, das die britische Politik nichts anginge — während Fox ebenso entschlossen war wie Pitt, auf solche Zumuthungen niemals einzugehen. Wir können hier in das Detail dieser Unterhandlung nicht eingehen; genug, dieser Gegensatz, den die Bonaparte'sche Diplomatie durch allerlei Künste und Kniffe vergeblich zu verwischen suchte, blieb unvermittelt und drohte von Anfang an, den Erfolg der ganzen Verhandlung zu gefährden**).

Die Besprechungen, die Talleyrand mit Lord Yarmouth pflog, hatten aber wenigstens die Bedeutung, die Napoleonische Politik genauer zu beleuchten. Um die Bourbons für Neapel zu entschädigen, wies der französische Minister auf die — Hansestädte hin. Der arbeitsamen und braven Bevölkerung an der Weser, Elbe und Trave sollte ein König aufgedrungen werden, der die Bildung und die Gewohnheiten eines neapolitanischen Lazzarone hatte! Und zwar in dem nämlichen Augenblicke, wo die Hansestädte von Paris aus abgemahnt wurden, einem norddeutsch-preußischen Bündnisse beizutreten, „weil der französische Kaiser ihre Unabhängigkeit in besonderen Schutz nehmen wolle." Auch über die bedenklichste Schwierigkeit einer Ausgleichung mit England kam die Bonaparte'sche Politik leicht hinweg. Als Lord Yarmouth vor Allem eine Erklärung wegen Hannovers verlangte, beruhigte ihn Talleyrand mit der Versicherung: „Hannover werde keine Schwierigkeit machen"***). Auf

*) S. Historical memoir of a mission to the Court of Vienna in 1806. By the R. Hon. Sir Robert Adair. London 1844. S. 33. 34. 39. 40.

**) S. Adair a. a. O., dessen Berichte hier um so dankenswerther sind, als die Bonaparte'sche Geschichtschreibung, namentlich Bignon, sich hier mit den Waffen der Sophistik nicht begnügt, sondern geradezu zur Fälschung gegriffen hat.

***) Yarmouth hatte die Restitution Hannovers als eine Vorbedingung jeder weitern Unterhandlung bezeichnet und darüber eine bestimmte Antwort verlangt. M. Talleyrand, berichtet er in einem Schreiben an Fox vom 13. Juni, then broke off the conversation, desiring me to return the third day after. At the expiration of this time I waited upon him again, when he informes me, that considering the extreme stress which appeared to be laid upon this point, Hanover should make no difficulty. S. Cobbetts parliamentary debates. T. VIII. 109. Vgl. ebendas. S. 127. die Depesche vom 24. Juli.

das weitere Bedenken des Engländers, es möchten dann vielleicht die Hanseſtädte Preußen als Erſatz zugeworfen werden, ward von franzöſiſcher Seite erwiedert: mit Fulda, Hoya und einigen andern unbedeutenden Brocken werde man die Preußen ſchon abfinden. Nach Berlin aber ließ Napoleon ungefähr um dieſelbe Zeit ſchreiben (11. Juli), Preußen möge ſich nur bereit halten zum Kampfe gegen England, daſſelbe verlange Hannover zurück; ein Verlangen, dem er nie entſprechen werde*). Wie gering mußte Napoleon ſchon von Preußen denken! Es prägt ſich in dieſen Verhandlungen ein Uebermuth der Perfidie und ein Leichtſinn in der Doppelzüngigkeit aus, der nur damit erklärt werden kann, daß man auf die Enthüllung dieſes Spieles und den Bruch mit Preußen keinen Werth mehr legte.

Wollte die franzöſiſch-britiſche Verhandlung alles lebhaften Verkehrs ungeachtet nicht weſentlich vorwärts ſchreiten, ſo ſchien es Napoleon mit der Spaltung der Gegner an einer anderen Stelle um ſo beſſer zu gelingen. Rußland ſah ſich von zwei Seiten zum Frieden gedrängt. Einmal ſah es Oeſterreich gern, wenn der Czar die Bucht von Cattaro räumte, denn ihre Wegnahme diente der Bonaparte'ſchen Politik als Vorwand, Braunau beſetzt zu halten, Süddeutſchland mit Truppen zu erfüllen und Oeſterreich immer auf's Neue zu bedrängen. Nun kam als Abgeſandter Preußens auch der Herzog von Braunſchweig nach Petersburg und rieth zum Frieden, damit der preußiſchen Politik etwas Luft gemacht werde. Man nahm dort wohl anfangs die Miene an, über die Wandlungen des Berliner Cabinets ſeit November 1805 verſtimmt zu ſein, aber es ſcheint doch, als wenn es in Petersburg mit dem Kriegseifer nicht mehr recht Ernſt geweſen ſei. Wenigſtens gab der Czar dem Friedensverlangen, das von Berlin und Wien an ihn kam, ſchleunig nach und ſchickte den Staatsrath Oubril nach Paris, um über den Frieden zu verhandeln. Die Weiſungen, die man ihm mitgab, deuteten ſogar auf den Entſchluß Rußlands, ohne ſeinen britiſchen Verbündeten Frieden zu ſchließen. Freilich war der ruſſiſche Geſandte in London, Strogonoff, von Allem, was geſchah, unterrichtet und verhandelte wieder ſeinerſeits mit dem engliſchen Miniſterium, ſo daß in der Sache das britiſch-ruſſiſche Einverſtändniß fortdauerte**). Aber in der Form hatten die Franzoſen erreicht, daß der ruſſiſche Unterhändler, der jetzt im Juli zu Paris ſein Geſchäft begann, mit den Franzoſen geſondert unterhandelte. Sie machten ſich die Trennung zu Nutze, um den ruſſiſchen Diplomaten durch eine Reihe ganz niedriger Kniffe zur Unterzeichnung eines Vertrages halb zu beſchwatzen, halb zu nöthigen, den in Petersburg nur eine eben ſo treuloſe wie kurzſichtige Politik hätte gutheißen können. Erſt wurde die Ausſicht auf eine polniſche Krone für den Bruder des Czaren als Verſuchung hingehalten,

*) S. Lefebvre II. 320.

**) S. die Actenſtücke in den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege III. 206 ff.

dann im Moniteur gegen Rußland gedonnert, trotzig auf den Abſchluß des Rheinbundes hingewieſen, die Bedingungen, die man früher gemacht, zurückgenommen, und wie im vollen Ernſt damit gedroht, von Dalmatien und vom Inn aus geraden Weges auf Wien loszurücken und Oeſterreichs „Treuloſigkeit“ zu züchtigen. Der ruſſiſche Unterhändler erlag dieſer niedrigen Taktik; um, wie er an Strogonoff ſchrieb, „Oeſterreich zu retten“, unterzeichnete er am 20. Juli einen Vertrag, von dem ihm ſein eigenes Bewußtſein ſagte, daß er ſeinen Inſtruktionen widerſprach. Auch der britiſche Bevollmächtigte, Lord Yarmouth, ward unter dem Eindrucke dieſes angeblichen Abfalles Rußlands nachgiebiger, und es ſchien drauf und dran, daß die Verbündeten ſich trennten und mit jedem beſondere Verträge eingingen*). Aber die Bonaparte'ſche Politik hatte mit ihren unwürdigen Künſten doch nur die Unterhändler, nicht die Regierungen getäuſcht; Fox willigte in die Nachgiebigkeiten ſeines Bevollmächtigten nicht ein, und in Petersburg, wo eben Baron Budberg, ein entſchiedener Gegner Napoleons, das auswärtige Miniſterium übernommen, ward der Oubril'ſche Vertrag ohne Zögern verworfen.

Dieſe diplomatiſche Epiſode veranſchaulicht beſſer als Alles Preußens troſtloſe Lage. Noch wußte man in Berlin nicht, daß Napoleon zugleich den Engländern Hannover, den Ruſſen Preußiſch-Polen in Ausſicht geſtellt und die Hanſeſtädte zu einer bourboniſchen Entſchädigung beſtimmt hatte; aber auch was man nur bis Mai und Juni Alles erfahren, reichte hin, den Werth der aufgedrungenen Allianz mit Napoleon zu würdigen. Man war gefaßt auf einen Conflict, den die Wenigſten wünſchten, von deſſen Unvermeidlichkeit ſich aber allmälig die Meiſten überzeugten. Mit innerem Widerſtreben ließ man es zu dem Kriege mit England kommen, und der preußiſche Geſandte blieb auch nach dem offenen Bruche in London, gleichſam zum Beweis, wie unſicher die beſtehende Verbindung mit Frankreich und der Krieg mit England erſcheine. Man ſuchte Rußland zum Frieden zu beſtimmen, damit der drohende Conflict ſich wenigſtens verzögere; man taſtete nach neuen Verbindungen, um aus einer Lage herauszukommen, die ſchlimmer war, als völlige Iſolirung, denn man fühlte ſich an einen Verbündeten gekettet, deſſen Uebermuth und Haß ſich offenbar Preußen zum Opfer auserſehen hatte.

Eine flüchtige Ausſicht auf friedliche Ausgleichung ſchien ſich gegen Ende Juli zu bieten. Zwar wurde eben jetzt durch die Gründung des Rheinbun-

*) In dem Oubril'ſchen Vertrage vom 20. Juli war eine neue Probe Bonaparte'ſcher Perfidie gegen Preußen enthalten; es war darin feſtgeſetzt, Preußen ſolle bei einem Frieden mit Schweden nicht Schwediſch-Pommern als Opfer fordern. Nun war es aber die Napoleoniſche Diplomatie geweſen, die wiederholt den König von Preußen aufgefordert, ſich S.-Pommerns zu bemächtigen; noch am 10. Juli hatte Talleyrand ſich zu Lucheſini darüber geäußert (ſ. Höpfner I. 37), der König wollte es nicht — und jetzt ſchob ihm Napoleon in dem ruſſiſchen Vertrage ein Gelüſte unter, das er trotz Bonaparte'ſcher Lockungen beharrlich abgewieſen hatte!

des Preußen eine neue Demüthigung bereitet, allein man vergaß diese über der freundlich klingenden Aufforderung Bonaparte's, einen norddeutschen Bund unter preußischem Vorsitz, oder, wie die Franzosen sich lockend ausdrückten, ein norddeutsches Kaiserthum zu gründen. Bereitwillig ward diese Aussicht in Berlin ergriffen, zunächst weil man darin ein Pfand des Friedens und eine Bürgschaft dafür erblickte, daß Napoleon sein System der Demüthigung aufgeben wolle. Schwerlich hat der französische Kaiser mehr damit beabsichtigt, als durch diese Lockspeise jeder Beschwerde über den Rheinbund von vornherein zu begegnen, vielleicht für den Fall, daß die übrigen politischen Conjuncturen Preußen neue Opfer zumutheten, es auf diese Weise abzufinden.

Der Gedanke eines norddeutschen Bundes war in Berlin bereits einige Wochen vor der französischen Aufforderung angeregt worden*). Was alle Welt vermuthete, daß die Umgestaltung des deutschen Südens und Westens in ein Napoleonisches Bündniß bevorstehe, davon war um die Mitte Juli auch nach Berlin eine sichere Nachricht gelangt; noch ahnte man freilich nicht, wie weit die Sache bereits gediehen war. Nur darüber konnte man klar sehen, daß die französische Politik auch bei den Höfen in Dresden und Cassel leise angeklopft hatte wegen des Beitrittes zu ihrem Bunde, und daß sowol bei Sachsen wie bei Kurhessen, seit der neuen Souveränetät und den Königskronen des Presburger Friedens, es nicht allzuschwer sein mochte, mit einem gleichen Köder die Hinneigung zu Frankreich zu bewirken. Darum entschloß sich das preußische Cabinet, um solchen Gefahren vorzubeugen, sich der Zustimmung zunächst Hessens und Sachsens für einen „engen Verband" zu versichern, dessen Zweck „kein anderer sein sollte, als Erhaltung der eigenen Existenz und Zusammenstellung aller Mittel zu diesem Zwecke;" es dachte daran, für das mittlere und nördliche Deutschland eine bundesstaatliche Ordnung aufzurichten, welche den besseren Einrichtungen des aufgelösten Reiches nachgebildet wäre. Man rechnete auf ein Gebiet von 4196 Quadratmeilen mit mehr als neun Millionen Einwohnern (natürlich ohne die außerdeutschen Besitzungen Preußens), dachte etwa zu Hildesheim den Reichstag dieser Union aufzurichten, Preußen eine ähnliche Stelle darin einzuräumen, wie dem Kaiser im alten Reiche, Sachsen und Hessen mit gewissen Vorrechten zu dotiren, die Polizei-, Gerichts- und Militärverfassung in einem einheitlichen Sinne zu bestellen und das Unwesen der bunten Contingente dadurch zu beseitigen, daß die kleineren Stände ihr Conscriptionsrecht an die größeren überließen. Die Hansestädte sollten von jeder Kriegslast frei bleiben und für den Schutz ihrer Neutralität einen verhältnißmäßigen Beitrag zur Bundeskasse bezahlen. Von diesem Bunde unabhängig war dann der Plan einer engen Allianz mit Sachsen und Hessen, der zu gleicher Zeit betrieben werden sollte. Man hatte eben nach

*) S. über das Folgende die Actenstücke bei W. A. Schmidt Gesch. der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen. Berlin 1851. Zweite Abtheilung.

Caſſel geſchrieben und war im Begriffe, den Grafen Götzen mit einer Inſtruction in dieſem Sinne nach Dresden abzuſenden (24. Juli), als der franzöſiſche Geſandte die Mittheilung machte: der Rheinbund ſei abgeſchloſſen. Noch in den letzten Tagen des Monats kamen denn auch Nachrichten von Lucheſini aus Paris, worin die franzöſiſche Aufforderung, Preußen möge einen norddeutſchen Bund abſchließen, berichtet war*).

Wir erinnern uns, wie ſchwer es früher einem Manne wie Friedrich II. geworden iſt, mit dem Fürſtenbunde zum Ziele zu kommen; und doch handelte es ſich damals nur um einen Bund zu einem beſtimmten Zwecke, der die Intereſſen aller Dynaſtien gleichmäßig berührte. Jetzt ſollte das Bündniß zugleich den Charakter einer ſtaatlichen Organiſation an ſich tragen und die Lücke ausfüllen, die durch die Auflöſung des deutſchen Reiches entſtanden war. Die dynaſtiſchen Prätenſionen der Vergrößerung, der Souveränetät, das Gelüſte nach Erhöhung der Titel und Würden waren aber ſeit den jüngſten Umwälzungen ungemein gewachſen, und es war diesmal nicht die Staatskunſt Friedrichs II., ſondern die Politik von Haugwitz, die es über ſich nehmen wollte, in dies bunte Getreibe von Sonderintereſſen Einheit und Zuſammenhang zu bringen. So war es denn auch ganz bezeichnend, daß Kurheſſen gleich im erſten Augenblicke ſeine Bereitwilligkeit an die Bedingung knüpfte, einige benachbarte Gebiete, wie Lippe, Waldeck u. ſ. w. mediatiſiren zu dürfen. Gab man dieſem Wunſche nach, ſo war es unvermeidlich, daß auch Sachſen das Gleiche gewährt werden mußte. Indem aber die preußiſche Politik raſch neue Entwürfe machte, die ſich dem fügten, und ihr Bemühen nicht ſowol darauf ausging zu imponiren, als allen Wünſchen gerecht zu werden, ſteigerte ſie nur bei den Einzelnen den Preis ihrer Bereitwilligkeit. So war die Sache noch um keinen Schritt vorwärts gekommen, als in den erſten Auguſttagen die officielle Auflöſung des alten Reiches und die Abdankung des letzten deutſchen Kaiſers die doppelte Mahnung gab, mit der Ausführung der norddeutſchen Union keinen Augenblick zu zögern.

Aber in demſelben Moment trat eine Wendung der preußiſchen Politik ein, auf die eben noch Niemand gefaßt geweſen war. Die preußiſchen Staatsmänner ſelbſt hatten an die Aufrichtigkeit der Napoleoniſchen Aufforderung zum norddeutſchen Bunde geglaubt und darin gern ein Zeichen freundlicherer Geſinnung des Imperators erblickt. Da traf am 7. Auguſt eine Depeſche Lucheſini's in Charlottenburg ein, die alle dieſe friedlichen Illuſionen mit einem Male zerſtörte. Bei einem fröhlichen Gaſtmahl hatte Lord Yarmouth die abſichtliche Indiscretion begangen, dem preußiſchen Geſandten offen zu ſagen, daß Napoleon die Rückgabe Hannovers den Engländern ohne Bedenken verſprochen habe. Bis jetzt war der ſchlaue ſpürende Italiener über das,

*) S. den erſten Entwurf der Union bei Schmidt S. 434 ff. Ueber die franzöſiſchen Aufforderungen ebendaſ. S. 449 f.

was in Paris verhandelt ward, ſo vollkommen im Dunkeln geweſen, daß ihn dieſe Neuigkeit um ſo peinlicher überraſchte. Gern glaubte er jetzt, was man ihm von anderer Seite zutrug: daß Talleyrand zugleich den Ruſſen die Ausſicht auf ein Stück von preußiſch Polen eröffnet habe. Nun müſſen wir uns erinnern, was vorausgegangen war: die Reihe einzelner Kränkungen, die man wohl ſtillſchweigend ertragen, aber nicht verſchmerzt hatte. In Murats Umgebung ſprach man von bevorſtehenden Vergrößerungen des Großherzogthums Berg, natürlich auf preußiſche Koſten; in den franzöſiſchen Hauptquartieren redeten die Generale, nicht etwa nur Augereau, ſondern auch ſchlaue Leute, wie Bernadotte, laut und öffentlich von dem bevorſtehenden Siegeszuge gegen Preußen. Die Aufregung darüber war bis an den Hof gedrungen; angeſehene Staatsmänner theilten den Zorn, den der Prinz Louis Ferdinand gegen Haugwitz und ſeine Politik ausſprudelte; die Bevölkerung, wenigſtens der Reſidenz, von dem tonangebenden Militär mit fortgeriſſen, legte in unzweideutigen Demonſtrationen ihre Erbitterung über die Politik an den Tag, zu der Preußen ſeit dem Februarbündniſſe gedemüthigt war. In dieſe gährenden Stimmungen fiel die Lucheſini'ſche Botſchaft und riß ſelbſt die Schüchternſten mit fort zu dem Gedanken, daß nun die letzte Stunde der Nachgiebigkeiten gekommen ſei. Es liegt aber in der Art ſolcher Perſonen und Maximen, wie die waren, welche die preußiſche Politik beſtimmten: nach einer Reihe von gröberen Kränkungen plötzlich bei einem minderen Anlaß aufzufahren und zu dem verzweifeltſten Entſchluſſe zu greifen. So war es nach der Verletzung des Ansbacher Gebietes geweſen; ſo war es auch jetzt. Der König entſchloß ſich zum Kriege mit Frankreich und verfügte am 9. Auguſt die Mobilmachung der ganzen preußiſchen Armee. Hardenberg ward wieder um Rath gefragt, er ſtimmte zu; auch Haugwitz wagte nicht, obwohl mit innerem Widerſtreben, der allgemeinen Strömung zu trotzen. Aber es war nicht der freie Wille, der den Entſchluß eingab, oder die Einſicht, daß der rechte Moment jetzt gekommen ſei, ſondern ein Act der Verzweiflung, der aus dem perſönlichen Ehrgefühl des Königs und dem Glauben entſprang: daß nun keine Wahl mehr bleibe, als die Schande oder der Kampf zum Aeußerſten. „Aus Liebe zum Frieden, hatte Prinz Louis einſt prophetiſch geſagt*), nimmt Preußen gegen alle Mächte eine feindliche Stellung an und wird einmal in derſelben von einer Macht ſchonungslos überſtürzt werden, wenn dieſer der Krieg gerade recht iſt. Dann fallen wir ohne Hülfe und vielleicht auch gar ohne Ehre."

Die rechte Zuverſicht und Freudigkeit zum Kampfe war gerade bei den Beſonnenſten am erſten zu vermiſſen; ſie ließen ſich von der allgemeinen Aufregung zum Entſchluſſe des Krieges fortreißen, ſahen aber mit bangem Vorgefühl dem weiteren Verlauf entgegen. Der König ſelbſt theilte das

*) S. Karl von Noſtiz' Leben und Briefwechſel S. 79.

Vertrauen in die Unbesiegbarkeit des Heeres nicht, von dem ein Theil der Kriegslustigen erfüllt war. „Das kann nicht gut gehen, äußerte er nachher gleich in den ersten Tagen des Feldzuges, es ist eine unbeschreibliche Confusion, die Herren wollen das aber nicht glauben und behaupten, ich wäre noch zu jung und verstände das nicht. Ich wünsche daß ich Unrecht habe“ *). In der Umgebung des Monarchen blieben aber die Persönlichkeiten, die jeden großen und kühnen Aufschwung lähmen mußten; Haugwitz und Lombard fuhren auch jetzt noch fort, zum unwiederbringlichen Nachtheile Preußens, die auswärtige Politik zu leiten. Wir können uns denken, wie es Haugwitz zu Muthe war, als er nun, mit fortgerissen von der allgemeinen Strömung, in die Kriegspolitik einstimmen mußte; seine vertraulichen Ergüsse gegen den französischen Gesandten klangen ganz anders als der officielle Kriegseifer. In wehmüthigem Tone beklagte er es, daß der König durch das Zusammentreffen so vieler widrigen Umstände zu dem verhängnißvollen Entschlusse bestimmt worden sei, und gab dem französischen Diplomaten nicht undeutlich zu verstehen, daß es auch jetzt noch Zeit sei für Napoleon, mit einem beruhigenden Worte die kriegerischen Meinungen zu beschwichtigen“). Auch im Volke waren die Stimmungen nicht so kriegslustig, wie es die Außenseite der Dinge vermuthen ließ. Wohl hallten die Berliner Zeitungen wieder von deutschen Bardengesängen; der „Freimüthige“ versicherte, nie habe sich der kriegerische Geist höher und kräftiger offenbart als jetzt, und triumphirend ward berichtet, welch stürmischer Beifall im Theater die beziehungsreichen Stellen der „Jungfrau von Orleans“ und „Wallensteins“ begleitet habe. Prahlend ward verkündet, daß der Kampf für „deutsche Nationalität, Sitte und Freiheit jetzt erst bevorstehe und der Fuß der Fremden noch nie „den Boden der alten Katten, Cherusker und Sassen“ betreten habe“**). Dieser Lärm in der Presse, die drohenden Demonstrationen gegen die Lauen und Furchtsamen, das ganze Treiben, namentlich der jüngeren Officiere, müssen allmälig eine gewisse einschüchternde Macht geübt haben, wenigstens beriefen sich nachher die Haugwitz und Lucchesini darauf, es sei für besonnene Ueberlegung keine Stelle mehr gewesen, „der König hätte sich genöthigt gesehen, nachzugeben, um dem Geschrei und dem Lärm ein Ende zu machen, womit man ihn bestürmte“ †). Es war diese Exaltation freilich nur eine unvermeidliche Folge der bisherigen falschen Politik, über die sich der Unwille nun im ungünstigsten Momente auf das Unbesonnenste Luft machte. Wäre nur auch die Masse des Volkes von der Aufregung ergriffen gewesen, welche die Residenz ergriff; allein da lag Alles in dumpfer Apathie, die nur durch eine gewaltige Katastrophe erschüttert werden konnte.

*) S. Henckel von Donnersmark, Erinnerungen aus meinem Leben. S. 44.

**) S. Lefebvre II. 344 ff.

***) S. Allg. Z. S. 1024. 1028. 1044. 1107. 1124.

†) S. Gentz' Schriften II. 303.

Das eine freilich darf man nicht vergeſſen: welche Macht im alten preußiſchen Staate die Meinung des Heeres ausübte. Es gränzt an's Unglaubliche, wie weit bisweilen der adelig-ſoldatiſche Uebermuth der Officiere ging, wie ſie in ihren Garniſonsorten ausſchließlich dominirten, welche Despotie und Gewaltthätigkeit ſich da und dort ein commandirender General erlaubte, und wie kein Stand und keine Bildung, nicht Alter und nicht perſönliche Ehrwürdigkeit kaum vor höhniſcher Kränkung, geſchweige denn vor der Geringſchätzung ſchützte, die gegen alle Anderen an den Tag zu legen ein Privilegium des Soldatenrockes war*). In dieſer ſelbſtgenügſamen Abgeſchloſſenheit, faſt außer Verkehr mit den Weltereigniſſen des letzten Jahrzehents, war die Armee um ſo eher in Gefahr, unbegränzter Selbſtſchätzung zu verfallen. Auch die Ereigniſſe von 1805 hatten dieſe Meinung nur wenig erſchüttert; wenn bei Ulm und Auſterlitz, hieß es, Preußen geweſen wären, hätte die Sache ganz anders geendet. Wir Preußen, hörte man einzelne Officiere ſagen, wir haben Feldherrn die den Krieg verſtehen, die von Jugend auf gedient haben; jene Schneider und Schuſter, die erſt durch die Revolution etwas geworden, können vor ſolchen Männern nur gleich davon laufen. „Generale, wie der Herr von Bonaparte" — ſagte Rüchel auf einer Parade in Potsdam — „hat die Armee Sr. Maj. mehrere aufzuweiſen". Man ſchien nur von der einen Sorge ergriffen, es könnte das aufgehobene Schwert wieder zurückgehalten und die unvermeidliche Niederlage Bonaparte's durch einen faulen Frieden noch einmal abgewendet werden**). Der zuverſichtliche Ton der Armee riß aber auch die Andern mit fort. Nur einzelne Beſonnene erſchreckte dieſes Uebermaß des Selbſtgefühls. „Es war, ſagt Steffens***), nicht jene geſunde Begeiſterung, die aus der friſchen Fülle des Gemüthes hervorquillt; es war der beſchränkte Uebermuth, welcher abgelebten, im langen Frieden verroſteten, ohne höheren kriegeriſchen Sinn überlieferten militäriſchen Formen eine zauberiſche Gewalt zuſchrieb."

Wie arg die Täuſchung über die Unüberwindlichkeit der Armee war, das iſt neuerlich von ſachkundigſter Seite eben ſo unbefangen wie gründlich dargelegt worden†). Der berechtigte Reſpect vor dem großen König war, wie Höpfner ſagt, zum Unglück geworden; man erkannte nicht, daß das Syſtem

*) Einige charakteriſtiſche Züge, wie ſich dies Soldatentreiben der alten Monarchie in der Provinz ausnahm, gibt Eylert aus eigener Anſchauung, ſ. Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III. Bd. III. 1. S. 8 f. 29 ff. Der Ton im Kreiſe der Garde- und Gensdarmerieofficiere, namentlich von der Umgebung des Prinzen Louis, iſt ſprechend gezeichnet von einem der Eingeweihten, von K. v. Noſtiz. Siehe deſſen Leben und Briefwechſel S. 38 f. 56 ff. 74 ff.

**) S. Varnhagen Denkwürdigkeiten I. 389. 390. 399. L. von Reiche Memoiren I. 141.

***) „Was ich erlebte." V. 184.

†) S. Höpfner „Der Krieg von 1806 u. 1807." Bd. I. S. 45—107.

der preußiſchen Wehrverfaſſung ſich überlebt hatte. Man glaubt, äußerte damals Kleiſt, wir brauchten uns nur blicken zu laſſen, ſo gehen die Franzoſen ſchon davon. Und doch war die obere Leitung des Militärweſens völlig ohne Geiſt, die Führer des Krieges entwöhnt, in ihren Anſichten veraltet, die höheren Officiere bis zu den Hauptleuten hinab, mit wenig Ausnahmen, alt und gebrechlich. Mit Ausnahme der Subalternofficiere war Niemand in der Armee, der nicht durch den Krieg ſeine halbe Einnahme verlor, ohne die Ausſicht, etwas dafür zu gewinnen. Auch die Soldaten waren zu alt; meiſt verheirathet ließen ſie Weib und Kind brodlos zurück und ſahen, wie die höheren Officiere, dem Kriege mit Bangen entgegen*). Man konnte erwarten, daß Alt und Jung ſich brav ſchlagen würden, aber mit dem Herzen war nur der junge Officier beim Kriege**). Die Ausrüſtung war, wie dieſelbe Quelle ſagt, durchweg die alte geblieben, mithin für das Bedürfniß der Zeit mit einer Menge überflüſſiger Dinge überladen; mit Zelten, wo die Franzoſen bivouakirten, mit Brod- und Mehlwagen, wo die Franzoſen vom Lande lebten; mit einer unglaublichen Menge Gepäck für die Officiere, wo der Franzoſe ſein Eigenthum bei ſich trug.

Die Bewaffnung, namentlich der Infanterie, war ſehr mangelhaft; die Gewehre waren mehr für die Parade und ein gefälliges Ausſehen, als zum Kampfe eingerichtet. Es iſt wohl vorgekommen, daß bei einem ganzen Re-

*) „Die Officiere aufwärts, ſagt Reiche a. a. O. 144, zählten manche treffliche Männer; im Ganzen war es aber eine wurmſtichige Geſellſchaft. Ihre Stellen waren ihre Pfründen, die im Kriege nichts einbrachten, ſie liebten daher den Frieden."

**) Ueber das Alter der höheren Officiere hat Heuckel von Donnersmark, Erinnerungen S. 396 ff., eine tabellariſche Zuſammenſtellung gemacht, welche am leichteſten erkennen läßt, wie ſtark das invalide Element im Heere vertreten war. Darnach zählte Preußen drei General-Feldmarſchälle, den Herzog von Braunſchweig mit 70 Jahren, Möllendorf mit 81, den Kurfürſten von Heſſen als den jüngſten mit 63 Jahren. Die Infanterie hatte ſieben Generale, unter denen die zwei jüngſten (von fürſtlicher Geburt) 58 und 59 Jahre alt waren; daneben ſtehen dann vier Siebziger und ein Achtziger. Unter 24 Generallieutenants ſind nur die Prinzen im jüngeren Alter; ſonſt finden ſich auch darunter neun Siebziger, eilf Sechziger, nur Rüchel, 52 Jahre alt, iſt (die Prinzen natürlich ausgenommen) der jüngſte. So geht es aber bis zu den Majors herunter, die unter 281 über zwei Drittheile zählen, welche die Fünfzig und zum Theil die Sechszig überſchritten haben. Auch die Cavallerie hatte, wenn man die fürſtlichen Perſonen außer Rechnung brachte, unter 16 Generalen und Generallieutenants zwei Siebziger und neun, welche über 65 Jahre zählten. Das erklärt Vieles in der Kataſtrophe vom October, namentlich das Schickſal der Feſtungen. Daß unter den jüngeren Officieren der tüchtige Stoff ganz entſchieden überwog, zeigt die Rangliſte, wonach bei weitem der größte Theil derſelben den Kern der ſpätern ſiegreichen Armee bildete. S. „Rangliſte der kön. preuß. Armee für das Jahr 1806 mit Nachrichten über das nachherige Verhältniß der darin aufgeführten Officiere und Militärbeamten. Zweite Auflage. Berlin 1828."

giment die Gewehrläufe zu dünn waren, um das Feuern mit ſcharfen Patronen auszuhalten. Wie die Bewaffnung unzulänglich, der Sold ſpärlich war, ſo wird die Bekleidung der Soldaten als ganz elend geſchildert; die Preiſe der Stoffe waren geſtiegen und doch die alten Sätze für die Ausgaben beibehalten worden. Die Infanterie namentlich war in ſo ſchlechten Stoff und ſo ärmlich gekleidet, daß ein Bivouakiren bei vorgerückter Jahreszeit unmöglich und das Lagern unter Zelten durchaus geboten ward. Um aber die Zelte und einige andere Bedürfniſſe fortzubringen, waren über 6000 Packpferde nöthig; das beſchwerte die Armee mit einem ungeheuren Troß, und wenn dieſer verloren ging, entbehrten die Truppen des Nothwendigſten und gingen raſch ihrer Auflöſung entgegen. In einer Menge von Zügen kündigte ſich die Friedensarmee an; der Lieutenant, der ein Clavier mit ins Feld nahm, war wohl nicht der einzige ſeiner Art; noch am Tage von Saalfeld wurde ein ſtrenger Befehl erlaſſen, „die Heurollen egaler zu ſpinnen", und bei Auerſtädt war das Erſte, was der Angriffscolonne in den Weg kam — Bagage- und Küchenwagen und eine prinzliche Karoſſe*). Dazu kamen denn die Weitläufigkeiten des alten Verpflegungsſyſtems durch Magazine, das man mit den von den Franzoſen eingeführten Requiſitionen ſo leicht nicht vertauſchen konnte und wollte.

Die alte Virtuoſität des Exercirens beſtand noch mit allen ihren künſtlichen Wendungen, Griffen und Evolutionen, man war aber darüber nicht hinausgegangen und hielt ſich noch immer für die unübertroffenen Meiſter der Taktik. Die neue Kriegskunſt in ihrer Beweglichkeit und Vielſeitigkeit ward kaum noch begriffen, geſchweige denn nachgeahmt. Selbſt nach den Revolutionsfeldzügen trieb man unverdroſſen die Uebungen weiter, deren praktiſche Unbrauchbarkeit ſich eben herausgeſtellt hatte**). Daß namentlich die franzöſiſche Infanterie in ihrer Gliederung, ihrer Mannigfaltigkeit und ihrem kriegeriſchen Geſchick jedem Gegner aus der alten Zeit vollkommen überlegen war, lernte man erſt aus der ſchmerzlichen Erfahrung der folgenden Niederlagen kennen. Nur die preußiſche Reiterei hätte wohl ihre alte Superiorität noch behauptet, wenn ſie nicht an dem Uebel invalider Generale und Stabsofficiere gelitten hätte. Es iſt nachher, z. B. bei Auerſtädt, vorgekommen, daß der altersſchwache Commandeur eines Dragonerregiments Bedenken trug, ob er ſich den raſchen Angriff auf den Feind noch zumuthen könne.

Indeſſen hätten wohl alle dieſe äußeren Mängel die raſche Auflöſung der einſt ſo ruhmreichen Armee nicht nach ſich gezogen, wenn die Zuſammenſetzung der Truppen eine beſſere geweſen wäre. Allein es ſtand dem begeiſterten, kriegsgeübteren, durchaus nationalen Heere der Franzoſen eine Armee entgegen, die nur zu einem Theil aus preußiſchen Landeskindern gebildet, zum

*) S. Henckel von Donnersmark Erinnerungen S. 379. 380.

**) S. General von Reiche's Memoiren I. 98.

andern nach der alten Art durch Werbung im Auslande ergänzt war. Diese Ausländer waren das bedenklichste Element des Heeres; zum Theil aus Abenteurern aller Art bestehend, an Desertion gewöhnt, nur durch die härtesten Strafen in Zucht zu erhalten, waren sie es besonders, durch die eine Reihe von Misbräuchen der alten Heereseinrichtung unentbehrlich ward. Wären nur wenigstens die Landeskinder so gewesen, wie sie sein sollten! Es waren aber von der militärischen Dienstpflicht so viele Kategorien von Inländern ausgenommen, daß weder der Adel noch der Beamtenstand, noch das Bürgerthum, noch selbst der eigentliche Bauernstand in der Armee vertreten war; der Soldatendienst lastete wesentlich nur auf dem ärmeren Theile des Volkes, erschien darum nur wie eine Last, nicht wie ein Recht und eine Ehre, an welcher alle unbescholtenen Bürger gleichen Antheil hatten. Als nachher der erste unglückliche Schlag gefallen war, regte sich wohl die Vaterlandsliebe, aber nur in der kleinen, selbstsüchtigen Sorge um den eigenen Herd. Ganze Schaaren verließen die Fahne auf die Nachricht, daß ihre Heimath vom Feinde besetzt sei; Abtheilungen der Reiterregimenter lösten sich auf, verkauften Pferde, Waffen und gingen mit dem Erlös der Heimath zu. Es waren das meistens die ältesten Inländer, die nachher bei der Vernehmung sagten: wir haben so lange gedient; wir wollten in unsere Heimath gehen, es gibt ja junge Leute genug, welche die Sache ausmachen können*). Der Anblick dieser stumpfen Gleichgültigkeit des gemeinen Mannes hat Scharnhorst zuerst auf die Mängel der preußischen Wehrverfassung aufmerksam gemacht und in ihm den Gedanken einer volksthümlichen Umbildung derselben geweckt. Vorher, im Sommer 1805, war ein von Knesebeck angeregter Plan, die Heeresverfassung in derselben Richtung umzugestalten, durch die Militär-Organisations-Commission mit dem Bemerken abgewiesen worden: „es erscheine ganz unbegreiflich, wie Jemand einer siegreichen Armee, die so lange für ganz Europa ein unerreichbares Muster gewesen ist und bleiben wird, eine totale Veränderung ihrer Verfassung zumuthen kann, welche sie zu einer bloßen Landmiliz reduciren würde."

In dem Generalstabe des Heeres fehlte es nicht an mathematischen und Terrainkenntnissen, aber man legte darauf viel zu viel Werth. Die örtlichen und räumlichen Verhältnisse, sagt darüber Höpfner**), wurden die ausschließlichen Gegenstände der Beachtung: man sprach immer nur von Straßen, Communicationen, Verpflegungsradien und Stellungen, niemals von den Streitkräften, deren Zahl und Beschaffenheit, niemals von den moralischen

*) Vom Regiment König, also einem bevorzugten, berichten Lebebur's Erlebnisse aus den Kriegsjahren S. 39 noch grellere Aeußerungen. Dieselbe Quelle versichert auch S. 14, daß die nutzlosen Märsche von 1805 wesentlich dazu beigetragen hatten, die Brauchbarkeit von Mannschaft und Pferden zu vermindern.

**) S. Höpfner a. a. O. I. 73. 89.

Elementen. Die ſehr eigenthümlichen Verhältniſſe in den letzten Jahren des ſiebenjährigen Krieges, beſonders aber in den Feldzügen am Rhein hatten dieſen Anſichten ſcheinbar die Weihe gegeben; man trieb den Poſten- und Cordonkrieg auf's Aeußerſte und that nichts, weil man nichts thun wollte. Daß man am Rhein dafür nicht beſtraft wurde, lag lediglich an dem elenden Zuſtande der damaligen franzöſiſchen Armee und an deren Führern.

Wie das Heer mit ſeinen alten Schäden von dem Kriege jetzt überraſcht ward, ſo war auch die Finanzverwaltung auf einen Krieg von dieſem Umfang nicht gerüſtet. Es war unter Friedrich Wilhelm III. geſpart worden, aber die Früchte dieſer Erſparniß hatte die Mobilmachung von 1805 größtentheils verſchlungen; es war nun in der letzten Zeit Papiergeld geſchaffen, Anlehen aufgenommen worden, allein es ſtand auch ein Kampf um Sein oder Nichtſein des Staates bevor, der die äußerſten und rückſichtsloſeſten Opfer forderte. Wer wollte aber Opfer fordern von einem Volke, das den drohenden Krieg gleichgültig kommen ſah und deſſen Lethargie erſt durch den jähen Umſturz des alten Staates gebrochen worden iſt?

Bei der Unzulänglichkeit der eigenen Mittel war es doppelt geboten, ſich durch Allianzen eine raſche und wirkſame Unterſtützung zu ſchaffen. Es konnte dabei nur an die Elemente der Coalition von 1805 im Ernſte gedacht werden.

Oeſterreich hatte aus dem ſchmachvollen Ausgang dieſes Krieges doch den einen unſchätzbaren Gewinn gezogen, daß die Einſicht in die Gründe des Uebels diesmal lebhafter und allgemeiner war, als nach den Tagen von Campo Formio und Lüneville. Gentz meinte damals*), nachdem ein guter Theil der deutſchen Länder verloren war, ſolle man den Mittelpunkt von Wien weg verlegen, die deutſchen Staaten als Gränzprovinzen behandeln, den Sitz der Regierung tief in Ungarn aufſchlagen, Fiume und Trieſt um jeden Preis halten und mit den reichen noch übrigen Hülfsquellen ſich ſo zu befeſtigen ſuchen, daß der Teufel und ſeine Legionen nicht eindringen können." Wenn auch eine ſo durchgreifende Umgeſtaltung nicht unternommen ward, ſo hatte die Kataſtrophe von Ulm und Presburg doch die alten Maximen und ihre Träger vorerſt unmöglich gemacht; die Cobenzl und Colloredo wurden beſeitigt, neue Männer und neue Grundſätze kamen zur Geltung. Gleich nach dem Frieden hatte Graf Philipp Stadion die Leitung der auswärtigen Politik übernommen, eine der hervorragendſten Perſönlichkeiten aus der deutſchen Ritterſchaft, von dem ariſtokratiſchen Haſſe gegen das neue Frankreich tief erfüllt, aber zugleich von dem Stolze und dem Ehrgefühl ächter Ariſtokratie getragen, die auch unter den Männern ſeines Standes ſelten genug geworden waren. Das Wirken dieſes Mannes ging wie ein erfriſchender Hauch über das Oeſterreich der Thugut'ſchen und Cobenzl'ſchen Zeit; er hat binnen wenig Jahren eine denkwürdige Probe abgelegt, was ein Staatsmann von

*) a. a. O. IV. 244 f.

Kopf und Herz mit dem noch unbrauchbaren Stoffe dieſer Länder und Völker zu wirken vermochte. In einem Aufruf vom 1. Februar 1806 verhieß Kaiſer Franz, „die inneren Staatskräfte durch Verbreitung der Geiſtescultur, durch Belebung der Nationalinduſtrie in allen ihren Zweigen, durch Wiederherſtellung des öffentlichen Credits erhöhen zu wollen“, und es ward Ernſt gemacht mit dieſer Verheißung. Die blos polizeiliche Regierungsweiſe machte einer thätigen und ſchöpferiſchen Platz; man regte an, ſtatt niederzuhalten, die gemeine und platte Alltäglichkeit des Lebens und der Geſinnung, wie ſie 1805 ſo abſchreckend hervortrat, wich vor dem neuen Aufſchwung patriotiſcher und nationaler Stimmungen. Man ſuchte der Finanznoth abzuhelfen, das Heereswesen ward reorganiſirt, die ſtrafwürdigen Mittelmäßigkeiten von 1805 wurden beſeitigt, Erzherzog Karl mit allen Ehren zur Leitung der militäriſchen Dinge zurückgerufen. Es war nicht zu verkennen: der Grundgedanke der neuen Verwaltung war, Zeit zu gewinnen und friſche Kraft zu ſammeln zur Erneuerung eines glücklicheren Kampfes. So ſah es auch Napoleon an; er ließ nicht nach, Oeſterreich ſeine Ungunſt und ſeine Uebermacht empfinden zu laſſen. Das Drängen wegen Cattaro, die fortdauernde Occupation Süddeutſchlands, die Beſetzung Braunau's, deſſen Räumung ſpäter (Oct. 1807) Oeſterreich durch Opfer in Italien erkaufen mußte, die Drohungen und Kränkungen, die Napoleon im Einzelnen übte und die Daubril im Juli ernſtlich befürchten ließen, es ſei auf einen Gewaltſtreich abgeſehen, dies Alles waren unzweideutige Zeugniſſe, wie peinlich geſpannt fortwährend die Beziehungen zwiſchen Oeſterreich und Frankreich waren. Auch verbarg es Napoleon durchaus nicht, wie wenig Vertrauen ihm ein Miniſter einflöße, der einer der eifrigſten Beförderer der kriegeriſchen Politik von 1805 geweſen war.

An Oeſterreich wandte ſich darum das Berliner Cabinet wenige Wochen nach der Mobilmachung, aber freilich nur in ſo vager, allgemeiner Weiſe, daß in Wien nicht einmal alle Zweifel über den ernſten Willen der preußiſchen Politik beſeitigt waren. Die öſterreichiſchen Staatsmänner erinnerten an die Erfahrungen des Jahres 1805, an die bekannten Wandelungen vom Potsdamer bis zum Schönbrunner Vertrag, und daß der verantwortliche Träger dieſer Politik, Graf Haugwitz, immer noch am Ruder ſei; ſie könnten, äußerten ſie gegen die Vertrauteſten, in Maßregeln nicht eintreten, von deren Folgen vielleicht Oeſterreich am ſchwerſten heimgeſucht werden würde. Nicht als wenn man ſich in Wien ſchadenfroh von der Noth Preußens zurückgezogen hätte, man legte Theilnahme für das verwandte Schickſal dieſes Staates an den Tag*), aber man verhehlte doch auch nicht, daß von eigentlichem Ver-

*) Ein handſchr. Brief von Gentz an Graf Götzen (d. d. Dresden 16. Sept.) theilt demſelben im Auszug ein Schreiben Stadions vom 10. Sept. mit, worin der Miniſter ihn wegen der Gefährdung Böhmens beruhigt. „Au reste j'envisage comme vous la crise actuelle; elle touche à notre existence comme à celle de

trauen keine Rede sein könne, so lange Graf Haugwitz die preußischen Geschäfte leite. Es schien, wenn man dessen Vergangenheit erwog, gar zu natürlich, daß z. B. Napoleon nach Verwerfung des Dubril'schen Vertrages Preußen durch einige Concessionen, namentlich die Garantie von Hannover, beschwichtige und dann abermals ein Umschlag der preußischen Politik eintrete. Diese Sorgen waren wohl einen Augenblick nicht ungegründet, allein schon im September standen die Sachen so, daß der Krieg unvermeidlich war. Der König von Preußen that nun einen neuen Schritt in Wien. Er werde, so erklärte er, mit Frankreich keinen Frieden schließen, ohne daß Deutschland von den fremden Truppen völlig geräumt werde, der norddeutsche Bund sich ungehindert bilde, Oesterreichs Gebiet und Unabhängigkeit nicht weiter bedroht, für die künftige Sicherheit Deutschlands bessere Bürgschaften aufgerichtet würden. In der dringendsten Weise forderte er dazu die Mitwirkung Oesterreichs und erklärte bei seinem königlichen Wort, das gegenwärtige System der preußischen Politik werde nicht verlassen werden*). Die Antwort Oesterreichs lautete nach einem Bericht des englischen Gesandten (vom 15. Oct.): man sei durch die Finanzlage und die Nothwendigkeit Zeit zu gewinnen, um das Heer wiederherzustellen, außer Stande, von der Neutralität abzugehen, man werde aber 70,000 Mann nach Böhmen senden, um diese Neutralität gegen die Anmuthung französischer Durchmärsche zu schützen. Der britische Gesandte sprach nach eigener Anschauung der österreichischen Verhältnisse die Ueberzeugung aus, daß man nicht mehr thun könne. Oesterreich fahre fort zu rüsten und thue was in seinen Kräften stehe; wohl würde sein unmittelbarer Beitritt unendliche Vortheile haben, aber es werde im ungünstigen Falle der letzte Krieg Oesterreichs sein, und eine so furchtbare Verantwortung könne man nicht auf sich nehmen, so lange die preußische Politik in den Händen von Haugwitz liege. Denn wer bürge dafür, daß er es ehrlich meine, nicht auch jetzt noch doppeltes Spiel spiele? Das war der Leumund der preußischen Politik, noch in den Stunden der Katastrophe von Jena und Auerstädt!

Während so von Oesterreich höchstens eine befreundete Neutralität zu hoffen war, hatte man auch von den übrigen Gliedern der Coalition von 1805 eine rasche Hülfe nicht zu erwarten. Zu England hatte sich seit der

---

Prusse; et quelques soient les difficultés momentanées et l'incertitude de notre position, jamais ni l'Empereur ni moi n'imagineront de séparer réellement notre cause de celle de cette puissance." Dazu bemerkt denn Gentz: „Diese vorläufige, freilich nur vorläufige Erklärung — aber wie wäre auch für jetzt eine bestimmtere zu erwarten? — kommt aus einer so ächten Quelle, daß sie gewiß die höchste Autorität für Sie haben kann; als solche kann ich sie Ihnen auch mit gutem Gewissen verbürgen."

*) S. R. Adair mission to the court of Vienna S. 91. 126. 127. 135 f. 142. die Note vom 15. Oct. S. 340 f.

offenkundigen Spannung mit Napoleon das Verhältniß beſſer geſtaltet; man beobachtete dort jeden Schritt der preußiſchen Politik, und wie Sir Robert Adair ſich im Juli nach Wien begab, ſchlug er ſchon Fox vor, er wolle über Braunſchweig gehen, um durch Beſprechung mit dem Herzog auf eine beſſere Wendung der preußiſchen Politik hinzuwirken. Das ſcheiterte damals am Widerwillen Georgs III.; er war noch zu erbost auf Preußen, als daß er hätte den erſten Schritt thun wollen. Doch ließ Fox den Gedanken nicht fallen, ſondern rieth (28. Juli) ſeinem Freunde Adair, eine Verbindung mit Hardenberg zu ſuchen. Seit der Mobilmachung beruhigte ſich denn auch Georgs Groll und er billigte die Anknüpfung mit dem preußiſchen Staatsmanne. Hardenberg kam der Eröffnung bereitwillig entgegen und ſchrieb an Adair, der König habe ihn ermächtigt, in Verhandlungen einzutreten; er verſicherte, es ſei Ernſt mit dem Kriege, Volk und Heer fühlten einmüthig, daß man ihn mit äußerſter Anſtrengung führen müſſe, um Preußens Ehre zu retten, und Europa vor völliger Knechtſchaft zu bewahren. Hannover berührte er nur leicht, wie eine Nebenſache, die zwei in ſolcher Kriſis zu einem Ziel verbundene Mächte nicht entzweien könne. Als erſtes Zeichen der Annäherung erfolgte dann (25. September) die Aufhebung der Blokade der norddeutſchen Flüſſe. Bemerkenswerth war nur an dieſer Unterhandlung, daß Haugwitz nichts von der Correſpondenz des Königs mit Hardenberg und der Anknüpfung mit Adair wußte, ſondern auf ſeine Hand durch Jakobi die Ausſöhnung mit England betreiben ließ. Da hatte denn der britiſche Diplomat wohl Recht, wenn er ſich zweifelnd fragte: was wohl die eigentliche und wahre Abſicht der preußiſchen Politik ſein möge?

Am Anfang October verließ Lord Morpeth England, um mit Preußen Frieden und Allianz abzuſchließen; er kam am 12. October ins Hauptquartier nach Weimar, alſo unmittelbar vor der Kataſtrophe, welcher die preußiſche Monarchie erlag. Es charakteriſirt beſſer als Alles die bis zuletzt grundſatzloſe und ſchielende Politik der Haugwitz-Lombard-Luccheſini'ſchen Sippſchaft, daß man ihm keine Audienz gab, Haugwitz ihm auswich und Luccheſini ihm endlich in einem Augenblicke, wo bei Jena und Auerſtädt das Schickſal Preußens ſchon entſchieden war, den Beſcheid gab: die Unterhandlung hänge von dem Ausgange der Schlacht ab, die man eben ſchlage. Die Berechnung war, im Fall eines Sieges die Abtretung Hannovers nicht zuzugeben oder ſich doch einen Erſatz (man dachte an Holland) zu ſichern. In dieſem Augenblick freilich erreichte man nichts, als daß die britiſche Politik noch unter dem Kanonendonner von Jena und Auerſtädt im Zweifel war — ob Preußen nicht noch eine plötzliche Schwenkung zu Napoleon im Sinne habe*)! Je-

*) S. über dieſe Verhältniſſe R. Adair a. a. O. 89. 123. 131. 138 f. 336. 477. 484. Aus Gentz Tagebuch (Schriften II. 265 f. 305 f. 322) ergibt ſich, wie Lombard und ſeine Genoſſen die Miene annahmen, als ſei von England nicht viel

benfalls kam das preußisch-englische Bündniß zu spät, um auf die erste Entscheidung einzuwirken.

Fast ähnlich war es mit dem dritten Verbündeten der Coalition von 1805, mit Rußland. Erst um die Mitte September ging der General Krusemark nach Petersburg, um die Hülfe des Czaren zu gewinnen. Es war auch hier gezögert worden, weil das Cabinet die Hoffnung auf friedliche Botschaften von Paris noch nicht ganz aufgegeben hatte. Alexander gab die freigebigsten Versprechungen; von Stipulationen, schrieb er, sei gar nicht die Rede, Geld, die Armee, kurz Alles stehe dem König zur Verfügung*). In der That ließ er auch sein Heer schlagfertig machen; freilich erst in einem Augenblicke, wo sich in Thüringen die Heere gegenüber standen. Die preußische Armee konnte überwunden und aufgelöst sein, ehe ein russischer Soldat den deutschen Boden betrat. Auch diese Hülfe kam also für die Entscheidung zu spät. Die Aussöhnung mit Schweden, durch einen freundlichen Brief des Königs und die Räumung Lauenburgs vermittelt, hatte nur den Werth, Preußen einen unbequemen und schwer verträglichen Nachbar vom Leibe zu halten. Anknüpfungen mit Dänemark hatten keine sichtbare Folge.

In dieser isolirten Lage, wo Preußen mit den Mächten der Coalition nur ausgesöhnt oder auf künftige Hülfe vertröstet war, gewann der norddeutsche Unionsplan eine erhöhte Wichtigkeit; die deutschen Nachbarn waren jetzt die einzigen, von denen rasche Hülfe zu erlangen war. Wir haben gesehen, welchen Schwierigkeiten das Berliner Cabinet gleich anfangs begegnet war, als es den Gedanken eines norddeutschen Bundes aufgriff — Schwierigkeiten, die es der Napoleonischen Politik sehr erleichterten, den Plan im Keime zu ersticken. Solche Entwürfe sind wohl in dem Falle durchzusetzen, wo den Schwächeren ein Schutz gegeben wird, wie ihn jetzt Preußen bei ihnen suchte; auch dann aber bedürfen sie einer entschlossenen, geraden, im Nothfall nachdrücklich imponirenden Politik, wenn die kleinen Souveränetätsneigungen und Sondergelüste mit Erfolg zu Paaren getrieben werden sollen. Wie sehr diese Voraussetzungen dem preußischen Cabinet fehlten, hatte die Erfahrung der letzten Jahre erschöpfend gezeigt und es war darum ohne Prophetengabe vorauszusehen, daß die neuen Unionsentwürfe scheitern würden. Aber der Verlauf im Einzelnen gewährt doch ein gewisses Interesse, weil sich der deutsche Partikularismus in einer Stunde beispielloser Gefahr selten so charakteristisch gezeichnet hat, wie in dieser Episode.

Die erste Erfahrung machte Preußen am Hofe zu Cassel, der nur um den Preis einiger Mediatisirungen und der militärischen Leitung zu haben war. Von Bignon, dem französischen Gesandten, für den Rheinbund bear-

---

zu erwarten, so daß Gentz auch nicht erfuhr, daß Lord Morpeth am Tage vor seiner Abreise in Weimar angekommen war. S. darüber Adair S. 478.

*) Gentz in dem Tagebuch II. 268. 296.

beitet und in Paris durch seinen Gesandten in gleicher Richtung gelockt, hatte der durch seine Selbstsucht und seinen Geiz berüchtigte Kurfürst nur die eine Sorge, wie er sich am theuersten verkaufen könne. Durch Concessionen gelang es jetzt Preußen, ihn zur Unterzeichnung des norddeutschen Unionsentwurfes zu vermögen (20. August), natürlich unter Vorbehalt der Beistimmung von Kursachsen. Aber Kursachsen zögerte, es hatte seine absonderlichen Gedanken, mit denen es allmälig und vorsichtig zögernd hervortrat. Und warum sollte es nicht? War doch seit der Auflösung des Reiches der Souveränetätsschwindel in alle Köpfe gefahren und nicht nur an den Kurhöfen zu Dresden und Cassel trug man sich mit den Planen einer großen Politik, auch in Bremen, Hamburg und Lübeck spukten schon Entwürfe eines besonderen hanseatischen Bundes, der neben Preußen, Sachsen, Hessen u. s. w. etwas für sich sein wollte*). Während der Krieg immer unvermeidlicher herandrängte und wenigstens die militärische Vereinigung der norddeutschen Gebiete schon zu einem Gebot der Nothwehr ward, war man noch nicht um einen Schritt vorwärts gekommen. Sachsen stellte zwar (31. August) eine „erneuerte Verbindung mit Brandenburg und Hessen" in Aussicht, aber man brachte es doch nicht dazu, daß es über seine militärische Hülfe eine bestimmte Zusage gab. Es schien sie bis zum Einmarsch der Preußen verschieben, sich also scheinbar zwingen lassen zu wollen.

Das preußische Cabinet ward durch die wachsenden Hindernisse nachgiebiger; steigerte aber nur die Prätensionen der Anderen. Allmälig enthüllte sich der Plan Kursachsens, einen eigenen sächsischen Sonderbund zu gründen. Es wollte in seinem Kreise zunächst eine bundesstaatliche Einheit herstellen, natürlich mit eigenem Vorsitz, auch wohl einigen leisen Mediatisirungsgelüsten und ohne die geringste Neigung, Preußen einen Vorzug oder eine ausschließliche Leitung einzuräumen**). Die Sorge der kleineren Höfe, namentlich in Thüringen, daß ihre Selbständigkeit gefährdet sei, ward nicht ohne Geschick genährt, der Verdacht auf Preußen gelenkt, damit die Dresdner Politik um so ungestörter ihren besonderen Interessen nachgehen konnte.

Nach dem Allem brauchte es nicht vieler Anstrengung, um diese Unionspläne zu vereiteln; man konnte es ruhig der kläglichen Kirchthurmspolitik der Deutschen überlassen, damit fertig zu werden. Die Napoleonische Diplomatie gab sich aber, trotz aller Ableugnungen, dennoch die überflüssige Mühe, dagegen zu operiren. Während in Dresden der Gedanke einer sächsischen Union ans Licht trat, reifte auch in den Hansestädten der Plan eines hanseatischen Bundes mit einer besonderen Organisation. Bonapartisirende Stimmungen wirkten dort mit dem allerwärts angefachten Souveränetätsschwindel zusam-

*) S. Schmidt Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen. II. S. 483. 497—499. 502.

**) A. a. O. S. 521. 541. 542 ff.

men, diese und ähnliche Misbildungen zum Leben zu fördern. Nicht nur die Rheinbundskönige waren von dieser Zeitkrankheit ergriffen, der Hamburger und Bremer Senat waren ebenso ungeduldig, wie ein Zeitgenosse schreibt, „auf den Trümmern der bisherigen Unterordnung unter Kaiser und Reich eine eigene selbständige Souveränetät zu errichten und wo möglich sich selbst zum souveränen Rath zu machen.“ In Waldeck und Lippe, die Hessen-Cassel mit lüsternen Augen sich zur Mediatisirung ausersehen, regten sich Wünsche für den Rheinbund, Oldenburg schien auf den Wink Rußlands zu warten, ehe es sich entschied. Mecklenburg-Strelitz ging in die preußischen Entwürfe ein, aber der Schweriner Herzog schrieb (3. September) ganz stolz, er werde neutral bleiben; so dankbar er den preußischen Schutz benutzen würde, wenn er sich in Gefahr glaubte, so dringend müsse er sich jedes Ansinnen einer Leistung zur Verpflegung des preußischen Heeres verbitten. Diesmal riß denn doch selbst dem Ministerium Hangwitz der Faden der Geduld und es nahm Anlaß, diesem impotenten Hochmuth gegenüber ein drohendes Wort zu sprechen; aber es wagte diesen Versuch doch nur gegen Mecklenburg. Inzwischen hatten, ehe irgend ein sicherer Boden gewonnen war, die Vorbereitungen zum Krieg begonnen; die in Berlin eröffneten Conferenzen ruhten (Ende Sept.) von selber, seit der König und sein Ministerium im Lager waren. Der Versuch, im Lager die Verhandlungen fortzusetzen, fand aber in den sich drängenden Ereignissen ein rasches Ende. Freiwilligen Beistand leistete nur der Herzog von Weimar, der sein Commando übernahm und sein Jägerbataillon zur Verfügung stellte.

War der norddeutsche Bund jetzt nicht zu erreichen, so hatte in dieser bedrängten Lage auch schon der bescheidnere Zweck, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Sachsen und Hessen, für Preußen einen unzweifelhaften Werth. Aber man kam darüber so wenig zu einem klaren Abschluß wie über die Union. Sachsen rüstete zwar, allein es gab Napoleon und seiner Diplomatie zugleich ganz friedliche Versicherungen, mahnte Preußen ab, mit seinen Truppen einzurücken, zögerte den Allianzentwurf zu unterzeichnen und legte einen Gegenentwurf vor, durch den die Sache wieder verschleppt ward. Wie man sich dann endlich entschlossen, die sächsischen Truppen zu den preußischen stoßen zu lassen, ward gleichzeitig an Napoleon die Erklärung gegeben: man werde nicht offensiv verfahren und die sächsische Gränze nicht überschreiten. Das veranlaßte denn wieder (29. September) den König, den General Phull nach Dresden zu schicken, um diese Halbheiten zu bekämpfen, und er erhielt auch beruhigende Zusicherungen über diesen Punkt, aber eine Allianz oder eine Militäreonvention kam ebensowenig zum Abschlusse, wie der norddeutsche Unionsentwurf.

In ganz ähnlichem Falle befand sich Kurhessen; nur daß die Rolle, die der Kurfürst persönlich dabei spielte, viel unwürdiger war, als das Verhalten Sachsens. Wie er vorher zugleich mit den Franzosen und ihrem Rheinbund

und mit Preußen kokettirt, um den möglichſt hohen Preis für ſich zu erlangen, ſo ſuchte er auch jetzt in den letzten Stunden vor dem Kampfe dieſe doppelzüngige Rolle durchzuführen. Als die erſten Unionsanträge kamen, war er gleich bereit geweſen, um den Preis einiger Mediatiſirungen Theil zu nehmen; wie er aber helfen und Opfer bringen ſollte, ſuchte er ſich herauszuwinden. Die preußiſchen Bemühungen im Auguſt und September, ihn zum militäriſchen Anſchluß zu bewegen, waren fruchtlos geweſen; erſt ſuchte er auszuweichen und hinzuhalten, und wie man eifriger in ihn drang, lehnte er das ihm angebotene Commando ab, verweigerte die Mitwirkung ſeiner Truppen und proteſtirte gegen den Einmarſch der Preußen in ſein Gebiet (Mitte September). Er ſchien ſich Preußen gegenüber ganz die Politik zur Richtſchnur zu nehmen, die dieſes ſelber unter Haugwitz' Leitung den großen Mächten Europa's gegenüber früher eingehalten hatte.

Noch gab man in Berlin die Hoffnung nicht auf, den Kurfürſten im letzten Moment zur Theilnahme zu beſtimmen, allein er beantwortete alle erneuerten Anträge nur mit dem Verlangen der Neutralität. Der früher entworfene Allianzvertrag ward jetzt bei Seite gelegt, wie der Unionsentwurf. Vielmehr kam der Kurfürſt (2. October) ſelbſt ins Lager nach Naumburg, ſuchte ſeine „bewaffnete Neutralität" zu behaupten und nahm, als drei Tage ſpäter das Blücher'ſche Corps durch Caſſel marſchirte, den Franzoſen gegenüber die Miene an, ſehr gekränkt zu ſein und Proteſt eingelegt zu haben gegen die Verletzung ſeiner Neutralitat. Ueber den Kurprinzen, der preußiſcher General war und ſich nun ins Lager begab, that er ſehr entrüſtet und zögerte auch auf die letzte Aufforderung Preußens, die erſt wenige Tage vor dem Ausbruch des Kampfes an ihn gerichtet ward, ſich einzulaſſen. Erſt als man an der Saale ſtand, drei Tage vor der Schlacht bei Jena, kam ein Schreiben des Kurfürſten vom 9. October, das verſpäteten Eifer für Preußen an den Tag legte*). Drum war es nachher nur eine verdiente Züchtigung für dieſe politiſche Achſelträgerei, wenn Napoleon, als er mit Preußen fertig war, auf dieſe heſſiſche Dynaſtie zuerſt in Deutſchland ſein bekanntes „a cessé de regner" angewandt hat.

Napoleon war vom erſten Augenblicke an, wo der übereilte Entſchluß zum Kriege gefaßt ward, von Allem genau unterrichtet; er kannte jene Depeſche Lucheſini's, die in Berlin den Ausſchlag gab, früher als der preußiſche Hof. Er war gerüſtet auf den Kampf mit Preußen und brannte vor Ungeduld, Rache zu nehmen für die Schwankungen vom Spätjahr 1805. Denn an keinem Kriege, den er bis jetzt geführt, hatte ſeine perſönliche Leidenſchaft ſo großen Antheil; ſie prägte ſich nachher in ſeinen Bulletins, in den Friedensbedingungen und in der Behandlung, die er dem Lande werden ließ,

*) S. Höpfner I. 311.

ſprechend genug aus. Die ruhige Ueberlegung ſagte ihm wohl, daß die Ueberwältigung Preußens ein Erfolg zweiſchneidiger Art ſei; ſie vermehrte den Umfang und die Laſt ſeiner Politik, ſie räumte den letzten Damm zwiſchen ihm und Rußland weg, ſie legte den Keim zu einem Widerſtande in den Maſſen, deſſen Wirkungen ihm verderblicher werden mußten, als die Kriege der Cabinete. Drum haben auch ſeine Vertheidiger in dem Verfahren gegen Preußen den erſten folgenſchweren Mißgriff ſeiner Politik geſehen und er ſelbſt ſchien bisweilen zu ſchwanken, ob es klug ſei, die Dinge ſo auf die Spitze zu treiben. Aber der Groll und der Uebermuth gewannen die Oberhand über die politiſche Berechnung.

Nun hatte Haugwitz nach der Mobilmachung die Kriegsliſt ausgeſonnen, den franzöſiſchen Kaiſer durch trügeriſche Unterhandlungen hinzuhalten. Scheinbar den Franzoſen zu Gefallen ward Lucheſini abgerufen und der General Knobelsdorff hingeſchickt, um dem Kaiſer die friedfertigen Geſinnungen Preußens zu betheuern. Napoleon täuſchte ſich darüber nicht; er äußerte wohl trotzig, als Knobelsdorff (7. u. 11. September) die erſten Audienzen bei ihm hatte, er werde Preußen mit allen Kräften entgegentreten und es angreifen, bevor Rußland helfen könne, aber er fügte auch hinzu, das Alles könne ſich friedlich ſchlichten und die alte Freundſchaft wieder angeknüpft werden, wenn Preußen augenblicklich die Entwaffnung eintreten laſſe. Knobelsdorff aber war dieſen Verſicherungen um ſo zugänglicher, als ihn Haugwitz ſelber in dem trügeriſchen Glauben erhielt, es ſei mit dem Kriege kein rechter Ernſt. Und wer bürgte dafür, daß der preußiſche Staatsmann nicht auch jetzt noch ſehr bereit war, wenn Napoleon die Hand zum Frieden hinſtreckte? Daß Kruſemarks Sendung nach Petersburg verzögert ward, um Knobelsdorffs Antwort abzuwarten, zeigt denn doch, daß man noch immer die Friedenshoffnungen nicht abgelegt! So war auch jetzt in dem Moment, wo die Rückkehr kaum mehr möglich war, die preußiſche Politik in eine falſche, ſchielende Richtung geleitet. Es ward gezögert mit England, Oeſterreich und Rußland die engſten Einverſtändniſſe anzuknüpfen, und dieſe Mächte ſelbſt hatten nach den Dingen, wie ſie vorlagen, nicht Unrecht, wenn ſie noch in dem Augenblicke nicht ernſtlich an den Krieg glaubten, als ſich die Heere bereits an der Saale kampffertig gegenüber ſtanden. Eine neue Denkſchrift, welche außer Stein von den Prinzen Heinrich, Wilhelm, Louis, dem Prinzen von Oranien, den Generalen Phull und Rüchel unterzeichnet war, erbat (2. Sept.) vom König die Entfernung der Cabinetsräthe und des Miniſters Haugwitz, die allein Feſtigkeit und Ruhe in die Gemüther zurückführen und gegründete Hoffnung auf einen guten Ausgang geben könne. Aber der König nahm den ungewöhnlichen Schritt noch ungnädiger auf, als den früheren Verſuch, der im Mai gemacht worden war*).

*) Pertz, Steins Leben I. 347 ff.

Es konnte Napoleon nur nützen, Preußen in Illuſionen zu erhalten, die deſſen raſche und rückſichtsloſe Thätigkeit lähmten und ihm ſelber noch eine kurze Friſt zur Rüſtung gaben. So war denn auch Laforeſt in Berlin inſtruirt, jeder beſtimmten Auskunft auszuweichen. Er ſolle, ſchrieb ihm am 12. September Talleyrand, wenn immer möglich, nichts Schriftliches von ſich geben, lieber, wenn man ihn dränge, ſich krank melden. Die franzöſiſchen Truppen, ſchrieb er ihm acht Tage ſpäter, würden ſich gegen Ende September den preußiſchen Gränzen nähern; wenn die Nachricht davon nach Berlin komme, ſolle er ſich unwiſſend ſtellen, eine Sendung an Berthier anbieten und erſt im alleräußerſten Falle die Thatſachen einräumen, auch den Rückzug der Truppen verſprechen, falls Preußen ſofort entwaffne*). So war auch noch im letzten Moment Haugwitz, wo er täuſchen wollte, ſelber der Getäuſchte. Während Knobelsdorff in Paris friedliche Verſicherungen hörte, Laforeſt in Berlin ſich unſichtbar machte, brachte der Moniteur vom 27. September ſchon ein Rundſchreiben an die Rheinbundsfürſten, das ihnen die Ausrüſtung ihrer Contingente befahl, und die franzöſiſchen Armeen waren ſchlagfertig zum Aufbruch. In der Nacht vom 24. September verließ Napoleon ſelber ſeine Hauptſtadt und begab ſich an den Rhein.

Er verfügte nicht allein über die Hülfsquellen Frankreichs, Hollands, Italiens und eines Theiles von Deutſchland, ſondern er hatte auch den großen Vortheil, ſeine ſiegreiche Armee von 1805 ſchlagfertig faſt an den ſüdlichen Gränzen Preußens vereinigt zu halten. Die Verwickelung wegen Cattaro hatte ihm den erwünſchten Vorwand gegeben, die Bedingung des Friedens, welche die Räumung Deutſchlands gebot, unerfüllt zu laſſen. So ſtand im Sommer des Jahres 1806 Soult mit 30,000 Mann am Inn und der Iſar und hatte ebenſo viel Baiern und Württemberger zur Seite; Ney war in gleicher Stärke in Oberſchwaben, Davouſt mit einer etwas ſtärkeren Armee im Hohenloheſchen und am Neckar aufgeſtellt, Bernadotte hielt mit 40,000 Mann das Ansbach'ſche, die fränkiſchen Bisthümer und einen Theil der Oberpfalz beſetzt, während Augereau und Lefebvre, jeder mit etwa 20,000 Mann, ſich am Main von Schweinfurt an bis über Frankfurt hinaus ausdehnten. Ueber 200,000 Mann waren alſo von Oberbaiern bis an den Thüringer Wald vereinigt und konnten in kurzer Zeit ſchlagfertig ſein. Berthier empfing in München die Befehle des Kaiſers und leitete von dort aus alle nöthigen Vorbereitungen. Um die Mitte September wurden die Marſchälle angewieſen, ſich in Franken zu concentriren, um auf ein gegebenes Zeichen raſch gegen Preußen vorzurücken: doch ſollten ſie vorerſt noch alle Vorſicht anwenden, bis man zu den Waffen greife, Verſtellung und Klugheit üben und den Kaiſer handeln laſſen. Am 24. September gab Berthier die entſcheidenden Befehle. Bernadotte ſollte am 2. October ſich bei Bamberg concentriren,

*) S. Lefebvre II. 364.

Davouſt ihm einen Tag ſpäter folgen; Augereau war angewieſen, ſich um dieſelbe Zeit zwiſchen Frankfurt und Gießen aufzuſtellen, Lefebvre ſollte zu gleicher Friſt im Würzburgiſchen, Ney bei Ansbach vereinigt ſein, Soult ſich in der Nähe von Amberg marſchfertig halten. Von den Rheinbundstruppen waren die Württemberger (8000 Mann) auf den 3. October nach Ellwangen, die Badner (4000 Mann) in die Nähe von Mergentheim beordert, das darmſtädtiſche Contingent von 6000 Mann war Augereau zugetheilt, die Baiern hatten Paſſau, Kufſtein, zum Theil auch Braunau zu decken, ein Corps von 15,000 Mann zwiſchen Inn und Iſar aufzuſtellen und ein anderes von 7—8000 Mann bei Eichſtädt mit der franzöſiſchen Armee zu vereinigen. Am 28. September ward das Hauptquartier nach Würzburg verlegt; am gleichen Tage traf Napoleon ſelbſt in Mainz ein. Wie es ihnen anbefohlen war, ſo vorſichtig und mit ſo wenig Aufſehen hatten die Marſchälle ſeine Befehle vollzogen. Am 3. October näherte ſich Bernadotte über Lichtenfels und Kronach, Lefebvre, deſſen Stelle nachher Lannes einnahm, in der Richtung von Schweinfurt und Königshofen der ſächſiſchen Gränze, indeß Davouſt bei Bamberg ſtand, Soult auf dem Marſche dahin war, Ney ſich von Nürnberg näherte und die Corps von Augereau, Murat nebſt der Garde unter Beſſières ſich von Würzburg aus in Bewegung ſetzten. Hier war auch am Abend des 3. October Napoleon angekommen. Mit muſterhafter Präciſion wurden alle Anordnungen getroffen; Vorräthe, Waffen und Munition noch einmal genau geprüft, die Kranken und Ermüdeten zurückgelaſſen, alles überflüſſige Gepäck beſeitigt, Brod für vier Tage mitgegeben, überhaupt Alles auf die möglichſte Raſchheit der Action vorbereitet. In drei Heeresmaſſen, ſo lautete der einfache Plan Napoleons, ſollte der Marſch nach Sachſen vor ſich gehen; Soult mit 35,000 Mann, hinter ihm Ney mit 12,500 und das bairiſche Corps bildeten den rechten Flügel; Bernadotte mit beinahe 24,000, Davouſt mit 33,000, dann der größere Theil der Cavalleriereſerve und die Garde, zuſammen eine Macht von 70,000 Mann, das Centrum, bei dem ſich Napoleon ſelbſt befand und das über Kronach, Lobenſtein und Schleiz vorgehen ſollte; der linke Flügel, aus Lannes' Corps mit etwa 23,000 Mann und aus dem durch die Vereinigung mit den Darmſtädtern etwa gleich ſtarken Corps Augereau's zuſammengeſetzt, ſollte über Coburg, Gräfenthal und Saalfeld vorgehen. Außer den Rheinbundstruppen und einem Corps, das ſich unter Mortier bei Mainz ſammelte, waren alſo gegen 200,000 Mann gegen Preußen in Bewegung*). „Mit dieſer ungeheuern Uebermacht, ſchrieb Napoleon ſelbſt an Soult, auf einem ſchmalen

*) Nach Mathieu Dumas 139,818 Mann Infanterie, 40,613 Mann Cavallerie, 15,391 Mann Artillerie, Pioniere u. ſ. w., 3118 Mann Genietruppen, zuſammen 198,940 Mann. S. Höpfner, der Krieg von 1806 und 1807. I. S. 202 ff.

Raum vereinigt, habe ich es in meiner Gewalt, den Feind überall, wo er Stand halten will, mit doppelten Kräften anzugreifen."

Preußen hatte durch ſeine Mobilmachung eine Feldarmee von etwas über 130,000 Mann aufgebracht, die ſich durch die Vereinigung mit den Sachſen auf 150,000 ſteigerten*); es war alſo nicht einmal die ganze Streitkraft in Bewegung und preußiſche Quellen ſelbſt geben an, daß zwiſchen 30—40,000 Mann in Oſtpreußen, Polen und Schleſien immobil geblieben ſind. War es übel angebrachte Oekonomie, oder Beſorgniß wegen Polen, oder der Gedanke, daß man damit eine Reſervearmee hinter ſich laſſe, oder wirkte auch hier die Halbheit lähmend ein, in jedem Falle ſchwächte man dadurch ſeine Kraft zum erſten Schlag und ſchuf ſich keinen von den Vortheilen, die man in Rechnung gezogen haben mochte. Dieſe Unvollkommenheit der Ausrüſtung gab ſich aber noch in mancher andern Richtung kund; die Feſtungen waren zum Theil unzureichend verſorgt, die Waffenvorräthe klein, Verſchanzungen an den Flußübergängen hatte man keine herſtellen laſſen. Ein leitender und durchgreifender Wille war nicht vorhanden; der König, der ſeiner eigenen ſchlichten Einſicht zu wenig vertraute, hörte Alle, die ſich berufen fühlten mitzureden, ein Gutachten drängte das andere, eine Meinung widerlegte die andere, wie ſich wohl denken läßt, nicht zum Vortheil eines Staates, in dem es mehr als in jedem andern überliefert war, daß der König ſelber commandirte.

Im erſten Augenblicke nach der Mobilmachung waren die Truppen nur ſo aufgeſtellt worden, daß man gegen jeden überraſchenden Angriff geſichert war, ſie machten Front nach allen Seiten. In Hannover ſtand ein Corps, das nachher Rüchel commandirte, in Weſtfalen ein anderes unter Blücher; wieder ein anderes ſammelte ſich bei Magdeburg, wohin ſich die Garniſonen von Berlin und Potsdam und die noch übrigen märkiſchen Regimenter zogen; Kalkreuth ſtand mit einem in Pommern, um, wenn man von Schweden nichts mehr zu beſorgen hatte, ebenfalls gegen Magdeburg abzumarſchiren; die ſchleſiſchen und ſüdpreußiſchen Regimenter, ſpäter vom Fürſten von Hohenlohe geführt, ſtanden im weſtlichen Schleſien gegen Sachſen hingewendet; an ſie ſollte ſich auch Tauenzien mit ſeinem kleinen Corps im Baireuthiſchen anſchließen. Zu Ende des Auguſt bereitete man neue Aufſtellungen vor, in denen ſich zuerſt der Gedanke einer Offenſive ankündigte. Die märkiſchen und die bei Magdeburg verſammelten Truppen ſollten unter dem unmittelbaren Befehle des Herzogs von Braunſchweig die Hauptarmee bilden, bei der

*) Höpfner, der überall aus authentiſchen Quellen geſchöpft hat, rechnet 107,290 Mann Infanterie, 30,344 Mann Cavallerie und 4277 Mann Artillerie, ohne die Artillerie- und Pontontrains. Nach Abzug der Abtheilungen in Hameln und Nienburg und der in ſolchen Fällen gewöhnlichen Deſeete mochten es dann 130,000 Mann disponibler Truppen ſein.

sich auch der König befand; ihre Aufstellung sollte längs der Saale von Halle abwärts sein. Rüchel hatte seine Aufstellungen an der Leine im Göttingenschen, Blücher bei Paderborn zu nehmen und sich wo möglich an die Kurhessen anzuschließen; die in Schlesien aufgestellten Streitkräfte waren zum Einmarsch nach Sachsen bestimmt, um sich mit dem sächsischen Contingent zu vereinigen. Das Reservecorps, aus den westpreußischen Truppen gebildet und der Führung des Herzogs Eugen von Württemberg übergeben, sollte seinen Marsch zunächst gegen Küstrin soviel wie möglich beschleunigen. Wie man dann die ersten genaueren Nachrichten über die Stärke des Feindes erhielt und sich überzeugte, daß derselbe im Stande sei, rasch und mit überlegenen Kräften den Angriff zu beginnen, wurde (8. September) eine weitere Anordnung getroffen; die Hauptarmee sollte sich danach bei Naumburg sammeln und auch die übrigen Streitkräfte sich vorwärts nach Süden bewegen, um „dem Feinde so früh als möglich eine Hauptschlacht in Sachsen zu liefern, ehe der Enthusiasmus, welcher die Armee beseelt, abnimmt und ihre Kraft durch Fatiguen erschöpft wird."

In diesen bedächtigen militärischen Schritten spricht sich wie in den diplomatischen deutlich genug aus, daß der Entschluß zum Krieg noch nicht ohne Rückhalt gefaßt war und die trügerische Hoffnung auf Friedensbotschaften aus Paris im Lager wie im Cabinet die rasche Thätigkeit lähmte*). Auch die eitle Erwartung auf den Anschluß Kurhessens wirkte hemmend ein; zu den nutzlosen Hin- und Hermärschen und Verzögerungen kam dann die Noth der Verpflegung und eine Menge von Mißständen, worin sich die Friedensarmee verrieth. Ein Theil der Munitionsvorräthe ward erst jetzt verfertigt; Mineurs, Pioniere, Munitionsvorräthe, Lazarethanstalten gab es nicht, die Verpflegung war Leuten überlassen, die erst ihre Erfahrungen sammelten und natürlich mit dem schrankenlosen Requisitionssysteme der Franzosen nicht concurriren konnten; das Kundschafterwesen war ganz vernachlässigt**).

Am peinlichsten war indessen immer der Mangel eines einheitlichen Oberbefehls, und die Zusammensetzung des Hauptquartiers war nicht dazu angethan, diese Lücke weniger schmerzlich empfinden zu lassen. Am 23. September war der König mit der Königin in Naumburg eingetroffen; in seiner Umgebung befanden sich der greise Möllendorf, die Generalmajors Phull, Zastrow und Köckeritz, die Obersten Kleist und Rauch. Auch Haugwitz und Lucchesini, der kurhessische Minister Waitz und ein sächsischer Bevollmächtigter hatten sich dort zusammengefunden. Zum Oberfeldherrn war der Herzog von Braunschweig bestimmt, zu dessen Characteristik wir nach der früheren

*) S. das Schreiben des Königs vom 8. Sept. a. a. O. I. 132.

**) S. (Rühle von Lilienstern) Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge von 1806. I. 29. 35 ff. II. 93. 101 f. Vgl. Aus dem Nachlasse des General v. d. Marwitz II. 5.

Darstellung des Krieges von 1792 und 1793 wohl nichts mehr hinzuzufügen brauchen. Was dem kriegserfahrenen und einsichtigen Feldherrn vierzehn Jahre früher den Erfolg entwunden hat, der Mangel einer feurigen Thatkraft und eines rasch zugreifenden Entschlusses, das Schwanken zwischen eigener besserer Einsicht und fremdem Einflusse, die Scheu vor jeder kühnen Verantwortlichkeit — das war seitdem bei dem 71jährigen Greise eher schlimmer als besser geworden. Seine Zuversicht war noch geringer als damals. Er klagte gegen seine Umgebung über Hohenlohe, nannte Rüchel einen Fanfaron, den Marschall Möllendorf einen abgestumpften Greis, den General Kalkreuth einen listigen Ränkeschneider, die Generale zweiten Ranges talentlose Routiniers, und warf dann wohl die Frage auf: und mit solchen Leuten soll man Krieg führen gegen Napoleon? Nein, der größte Dienst, den ich dem König leisten kann, ist es, wenn es mir gelingt, ihm den Frieden zu erhalten. Dem Herzog stand als jüngerer Rivale der Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen gegenüber, der in den Revolutionskriegen mit Glück und Ehren gefochten, seine eigene Begabung vielleicht überschätzte, sich in seiner Unterordnung unter den Herzog nicht behaglich fühlte und durch eine widerspruchsvolle und eigenwillige Haltung gegenüber dem Oberbefehlshaber nicht selten verdarb, was er mit seinem Talent und seiner Erfahrung dem Ganzen hätte nützen können. Dieser Widerspruch stammte weniger von ihm selbst als von einem Manne, dessen Einflusse er sich völlig hingab, dessen Einfälle er gern wie seine eigenen Ideen ausmünzte. Es war der Oberst Massenbach, dem die competentesten Beurtheiler Geist, Phantasie, Thätigkeit nicht bestritten, an dem sie aber Tact, sicheres Urtheil, Klarheit und Consequenz, namentlich wo es die Ausführung galt, völlig vermißten*). Er hatte das Gepräge eines rastlosen Plannachers, eines raisonnirenden Talentes, das gern die Miene des Alles überschauenden Genies annimmt, und war zugleich der eigentliche Repräsentant der gelehrt und tiefsinnig klingenden Generalstabsweisheit jener Tage, die wir früher mit den Worten eines ausgezeichneten preußischen Militärschriftstellers gezeichnet haben. Dabei war er von dem Wahne betäubt, Preußens Heil sei allein in einer Verbindung mit Napoleon zu suchen, stand also nicht mit dem Herzen bei diesem Kriege; wie seine spätere Schriftstellerei beweist, fehlte ihm auch die rechte Pietät und Anhänglichkeit an den Staat, der sein zweites Vaterland geworden war. In diesem Zwiespalt widerstrebender Persönlichkeiten ging dann vollends alle Einheit des Oberbefehls verloren; ausgezeichnete Kräfte, die auch im leitenden Hauptquartiere vorhan-

*) Außer der Charakteristik nach Clausewitz, die Höpfner I. 152 gibt, findet sich namentlich bei dem General v. d. Marwitz („Aus dem Nachlasse ꝛc. Berlin 1852. I. 140 ff.) eine anschauliche Schilderung Massenbachs. Ebendas. II. 58 f. über Hohenlohe. Vgl. auch Müffling „Aus meinem Leben" S. 7 f. über die Persönlichkeiten des Hauptquartiers.

den waren, wie Scharnhorſt, der Chef des Generalſtabes beim Herzog, erlangten nicht die Bedeutung, die ihnen gebührte.

Am 24. und 25. September fand im Hauptquartier eine Berathung ſtatt, der außer dem König und dem Herzog die angeſehenſten Officiere aus des Königs Umgebung und aus dem Generalſtabe beiwohnten; das Ergebniß war die Annahme eines Angriffsplanes, den der Herzog vorgeſchlagen hatte. Noch waltete die Hoffnung vor, man könne den Feind, bevor er ſchlagfertig und vereinigt ſei, überraſchen und durch eine geſchickte Offenſive, die zudem allein den Traditionen und der Lage der preußiſchen Armee zu entſprechen ſchien, ſeiner Ueberlegenheit einen Vortheil abgewinnen. Der Plan war daher, mit entſcheidender Uebermacht unerwartet auf die franzöſiſchen Linien zu fallen und ſie in ihrer Mitte zu durchbrechen, bevor ſie ſich in ganzer Stärke ſammeln könnten. Zu dem Zwecke ſollte zur Rechten Rüchel durch Demonſtrationen den Feind täuſchen, bis über Fulda vorgehen und den Schein erwecken, als ſei er die Avantgarde der Hauptarmee, die nach dem untern Main und Rhein vordringen wolle; zur Linken hatte ſich Tauenzien mit einem kleinen Corps bei Hof aufzuſtellen und durch Bewegungen gegen Nürnberg und Amberg hin die Aufmerkſamkeit des Feindes zu beſchäftigen. Durch dieſe Demonſtrationen gedeckt, wäre dann die Hauptarmee am 2. October aus ihren Stellungen an der Saale aufgebrochen, um vereinigt mit dem Hohenlohe'ſchen Corps über den thüringer Wald und die Werra vorzugehen und je nach den Nachrichten, die man vom Feinde empfing, in der Richtung auf Schweinfurt oder auf Bamberg den Feind aufzuſuchen. Auch jetzt freilich, wie dieſer Angriffsplan gefaßt ward, war man noch nicht über die diplomatiſirende Halbheit hinweg und beſchloß, die Feindſeligkeiten nicht vor dem 8. October zu beginnen, weil an dieſem Tage noch eine Antwort Napoleons erwartet wurde. Bis dahin konnte ſich allerdings Manches geändert haben. Schon gleich nachdem man ſich über den Plan geeinigt, trafen ſichere Nachrichten über die Bewegungen des Feindes in Franken, ſeine Concentrirung gegen den Main hin im Hauptquartier zu Naumburg ein; bald erfuhr man die Ankunft Napoleons am Rhein, und mit welcher Eile die Garden nach dem Kriegsſchauplatze befördert wurden. Es ward daher beſchloſſen, die Bewegungen noch etwas früher zu beginnen und ſchon am 1. October aus den Stellungen an der Saale nach dem Thüringer Walde und der Werra aufzubrechen.

Der neue Operationsplan war im Gange, und die indeſſen eingetroffene Botſchaft, daß Napoleon nach Würzburg komme und ſich dort und an der fränkiſchen Saale anſehnliche Streitkräfte ſammelten, hatte ſeine Durchführung nicht geſtört, als plötzlich neue Eindrücke auf die unentſchloſſene Seele des Urhebers herüberwirkten. Es kamen ihm, vielleicht durch Lucchesini*), die ir-

*) So verſichert Maſſenbach in den Denkwürdigkeiten II. 1. 66 f. Lucchesini II. 117 f. ſtellt es in Abrede. Wir geſtehen, daß es uns ſchwer wird, zwiſchen der

rigen Nachrichten zu, Napoleon werde hinter der fränkiſchen Saale den Angriff abwarten: denn er wünſche den Krieg nicht und wolle am wenigſten als der angreifende Theil erſcheinen. Der Herzog, von Anfang an ohne rechtes Vertrauen in dieſen Krieg und im Stillen immer von dem Wunſche beherrſcht, man könne den ungleichen Kampf vermeiden, mag unter dem Eindrucke der trügeriſchen Botſchaft doch noch einmal der Hoffnung einer friedlichen Löſung nachgegeben haben. In jedem Falle verlor er die Luſt zu ſeinem Angriffsplane, und wie es ſeine unentſchloſſene Natur mit ſich brachte, ſchob er nun gern die Verantwortlichkeit von ſich und fing von Neuem an, hinter weitläufigen Conferenzberathungen ſeine Verlegenheiten zu verbergen. So ward denn ſeit dem 4. October in dem neuen Hauptquartiere zu Erfurt wieder Rath geflogen, was zu thun ſei. Der Herzog fragte Hohenlohe und Maſſenbach um Rath, von denen er wußte, daß ſie ſeinen Angriffsplan nie gebilligt und nur mit Widerſtreben an der Vollziehung Theil genommen hatten. Während die Einen meinten, man ſolle vorläufig in Thüringen zwiſchen Eiſenach, Weimar, Camburg eine abwartende Stellung einnehmen, die Anderen eine Recognoscirung zu verſuchen vorſchlugen, verfocht der Hohenlohe'ſche Generalſtab, namentlich Maſſenbach, eifrig die Anſicht, die Franzoſen würden durch das Baireuth'ſche in Sachſen vordringen und die preußiſche Armee links umgehen, weshalb man auf's rechte Saalufer hinüberrücken und im Baireuth'ſchen ſich zur Offenſive concentriren müſſe. Was an dieſer Meinung Richtiges war, dem iſt, wie es ſcheint, durch die verworrene Art, wie Maſſenbach ſie verfocht, die überzeugende Kraft benommen worden. Wenigſtens fand der in dieſer Lage zutreffende Rath Scharnhorſts: es komme im Kriege weniger darauf an, was man thue, als daß es mit gehöriger Einheit und Kraft geſchehe, man ſolle darum Maſſenbachs Vorſchlag annehmen, ihn aber auch ohne Verzug und mit größter Anſtrengung durchführen, den Beifall des Kriegsrathes nicht. Aus dem Gewirre verſchiedener Meinungen ging dann der bezeichnende Entſchluß hervor — eine große Recognoscirung vorzunehmen*). Man wird dabei an das Wort von Clauſewitz erinnert, der die Recognoscirungen als einen Act der Verlegenheit bezeichnet, zu dem man dann gewöhnlich greife, wenn es an Unternehmungsgeiſt fehlt, und man doch

---

Glaubwürdigkeit der beiden Zeugen eine Entſcheidung zu treffen. Uebrigens zeugt auch Haugwitz diesmal gegen Lucheſini, ſ. Fragment des mémoires inédits S. 41 ff. Glaubwürdig wird die Sache durch Müffling, der a. a. O. S. 16 verſichert: Noch klingt es in meinen Ohren, wie Lucheſini nach ſeiner Ankunft aus Paris im königl. Hauptquartier Naumburg auf des Herzogs Frage über Napoleons Abſichten ihm erwiederte: Monseigneur — il ne sera jamais l'agresseur, jamais, jamais. Eine innere Zufriedenheit überzog bei dieſen Worten das Geſicht des Herzogs.

*) Müffling S. 18. 19. gibt eine anſchauliche Schilderung ſolcher Conferenzen. Phull hatte wohl Recht, wenn er ausrief: „Was ſoll aus einem ſo verwünſchten Meinungspikenik herauskommen?"

des Scheines halber etwas thun wolle*). So schien es auch der König anzusehen, denn er verwarf den Plan und fand es nachher genügend, daß ein Hauptmann es unternahm, die Stellungen des Feindes zu recognoseiren. Am 6. endlich, nachdem kostbare Zeit verloren und Verwirrung genug angerichtet war, beschloß man doch, zwischen Gotha, Erfurt und an der Saale solche Stellungen zu nehmen, die es leicht machten, den früher von Massenbach verfochtenen Linksabmarsch auszuführen. „Ich habe beschlossen, schrieb der König am 7. October an Rüchel, die Armee zwischen Gotha, Erfurt und Weimar in eine solche concentrirte Stellung zu bringen, daß man die Truppen an einem Tage versammeln kann. Ich habe dabei als Grundsatz angenommen: dem uns auf dem linken Flügel umgehenden Feinde mit der Hauptarmee und dem Hohenlohe'schen Corps vereinigt entgegen zu gehen und selbigen anzugreifen, wobei sich aber unmöglich die Zeit, wann, und der Ort, wo dies stattfinden könnte, im Voraus bestimmen läßt. Während dieser Bewegung bleibt jedoch nichts übrig, als unsern rechten Flügel, das Rüchel'sche Corps, so lange zu refüsiren, bis nach einem auf dem linken Flügel geschehenen Schlage derselbe wieder degagirt werden könnte"**).

Während man zu Erfurt berieth, war Napoleon (6. October) in Bamberg angekommen und traf seine Anstalten, die preußische Armee zu umgehen. Lannes und Augereau, also der linke Flügel, so war die Anordnung, sollten (7. u. 8. October) über den Main gehen und sich gegen Coburg wenden, Murat bei Kronach eintreffen, Davoust und die Garden sich ebendahin ziehen, Bernadotte die Richtung auf Saalburg und Lobenstein einschlagen, also das Centrum in der Stärke von 80—90,000 Mann auf der Leipziger Straße vordringen. Auf der Rechten sollte Soult am 7. von Baireuth aufbrechen, am 9. sich Hof nähern, Ney ihm etwa einen halben Tagemarsch folgen.

In Bamberg erhielt Napoleon (7. October) das preußische Ultimatum und ein Schreiben Friedrich Wilhelms III., zwei Actenstücke, die Knobelsdorff zu seiner lebhaften Ueberraschung erst nach des Kaisers Abreise erhalten hatte, und die nun von Talleyrand nachgesendet wurden. Das Ultimatum verlangte in trockenem Tone die unverzügliche Räumung Süddeutschlands von den Franzosen, die ungehinderte Zulassung des norddeutschen Bundes und die Schlichtung der noch übrigen streitigen Interessen, wobei vor Allem Wesel an Berg, die drei westfälischen Abteien an Preußen zurückgestellt werden sollten. Auf diese Forderungen, hieß es, erwarte der König bis zum 8. October die Antwort. So wunderlich bei so viel Verzagtheit so viel Trotz erscheinen mag, wir haben aus den Berathungen des Hauptquartiers ersehen, daß man sich jetzt in der That Hoffnung machte, diese vierundzwanzigstündige

*) Clausewitz' hinterlassene Werke. V. 125.

**) S. Höpfner a. a. O. I. 218 f.

Friſt, die man Napoleon und ſeinen 200,000 Mann ſtellte, werde von Erfolg ſein!

Napoleon beantwortete das Ultimatum mit höhniſchem Uebermuthe und im Tone der Wachtſtube: „Man gibt uns, ſchrieb er an Berthier, ein Rendezvous auf den 8. October; ein Franzoſe läßt nie auf ſich warten. Man ſagt aber, eine ſchöne Königin wolle Zeuge ſein bei den Kämpfen, gut, wir wollen artig ſein und ohne Aufenthalt nach Sachſen marſchiren.“ Den Brief des Königs, der allerdings auch nach Anſicht der Freunde Preußens zu weitſchweifig und in einem unpaſſenden Tone gehalten war*), nannte er in ſeinem erſten Bulletin „ein ſchlechtes Pamphlet, wie ſie das engliſche Miniſterium für fünfhundert Pfund jährlich verfertigen laſſe.“ Darin kündigte ſich der Ton des Bulletins von 1806 an. Schon das erſte enthielt eine ganze Blumenleſe ſolcher Rohheiten und führte auch bereits jenen Federkrieg gegen die Königin Luiſe, deſſen ſich der letzte franzöſiſche Soldat hätte ſchämen müſſen. Die Königin war als Amazone geſchildert, wie ſie zu Pferde ſaß und in Dragoneruniform den Kriegsbrand ſchürte! Man wußte in der That nicht, worüber man mehr erſtaunen ſollte: über den Mangel jedes ritterlichen Zuges in dem Kaiſer, oder über die „große“ Nation ſelber, die ſich mit ſo platten Gaſſenwitzen regaliren ließ!

Der gleiche Ton vermeſſenſten Uebermuthes, aber zugleich geſchickt berechnet auf die Stimmungen der Armee, ſprach aus der Proclamation, die er am 6. October in Bamberg aus Heer erließ. „Sie wollen, hieß es darin, daß wir beim Anblick ihrer Armee Deutſchland räumen! die Unſinnigen!!! .... Soldaten, es iſt Keiner unter Euch, der auf einem anderen Wege als dem der Ehre nach Frankreich zurückkehren möchte. Nur unter Triumphbogen dürfen wir dahin zurückkommen. Sollen wir darum den Jahreszeiten, Meeren, Wüſten getrotzt, das vereinigte Europa beſiegt, unſern Ruhm von Oſt nach Weſt getragen haben, um wie Ueberläufer in unſer Vaterland zurückzukehren, damit man ſagen kann, der franzöſiſche Adler ſei bei dem Anblick der preußiſchen Armeen erſchreckt entflohen?“

Das war die Stimmung, von der man im preußiſchen Hauptquartier noch bis zuletzt eine nachgiebige Antwort erwartete. Dem König blieb darnach nichts übrig, als ſich auf den äußerſten Kampf zu rüſten und in einer ſchlichten, warmen Anſprache an Volk und Heer auf das hinzuweiſen, was auf dem Spiele ſtand. Sieben Jahre ſpäter hat er in einem berühmten Aufrufe den rechten Ton angeſchlagen, der zu dem Herzen drang; auch jetzt hätte die kurze und einfache Anrede aus der Feder von Gentz genügt, die der König erließ. Aber die Staatsmänner, die Preußen ſo tief herabgebracht, wollten, wie es ſchien, ihm keine Demüthigung erſparen. Am 9. October erſchien zu Erfurt

*) S. Gentz in dem Tagebuch II. 235. Napoleon beantwortete ihn erſt zwei Tage vor der Schlacht bei Jena.

ein Manifest, das, von Lombard verfaßt und durch Gentz wenigstens von den ärgsten Taktlosigkeiten gereinigt*), die undankbare Aufgabe übernahm, durch einen Rückblick auf die Vergangenheit die eigene Politik zu rechtfertigen. Darin war den Franzosen bis auf das Consulat und die Revolution zurück, ein so reiches Register ihrer Sünden vorgehalten, daß man mit Recht fragen mußte: wie konnte Preußen gegen dieses Frankreich eine so lange Reihe unwürdiger Nachgiebigkeiten üben? Zugleich rühmte sich in dem Manifest die preußische Politik ihrer Nachgiebigkeiten und Freundschaftsdienste gegen den fremden Zwingherrn, in demselben Athem, wo sie ihn auf's heftigste anklagte. Es war, wie englische Blätter bitter sagten, die Sprache einer Verführten, die ihrem Verführer alle Schwachheiten vorwirft, die sie für ihn gehabt hat. Der Eindruck mußte nach beiden Seiten gleich übel sein; Napoleons korsische Rachsucht ward durch die Vorwürfe aufs Aeußerste gesteigert und die Achtung der übrigen Welt durch die Bekenntnisse, womit man die Anklagen würzte, nicht gewonnen.

Die Nachrichten der letzten Tage ließen kaum eine Täuschung mehr zu über die Stärke und Richtung der feindlichen Massen; man beschloß daher (8. October) im Hauptquartier, seine Stellungen enger zusammenzuziehen. Die Hauptarmee war zwischen Gotha, Erfurt und Weimar vereinigt, Rüchels und Blüchers Truppen sollten sich ebenfalls Gotha und Erfurt nähern, Tauenzien sich zum Hohenlohe'schen Corps zurückziehen, die Reserve unter Eugen von Württemberg von Magdeburg gegen Halle und, je nach den Umständen, noch näher heranrücken. Im Hohenlohe'schen Hauptquartier war man freilich jetzt nur noch eifriger der Meinung, daß allein ein rascher Uebergang über die Saale heilsam wirken könne, und folgte mit sichtbarem Widerstreben den neuen Anordnungen. Es zog den Fürsten und seinen Rathgeber Massenbach immer nach dem rechten Ufer, während im Hauptquartier die Concentrirung auf dem linken verfügt ward, und die wiederholte Weisung des Herzogs, daß er sich nahe bei der Hauptarmee halten und jedenfalls den Flußübergang nicht beginnen solle, ehe es mit der ganzen Macht geschehe, hinderte nicht, daß der Fürst leise Abweichungen wenigstens versuchte, gleichsam als hoffe er durch diese eigenmächtigen Bewegungen die übrige Armee in seine Richtung mit hineinzuziehen.

Das gemischte Corps unter Tauenzien, das bei Hof stand und sich mit

*) S. Gentz Tagebuch II. 237 ff. Das Manifest selbst in den Europ. Annalen 1806. IV. 107 ff. Zur Geschichte der zu Erfurt ausgearbeiteten Actenstücke finden sich bei Gentz a. a. O. 264 f. 285 ff. charakteristische Notizen. Als Beitrag zur Signatur der Zeit verdient auch eine Proclamation Friedrichs von Württemberg Erwähnung, die er damals gegen Preußen erließ (Europ. Annal. IV. 125). Dieser würdige Trabant Bonaparte's hat auch einen Censor gestraft, weil er die Schmähungen gegen Königin Luise gestrichen hatte. S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege I. 399.

Hohenlohe vereinigen sollte, war am 8. October vor dem Andrange der Franzosen unter kleinen Plänkeleien gegen Schleiz zurückgewichen, bestand dort am andern Morgen ein Gefecht, das anfangs nicht ungünstig verlief, mußte sich indessen vor dem überlegenen Gegner gegen Auma zurückziehen und konnte nicht hindern, daß die Nachhut, die den Rückzug deckte, in ein nachtheiliges Gefecht verwickelt ward, das trotz alles tapferen Widerstandes, namentlich der Reiterei, gegen 600 Mann kostete. Die Franzosen hatten sich an diesem Tage (9. October) mit ihrem rechten Flügel, Soult und Ney, Hof genähert; ihr Centrum stand theils auf den Straßen gegen Auma und Neustadt, theils bei Lobenstein und Ebersdorf; auf ihrer Linken hatte Lannes die Vorposten der Hohenlohe'schen Avantgarde, die unter Prinz Louis stand, zurückgeschoben und war angewiesen, wenn sich Augereau mit ihm vereinigt habe, Saalfeld anzugreifen.

Saalfeld war durch seine Magazine von Bedeutung; auch schien es bedenklich, in einem Augenblicke, wo vielleicht der Uebergang der Preußen auf das rechte Saaluser stattfand, dem Feind diesen Punkt zu überlassen, von wo er sich rasch zwischen die preußischen Colonnen auf den beiden Ufern des Flusses hineindrängen konnte. Den Prinzen reizte natürlich der Gedanke, den Feind von Saalfeld zurückzuwerfen, dann über den Fluß zu gehen und auch die jenseits über Schleiz vordringenden Franzosen zu schlagen. Es war vielleicht keine glückliche Wahl, einem Prinzen, dessen Stellung ihm mehr Eigenmacht gab und dessen Persönlichkeit sich auf den eigenen tapferen Muth und die Verwegenheit des Angriffes zu leicht verließ, die Führung dieser Vorhut zu übergeben, die etwa 8000 Mann größtentheils sächsischer Truppen zählte und im Saalthale vorgeschoben war. Er schien es nach seinen Berichten an den Herzog für keine zu gefährliche Aufgabe zu halten, das Defilee bei Saalfeld zu behaupten und so, wie er meinte, dem Hohenlohe'schen Corps wie seiner eigenen Avantgarde den ungestörten Uebergang auf's rechte Ufer zu sichern. Es ist darnach unzweifelhaft, daß der Prinz noch nicht wußte, was dem Fürsten Hohenlohe zu seinem und Massenbachs Verdruß anbefohlen war: den Uebergang aufzuschieben, bis er mit der ganzen Armee vereinigt geschehen könne. Er war schon bei Saalfeld (10. October) mit dem Feinde zusammengestoßen, als ihm ein Befehl des Fürsten überbracht ward, in seinen Stellungen zu bleiben und nicht anzugreifen. Aber Hohenlohe durfte kaum für seine Befehle strengeren Gehorsam fordern, als er ihn selber denen des Herzogs erwies. Ungefähr um 10 Uhr Morgens hatten die Vorposten des Feindes angegriffen; es war der größte Theil des Lannes'schen Corps, das sich näherte, den Truppen des Prinzen um mehr als die Hälfte überlegen und durch seine Stellung wie seine Zahl in den Stand gesetzt, den Gegner zugleich in der Front anzugreifen und seine Flanke zu umgehen. Zwar ließ höchstens die leichte Beweglichkeit, nicht die Tapferkeit der Truppen etwas zu wünschen übrig, aber es waren alle Vortheile zu sehr auf der feindlichen Seite, als

daß die Fortsetzung des Kampfes räthlich erschien. Die Umgebung des Prinzen erklärte sich für den Rückzug, er selber mochte sich allmälig überzeugen, daß es, um einer Niederlage zu entgehen, keinen anderen Ausweg mehr gebe. Schon waren an mehreren Stellen seine Leute zurückgedrängt, als ein neuer Reiteraugriff in Unordnung zurückgeworfen ward: vergebens suchte der Prinz die Flüchtigen zum Stehen zu bringen, er ward nur mit in den verworrenen Knäuel der Reiter hineingerissen und mußte daran denken, sich selber vor dem nachdrängenden Feinde zu retten. Sein Pferd blieb aber beim Uebersetzen über einen Gartenzaun mit dem Fuße hängen; ein französischer Quartiermeister vom 10. Husarenregiment, Nameus Guindet, holte ihn ein und versetzte ihm einen Hieb auf den Hinterkopf; wie er auf die Aufforderung, sich zu ergeben, sich zur Wehr setzte, traf ihn der Gegner mit einem tödtlichen Stich in die Brust. In wenig Minnten war er verschieden; schon drängte der Feind von allen Seiten nach, vergebens suchten die Adjutanten des Prinzen wenigstens den Leichnam den feindlichen Händen zu entreißen.

Gegen 1800 Mann, 33 Geschütze und fast das ganze Gepäck hatte der Kampf gekostet; viel schwerer als dieser Verlust wog der moralische Eindruck des unglücklichen Tages. Es war der erste ernstere Kampf mit dem Feinde, und dieser war durch eine Niederlage und ein schmerzliches Opfer bezeichnet. Man konnte die Fehler des gefallenen Fürsten mit aller Strenge messen und doch den Tod in einem Augenblicke tief beklagen, wo Preußen mehr als je so tapferer und entschlossener Männer bedurfte, wie Louis Ferdinand war. Darum machte die Katastrophe von Saalfeld allerwärts den niederschlagenden Eindruck, als sei sie ein Schicksalszeichen für den Ausgang des ganzen Krieges.

Am fühlbarsten war die Wirkung im Hauptquartier, wo es so tragischer Eindrücke nicht bedurfte, um die Rathlosigkeit und Entmuthigung auf's Höchste zu steigern. Gentz hat uns in seinem Tagebuch die Zustände in Erfurt mit plastischer Lebendigkeit geschildert. Es ist schwer zu sagen, was darin die trostloseren Empfindungen weckt: die unschlüssige Schwäche des Herzogs, oder die frivole Pfiffigkeit der Minister, der klägliche Ton, den der Feldherr anschlug, oder die schalen Erbärmlichkeiten, womit auch jetzt noch Haugwitz und seine Freunde die kostbare Zeit ausfüllten. Wir haben aus Früherem gesehen, wie sie auch in diesem Augenblick die große Politik Preußens, namentlich die Beziehungen zu England und Rußland, nicht anders betrieben als vorher. Die Berathungen über Proclamationen, die Niemand mehr las, über die plötzliche Ankunft des französischen Gesandten Laforest, über ein Siegesbulletin, das nach der ersten Nachricht über das Vorpostengefecht bei Schleiz Haugwitz in die Welt schicken wollte, fügten zum Unwürdigen auch noch das Lächerliche. Wie nun das erste Unglück eingetreten war, schlug das leichtfertige Selbstvertrauen in volle Hoffnungslosigkeit um; die militärischen Gegner des Herzogs klagten nun ungescheut ihn der Unfähigkeit an, und unter

den Officieren wurden Stimmen laut, die zeigten, daß auch der alte Geist strengen Gehorsams vom Heere gewichen sei*). Aus dem Hohenlohe'schen Lager kamen dringende Rathschläge, entweder rasch eine concentrirte Stellung zu beziehen oder dem Feinde voran an die Elbe zu eilen; im Hauptquartier selbst tauchte noch einmal der Gedanke auf, auf das rechte Saalufer überzugehen, der Herzog bestand aber darauf, daß eine allgemeine Concentrirung bei Weimar erfolge, Hohenlohe sich bei Jena zusammenziehe, und in diesem Sinne waren auch die Befehle gegeben, die am Abend des 10. Octobers aus dem neuen Hauptquartiere in Blankenhayn ausgefertigt wurden.

Während Napoleon am 11. October sein Hauptquartier nach Auma verlegte, Davoust, Bernadotte und Murat über Auma hinaus bis auf Gera vorrückten, Ney bei Schleiz, Soult schon zwischen Schleiz und Gera stand, Lannes Neustadt, Augereau Saalfeld erreichte, schlug der Fürst Hohenlohe sein Hauptquartier in Jena auf und zog sein Armeecorps in dieser Stadt und der nächsten Umgebung zusammen. Die Truppen litten Mangel; die Umständlichkeit und Pedanterie bei dem Verpflegungswesen trugen die Schuld, daß die Soldaten das Brod erhielten, wenn es schon verschimmelt war, und den Pferden das Futter fehlte, während man die Hand nur auszustrecken brauchte, um ansehnliche Vorräthe zu gewinnen. Diese Noth und die Eindrücke der letzten Tage, namentlich des 10. Octobers, waren denn auch in der Haltung der Truppen wohl zu spüren. Ein blinder Lärm vom Heranrücken der Franzosen reichte hin, einen panischen Schreck in der Stadt zu verbreiten und die heillosesste Verwirrung zu veranlassen. Alles lief, drängte, versperrte sich selbst den Weg; die Soldaten warfen zum Theil ihre Waffen weg, die Knechte schnitten die Stränge ab und ritten mit den Pferden von den Kanonen und Munitionswagen weg, Geschütze wurden umgeworfen oder vernagelt, Gepäck geplündert, ein Theil der Bagage fuhr nach der verkehrten Seite hinweg und fiel dem Feinde später in die Hände. Ein Proviantrain ward mit von dem tollen Lärm erreicht und fuhr nach der falschen Richtung weg. Die Hauptarmee, an die jetzt Rüchel und Blücher dicht herangezogen worden und deren Avantgarde unter dem Herzog von Weimar sich anschickte, ihre nach Süden vorgeschobenen Stellungen auf dem Thüringer Walde zu verlassen, brach am 11. aus ihren Quartieren bei Tannroda, Kranichfeld und Blankenhayn auf und lagerte sich auf dem Plateau zwischen Weimar und Jena. So waren die Heere vereinigt und stießen so dicht auf einander, daß sie sich zum Theil aus ihren Lagerstätten verdrängten; aber der Feind hatte auch seine Umgebung vollendet und war im Begriff, schon gegen Naumburg und Leipzig hin zu streifen, ohne daß ihm ein preußischer Soldat dort den Weg verlegte. Napoleon gab seinem Centrum, dem Corps von Murat, Bernadotte und Davoust, die Bestimmung, über Zeitz nach Naumburg und Leipzig vorzu-

*) S. die Mittheilung bei Gentz II. 314 f.

rücken, während seine bisherige Rechte nun in die Stellung des Centrums einrückte, Soult und Ney sich gegen Gera, Lannes sich auf Jena wendete, Augereau ihm folgte. Am Mittag des 12. Octobers stieß Lannes schon kaum zwei Stunden von Jena mit den vorgeschobenen Posten der Preußen zusammen und drängte sie zurück, während Hohenlohe beschäftigt war, sein Heer auf den Höhen zwischen Jena und Weimar zu lagern. Im großen Hauptquartiere wußte man jetzt, daß der Feind durch das Saalthal herandringe und starke Massen bereits östlich standen, denen der Weg nach Sachsen offen lag; schon kamen Gerüchte, Naumburg sei von ihnen besetzt. Freilich stand die preußische Armee zum ersten Male ganz concentrirt und war durch die steilen Saalübergänge zwischen Jena und Naumburg von dieser Seite gedeckt; möglich, daß ein geschickt geleiteter Angriff auf den Feind den Preußen Gelegenheit gab, eine Schlacht unter so günstigen Umständen zu liefern, wie sie überhaupt in dieser Lage zu erreichen waren; aber der Herzog wollte das nicht wagen. Nur weil bis jetzt Alle sich an den Gedanken einer bevorstehenden Schlacht gewöhnt hatten, war er nach seiner Weise dem nicht geradezu entgegengetreten; wie aber jetzt die beunruhigenden Nachrichten kamen, trug er kein Bedenken mehr, seiner natürlichen Neigung zu folgen und der Schlacht auszuweichen. Der kundigste und unbefangenste Darsteller dieses Feldzugs*) will das nicht geradezu tadeln; bei dem erschütterten Vertrauen im Heere, der misvergnügten Widerspenstigkeit der Officiere, bei der schon um sich greifenden Sorge, durch die Besetzung von Naumburg umgangen und abgeschnitten zu sein, findet er es natürlich, daß der Herzog einem Entschlusse auswich, der die kühnste und kraftvollste Durchführung erfordere; unter den Umständen, wie sie waren, erscheint ihm der Weg, den der Herzog einschlug, noch als der zweckmäßigste. So ward denn beschlossen, nach der Unstrut abzuziehen, um dann dem Feinde zwischen der Saale und Elbe entgegenzugehen. Während die Hauptarmee diesen Marsch antrat, sollte Rüchel in deren bisherige Stellung bei Weimar sich ihm anschließen, Hohenlohe noch bei Jena stehen bleiben, Dornburg und Kamburg besetzen, der Hauptarmee während ihres Linksabmarsches die Flanke decken und ihr dann folgen. Der Erfolg dieses Planes hing freilich davon ab, daß man dem Feinde zuvorkam, und dazu war Raschheit der Ausführung nöthig; der Herzog, in seiner gewohnten Weise, mit Andern die Verantwortlichkeit zu theilen und Alle zu hören, versäumte aber wieder die kostbare Zeit mit unnützen Berathungen. Durch diese Verzögerung ist es dann dahin gekommen, daß die Armee, statt ungestört über die Unstrut zu ziehen, bei Auerstädt in einen unglücklichen Kampf verwickelt ward.

*) Höpfner a. a. O. I. 329 f.

Indeſſen war das Corps von Lannes näher herangekommen und beſetzte am Morgen des 13. October Jena; die preußiſchen Abtheilungen Tauenziens zogen ſich zurück. Eine kleine Strecke nördlich von der Stadt erhebt ſich der Landgrafenberg, der über das Saalthal einen umfaſſenden Umblick gewährt. Etwa eine Viertelſtunde weiter ſteigt ſargförmig ein zweiter Hügel auf, der Windknollen; es iſt die dominirende Höhe, die nicht nur nach Süden die weiteſte Umſchau eröffnet, ſondern auch zur Seite die beiden Thalſchluchten des Mühlthals und Rauhthals beherrſcht. Hinter dieſer Höhe breitet ſich die Hochebene aus, auf welcher die Schlacht bei Jena geſchlagen worden iſt.

Noch am Vormittag des 13. Octobers erreichte der Feind, den Preußen auf dem Fuße folgend, dieſe Höhen; die leichten Truppen von Lannes erkletterten die Berglehne, das Gros ſtieg durch das Mühlthal auf, den Landgrafenberg zu umgehen. Durch den Beſitz dieſer Höhen beherrſchte der Feind das Saalthal und die von dort heraufführenden Wege; zugleich vermochte er da den größten Theil der preußiſchen Aufſtellung zu überſchauen. Es war darum nicht die Meinung der Preußen, ihm ſo wohlfeil dieſe Punkte zu überlaſſen; man war entſchloſſen, Tauenziens ſchwache Aufſtellung zu unterſtützen, um die Franzoſen anzugreifen. Die Truppen waren in der beſten Stimmung; eine Reiberei mit den Sachſen abgerechnet, die durch die ungeſchickte Verpflegung verſchuldet war, ließ die Zuverſicht der Mannſchaft nichts zu wünſchen übrig.

Jubelnd rückten die Truppen aus; Alle ergriff ein frohes Gefühl, daß endlich ſtatt des troſtloſen Hinhaltens die Stunde der Entſcheidung nahte. Da kam Maſſenbach vom Herzog zurück, der ihn zu den Berathungen hatte rufen laſſen, und brachte die neue Dispoſition des Abmarſches nach der Unſtrut, deſſen Flanke Hohenlohe zu decken hatte. Der Fürſt, fügte Maſſenbach mündlich als Befehl des Herzogs hinzu, ſolle den Feind durchaus nicht angreifen, und eine Ueberſchreitung dieſer Ordre werde die ſtrengſte Verantwortung nach ſich ziehen.

Es ſcheint, während man im Hohenlohe'ſchen Hauptquartiere ſich bis jetzt die Freiheit genommen, die Befehle des Herzogs etwas weit zu faſſen, verfiel man nun in den entgegengeſetzten Fehler, ſie zu eng und buchſtäblich zu nehmen. Der Befehl, nicht anzugreifen, durfte doch ſchwerlich den Sinn haben, den Feind ohne Widerſtand im Beſitz einer herrſchenden Poſition zu laſſen, während man in der Lage war, ihn unter günſtigen Umſtänden von dort wegzudrängen und dadurch den wichtigſten Zweck, die Flankendeckung der Hauptarmee, um ſo ſicherer zu erreichen. War Lannes von den Höhen wieder herabgeworfen, ſo gewann man erſt die Ueberſicht über die Stärke und Stellung des Feindes; ehe dann derſelbe am andern Morgen anſehnliche Kräfte auf der Höhe entfalten konnte, waren die Preußen im Stande, ihren Rückzug nach der Unſtrut ziemlich unbehelligt anzutreten. Aber der Angriff

unterblieb, die Franzosen setzten sich fest auf dem Landgrafenberge und dem Fürsten war die Verbindung mit dem Saalthale und die Einsicht in die Bewegungen des Feindes verloren gegangen. An diesem Tage war es auch, wo die Husaren einen Gefangenen einbrachten, der sich als den Kammerherrn von Montesquiou zu erkennen gab und verschiedene Botschaften, namentlich die Antwort Napoleons auf den Brief Friedrich Wilhelms III., zu überbringen hatte. Die Antwort gab im Tone des Lehrmeisters eine herbe Kritik der preußischen Staatskunst und bot, wie aus Großmuth und Menschenliebe, dem König an, diesen „unpolitischen Krieg" friedlich zu beendigen; unter welchen Bedingungen, war nicht gesagt, aber es ließ sich ungefähr denken. Die zum Kampf schon erhobenen Waffen konnte ein Brief nicht mehr zurückhalten, von dem es an sich schon zweifeln ließ, wie weit er ernstlich gemeint war.

Die Hauptarmee mit dem König selbst war indessen nach Auerstädt aufgebrochen; der Plan des Herzogs war noch immer, ohne Schlacht zwischen Freiburg und Lauchau den Uebergang über die Unstrut zu suchen. Zwar waren Kösen und Naumburg schon vom Feinde besetzt, allein er hielt es nur für ein kleines Corps, das den weiteren Marsch nicht werde hindern können. „Bei der Bewegung der Armee des Königs, schrieb er noch am Abend des 13. an Fürst Hohenlohe, ist es von der äußersten Wichtigkeit, daß der Feind nicht über die Saale zwischen beide Armeen gehe. Die Besetzung der Uebergänge bei Dornburg und Kamburg, besonders mit Artillerie, ist daher von der größten Wichtigkeit."

Aber gerade diese beiden steilen Uebergänge waren dem Feind ohne Widerstand überlassen worden. Dadurch wurde die Verbindung Hohenlohe's mit der Hauptarmee bereits gefährdet, so wie er durch den Verlust des Landgrafenbergs die Einsicht in die Bewegungen des Feindes verloren hatte. Auch nicht die leiseste Besorgniß, daß es den andern Tag zur Schlacht kommen werde, regte sich in dem preußischen Feldherrn; er hatte sich ruhig in das ein paar Minuten weiter rückwärts gelegene Kapellendorf begeben und legte sich in der Ueberzeugung schlafen, daß die Masse des Feindes sich gegen Leipzig und Naumburg wende. Auch als noch in der Nacht die Botschaft eintraf, die Franzosen verstärkten ihre Stellung auf den Höhen und schafften Geschütze herauf, wich diese Zuversicht nicht; man hörte wohl die Aeußerung: die Kanonen, die man da hinauf bringe, müßten unfehlbar in preußische Hände fallen.

Wie ganz anders hatten die Franzosen die Gunst ihrer Lage benutzt! Als Lannes am Vormittag seine Vorhut hatte die Höhen ersteigen lassen, ahnte er noch nicht, daß er einem ansehnlichen Theil des preußischen Heeres gegenüber stand. Erst wie der Herbstnebel fiel, überschaute er die Stärke des Gegners. Mit gutem Grunde besorgt, daß man ihn nicht ruhig auf den Höhen lassen werde, sandte er an den Kaiser um Verstärkung; er werde, meinte er, wohl noch im Laufe des Tages angegriffen werden. Rasch traf

Napoleon die Anordnungen, um Ney, Soult und die Garden in kürzeſter Zeit bei Jena zu vereinigen, Murats und Augereaus Streitkräfte eben dahin zu dirigiren. Er ſelber eilte nach Jena, traf noch am Nachmittag auf dem Landgrafenberg ein und verbarg ſein Erſtaunen darüber nicht, daß die Preußen die Gunſt ihrer Stellung ſo wenig gebraucht und ſeinem Aufſteigen auf die dominirenden Höhen kein Hinderniß entgegengeſetzt hatten. Er verlor keinen Augenblick, die Fehler des Gegners zu nützen. Der Abend des 13. und ein Theil der Nacht wurde dazu verwandt, das Lannes'ſche Corps, die Garden und die Artillerie auf die Höhen zu bringen; er ließ die Aufgänge dazu ebnen und erweitern, war überall mit Rath und That behülflich und leitete mit der Fackel in der Hand die nächtliche Arbeit — indeß der preußiſche Feldherr in Kapellendorf ſorglos ſeine Nachtruhe hielt. Schon ſtanden ſich die beiden Linien ſo nahe, daß die preußiſchen Vorpoſten den Feind beim Wachtfeuer ſehen und ſprechen hören konnten; ja die Patrouillen meldeten wiederholt, daß man viel Bewegung drüben höre und ein Geräuſch, als bereite man die Wege, das Geſchütz heraufzuſchaffen. Aber es wurde auf preußiſcher Seite nichts vorgeſorgt, zur drohenden Schlacht gerüſtet zu ſein, oder ihr auszuweichen.

Indeſſen war Ney am Abend in Roda angelangt und ſeine Vorhut näherte ſich Jena, Soult und Augereau ſuchten in einem Nachtmarſche die Stadt zu erreichen; Murats Cavallerie ſtand zwiſchen Kamburg und Dornburg, Davouſt und Bernadotte befanden ſich in der Umgebung von Naumburg. Daß in der Nähe der Letzteren auch die preußiſche Hauptarmee lagerte, wußte Napoleon noch nicht; er glaubte die ganze Streitmacht auf den Höhen zwiſchen Jena und Weimar ſich gegenüber zu finden. Drum gab er noch ſpät am Abend an Davouſt den Befehl, gegen Apolda zu marſchiren und dem Feinde dort in den Rücken zu fallen.

Als der Morgen des 14. Octobers anbrach, gab Napoleon ſeine Dispoſition zur Schlacht; Augereau ſollte den linken Flügel bilden und ſeine erſten Colonnen im Mühlthale auf der Straße nach Weimar aufſtellen; Lannes befehligte das Centrum auf dem Plateau von Jena, er ſollte den Angriff beginnen, Ney in beſchleunigten Märſchen heraneilen und ſich an Lannes anſchließen, das Soult'ſche Corps durch das Rauhthal herankommen und den rechten Flügel der Schlachtlinie bilden. Vom Feinde unbemerkt traf er die letzten Vorbereitungen zum Angriff, deſſen Erfolg eine Anſprache an's Heer mit ſtolzer Zuverſicht verkündete. „Soldaten, ſagte er, die preußiſche Armee iſt abgeſchnitten wie die des Generals Mack zu Ulm heute vor einem Jahre. Dieſe Armee kämpft nur noch, um ſich durchzuſchlagen und ihre Verbindungen wieder zu gewinnen. Das Corps, das ſich durchbrechen läßt, entehrt ſich. Fürchtet dieſe berühmte Cavallerie nicht; ſetzt ihr geſchloſſene Quarree's und das Bajonnet entgegen."

Mochte auch der Sieg ſo unfehlbar noch nicht ſein, ſo war doch ſeine

Lage gewiß eine sehr günstige, ja sie war günstiger als er wußte. Es waren im Ganzen wenig über 36,000 Mann, denen er vorerst gegenüberstand, von denen Tauenzien gegen 8000 bei den nächsten Dörfern Closwitz und Lützeroda vereinigt hielt, Holzendorf mit beinahe 6000 Mann eine gute Strecke abwärts gegen Dornburg stand, der Rest unter dem Fürsten rückwärts zwischen Isserstädt und Kapellendorf lagerte. Konnte auch im Nothfall Rüchel mit 15,000 Mann von Weimar herbeieilen, so standen immer nur einige 50,000 Preußen und Sachsen gegen einen Feind, dessen Ueberlegenheit mit jeder Stunde wuchs, der den Vortheil des Terrains und der Ueberraschung für sich hatte, dem der Gegner seine Streitkräfte nur bruchstückweise und durch bedeutende Entfernungen getrennt entgegenführte.

So fiel die Wucht des ersten Angriffs zunächst auf Tauenzien, dessen kleines Corps, aus Sachsen und Preußen gemischt, sich am frühen Morgen vor den Dörfern Closwitz und Lützeroda aufstellte. Bald hinter der Anhöhe des Windknollen erblickt man die beiden Dörfer in beinahe gleich weiter Entfernung. Erst breitet sich die Ebene aus, dann senkt sich das Terrain in eine zum Theil feuchte Vertiefung; aus ihr steigt der mäßige Höhenzug empor, auf welchem die genannten Dörfer gelegen sind. Etwa um sechs Uhr stießen die Preußen dort mit den ersten Colonnen des Lannes'schen Corps zusammen; es entspann sich ein heftiges Feuer, in welchem sich Tauenzien eine Zeit lang gegen den an Zahl und Geschütz überlegenen Feind behauptete. Allmälig schied sich der Nebel, der in den frühen Morgenstunden die Umsicht gehindert, und nun erst überschauten die Franzosen, wie schwach der Gegner war, dem sie gegenüberstanden. Ihr Angriff ward sicherer und heftiger, und Tauenzien sah sich nach einem zweistündigen Widerstand von rühmlicher Ausdauer genöthigt, den Rückzug hinter die Dörfer anzutreten. Hier auf dem Dornberge suchte er das Gefecht von Neuem zum Stehen zu bringen, aber da die Truppen stark gelitten hatten und die Munition zu fehlen anfing, war der Rückzug nicht mehr abzuwenden. Er geschah nicht ohne Verlust, weil einzelne Abtheilungen, von der Hauptcolonne getrennt, unter ungünstigen Umständen verfolgt und zersprengt wurden; aber den Rest führte doch Tauenzien zwischen neun und zehn Uhr in guter Ordnung nach Vierzehnheiligen und Krippendorf zurück, wo er sich an die jetzt vorrückenden Colonnen des Fürsten anlehnen konnte.

Fürst Hohenlohe befand sich mit seinem Hauptquartier zu Kapellendorf noch in aller Ruhe, als am frühen Morgen die ersten Schüsse von Closwitz und Lützeroda her sich vernehmen ließen; auch jetzt noch glaubte er, es werde zu einem ernsthaften Gefechte nicht wohl kommen. Er hatte keine Ahnung, wie bitter sich die Versäumnisse vom vorigen Tage, des Aufgeben Kamburgs und Dornburgs, das Vernachlässigen des Landgrafenberges strafen würden, und daß ihn die Umstände jetzt nöthigen könnten, nachdem er am 13. ein kleines Gefecht in günstiger Lage nicht für erlaubt hielt, am 14. October

eine große Schlacht unter ungünstigen Umständen anzunehmen. Zögernd entschloß er sich, mit seinen Truppen Front zu machen gegen den Feind, dessen Feuer allmälig näher kam; bis seine Truppen, Grawert mit den Preußen in der Richtung auf Vierzehnheiligen, die Sachsen bei Isserstädt und auf der Schnecke in schlagfertiger Bewegung waren, hatte Tauenzien bereits seinen Rückzug antreten müssen. Nun erschien auch dem Fürsten der Kampf als unvermeidlich; er nahm seine Stellungen von der Schnecke über Isserstädt und Vierzehnheiligen, als eben Tauenzien hierher zurückwich*), und schickte an Rüchel, damit dieser von Weimar zur Unterstützung herbeieile. Aber auch die Franzosen erhielten bereits ihre Verstärkungen; schon trafen in diesem Augenblick die ersten Colonnen des Ney'schen Corps vor Vierzehnheiligen ein, indeß auf dem linken Flügel des Feindes Augereau sich näherte, zur Rechten die Spitze von Soult durch das Rauhthal die Höhen heraufstieg. Diese letzten Verstärkungen wandten sich zunächst gegen das kleine Corps, das unter General Holzendorf seitwärts bei Rödchen stand und sich ungefähr gleichzeitig mit Tauenziens vergeblichem Widerstand in ein ungleiches Gefecht verwickelt sah. Immer stärkere feindliche Massen schoben sich zwischen dies Corps und das Gros der Hohenlohe'schen Armee und drohten ihm die Verbindung mit demselben zu zerstören. Ein Versuch, sich gewaltsam den Weg zum Fürsten wieder zu öffnen, endete nicht glücklich, und kaum gelang es der Unerschrockenheit der Grenadiere, das durch einen mislungenen Reiterangriff in Verwirrung gebrachte Corps vor völliger Auflösung zu schützen. Doch war der Rückzug nicht mehr abzuwenden; vom Gros des Heeres getrennt und ohne Nachrichten aus dem Hauptquartier vermochte der Rest auf den übrigen Kampf keinen Einfluß mehr zu gewinnen, sondern zog sich am Nachmittag auf Apolda zurück.

Fast zur nämlichen Zeit, wo Holzendorf sich im hitzigsten Handgemenge befand, war auch der Fürst bei Vierzehnheiligen mit dem Feinde zusammengetroffen. Ney hatte mit seiner Avantgarde den Kampf begonnen und im ersten raschen Anlauf eine preußische Batterie genommen; dieselbe ward zwar wieder verloren, aber die Franzosen setzten sich im Dorfe fest und Lannes' Unterstützung machte sie stark genug, dem Andrange der Preußen zu widerstehen. Hier entspann sich denn um Vierzehnheiligen ein blutiger Kampf, in welchem die preußische Infanterie, trotz des heftigsten Feuers und der überlegenen Geschicklichkeit der feindlichen Tirailleure, sich ihres alten Ruhmes werth zeigte. Zwar gelang es ihr nicht, das Dorf selbst zu nehmen, aber die Franzosen sahen sich doch auf die Defensive beschränkt und erlitten nicht

*) Es standen 15 Bataillone und 39 Schwadronen unter Grawert bei Vierzehnheiligen, ihnen zur Rechten rückwärts 6 Bataillone, 3 Schwadronen, die er später näher heranzog; 10¼ Bataillone und 6 Schwadronen dehnten sich dann über Isserstädt bis zur Schnecke und dem Schwabhäuser Grunde hin aus.

unbedeutenden Verlust, so daß der Fürst einen Augenblick daran dachte, das Dorf mit dem Bajonnet zu nehmen, sich mit der Cavallerie auf den Feind zu werfen und damit, wie er glaubte, den Erfolg des Tages zu gewinnen. Die Nachricht von feindlichen Verstärkungen zu seiner Rechten und das ungewisse Schicksal Holzendorfs bewogen ihn, davon abzustehen und mit der Entscheidung zu warten bis Rüchel angelangt sei. Doch hielt er den Erfolg fast für sicher; es schien nur eines letzten Stoßes zu bedürfen.

Der Feind hatte sich indessen in kluger Defensive gehalten, um die Verstärkungen abzuwarten, auf die er zuverlässig rechnen durfte. Schon um Mittag näherte sich Augereau auf dem linken Flügel der Franzosen, drang nach Isserstädt und der Schnecke vor, um sich zwischen Hohenlohe und die Sachsen hereinzuschieben. Auf dem rechten Flügel hatte seit Holzendorfs Rückzug auch Soult freie Hand bekommen und begann die linke Flanke der Preußen zu bedrohen. Auch eine neue Division von Ney's Corps, die ersten Colonnen Murats und die Garden näherten sich allmälig Vierzehnheiligen. Es konnte nicht mehr lange dauern und die erschütterten preußischen Reihen hatten einen doppelt so starken Feind, der zum großen Theil frische Kräfte in den Kampf führte, sich gegenüber. Nur ein rascher Rückzug, so lange noch nicht die ganze Masse des Feindes eingetroffen war, und die Vereinigung mit Rüchel konnten das Heer vor einer vollständigen Niederlage schützen; auch die größte Tapferkeit reichte jetzt nicht mehr hin, die Katastrophe abzuwehren. Wohl hat es auch in dieser verhängnißvollen Stunde an edlen Proben heldenmüthigen Widerstandes nicht gefehlt und die preußische wie die sächsische Waffenehre ging unbefleckt aus dem Kampfe hervor, aber die unglückliche Folge einer Reihe von Misgriffen war nun durch den Muth der Einzelnen nicht mehr gut zu machen. Vergebens suchte Hohenlohe, dessen Tapferkeit sich nie glänzender bewährt, die Stellung zu halten, bis Rüchel kam; der gewaltige Andrang des Feindes umklammerte schon die beiden Flügel der preußischen Linie und die gelichteten Regimenter waren bald nicht mehr im Stande, dieser Wucht des Feindes und seinem mörderischen Feuer zu trotzen. Das reitende Geschütz war verloren, manche Bataillone hatten sich verschossen, indessen der Feind immer überlegener seine frischen Reiter in die wankenden Reihen hineinwarf. Es war bald nicht mehr möglich, dem Rückzug noch eine gewisse Haltung und die gleiche Richtung zu geben; er artete immer mehr in wilde Flucht aus.

In diesem Augenblick, etwa um 2 Uhr, traf Rüchel mit achtzehn Bataillonen und ebensoviel Schwadronen auf dem Schlachtfelde ein; es kamen ihm bei Kapellendorf schon die flüchtigen und zersprengten Haufen entgegen. Die Kräfte, die er mit sich führte, konnten drei Stunden früher bei Vierzehnheiligen vielleicht entscheidend wirken; jetzt wurden sie in das gemeinsame Schicksal der Niederlage rettungslos verflochten. Rüchel ließ zwei seiner Regimenter aus Kappellendorf gegen die feindliche Linie vorgehen; sie suchten trotz

des heftigen Kanonenfeuers im geordneten Schritt die nahen Höhen zu erreichen, warfen, obwol ihre Reihen sich immer gewaltiger lichteten, Rüchel selbst und viele Officiere verwundet wurden, die feindliche Reiterei zurück und drängten vor, aber der Feind ließ sie, schien es, nur näher herankommen, um sie dann mit der ganzen Gewalt seiner Ueberlegenheit zu überflügeln und zu erdrücken. Ein ganz kurzer, aber um so verlustvollerer Kampf brachte auch sie zum Weichen und verwickelte sie in die allgemeine Flucht. Was sich in der Verwirrung gegen Weimar hin rettete, schien sich dort anfangs zu sammeln und wieder zu ordnen; aber die Verfolgung durch feindliche Reiterei, in dem Augenblicke, wo der weitere Rückzug beginnen sollte, rief einen panischen Schrecken unter der kaum gesammelten Mannschaft hervor und es waren nur noch Trümmer der Armee, die sich nachher bei Schloß Vippach zusammenfanden. Die Abtheilung von etwa 10 Bataillonen und 6 Schwadronen (meistens Sachsen), die vereinzelt an der Schnecke zurückgeblieben war, konnte dem gemeinsamen Schicksal natürlich nicht entgehen; von allen Seiten mit Uebermacht angegriffen, wurde sie theils zersprengt, theils gefangen. Nur wenige Abtheilungen der Reiterei retteten sich nach Buttelstädt, wohin sich auch Tauenzien und Holzendorf geflüchtet hatten. Ein Theil der sächsischen Infanterie schlug von Weimar den Weg nach Cölleda ein, für die Trümmer der Grawert'schen Infanterie und viele Versprengte ward Erfurt ein Zufluchtsort.*)

Es hatte mit zu der verworrenen Leitung des letzten Rückzuges von Jena beigetragen, daß indessen die niederschlagende Botschaft kam, auch die Hauptarmee habe eine Niederlage erlitten. Sie war am 13. October in etwas verzögertem Marsche von Weimar aufgebrochen und kam erst spät am Abend in Auerstädt an. Daß man die ganze Masse in einer Colonne vorführte und zu spät von Weimar aufbrach, brachte einmal die ermüdeten Truppen erst später zur Ruhe und trug dazu bei, die Besetzung des Saalüberganges zu versäumen. Die Armee zählte drei Divisionen, unter dem Prinzen von Oranien, dem Grafen Wartensleben und dem Grafen Schmettau, jede von 11 Bataillonen und 15 Schwadronen; dazu kamen denn die 2 Reservedivisionen, die zusammen 18 Bataillone und 25 Schwadronen zählten, dann das Bataillon Weimarischer Jäger und Blücher mit seinem Husarenregiment, der von Rüchels Corps zur Führung der Avantgarde hierher berufen worden war. Es mochten im Ganzen 47—48,000 Mann sein, die sich am Abend bei

*) Wegen der Auflösung, die folgte, ist eine Angabe des gesammten Verlustes nicht möglich. Einen Maßstab geben die Angaben bei Höpfner I. 426, daß 30 preußische und 19 sächsische Officiere geblieben, 168 preußische und 95 sächsische Officiere verwundet worden sind. Der größte Theil der Artillerie war verloren. In dem halbstündigen Kampfe bei Kapellendorf hatte unter andern das Regiment Winning allein einen Verlust von 7 Officieren und 674 Mann an Todten und Verwundeten.

Auerstädt vereinigten. Der Herzog war noch immer der Ansicht, daß man ohne Aufenthalt den Marsch nach der Unstrut antreten müßte; bei Freiburg und Laucha sollte der Uebergang geschehen, Schuettau auf den Höhen bei Kösen die Bewegung decken. Großer Widerstand von feindlicher Seite wurde nicht erwartet. Man hatte so wenig Ahnung davon, daß ein ganzes französisches Armeecorps unter Davoust in der Nähe stand, als dieser daran dachte, dem preußischen Hauptheer bei Kösen zu begegnen. Davoust, der die drei Divisionen Friant, Morand, Gudin und drei Reiterregimenter, im Ganzen einige 30,000 Mann, unter sich vereinigte, sollte gegen Apolda marschiren, um dem Feinde bei Jena in den Rücken zu fallen, und Bernadotte, der sich gegen Dornburg gewendet, sollte ihn dabei unterstützen. Er suchte, wie er den Anmarsch der Preußen bemerkte, sich den Saalübergang bei Kösen zu sichern und ließ am frühen Morgen des 14. Octobers den steilen Thalrand des linken Ufers besetzen; hier wie bei Jena und Dornburg hatten die Preußen es versäumt, das Defilée dem Feinde vorwegzunehmen. Etwa um 6 Uhr Morgens begann der preußische Aufbruch von Auerstädt; es war die Stunde, wo sich hier wie bei Jena ein dichter Nebel herabsenkte und alle Aussicht auf die Stellung und Stärke des Feindes verhüllte. Die Division Schuettau und Blücher mit seiner Reiterabtheilung setzten sich in Bewegung, drängten kleine Cavallerietrupps des Feindes zurück, wurden aber, wie sie gegen Hassenhausen kamen, vom Feuer feindlicher Geschütze empfangen, das Vorsenden einer Batterie endete mit deren Verlust; von Blüchers Reiterei gedeckt, wich die Division zurück, Blücher selbst war fast unter die Feinde gerathen, er hatte im Nebel eine Linie gesehen, die er für eine Hecke ansah und die sich als die nur 50 Schritt entfernte Linie des feindlichen Fußvolkes auswies. In der That hatte die Division Gudin schon das Defilée zwischen Hassenhausen und Kösen besetzt und harrte der Ankunft der übrigen Abtheilungen des Armeecorps. Da ein zweiter Versuch nicht besser glückte und die Division Friant sich schon näherte, beschloß man, die Division Wartensleben abzuwarten. Hier, wo man die Gewißheit schöpfte, nicht mit einem kleinen Corps, sondern mit einer feindlichen Armee zusammenzutreffen, hätte es eines festen Schlachtplanes mit dem Gebrauch aller Kräfte bedurft: ein stufenweises Heranziehen und Aufbrauchen der einzelnen Colonnen konnte nur mit der Niederlage enden. Der Anmarsch von Auerstädt her ging langsam von Statten; bald auf einen engen Weg zusammengepfropft, durch einen Bach, der durch eine schmale Brücke oder eine Furth passirt ward, aufgehalten, bisweilen durch Reiterei getrennt und durchschnitten, auch wohl durch Pedanterie und Ungeschick verzögert, konnten die übrigen Divisionen nur langsam und stückweise bei Hassenhausen eintreffen. Die Hülfe war aber um so dringender, als auch ein Angriff Blüchers mislungen war. Er hatte mit seiner kleinen Reiterabtheilung, zwei Kürassierregimentern, einigen Dragonerschwadronen und einer reitenden Batterie, Hassenhausen zur Rechten gelassen

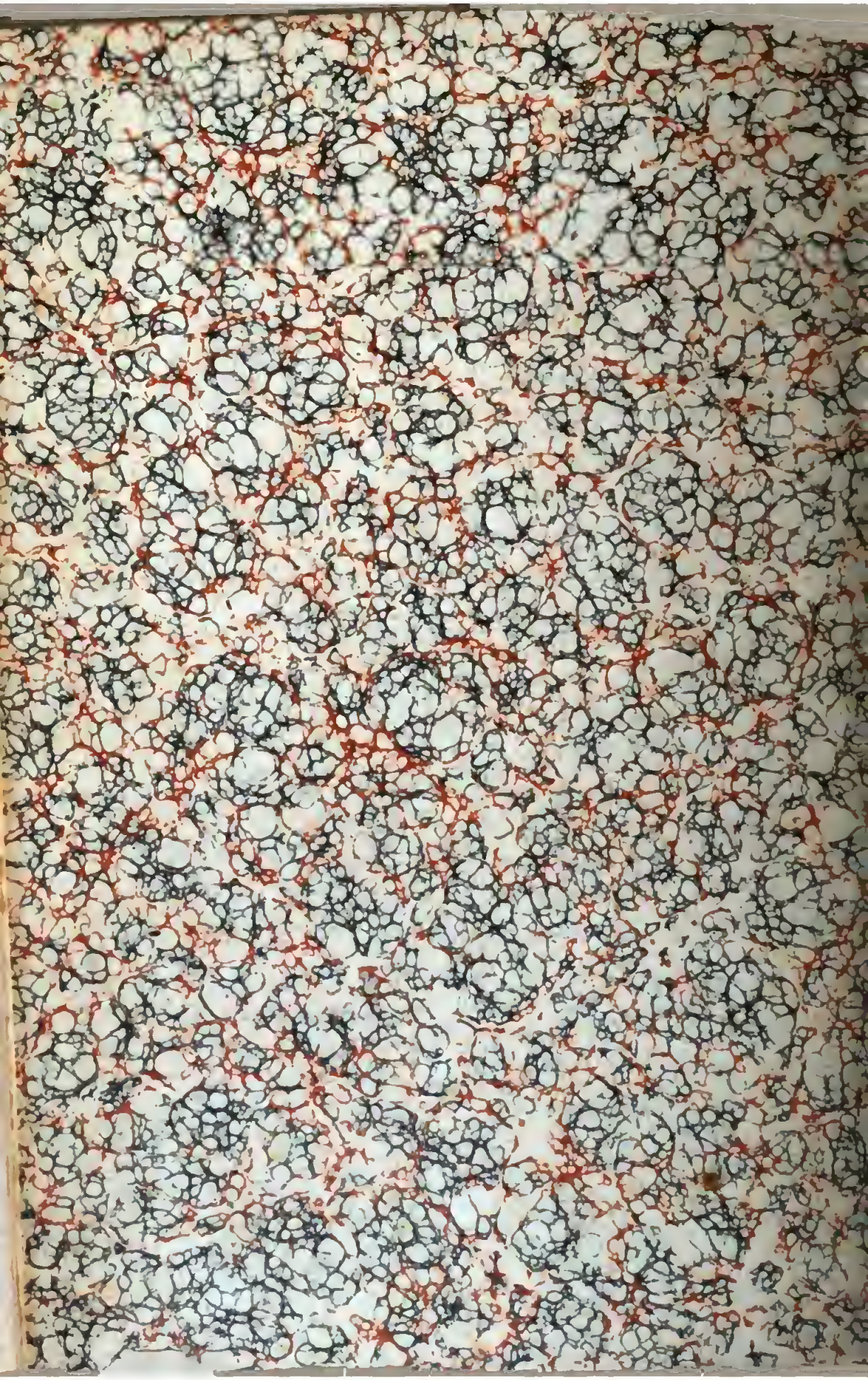
und suchte dem rechten Flügel des Feindes in die Flanke zu kommen. Er scheiterte an dem hartnäckigen Widerstande der französischen Infanterie, die ihn in Quarrée's empfing; zudem geriethen seine Reiter in Verwirrung, als sie aus Versehen in die Schußlinie der eigenen Batterie geriethen, ihm selbst wurde sein Pferd erschossen, und vergeblich bemühte er sich, indem er eine Standarte ergriff, die Flüchtigen zum Stehen zu bringen, sie waren nicht zu halten. Es war ungefähr um dieselbe Zeit, nach acht Uhr, wo die Division Friant die feindlichen Reihen verstärkte.

Etwas später traf die erwartete Division Wartensleben ein. Rasch schritt sie mit der Schmettau's vereint zum Angriff und drängte den Feind nach Hassenhausen und in die nahen Hohlwege zurück. Der Besitz dieses Ortes entschied nun über den Ausgang der Schlacht; wurden die Franzosen herausgedrängt, so war, zumal bei ihrer geringen Cavallerie, ihre Flucht über die Saale kaum abzuwenden. Um das Dorf entspann sich darum ein heftiger und verlustreicher Kampf; es wollte den Preußen nicht gelingen, das Dorf zu nehmen, dagegen lichteten sich ihre Reihen bedeutend, unter dem andauernden Feuer des Feindes, der gedeckt stand. In diesem entscheidenden Moment ward der Herzog durch eine Kugel getroffen, die ihm von der rechten Seite des Kopfes zur linken drang und ihm die Sehkraft beider Augen raubte. Nicht lange darauf erhielt auch Schmettau, der schon leicht blessirt war, eine tödtliche Wunde; Wartensleben wurde das Pferd unterm Leibe erschossen. Es fehlte nun an jedem einheitlichen Oberbefehl; jeder einzelne Führer, jeder Flügeladjutant traf Anordnungen, führte die Reiter schwadronenweise vor und verbrauchte einzeln die Kraft, welche die Entscheidung bringen konnte. Einen Moment schien es noch zu gelingen; durch einen tapferen Reiterangriff ermuthigt, drangen die Divisionen von Neuem vor, umfaßten das Dorf auf beiden Seiten, drangen bis hinein, waren aber mit ihren geschwächten Colonnen nicht im Stande, weiter vorzugehen, zumal die Division Friant anfing, sie vom rechten feindlichen Flügel aus zu umgehen. Dringend ward nach der Division Oranien um Verstärkung geschickt. Sie näherte sich, aber auch die dritte Division Davousts, von Morand geführt, war im Anmarsch auf Hassenhausen und bedrohte den rechten Flügel der Preußen. Diese hofften sie mit der immer noch überlegenen, wenn auch in einzelne Stücke zerrissenen Reiterei zurückzuwerfen; Prinz Wilhelm übernahm, von Knesebeck veranlaßt, die Führung der gesammelten Schwadronen, aber die wiederholten Angriffe wurden von der frischen Infanterie standhaft abgeschlagen, der Prinz selbst verwundet. Allmälig wichen jetzt, auf ihre Flanken entblößt, zur Linken von Friant, zur Rechten von Morand bedroht, die beiden Divisionen Schmettau und Wartensleben; noch kurze Zeit ergänzte die Division Oranien die Lücken in ihren Reihen und suchte den Kampf zu halten, indeß die Ueberlegenheit des Feindes wuchs. Schon drohte die Ueberflügelung durch Friant und Morand; die Truppen, immer stückweise gegen überlegene Stellungen in den

Kampf geführt, hatten furchtbar gelitten, die Munition fing an zu fehlen und unter den Officieren hatte der Tod gewaltig aufgeräumt. Die Preußen zählten 47 Officiere, die gefallen, 221, die verwundet waren; von der Infanterie, die bei Hassenhausen gefochten, war fast die Hälfte todt oder verwundet. Auch der Feind zählte freilich 7000 Mann Verlust und unter ihnen 270 Officiere. So entschloß man sich zum Rückzuge auf Weimar; noch war zwar über ein Dutzend frischer Bataillone übrig, aber es fehlte der Entschluß, das Aeußerste zu wagen. In besserer Ordnung, als die bei Jena geschlagene Armee, gelangten die Reste des Heeres bis gegen Buttelstädt; erst hier, wo man die Trümmer der anderen Truppen fand, begann die innere Auflösung, die Hohenlohe's Corps schon ergriffen, ihre ansteckende Wirkung zu üben.

Nicht die beiden Armeen allein waren am 14. October geschlagen worden; die ganze alte Monarchie war gesprengt. Die unerhörte Uebergabe der Festungen, die Selbstauflösung der Armee, die Ohnmacht des Beamtenthums, die Apathie des Volkes, die trostlose Niedergeschlagenheit der Besseren, der schamlose Hohn und Abfall des Trosses, der sich der neuen Sonne zuwandte, der empörende Uebermuth des Siegers — diese Eindrücke alle folgten jetzt in entsetzlicher Raschheit auf einander; ihre Bitterkeit überholte selbst die erschütternde Botschaft der Niederlage des alten Heeres. Es bedurfte so gewaltiger Prüfungen, um ein neues Leben über den Trümmern dieser Monarchie heraufzuführen; nur eine Katastrophe wie diese vermochte den faulen Stoff auszutreiben und Alles, was von gutem und gesundem noch vorhanden war, zur letzten verzweifelten Anstrengung zu vereinigen. Noch war der Kelch der Demüthigung am 14. October nicht bis zur Hefe geleert, aber die Lüge einer geträumten Macht, in der man sich bewegt, war nun zerstoben, die prahlende Selbsttäuschung der Vergangenheit vernichtet, die Frivolität und Liederlichkeit der Gesinnung entweder niedergeworfen oder dem Gegner ins Lager gejagt; Zorn, Scham, Ehrgefühl aller der Menschen, deren Sinn sich über das Gemeine erhob, wurden durch diese beispiellose Prüfung des Geschickes zum Leben geweckt. Es war der erste Keim einer besseren Zeit, der sich mitten in der chaotischen Auflösung der alten Dinge aus den Gemüthern aller Bessern zu entfalten begann.

Diese Empfindung reichte über die Gränzen Preußens hinaus. Wo noch deutsche Scham und patriotische Empfindung lebte, fing man jetzt erst an, das unermeßliche Elend des Vaterlandes zu überschauen; der letzte Trug selbstgemachten Trostes war verschwunden, auch die Geduldigsten konnten sich nun mit dem faulen Grunde nicht mehr beruhigen: es könnte ja noch viel schlimmer werden! Seit auch die Monarchie Friedrichs des Großen in Schmach untergegangen war, war das Bitterste für Deutschland erfüllt. Die Nation selber mußte jetzt zeigen, ob sie ihrer Fortdauer werth war.

563370

Berlin, Druck von W. Pormetter.